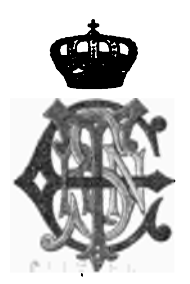

Aus meinem Leben
und
aus meiner Zeit.


CHRISTO ET ECCLESIAE ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG SIGILLUM
VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY





Aus meinem Leben

und aus meiner Zeit.

Von

Ernst II.

Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Dritter Band.

Erste bis Sechste Auflage.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Bessersche Buchhandlung.)

1889.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Inhalt des III. Bandes.

Zehntes Buch.

An der

Schwelle des großen Jahrzehents.

Erstes Capitel.

Allgemeine Lage Europas.

Das Jahr 1859 endigte unter dem Eindrucke eines Friedensschlusses, welcher kaum seines Gleichen in der neuern Geschichte hat. In Zürich hatte eine nicht allzu gewissenhafte Diplomatie einen Vertrag ins Leben gerufen, in welchem jede einzelne Bestimmung im geraden Widerspruche sowohl gegen damals bereits vollendete Thatsachen, wie gegen die Absichten der meisten Mächte stand. Es war, als ob man die Welt amtlich überzeugen wollte, daß jetzt das, was man bisher unter dem ehrwürdigen Namen des Völkerrechts begriff, nichts wäre, als eine Taschenspielerei des Gewalthabers an der Seine. Um die Unwahrheit der Festsetzungen des Züricher Friedens einigermaßen zu verhüllen, wurde die Lösung der italienischen Frage einem allgemeinen europäischen Congreß vorbehalten, zu welchem Oesterreich und Frankreich gemeinschaftlich die Großmächte auffordern sollten, ohne daß man sich jedoch über den Zeitpunkt vereinigen konnte.

Unterdeß überraschte Napoleon die auf die Einladung zum Congreß harrenden Mächte noch vor dem Neujahr 1860 mit der berühmt gewordenen Broschüre: Der Papst und der Congreß. In derselben wurde die Nothwendigkeit des Bestandes des Kirchenstaates für die Sicherheit der katholischen Kirche und ihres Oberhauptes zum ersten Mal officiell in Abrede gestellt und die Absicht zu erkennen gegeben, den weltlichen Besitz des Papstes künftig auf Rom zu beschränken.

In den politischen Kreisen Englands und Deutschlands erblickte man in dieser neuen napoleonischen Erklärung hauptsächlich einen Beweis dafür, daß man in Paris den Janustempel noch nicht für geschlossen ansehen wolle, und in den regierenden Häusern empfand man fast aller Orten die neue Beunruhigung sehr unangenehm. Die öffentliche Stimmung drückte sich vielleicht am sachlichsten in einem Briefe meines Oheims an mich aus, welcher zugleich für dessen Denkungsweise höchst bezeichnend war. König Leopold schrieb am 4. Januar 1860:

„Mein theuerer Ernst! Alles ist bedeutend in der Schwebe. Die Broschüre le pape et le congrès läßt sich durch eine vernünftige Politik nicht erklären,

und kann selbst auf einen unterwürfigen Congreß nur als embarras wirken. Es haben diese sonderbaren Publicationen bis jetzt dem Louis Napoleon und den Geschäften nur bedeutend geschadet, und doch kehrt er immer zu ihnen zurück. Die Fonds sind gefallen und die Geschäfte stocken, was man doch in Frankreich nicht gern sieht. Die Hauptsache bleibt, so lange wie möglich neue große Kriege zu vermeiden, und bei der wenigen Fähigkeit, die bis jetzt ist entwickelt worden, auf das Schicksal zu hoffen, welches ja doch auch zu Zeiten die Sachen nicht übel führt. In Deutschland bleibt zu wünschen, daß man nicht immer nur mit Gezänk sich beschäftige. Ohne eine gute Fronte im französischen Sinne des Wortes glaube ich, daß die Deutschen ganz formidable Schläge bekommen werden. Besser sie vermeiden jetzt alles und zeigen sich hübsch unterwürfig!

Hoffentlich finden Dich diese Zeilen wohl und zufrieden. Ich lebe hier in großer Einsamkeit, da die jungen Herrschaften in der Stadt sind, wo ich nicht gern wohne. Mit der Bitte um Fortdauer der treuen Freundschaft bleibe ich mit herzlicher Liebe ꝛc.

Leopold."

Ich antwortete meinem Oheim mit einigen Variationen des Themas, welches er angeschlagen hatte, glaubte aber die Consequenzen der bestehenden Verhältnisse Europas etwas rückhaltloser bezeichnen zu sollen:

„. . . stimme vollkommen überein, daß die Politik nach den alten Formen verständig in den Motiven und logisch in den Folgerungen nicht diejenige ist, die aus den Tuilerien uns aufgetischt wird. Wir haben einen antiken Tyrannen vor uns, erzogen durch das Leben, erfüllt von einer Menge kosmopolitischer Ansichten des 19. Jahrhunderts, dem eine Macht zu Gebote steht, wie wohl noch nie einem Herrscher in Europa, wie nicht einmal so unumschränkt seinem Onkel."

„Ihm gegenüber steht das alte Europa baufällig und bis in seine Grundvesten erschüttert; in England keine Kron- und eigentlich auch keine Volksherrschaft, in Wien bemüht man sich den Zeitgeist bei den Beinen festzuhalten. In Rußland sehen wir große Reformen begonnen, ohne daß man dort wie anderswo weiß, wohin sie führen; in Preußen unendlich viel guter Wille, aber gar kein festes Princip und Mangel an Einsicht und Energie; das übrige Deutschland zerfallen und zerklüftet, sowohl auf seinen Thronen wie im Volke. Dein Rath ist also nicht der schlimmste: hübsch unterthänig dürften wir schon sein!"

„Zu einem neuen großen Kriege fehlt zwar der Anlaß nicht, die allgemeine Schwäche der übrigen Staaten aber muß ihn vor der Hand unmöglich machen.

Eine engere Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich ist bei den obwaltenden Verhältnissen ebenso unmöglich wie ein officieller Bruch; zu beiden gehört eben das, was an beiden Orten fehlt. So zankt und kneift man sich im Stillen, während Napoleon ruhig Länder vertheilt und nach seinem Gutdünken unter Angabe der abenteuerlichsten Motive die Regeneration des kranken europäischen Körpers sich zur Aufgabe stellt. Proclamationen, Broschüren und Zeitungsartikel müssen dann ebensowohl seine eigenen Minister wie Europa überraschen und kundgeben, was in dem Hirn des allein allmächtigen Herrschers für gut befunden wird. Ich komme immer wieder zu dem zurück, was ich schon so oft behauptete: Wenn man diesen Mann und sein fest centralisirtes Reich nicht stürzen kann oder will, thut man noch am klügsten, lieber mit ihm zu gehen. Man fährt dabei sicher am wenigsten schlecht."

„Mit dem Gezänke in Frankfurt am Bundestage, resp. mit speziell preußischen oder hannöverschen Zuständen will ich Dich nicht langweilen. Wir können beide nichts dazu oder davon thun; sich aber als Amüsement damit zu beschäftigen, wäre zu viel verlangt.

Gotha, den 25. Januar 1860. Ernst."

Inzwischen war man über die eigentlichen Intentionen des französischen Kaisers mehr und mehr aufgeklärt worden. Aus der Erörterung der großen principiellen Gesichtspunkte löste sich allmählich der eigentliche Kern der Frage ab, welche sich zu der ersehnten Vergrößerung Frankreichs zuspitzen sollte. In Pariser Finanzkreisen hatte man diese praktische Seite der litterarisch diplomatischen Action des Kaisers zuerst erkannt und wahrgenommen. Man schrieb mir anfangs als eine Vermuthung, bald nachher mit voller Gewißheit, daß der ganze Gewittersturm, der gegen den Papst aufgethürmt worden sei, nur den Zweck gehabt hätte, den im Züricher Frieden zugestandenen Congreß unmöglich zu machen und durch ein besonderes Abkommen mit Italien die Annexion von Nizza und Savoyen herbeizuführen. Indem sich Napoleon gegen die Restaurationen in Mittel-Italien erklärte, gab er sich den Anschein einer Nachgiebigkeit gegen die englische Politik. Indem er Oesterreich im Besitze von Venedig erhalten wollte, verwies er Piemont auf den Besitz von Mittelitalien und gewährte gleichzeitig seinen Franzosen die erste „Rectification der Grenzen": „alle guten Dinge — schrieb mir ein Bekannter aus Paris — müssen einen Anfang haben." „Was hätte der Congreß dazu gesagt?"

Da zum Neujahr in der Armee die Classe von 1853 nicht entlassen worden war, so glaubte Publicum und Börse, daß die neuen Napoleonischen Entwürfe ohne Krieg nicht durchzuführen sein würden, und man war beunruhigt und voll Unzufriedenheit. Auch fehlte es nicht an Anzeichen, daß die revolutionäre



Propaganda in London und in der Schweiz den Augenblick gekommen erachtete, um dem alten Europa einen neuen Stoß zu versetzen. Nur war es ungewiß, ob sich die Thätigkeit der Emigration mehr gegen Oesterreich und Deutschland, oder gegen den Kirchenstaat und Neapel richten werde.

In Oesterreich setzte man seine Hoffnungen zum großen Theil auf die Wirkungen, welche die napoleonisch-revolutionäre Politik bei den großen nördlichen Höfen zu üben begann. Man meinte, der Prinz-Regent von Preußen und der Kaiser von Rußland könnten sich nicht mehr länger der Einsicht verschließen, daß eine Coalition des friedlichen und monarchisch gesinnten Europas unerläßlich sein werde. Depeschen aus Wien versicherten mich, daß man dort, während das auswärtige Amt noch in kleinen Streitigkeiten mit dem preußischen Cabinet über deutsche Reformfragen verharrte, bereits daran arbeite, von Hof zu Hof eine Verständigung im Sinne einer conservativen Politik herbeizuführen.

Hermann Orges, welcher seit dem Jahre 1848 jetzt zum ersten Male wieder in Berlin auftreten durfte, war am preußischen Hofe nicht ungünstig aufgenommen worden und sondirte das Terrain auch in Rußland. Er wurde vom Kaiser von Oesterreich in Wien empfangen und behauptete in Berichten, die er mir durch Herrn von Meyern sandte, er sei an den höchsten Stellen überall dem Wunsche begegnet, die alten Allianzen gegen Frankreich wieder herzustellen. In Berlin wie in Wien war man bei allen häuslich deutschen Differenzen doch von dem peinlichen Gefühl der Schwäche und Isolirung gegenüber dem gewaltigen Manne an der Seine auf das Aeußerste bedrückt und sehnte sich mit verborgenem Schmerz nach den Zeiten des Kaisers Franz und des Königs Friedrich Wilhelm III. zurück.

Aeußerlich hatte Oesterreich die Beziehungen zum französischen Kaiserreich so gut wie möglich wieder herzustellen gesucht und fand in der Person des Fürsten Metternich eine hierzu ausgezeichnet befähigte Persönlichkeit. Derselbe erfuhr durch seine gewinnende Erscheinung am Hofe der Tuilerien zum Erstaunen mancher weniger glücklichen Diplomaten die größten Auszeichnungen.

Indessen hatte der ruhelose Kaiser der Franzosen im Januar wieder ein neues Projekt auf die Bahn gebracht, welches Oesterreich zum großen Verdruß gereichte und nur zu deutlich bewies, daß zwischen der Staatsauffassung des modernen Caesars und den alten Monarchien auch nicht die leiseste Gemeinschaft denkbar war. Man machte den Vorschlag, Oesterreich solle Venedig an Italien verkaufen, eine Vorstellung, die für eine große legitime Dynastie nur widerlich und unehrenhaft erscheinen konnte. So hielt man die Sache anfangs für ein Manoeuver, um Zwietracht zu säen. Aber schon am 30. Januar erhielt ich von Paris die bestimmteste Versicherung, daß die Broschüre „L'affranchissement de la Vénetie" unter denselben Auspicien erscheine, welche le Pape et le congrès

zu Theil geworden waren, und daß der neuen Arbeit die gleiche officielle Bedeutung zuzuschreiben sei: „La nouvelle déjà annoncée au sujet de la cession de la Vénetie par l'Autriche, moyennant une indemnité pécuniaire, circule de nouveau avec une certaine persistance."

Ich hatte von Anfang an meinen Bekannten in Paris die Versicherung gegeben, daß Oesterreich sich niemals und unter keinen Umständen auf einen Handel solcher Art einlassen werde, und die Ereignisse der folgenden Jahre haben meine Ansicht nur zu sehr bestätigt. Die empfindlichste Bedrückung für die österreichische Politik lag indessen im Beginne des Jahres 1860 darin, daß das englische Cabinet es war, welches die neue Phase der Umgestaltung der italienischen Verhältnisse mit einer, man möchte fast sagen, verletzenden Offenheit begünstigte. Der Kaiser der Franzosen hatte durch seine plötzliche Schwenkung zum Freihandelssystem Lord Palmerstons schwankende Popularität befestigt. Der edle Lord erwiderte diese Gefälligkeit durch die rücksichtslosesten Vorschläge in Betreff der Ordnung der italienischen Wirren. In einer Depesche vom 14. Januar empfahl das englische Cabinet in Wien, Paris und Turin gleichzeitig vier Punkte, von denen jeder einzelne bestimmt zu sein schien, die savoyischen Annexionsprojekte Louis Napoleons zu fördern und zu rechtfertigen: „1. Festhaltung des Princips der Nichtintervention. 2. Zurückziehung aller fremden Truppen aus Italien. 3. Ueberlassung der freien Selbstbestimmung an die mittelitalienischen Staaten in Betreff der Wahl ihrer Regierung, dergestalt, daß auch die vollständige Annexion an Sardinien nicht gehindert wird, wenn die Bevölkerungen sie wollen. 4. Gänzliches Absehen von der in den früheren Friedensstipulationen projektirten Conföderation und insbesondere Herauslassung von Venetien aus aller politischen Verbindung mit den übrigen italienischen Staaten." Oesterreich erklärte sich officiell mit den Punkten 2 und 4 einverstanden, bemerkte aber ad 3, daß es an den Stipulationen von Villafranca und Zürich festhalte.

Natürlich hätte eine solche Abweisung nur dann einen Erfolg haben können, wenn man in Preußen und Rußland Verbündete gegen die französisch-englisch-italienischen Tendenzen gefunden hätte. Aber mit allen Bemühungen, über den Köpfen der Diplomaten und Minister zu einer Verständigung zu gelangen, waren die Monarchen persönlich um keinen Schritt weiter gekommen. Man versicherte sich gegenseitig des guten Willens und des Wunsches, den unerträglichen Umsturz von Europa aufzuhalten, aber in der Sache wagte oder vermochte man keine Mittel dagegen zu finden und alle hohen Correspondenzen blieben Harmonien der Sphären, welche die praktische Welt nicht erreichen konnten.

In England, wo mein Bruder von dem Spiele der Palmerstonschen

Cabinets-Politik keineswegs erbaut war, konnte die Congreßidee schon deshalb keinen Vertheidiger finden, weil man wußte, daß der Papst sich mit Oesterreich über ein Projekt geeinigt hatte, wonach der alte reactionäre Zustand in der Form einer Conföderation aufrecht erhalten geblieben wäre.

Mein Bruder schrieb noch im November 1859 sehr gereizt über die Palmerstonsche Politik: „Wir bringen die meiste Zeit mit Aerger und einem höchst unangenehmen Federkriege mit dem Premier und Auswärtigen zu, die cause commune, um in Italien den Freiheitskrieg wieder anzufachen und Frankreich sein Wort an Oesterreich brechen zu machen und Stänkereien aller möglichen Art anzuschüren. Ihre Mittel, unter der Hand Dinge zu thun, die sie öffentlich nicht durchsetzen können, sind endlos, und hat man den Einen gepackt, so ist der Andere wieder durchgegangen. Dies beunruhigt mich auch für Deutschland, denn Gefühle und Handlungsweise der beiden Leute sind ganz die von 1848—50: Freiheit und Nationalität für Italien, Ungarn, Polen, Griechenland 2c., keine für Holstein, Deutschland; Oesterreich heraus aus Italien to be stronger in Germany; Intimität mit L. N.; Erhaltung der Despotie in Frankreich 2c." . . .

Wenige Wochen später aber war mein Bruder in Folge seiner Nachrichten über die Pläne, welche der Papst mit Oesterreich zusammen über die italienische Conföderation ausgedacht haben sollte, ganz in das andere Lager hinübergeworfen worden: „Der politische Horizont, schrieb er am 30. December, sieht nicht erfreulich aus. Wir erfahren eben das zwischen dem Papste und Oesterreich abgemachte Programm für den Congreß: Anerkennung der Rechte der Herzöge, darauf gewaltsame Wiedereinsetzung derselben, wenn sich die Leute nicht fügen; Italienischer Bund nach Modell des Deutschen; Neapel, Rom und Sardinien mit drei Stimmen jedes; Oesterreich und Toskana mit zwei, Parma und Modena mit einer. Dies gäbe Oesterreich und dem Papste 12 Stimmen gegen die drei Sardinischen; Einführung gleichmäßiger Verfassungen nach dem Muster der jetzigen französischen, in die sich Sardinien zu fügen haben soll. Man kann den Unsinn nicht weiter treiben. Die Indignation von England würde es zur bewaffneten Opposition vereint mit Frankreich führen; ein für Deutschland höchst gefährlicher Schritt! — Nimm das Pamphlet „le Pape et le congrès", das hier allgemein den größten Beifall gefunden, aber in Frankreich die ganze Priestersippe in den furchtbarsten Aufruhr gebracht hat. Confusione grande, sagen die Italiener, und unter solchen Umständen soll man auf ein glückliches neues Jahr hoffen! Das Beste am Hoffen ist immer, daß es nichts schaden kann."

Es war fraglich, ob die Mittheilungen, welche, wie man aus dem Voranstehenden ersieht, in England Mißvergnügen verursacht hatten, echt gewesen,

oder aus dem französisch-sardinischen Lager gekommen waren, um das Wasser zu trüben. Jedenfalls hatte das Fallenlassen der Congreßidee und die hervortretende Annexionslust Louis Napoleons meinen Bruder zu harten Anklagen gegen Palmerston bestimmt. Seiner moralischen Weltanschauung in Sachen der Politik konnte nichts größeren Schmerz bereiten, als die Wahrnehmung, daß in unseren Tagen ein ohne rechtliche Basis betriebener Länderschacher möglich sei, wie man dergleichen schon im vorigen Jahrhundert tadelnswerth fand. Albert besann sich nicht, das schwerste Verdammungsurtheil über die Vergrößerungssucht des französischen Kaiserreichs auszusprechen: „Moralisch leidet jeder ehrliche Mensch bei dem anscheinenden Triumphe der Schurkerei. Frankreich zieht wieder allen möglichen Gewinn von Palmerstons Freundschaft und seines kleinen Collegen sentimentaler Hoffnung, den Namen Russell durch Verfechten der Principien von 1688 im Jahre 1860 nochmals zu illustriren, wobei ihm nicht einfällt, daß eine Analogie der Verhältnisse die erste Vorbedingung wäre."

„Das Material, welches der Kaiser in seiner unumschränkten Gewalt, seinem Carbonarismus, seinem volksthümlichen Ursprung, seinem napoleonischen Namen, in der Kenntniß der Schwächen seines Volkes, in der ungeheuern Armee, in den unerschöpflichen Geldmitteln, in dem elastischen Gewissen und in dem alleinigen Besitze der Presse in Frankreich für seine Zwecke besitzt, ist ungeheuer."

Als Prinz Albert diese Worte schrieb, hatte das Annexions-Projekt bereits einen großen Vorsprung vor allen übrigen Vorschlägen zur Lösung der mittelitalienischen Angelegenheiten erlangt. Zwar leugnete Lord Russell noch Ende Februar im englischen Parlament die Tendenzen Napoleons; er versicherte, von der Weisheit des Kaisers erwarten zu können, daß die Einverleibung der südlichen Grenzgebiete unterbleiben werde, um so mehr, da eine solche nach seiner Ansicht nicht zur Stärkung, sondern zur Schwächung Frankreichs gereichen müßte; allein schon am 2. März erklärte Cavour in einer Note an den sardinischen Gesandten in Paris seine vorläufige rückhaltlose Zustimmung zur Abtretung von Savoyen und Nizza. Unmittelbar darauf folgten die Volksabstimmungen in Toskana und in der Emilia, welche den Besitz dieser Länder mit ungeheuerster Majorität Sardinien zuerkannten.

In Paris hatte der Kaiser eine damals wenig beachtete Schwierigkeit zu überwinden, indem sich die Gegensätze in seiner Familie durch die neue Lösung der italienischen Frage wesentlich verstärkten. Das Mißvergnügen des Prinzen Napoleon und seiner Gemahlin war nicht gering darüber, daß sich kein Thron für die jüngere Linie der Bonapartes eröffnete. Sollte die Imitation des

ersten Kaiserreichs nur dem kaiserlichen Vetter und seiner Nachkommenschaft und nicht auch den andern Bonapartes zu Gute kommen?

Bei dieser Entzweiung der Familie brachten die harten Worte, welche eben damals im englischen Parlament aus Anlaß der Discussion des Handelsvertrags gegen den Kaiser der Franzosen gefallen waren, in den Tuilerien einen doppelt empfindlichen Eindruck hervor, und es kam bei einem Hoffeste zu einem öffentlichen Scandal zwischen Louis Napoleon und Lord Cowley. Da der russische Gesandte die gereizte Unterhaltung angehört hatte, so hielten ängstliche Gemüther in verschiedenen Cabinetten Europas einen völligen Bruch zwischen Frankreich und England wegen der savoyischen Frage für nahe bevorstehend.

Man kennt jetzt die bezüglichen Vorgänge aus den Depeschen Cowleys selbst, welche im Leben des Prinzen Albert von Martin mitgetheilt worden sind. Hinzuzufügen wäre nur, daß Napoleon damals körperlich leidend war und kurz zuvor einen schweren Anfall seiner Krankheit überstanden hatte, welcher dem Publicum sorgfältig verheimlicht worden war.

Der befürchtete Bruch zwischen Frankreich und England war aber um so weniger ernstlich eingetreten, als sich Oesterreich jetzt plötzlich der Annexionslust Napoleons geneigter zeigte und dem Kaiser Napoleon, selbst Sardinien gegenüber, die Wege ebnete. Rußland hatte ebenfalls gegen Frankreichs Vergrößerung nichts einzuwenden und so blieb Preußen allein in der schlimmen Lage, die Auslassungen der französischen Zeitungen über die „Herstellung der natürlichen Grenzen“ als eine Bedrohung seines eigenen Staatsgebietes ansehen zu müssen.

Man suchte in Berlin aus dem persönlichen Meinungsaustausch zwischen dem Prinz-Regenten und meinem Bruder einige Beruhigung zu gewinnen, aber nichts war sonderbarer, als die Differenzen, welche sofort in den Anschauungen Englands und Preußens zu Tage traten. Denn in allen Dingen, wo Preußen Sympathien zeigte, hatte England Antipathien und umgekehrt, nur die tobende Sprache gegen die Person des französischen Selbstherrschers, gemischt mit einer gleichen Dosis von Befürchtungen, bildete einen Vereinigungspunkt in der Correspondenz zwischen meinem Bruder und dem Prinz-Regenten.

Die letztere ist heute durch die Königin bekannt gemacht worden. Als ich in damaliger Zeit von derselben Kenntniß erhielt, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß man sich um des Kaisers Bart zu erhitzen scheine. Denn in allen Dingen, die für die Einheit Italiens, für die Annexion Sardiniens günstig waren, gab man sich am englischen Hofe den schwärmerischsten Empfindungen hin, und in allen Dingen, wo Oesterreich geschädigt und die Legitimität verletzt wurde, zeigte sich der Prinz-Regent unzufrieden. Mein

Bruder war dem „unverbesserlichen Regiment der Oesterreicher“, wie er es nannte, gerade so feindselig gesinnt, wie der Prinz-Regent geneigt war, die Revolution allüberall in gleicher Weise zu bekämpfen. Sie erzürnten sich beide zwar heftig gegen Napoleon, aber der eine wünschte ein Strafgericht über denselben, weil er ein Förderer der Revolution gewesen, und der andere bedauerte, daß er die Lorbeern des Freiheitskämpfers durch den Schandfleck einer Annexion befleckte.

Daß eine Verständigung nicht viel bedeuten konnte, wo man über die Motive und Ziele der rasch und rücksichtslos hinschreitenden Thatsachen so wenig einig war, lag klar zu Tage. Auch wenn es nicht Lord Palmerston gewesen wäre, der augenblicklich die Regierung Englands leitete, so hätte sich doch ein Bund zwischen den beiden Mächten niemals bilden können, welche sich drohend gegen die französische Besitznahme von Nizza und Savoyen erheben zu wollen schienen. So waren die Mächte schließlich noch froh, daß der Minister Thouvenel in seiner Circulardepesche über die Annexion Europa wenigstens versicherte, dieselbe wäre durchaus nicht wegen des Princips der natürlichen Grenzen oder wegen der Nationalität geschehen, sondern sei lediglich als eine Verbesserung des Völkerrechts zu betrachten, welches die Verträge von 1814 gar zu ungünstig für Frankreich interpretirt hätte.

Als endlich alles vorüber war und sich neuerdings gezeigt hatte, wie wenig alle politischen Erörterungen ohne kräftigen Entschluß und Willen der regierenden Mächte thatsächlich zu besagen pflegen, zog sich auch mein Bruder auf eine resignirte Betrachtung zurück, die er in folgende Worte faßte: „Ich glaube — alles, was ich höre, zusammengehalten — die Situation nun genau zu kennen; aber auch die Hilflosigkeit derselben! Diese folgt immer, wo das Persönliche das Sachliche überwiegt. Mit den sachlichen Verwickelungen können Verstand, Princip und Muth fertig werden; Personen müßten, wie Christus dem Nicodemus sagt, wiedergeboren werden, um anders zu werden, als sie sind!“

Ich hatte meinerseits in der Zwischenzeit mit einem mir sehr vertrauten in einem der deutschen Staaten beglaubigten englischen Consul mehrfache Unterredungen und bestimmte denselben zu einem Berichte, in welchem der Zustand Süddeutschlands, die Beunruhigung und Erbitterung der patriotischen Deutschen und die Wünsche und Hoffnungen, welche man diesseits hegte, doch wenigstens einigermaßen zur Kenntniß des englischen Cabinets gebracht werden sollten. Ende Februar las mir derselbe in Gotha die Arbeit vor, welche bald darauf nach England ging.

Der Bericht des Consuls versetzte Lord Russell in solche Unruhe, daß er sich

veranlaßt sah, meinen Bruder um sein Urtheil in der Sache zu befragen. Prinz Albert konnte nicht umhin, alles vollständig zu bestätigen, was der englische Gewährsmann in Deutschland wahrgenommen hatte, und das englische Cabinet sah sich in Folge davon veranlaßt, wenigstens äußerlich sich einige Mäßigung in Bezug auf seine Napoleonischen Sympathien aufzuerlegen. Bei der hochgradigen Unzufriedenheit, welche die Annexion Savoyens in dem größten Theile des englischen Publicums erregte, hatte Lord Palmerston allen Grund zur Zurückhaltung gegenüber von Frankreich; es hinderte ihn dies aber nicht, auf eigene Faust die weitere Befreiung Italiens mit Hilfe der Revolution in Sicilien und Neapel auf das Kräftigste zu unterstützen.

Hierbei vermochte das englische Cabinet nicht vollständig zu ignoriren, daß der Kaiser der Franzosen in diesem Augenblicke die deutsche Frage ebenso ernstlich zu studiren begonnen hatte, wie Lord Palmerston die neapolitanische. Louis Napoleon ließ mit den deutschen Flüchtlingen in London eben jetzt allerlei Verbindungen anknüpfen, über welche ich wohl unterrichtet wurde. Ein Theil unserer Emigranten entschloß sich, die französische Protektion nach dem Muster Italiens zu acceptiren und die Pläne des Imperators zu unterstützen. Insbesondere hatte sich Kinkel zum Vertheidiger Napoleons aufgeworfen und suchte Marx, Blind und Juch zu bestimmen, in diesem Sinne zu wirken.

Die Zeitschrift „Hermann" sollte der französischen Richtung dienstbar gemacht werden. Aber schließlich wendeten sich doch auch diese Kreise einer mehr deutschen Richtung zu, und in einem Briefe, welchen Juch am 4. März von London an einen meiner Bekannten schrieb, hieß es, „auch Kinkel werde binnen kurzem wieder ganz der unsrige sein". „Kinkel ist eine edle noble Natur" wurde ferner berichtet, „wenn auch im Augenblick der Schein gegen ihn spricht — nur das langsame Vorwärtsschreiten der nationalen Partei, das furchtsame armselige Wesen der preußischen Kammern haben ihn veranlaßt, die Hilfe, die wir in unserm Schoße in Deutschland suchen sollen, von dem Anstoß zu erwarten, den Napoleon nach Befreiung Italiens unserem Deutschland zu Theil werden lassen wollte."

So konnte die französische Partei unter den deutschen Flüchtlingen in London keinen festen Boden gewinnen. K. Blind erhob sich gegen Vogt in einer offenen Erklärung, in welcher er jedes Eingehen auf Napoleonische Ideen von sich wies und als unvereinbar mit den Tendenzen der deutschen Demokratie bezeichnete. Kinkel kehrte bald wieder von dem falschen Wege zurück, den er betreten hatte; der „Hermann" bewahrte eine im Ganzen gemäßigte Richtung und blieb, was die Hauptsache war, entschieden antifranzösisch.

Da die Vorgänge unter den Flüchtlingen in London immer eine große Rückwirkung auf zahlreiche Menschen in Deutschland ausübten, so konnte man es als einen Erfolg im guten deutschen Sinn betrachten, daß die kosmopolitisch revolutionären Tendenzen, welche Polen und Ungarn, insbesondere Klapka, im Laufe der letzten Monate in die deutsche Colonie pflanzen wollten, entschieden abgelehnt wurden. Freiligrath und Blind waren es insbesondere, die nach Fuchs Versicherung bei einer internationalen Versammlung im März die Emancipation des bessern Theils der deutschen Demokratie von den Napoleonischen Verführungskünsten herbeizuführen wußten.

Ob man in Berlin die Versuche des französischen Gouvernements, durch die Flüchtlinge Einfluß auf die Demokratie in Deutschland zu gewinnen, hinreichend gekannt hat oder nicht, ist mir schwer zu sagen; gewiß ist nur, daß man wenig Unterschied zwischen den starken Parteischattirungen machte, welche auswärts oder in der Heimath gegen den bestehenden Zustand Deutschlands anzukämpfen schienen.

Unter den Verstimmungen, welche auf diese Weise über die Lage entstanden waren, hatte am meisten der Ministerpräsident in Berlin zu leiden, welcher gleichsam der Sündenbock des gefährlichen Treibens der verschiedenen deutschen Parteien wurde. Die Stellung des Fürsten von Hohenzollern war seit Neujahr daher nicht besser geworden, sondern wurde von allen Seiten untergraben. Nicht der Erfolglosigkeit der äußeren Politik des Herrn von Schleinitz mochte der Prinz-Regent die zunehmende Mißstimmung in Preußen zuschreiben, vielmehr glaubte er in der Nachgiebigkeit des Fürsten von Hohenzollern gegenüber den liberalen Auswüchsen der Zeit eine ernste Gefahr für die preußische Macht erblicken zu sollen.

Kurze Zeit vorher hatte der Prinz-Regent, wie man sich erinnert, direkt an mich die Frage gestellt, was man denn in Deutschland Praktisches thun könne? Ich hatte mir vorbehalten lieber mündlich, als schriftlich zu antworten; seit jener Zeit hatte Fürst Hohenzollern mehr und mehr zu klagen und hielt einen Besuch von mir am preußischen Hofe nicht für unzeitgemäß. Ich begab mich daher am 11. März nach Berlin und blieb daselbst mit einer kurzen Unterbrechung vom 18.—21., wo meine Anwesenheit in Gotha nöthig war, bis zum 30. desselben Monats.

Unmittelbar nach meiner Rückkehr erstattete ich meinem Bruder einen Bericht, welchen ich hier der Erzählung aller Einzelnheiten vorausschicken will, da der Leser aus demselben sofort einen Ueberblick über den Umfang meiner Thätigkeit und über die Lage der Dinge erhalten wird.



Gotha, den 31. März 1860.

Lieber Albert!

„Von Berlin gestern zurückgekehrt, sei es mein erstes Geschäft Dir über die äußeren und inneren Angelegenheiten, wie sie mir in Berlin erschienen, einen etwas ausführlichen Bericht zu machen, einerseits um Dich in Stand zu setzen, die von dort ausgehenden Handlungen richtig zu beurtheilen, andererseits um Deine Akten zu completiren."

„Die fehlerhafte Politik des vorigen Jahres, der Umstand, daß der Regent durch französisch-italienisch gesinnte Rathgeber sich nach und nach von seinem richtig begonnenen Wege hat entfernen lassen, sind die natürlichen Ursachen der jetzigen Verlegenheiten. Auch hatte ich mir die Freiheit schon damals genommen, auf das „was" und „wie" es kommen würde, aufmerksam zu machen. In meinem letzten Briefe wies ich bereits auf die Planlosigkeit des Preußischen auswärtigen Amtes hin. Die Zustände sind nicht besser geworden. Schleinitz drängte, da es ihm stets nur darauf ankommt, aus augenblicklichen Verlegenheiten sich herauszuziehen und da grâce à lui Preußen gänzlichst isolirt ist, nach der „heiligen Alliance"."

„Was eintreten mußte, erfolgte. Rußland hat höflich aber bestimmt abgelehnt. Oesterreich ebenso bestimmt aber verletzender."

„Beide Facta sind in der Oeffentlichkeit nicht bekannt und ich bitte auch hiervon nur den delicatesten Gebrauch zu machen."

„Der Prinz-Regent ließ diese Schritte zu, ohne sie zu wollen, da er deren Nutzlosigkeit voraussah. Dein vortreffliches Gleichniß vom vorigen Jahre ist auch jetzt wieder maßgebend, nämlich Robert zwischen Alice und Bertram. Seinem Ministerium hat er die Möglichkeit zu Energie und planmäßigem Handeln selbst geraubt durch dessen Organisation und Zusammensetzung."

„Frankreich gegenüber hegt man gewaltige Befürchtungen. Man ist mit mir einverstanden, daß die Grenzregulirungs-Manie nun bald auf uns angewendet werden dürfte, und trotzdem fürchtet man eine energische Sprache in der Annexionsfrage. Das Beispiel der kleinen Schweiz hätte zum Muster dienen können!"

„In der hessischen Frage wurde a gesagt und Oesterreich und den Mittelstaaten gestattet, sich Preußen gegenüber sehr unhöflich zu benehmen. Vor dem b schrickt Schleinitz zurück. Wir können täglich ein zweites Olmütz erleben. Auch in dieser Frage denkt der Prinz ganz correct und äußert sich auch vortrefflich, gibt aber nicht die geringste Garantie, ob nicht anders gehandelt werden wird."

„Dieser Zustand hat auch nach innen den ganzen Staat erschüttert. Die vortreffliche Stimmung des vorigen Jahres hat man nicht zu erhalten gewußt.

Unmuth und Mißtrauen erfüllen die Gemüther der Massen. Das rothe Gespenst beunruhigt die Träume des Prinzen. Die Militairfrage hat alles sozusagen in Frage gestellt."

„Der Prinz stellt sich in dieser Frage seinen Kammern gegenüber als gebietender Monarch. Die Kammern stehen leider auf dem Standpunkt des Coburger Landtags; sie sind taktlos, kurzsichtig und von der Manie bis ins Detail mitzuregieren, besessen. Von beiden Theilen werden täglich die haarsträubendsten Fehler gemacht. Von einem wirklichen constitutionellen Leben ist kaum eine Spur zu finden."

„Allem diesen Jammer gegenüber darf die Partie Preußens nicht verloren gegeben werden. Alles Klagen fruchtet nichts, man muß handeln. Mein Princip und meine Ansichten darüber bleiben dieselben. Preußen kann nur einen Alliirten haben, den nationalen Gedanken .... Nur dann ist die Napoleonische Politik für Deutschland verderbenbringend, wenn sie wie in Italien als Befreier und Erretter zu erscheinen vermag."

„In Betreff Oesterreichs habe ich Dir meine Ansichten bereits ausgesprochen. Ich habe sie auch in Berlin laut gepredigt und nirgends eine Widerlegung gefunden, sogar der Prinz ist vollkommen mit mir einverstanden gewesen."

„Die deutsche Frage ist so gut wie entschieden, wenn in der hessischen festgehalten wird. Kein Bundesbeschluß hat bindende Kraft, wenn durch ihn deutsches Recht mit Füßen getreten werden soll. Rheinbunds-Politik ist den Bevölkerungen gegenüber bis jetzt noch eine Chimäre." ....

„In dem wüsten Treiben der Hauptstadt bildet das Haus unserer lieben Vicky eine Oase, und täglich suchte ich in dem Umgang mit ihr die Erholung und Erheiterung, der man in Berlin so sehr bedarf......

Dein

treuer Bruder."

Ich brauche dem voranstehenden Berichte kaum hinzuzufügen, daß unter den erwähnten Schwierigkeiten, wie ich sie im März 1860 in Berlin vorgefunden hatte, keine nachhaltiger und verhängnißvoller geworden ist als die Militairreform. Seit dem Schlusse des vorhergehenden Jahres hielt diese wichtige Frage alle Kreise recht eigentlich in Athem. Mit persönlichstem Eifer und unter der aufopferungsvollsten Betheiligung an den Vorarbeiten hatte der Prinz-Regent die Vorlage in's Werk gesetzt, welche dem Landtag unmittelbar nach der Eröffnung zuging.

Nicht ohne das Bewußtsein der größten persönlichen Verantwortlichkeit bei einem so tief eingreifenden Schritte hatte er in der Thronrede am 12. Januar

betont, wie er es als „seine Pflicht und als sein Recht" betrachte, die von ihm bemerkten und gerügten Gebrechen der Heeresverfassung zu beseitigen. Ja so stark hatte er sich den Kammern gegenüber persönlich engagirt, daß er wider den Rath seines Ministeriums zu den Worten der Thronrede: „Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen Vorlage Ihre vorurtheilsfreie Prüfung und Beistimmung" noch hinzufügte: „sie wird nach allen Seiten hin Zeugniß geben von dem Vertrauen des Landes in meine redlichen Absichten."

Mit dieser vom Throne gegebenen Erklärung, deren Tragweite der klare Sinn des Prinz-Regenten vollkommen kannte, stimmten seine sonstigen Aeußerungen über die Angelegenheit nur zu sehr überein. Er sagte es jedermann, der es hören wollte, daß er abdanken müßte, wenn die Vorlage verworfen würde. Als nun eine gewisse Opposition gegen dieselbe erst leise unter den Abgeordneten, dann aber lauter und lauter unter den Wählern erwachte, fühlte sich der Prinz-Regent sogleich persönlich angegriffen und empfindlich gekränkt. Das Unglückseligste war seine Meinung, daß das Ministerium Hohenzollern für diese Capitalfrage bei weitem nicht genug wirke und arbeite.

Um dem gegenüber bessere Beweise von Eifer und Thatkraft an den Tag zu legen, verlangten die Minister von der Kammer die unbedingte Annahme des Entwurfs und stellten dazu die Cabinetsfrage. Die Kammermitglieder hinwieder waren gerade dadurch gereizt worden, und erhoben einen harten Kampf gegen die Motivirungen der Vorlage, welche vielleicht nicht sehr glücklich zu nennen waren; denn man suchte dieselbe durch die vorhandenen auswärtigen Gefahren zu begründen und erklärte doch daneben, daß zur Ausführung der Maßregel drei bis vier Jahre nöthig sein würden. Das Ministerium wollte hierdurch die financielle Last der Sache erleichtern, die Opposition aber fragte: welchen Nutzen eine Organisation, die erst in vier Jahren vollendet sein werde, in einer Zeit beanspruchen könne, in der die nächsten vier Wochen einen europäischen Conflict bringen könnten?

In der zur Berathung der Vorlage eingesetzten Commission wurde die dreijährige Dienstzeit angegriffen und auf diese Weise ein Gebiet betreten, welches der Prinz-Regent ausschließlich der Executive vorbehalten wissen wollte. Man erschöpfte sich in der Unterstellung böswilliger Motive. Mir schien es von vornherein sehr bedenklich, daß die Regierung in die Militairvorlage das technische Detail mit aufgenommen hatte. Meiner Ansicht nach mußte sie lediglich die financielle Seite der neuen Organisation ins Auge fassen. Die Kammern würden wahrscheinlich bei den durch die französische Politik heraufziehenden Gefahren die Geldmittel zur Stärkung des Heeres damals bewilligt haben.

Statt dessen machte man die Kammern zum Richter auch über solche militairische Fragen, welche schwerlich vor ihr Forum gehörten. Einmal in diese

falsche Position gedrängt, glaubten die Abgeordneten es sich und dem Lande schuldig zu sein, in eine Untersuchung von Details einzugehen, welche ihrer Natur nach lediglich unter dem Gesichtspunkte neuer und ungewohnter Lasten aufgefaßt wurden.

Wozu sollte man aber solche auf sich nehmen, da die Politik der Regierung weder kräftig noch entschlossen war und alle Schritte des Ministers von Schleinitz in auswärtigen Fragen lediglich den Eindruck der Schwäche gegenüber dem französischen Uebergewicht hervorgebracht hatten. Unglücklicherweise hatte das letzte englische Blaubuch soeben noch das Vertrauen in die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bei der Kammermehrheit recht tief erschüttert, und die Abdicationsdrohungen des Prinz-Regenten wurden in manchen fortschrittlichen Kreisen mit kaum mißzuverstehendem Achselzucken aufgenommen. Meinten doch viele, daß in solchem Falle die Gesinnungen des Prinzen Friedrich Wilhelm das Land mehr vor reactionären Maßregeln schützen würden. Die Agitation gegen die Militairvorlage machte sich in der Form zahlreicher Adressen Luft, welche bestimmt waren, die unentschlossenen Kammermitglieder einzuschüchtern. Da das Ministerium nicht die Energie gewann, die Militairvorlage vor den Osterferien durchzusetzen, so hatte die ganze Angelegenheit gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Berlin die verzweifeltste Stimmung zur Folge gehabt.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich unter diesen Umständen dem Prinz-Regenten willkommen war. Noch immer erfüllt von dem herzlichen und großen Vertrauen, welches mir derselbe seit mehr als zehn Jahren in unbedingtester Weise geschenkt und welches damals noch durch die Erinnerung an unmittelbar vorher gemeinsam ertragene Leiden und Uebel befestigt dastand, hatte mich der Prinz-Regent gleich nach meiner Ankunft am 12. März mit fast enthusiastischer Lebhaftigkeit empfangen und es sollte kein Tag vergehen, ohne daß er mich nicht zu sehen und zu sprechen gewünscht hätte. Fast ohne Ausnahme dinirte ich täglich mit ihm und der Prinzessin allein.

Ich hatte acht Tage hindurch Gelegenheit gehabt die Situation im allgemeinen zu studiren. Nicht nur von den Mitgliedern des Nationalvereins und anderen liberalen Abgeordneten, sondern auch von dem Fürsten Hohenzollern selbst wurde ich dringend aufgefordert, für eine Verständigung nach Kräften wirksam zu sein. Ich hatte zahlreiche Conferenzen mit Max Duncker. Mit Herrn von Bennigsen hatte ich mir ein Stelldichein in Berlin gegeben, um auf die unserer Partei zugängliche Presse einzuwirken. Am 17. März ließ ich mir von Herrn von Vincke über die Lage in der Kammer genaueste Aufklärungen geben, und am 25. richtete ich nach wiederholten Besprechungen mit Duncker das folgende Schreiben an den Prinz-Regenten, welches, wie wenig Erfolg es auch

betont, wie er es als „seine Pflicht und als sein Recht“ betrachte, die von ihm bemerkten und gerügten Gebrechen der Heeresverfassung zu beseitigen. Ja so stark hatte er sich den Kammern gegenüber persönlich engagirt, daß er wider den Rath seines Ministeriums zu den Worten der Thronrede: „Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen Vorlage Ihre vorurtheilsfreie Prüfung und Beistimmung“ noch hinzufügte: „sie wird nach allen Seiten hin Zeugniß geben von dem Vertrauen des Landes in meine redlichen Absichten.“

Mit dieser vom Throne gegebenen Erklärung, deren Tragweite der klare Sinn des Prinz-Regenten vollkommen kannte, stimmten seine sonstigen Aeußerungen über die Angelegenheit nur zu sehr überein. Er sagte es jedermann, der es hören wollte, daß er abdanken müßte, wenn die Vorlage verworfen würde. Als nun eine gewisse Opposition gegen dieselbe erst leise unter den Abgeordneten, dann aber lauter und lauter unter den Wählern erwachte, fühlte sich der Prinz-Regent sogleich persönlich angegriffen und empfindlich gekränkt. Das Unglückseligste war seine Meinung, daß das Ministerium Hohenzollern für diese Capitalfrage bei weitem nicht genug wirke und arbeite.

Um dem gegenüber bessere Beweise von Eifer und Thatkraft an den Tag zu legen, verlangten die Minister von der Kammer die unbedingte Annahme des Entwurfs und stellten dazu die Cabinetsfrage. Die Kammermitglieder hinwieder waren gerade dadurch gereizt worden, und erhoben einen harten Kampf gegen die Motivirungen der Vorlage, welche vielleicht nicht sehr glücklich zu nennen waren; denn man suchte dieselbe durch die vorhandenen auswärtigen Gefahren zu begründen und erklärte doch daneben, daß zur Ausführung der Maßregel drei bis vier Jahre nöthig sein würden. Das Ministerium wollte hierdurch die financielle Last der Sache erleichtern, die Opposition aber fragte: welchen Nutzen eine Organisation, die erst in vier Jahren vollendet sein werde, in einer Zeit beanspruchen könne, in der die nächsten vier Wochen einen europäischen Conflict bringen könnten?

In der zur Berathung der Vorlage eingesetzten Commission wurde die dreijährige Dienstzeit angegriffen und auf diese Weise ein Gebiet betreten, welches der Prinz-Regent ausschließlich der Executive vorbehalten wissen wollte. Man erschöpfte sich in der Unterstellung böswilliger Motive. Mir schien es von vornherein sehr bedenklich, daß die Regierung in die Militairvorlage das technische Detail mit aufgenommen hatte. Meiner Ansicht nach mußte sie lediglich die financielle Seite der neuen Organisation ins Auge fassen. Die Kammern würden wahrscheinlich bei den durch die französische Politik heraufziehenden Gefahren die Geldmittel zur Stärkung des Heeres damals bewilligt haben.

Statt dessen machte man die Kammern zum Richter auch über solche militairische Fragen, welche schwerlich vor ihr Forum gehörten. Einmal in diese

falsche Position gedrängt, glaubten die Abgeordneten es sich und dem Lande schuldig zu sein, in eine Untersuchung von Details einzugehen, welche ihrer Natur nach lediglich unter dem Gesichtspunkte neuer und ungewohnter Lasten aufgefaßt wurden.

Wozu sollte man aber solche auf sich nehmen, da die Politik der Regierung weder kräftig noch entschlossen war und alle Schritte des Ministers von Schleinitz in auswärtigen Fragen lediglich den Eindruck der Schwäche gegenüber dem französischen Uebergewicht hervorgebracht hatten. Unglücklicherweise hatte das letzte englische Blaubuch soeben noch das Vertrauen in die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten bei der Kammermehrheit recht tief erschüttert, und die Abdicationsdrohungen des Prinz-Regenten wurden in manchen fortschrittlichen Kreisen mit kaum mißzuverstehendem Achselzucken aufgenommen. Meinten doch viele, daß in solchem Falle die Gesinnungen des Prinzen Friedrich Wilhelm das Land mehr vor reactionären Maßregeln schützen würden. Die Agitation gegen die Militairvorlage machte sich in der Form zahlreicher Adressen Luft, welche bestimmt waren, die unentschlossenen Kammermitglieder einzuschüchtern. Da das Ministerium nicht die Energie gewann, die Militairvorlage vor den Osterferien durchzusetzen, so hatte die ganze Angelegenheit gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Berlin die verzweifeltste Stimmung zur Folge gehabt.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich unter diesen Umständen dem Prinz-Regenten willkommen war. Noch immer erfüllt von dem herzlichen und großen Vertrauen, welches mir derselbe seit mehr als zehn Jahren in unbedingtester Weise geschenkt und welches damals noch durch die Erinnerung an unmittelbar vorher gemeinsam ertragene Leiden und Uebel befestigt dastand, hatte mich der Prinz-Regent gleich nach meiner Ankunft am 12. März mit fast enthusiastischer Lebhaftigkeit empfangen und es sollte kein Tag vergehen, ohne daß er mich nicht zu sehen und zu sprechen gewünscht hätte. Fast ohne Ausnahme dinirte ich täglich mit ihm und der Prinzessin allein.

Ich hatte acht Tage hindurch Gelegenheit gehabt die Situation im allgemeinen zu studiren. Nicht nur von den Mitgliedern des Nationalvereins und anderen liberalen Abgeordneten, sondern auch von dem Fürsten Hohenzollern selbst wurde ich dringend aufgefordert, für eine Verständigung nach Kräften wirksam zu sein. Ich hatte zahlreiche Conferenzen mit Max Duncker. Mit Herrn von Bennigsen hatte ich mir ein Stelldichein in Berlin gegeben, um auf die unserer Partei zugängliche Presse einzuwirken. Am 17. März ließ ich mir von Herrn von Vincke über die Lage in der Kammer genaueste Aufklärungen geben, und am 25. richtete ich nach wiederholten Besprechungen mit Duncker das folgende Schreiben an den Prinz-Regenten, welches, wie wenig Erfolg es auch

gehabt haben mag, doch für den Ursprung des großen Verfassungsconflicts in Preußen von einigem Interesse sein dürfte.

An den Prinz-Regenten.

Berlin, den 25. März 1860.

„Wie lebhaft und tief ich die Sorgen empfinde, mit denen die gegenwärtige Lage Dich erfüllen muß, so habe ich doch die kurzen Stunden Deiner Muße nicht durch politische Gespräche verderben wollen. Indessen darf ich Dir dennoch einen Gedanken, der sich mir aufgedrängt hat, nicht verschweigen."

„Die Gespräche, welche ich in diesen Tagen mit dem Fürsten Hohenzollern gehabt, haben mir von Neuem den vollen Eindruck der sich selbst vergessenden Hingebung, des scharfen und klaren Verstandes, mit welchem der Fürst den Kern aller Fragen ergreift, und des kalten Blutes, welches er allen Schwierigkeiten entgegensetzt, gegeben, dessen Werth in demselben Maße steigt, als die Gefahren sich mehren. Unwillkürlich dachte ich, wenn doch das auswärtige Ministerium in den Händen des Fürsten wäre!"

„Ich erinnerte mich lebhaft der glücklichen Wendung, welche in drangvollster Zeit eintrat, als der König den Grafen Brandenburg zum Minister ernannte. Wenn so auch heute ein Hohenzoller selbst die Politik des Hohenzollernschen Hauses nicht blos mit seinem Namen verträte, sondern auch selbst ausführte, welchen Vortheil würde dies der französischen Politik gegenüber gewähren und wie würden alle Gerüchte von Schwankungen alsbald verstummen, welche jetzt die Freunde entmuthigen und die Keckheit der Feinde verstärken!"

„Indem ich diesen Gedanken weiter verfolgte, schien mir derselbe auch für die augenblickliche, innere Lage von großem Vortheil. Die Armeevorlage ist bedroht und doch muß diese Frage gelöst werden, ja, diese Lösung in befriedigender Weise erscheint mir als eine unbedingte Nothwendigkeit. Wiederholte Gespräche mit hervorragenden Mitgliedern des Unterhauses haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß der Widerstand seinen Grund mit in der Besorgniß hat, daß man auch nach Annahme der Vorlagen, nach der Uebernahme von neuen und großen Lasten, auf eine active und fruchtbringende auswärtige Politik doch nicht zu rechnen habe."

„Man führte mir die Summen an, welche für Mobilmachungen und Kriegsbereitschaften seit 1850 verwendet worden seien und fragte, ob dieselben dem Lande Vortheil oder Ehre und Ansehen eingetragen hätten. Man versicherte aber zu gleicher Zeit, daß Alles, was die Regierung verlangt habe, schließlich ohne Widerstreben und freudigen Herzens bewilligt werden würde, sobald sich gegründete Aussichten auf eine auswärtige Politik eröffneten, welche nicht bei

halben Maßregeln stehen bliebe. Man versteht darunter ein energisches Vorgehen, gleichviel in welcher Richtung."

„Die auswärtige Politik scheint demnach einen Ausweg für die inneren Schwierigkeiten zu bieten. In dem Namen des Fürsten, in dem Uebergang des auswärtigen Ministeriums auf ihn würden die Abgeordneten, würde Preußen, ja Deutschland die Gewähr einer neuen, einer entschiedenen und einer nationalen Politik sehen, und das traurige Schauspiel des innern Zwistes, welches Preußen leider gegenwärtig dem Auslande gegenüber bietet, würde mit einem Schlage glücklich geendet sein."

„Es gibt Perioden und Zeiten, in denen das gesammte Interesse sich auf die innere Politik concentrirt; es gibt andere, in denen der Schwerpunkt entschieden in der auswärtigen Politik liegt. Eine solche Periode hat seit dem 2. Dezember 1851 für Europa begonnen. Mehr und mehr werden die inneren Fragen in den Hintergrund treten, um den auswärtigen Platz zu machen, und indem den Bevölkerungen große Aufgaben der internationalen Politik gestellt werden, werden diese nicht nur deren Theilnahme, sondern auch deren Kräfte vollständig in Anspruch nehmen. Sobald sich ein Staat in ernsthaften, auswärtigen Verwicklungen befindet, besitzt seine Regierung die Diktatur. Der Kaiser von Frankreich kann sich nur dadurch behaupten, daß er die Verwicklungen dieser Art nicht abreißen läßt."

„Das Preußische Volk besitzt Ehrgeiz für seinen Staat, man muß ihm rechtzeitig die Aufgaben stellen. Unterläßt man es, ihm nach Außen Beschäftigung und eine ehrenvolle Stellung zu geben, so wird man im Innern sowohl mit der Hartnäckigkeit des sogenannten Conservatismus, als mit unpraktischen Forderungen der Fortschrittspartei zu kämpfen haben."

„Wenn ich in der Uebernahme des auswärtigen Amtes durch den Fürsten den Ausweg auch für die inneren Schwierigkeiten sehe, so finde ich es außerdem bei den mir bekannten Persönlichkeiten unmöglich, überhaupt einen Anderen für dieses Amt zu nennen. In diesen Vorschlag verbirgt sich auch nicht die entfernteste Feindseligkeit gegen die Männer, welche gegenwärtig mit der Führung der auswärtigen Angelegenheiten betraut sind. Aber sie haben einmal bei den Cabineten kein volles Vertrauen mehr und gelten in Preußen, wie in Deutschland, für die Vertreter einer zögernden, zuwartenden und unentschlossenen Politik."

„Die Frage liegt nahe, ob der Fürst ein Ressort übernehmen würde. Der hingebende, uneigennützige, stets nur die Sache im Auge habende Eifer, welchen der Fürst in seiner gegenwärtigen Stellung, die für ihn doch mit so großen, persönlichen Opfern verbunden ist, täglich beweist, gibt mir die Gewißheit, daß der Fürst sich auch den Arbeiten eines Ressorts nicht entziehen wird."

„Um, wie gesagt, Deine ohnehin so übermäßig in Anspruch genommene Zeit durch politische Gespräche nicht noch weiter zu kürzen, beging ich die Unbescheidenheit, mich Dir schriftlich zu nahen und rechne auf Deine Nachsicht, daß ein ganz außerhalb der Verhältnisse Stehender mit Vorschlägen an Dich herantritt. Nicht umsonst aber rühmt man mit Recht von Dir, daß Du im Gegensatz zu manchem andern Monarchen die rücksichtslose Wahrheit zu hören nicht verschmähst, von wem sie auch komme.“

Sofort nach Empfang meines Promemorias beschied mich der Prinz-Regent am selben Abend um 9 Uhr zu sich und empfing mich mit größter Freundlichkeit und aufrichtigen Worten des Dankes: „Bei dem langjährigen und ungetheilten Interesse,“ fügte er hinzu, „welches Du an unsern Angelegenheiten nimmst, trage ich kein Bedenken, dieselben mit Dir offen und in vollstem Vertrauen zu besprechen, obwohl es sich dabei um rein preußische Fragen handelt, die für Euch andern Fürsten nur eine indirekte Bedeutung haben.“ Ich erwiderte sogleich, daß nach heutiger Lage der Dinge das Schicksal Deutschlands in der Hand Preußens liege, und indem ich das Thema aufzunehmen wünschte, welches ich in meinem Briefe hauptsächlich berührte, erklärte ich, daß die auswärtige Politik Preußens in der bisherigen Weise unmöglich fortgeführt werden könnte.

Der Prinz-Regent gab dies bereitwilligst zu, indem er sagte, er wisse es besser als irgend ein anderer, aber die Hände seien ihm nach allen Seiten gebunden. So lange Preußen keine reelle Macht besitze, werde es niemals respectirt werden. Eine active Politik müßte es in Gefahren stürzen, denen zu begegnen eben die Militairreform das einzige geeignete Mittel wäre. Wolle man, meinte der Prinz-Regent, die Fehler von 1850 vermeiden, so müßte gerade die liberale Partei alles thun, um ihm sein großes Werk zu erleichtern. Er erging sich hierauf in einer weitläufigeren Darlegung der Mängel, welche er seit so langer Zeit in der Heerverfassung erkannt hatte, wie dies auch in den Motivirungen der Vorlage zum Theil schon gesagt war, und machte mancherlei vertrauliche Angaben über die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte.

Ich konnte mit gutem Gewissen sagen, daß ich von nichts mehr und vollständiger überzeugt sei, als von der Vortrefflichkeit der beabsichtigten Reorganisation und stellte mich, um die Annahme der Vorlage, so weit meine Kräfte reichten, zu befördern, in jeder Weise zur Verfügung. Der Prinz-Regent antwortete, es werde mir als Unbetheiligtem leichter sein, als manchem der Minister, in dieser Beziehung einen wohlthätigen Einfluß zu nehmen, und er bevollmächtigte mich förmlich, zu diesem Zwecke mit hervorragenden Mitgliedern der Kammer zu verhandeln. Es galt ihm, da er mit seiner Organisation, wie er stets wieder-

holte, stehen und fallen wollte, zu erfahren, was man denn eigentlich in den Kreisen der Abgeordneten wünsche und erwarte, und welche Opfer er bringen müßte, um einen schleunigeren Abschluß herbeizuführen.

Als ich um 11 Uhr Nachts in mein Hotel zurückkehrte, erwartete mich Duncker, den ich von den wichtigen Eröffnungen des Prinz-Regenten in Kenntniß setzte und beauftragte, mich mit den Führern der Parteien in Verbindung zu setzen. Die nächsten Tage benutzte ich dann, um herauszubringen, welche Wünsche hauptsächlich von Seiten der Liberalen dem Prinz-Regenten zur Erfüllung empfohlen werden könnten, während ich andererseits unter den mir bekannten Abgeordneten eine günstigere Auffassung von der Militairvorlage zu verbreiten trachtete. Insbesondere überzeugte ich die beiden Vincke, Graf York und Andere von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer einfachen Annahme des Reorganisationsplanes.

Was die Wünsche anbelangte, welche in den Kreisen der liberalen Parteien gehegt wurden, so waren dieselben zum Theil sehr eingreifender Art. Man forderte die Entlassung der meisten Oberpräsidenten und eine Besetzung dieser Stellen mit populären Personen; Beschränkung der Macht des Polizeipräsidenten und dergl. m.; ganz besonders lebhaft interessirte man sich aber für die Amnestirung einer Reihe von Männern, welche theils noch unter den politischen Folgen ihrer Verurtheilung litten, theils als Flüchtlinge im Auslande lebten. Man gab mir eine Liste von Namen, welche dem Prinz-Regenten in Erinnerung gebracht werden sollten.

Ich setzte diesen Wünschen einen gewissen Widerstand entgegen, da ich mich ungern zum Träger von Vorstellungen machte, welche voraussichtlich beim Prinz-Regenten einen schlechten Eindruck hervorbringen mußten.

Den liberalen Parteigenossen gegenüber bemerkte ich, daß sich Aenderungen in der Verwaltung ganz von selbst ergeben müßten, wenn nur das Ministerium Hohenzollern am Ruder erhalten würde; daß aber eine förmliche Proscription von Beamten gewiß nicht verträglich sei mit der monarchischen Regierungsform. Was die Amnestie betreffe, so sei dieselbe gewiß sehr zu wünschen, aber doch kein Gegenstand, welcher in einer Frage des Gesammtwohls entscheidend sein könne. Der Prinz-Regent werde voraussichtlich den Zeitpunkt gern selbst wählen, wenn er von seinen höchsten Rechten Gebrauch machen will.

Da ich indessen versichert wurde, daß die Kammer ohne ein Entgegenkommen schwerlich von ihrer Opposition ablassen dürfte, so entschloß ich mich, dem Prinz-Regenten alle diese Dinge vorzutragen. Als ich auf die Amnestie zu sprechen kam, warf er einen kurzen Blick in die von mir bereit gehaltene Liste und rief: Er werde nie Menschen amnestiren, welche den Degen gegen ihn gezogen, denn dies wäre sträfliche Schwäche. Er kam dann wieder auf die

Gräuel der badischen Revolution, welche er nie vergessen konnte, und erzürnte sich über Kinkel. Ueberhaupt wollte er von einer Rückkehr der Flüchtlinge nichts hören. Wenige Jahre später war eine der Persönlichkeiten, welche auf meiner Liste obenan gestanden hatten, nicht nur amnestirt worden, sondern auch in eine hohe Staatsstellung gelangt; ich konnte nicht umhin mir die Freiheit zu nehmen, den König an meinen früher gemachten von ihm abgewiesenen Vorschlag zu erinnern.

Was die Oberpräsidenten betraf, so wollte der Prinz-Regent zwei oder drei von ihnen preisgeben; von weitergehenden Enthebungen politischer Beamten sollte aber keine Rede sein.

Wie ich vorhergesehen hatte, fanden meine Nachrichten keine gute Aufnahme und der Prinz-Regent gebrauchte wiederholt das Wort „unverbesserlich", wenn er von den Ansichten sprach, die seit dem Jahre 1848 die Menschen beherrschten. Er zeigte sich fest und entschlossen, auf solche Compromisse nicht einzugehen. Als ich ihm bemerklich machte, daß man in vielen Kreisen Berlins auch den Wunsch hege, in seinem Militaircabinet Personen zu sehen, welche sich weniger mit der Politik beschäftigten, so läugnete er den Einfluß dieser Männer und bedauerte, daß man in den Kammern zu Uebergriffen jeder Art geneigt sei, die er auf keinen Fall aufkommen und in die Höhe wachsen lassen werde. Er dürfe besonders in seiner dermaligen Stellung als Prinz-Regent den Rechten der Krone nichts vergeben.

Ich hatte nur zu deutlich erkannt, daß man sich in Berlin an einer weit gefährlicheren Klippe des constitutionellen Systems festgerannt hatte, als das zeitungslesende Publikum in jenem Augenblicke ahnte. Daher glaubte ich mehr zu nützen, wenn ich auf den eigentlichen Inhalt meines am 25. überreichten Promemorias nochmals zurückkam und die Frage ventilirte, ob nicht eine Hoffnung wäre in Bezug auf eine Veränderung in der Leitung der äußeren Angelegenheiten. Es lag in der Natur der Sache, daß ich hier mit Rücksicht auf die beim Bundestage spielenden Fragen mehr auf festem Grund und Boden stand; ich erinnerte den Prinz-Regenten daran, daß ein Wechsel in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in dem größten Theile der Bundesländer als eine Art von Genugthuung betrachtet werden würde.

In diesem Punkte war denn auch der Prinz-Regent durchaus auf meiner Seite; er machte kein Geheimniß daraus, daß er im auswärtigen Amte Veränderungen seit längerer Zeit für wünschenswerth gehalten hätte, „doch sehe ich, sagte er, nirgends die Persönlichkeit, welche an die Stelle treten könnte."

Nach meiner Abreise von Berlin muß indessen sehr viel davon die Rede gewesen sein, daß es mir gelungen wäre, das Vertrauen des Prinz-Regenten zu einigen, damals einflußreichen Persönlichkeiten zu erschüttern. Wenigstens

cursirten in Berlin erheiternde Erzählungen über den Aerger, welchen mein mehrwöchentlicher Aufenthalt daselbst an manchen Orten erregt haben soll.

Während meiner Anwesenheit in Berlin tagte in der Mitte März auch der Ausschuß des Nationalvereins daselbst. Anfangs April kamen Mitglieder desselben wieder in Gotha zusammen. Man hielt meine Theilnahme an Beschlüssen und Bestrebungen des Vereins für so entscheidend, daß man mir auch die Details von Dingen freigebig zur Last legte, welche schwerlich mit meinen Ansichten übereinstimmten. So war die Erklärung des Nationalvereinsausschusses zu Gunsten Italiens viel bestimmter, als ich mit den Rücksichten für verträglich hielt, die man auf Oesterreich nehmen müßte, während meine Bemühungen, eine günstigere Auffassung der Militairvorlagen im Ausschuß zu bewirken, ziemlich resultatlos geblieben waren. Allein um Thatsachen dieser Art kümmerte sich die Leidenschaft des Tages wenig und man verbreitete in den reactionären Kreisen als einfaches Axiom, daß Coburg-Gotha der Herd aller gegen die preußische Politik gerichteten Anschläge wäre.

Selbst mein Oheim in Brüssel, welchem eine besonders fortschrittliche Tendenz gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte, begleitete meine Mittheilungen über die deutschen Verhältnisse mit dem Ausdrucke großer Sorge und strenger Verurtheilung aller der halben Maßregeln, in denen man sich in Berlin bewegte.

„Empfange meinen besten Dank“ schrieb er am 10. April 1860, „für Deinen lieben Brief und die Abschriften der an Albert gegangenen Mittheilungen.“

„Traurig steht es in dem armen alten Deutschland aus, Leidenschaften und nicht Interessen werden überall die Leiter der Menschen. Der rechte Augenblick für Oesterreich zur Annäherung an Preußen war der Antritt der Regentschaft des Prinzen. Nun steht es traurig genug aus, und man muß wünschen und hoffen, daß mein Nachbar im eigenen Interesse etwas langsamer gehe. Ein wüthender Kriegsmann ist er nicht, er wird daher geneigt sein, die Dinge auf milderen Wegen zu erreichen, z. B. heftiges Verlangen der Völker, einverleibt zu werden. Es scheint, eine deutsche Zeitung zu Straßburg hat die Mission dies anzubahnen. Was uns betrifft, so müssen wir auf das bauen, was wir haben, unsere Existenz ist wirklich positiv garantirt; ein Angriff auf uns wäre doch für die vier Mächte eine große Verbindlichkeit, zumal wenn wir uns nicht selbst aufgeben würden.“

„Wenn es auch ziemlich hopeless ist, so bleibt doch nichts übrig auf den Fall von Angriff auf den Rhein, als das Zusammenhalten des ganzen Staatenbundes. In Preußen scheint es Politiker zu geben, die geneigt wären, einen

Theil der deutschen Brüder zu verkaufen, um sich auf Kosten anderer Staaten auf dem rechten Rheinufer unrechtes Gut zu erwerben. Da steht 1806 mit klarer Schrift; Hannover hatte man ja damals: Preußen mächtig zu machen, kann unmöglich französische Politik sein, und statt Preußen zu vergrößern, würde ein siegreiches Frankreich darauf ausgehen, es ganz abzuschaffen. Das constitutionelle Preußen hat sich bis jetzt nicht sehr deutsch gezeigt; ich glaube, daß wenn der arme König gesund gewesen wäre, er Oesterreich unterstützt haben würde. Entweder ein Volk ist oder es verdient nicht zu sein. Der Franzos läßt sich pour la gloire de la France erschießen, der Deutsche untersucht den casus, während er hätte zuschlagen sollen."

„Ich leugne nicht, daß ich aus disgust finalement gleichgiltig werde. Und nun lebe wohl 2c."

Den heutigen Leser des voranstehenden Briefes wird es seltsam berühren, daß mein Oheim für möglich gehalten hat, einzelne Theile von Deutschland könnten sich endlich entschließen, französische Sympathien kund zu geben oder gar die Lockrufe Napoleons zu hören und zu verstehen. Ich muß daher daran erinnern, daß thatsächlich in den westlichen Theilen von Deutschland die Gefahr viel größer war, als man heute glauben möchte. Die demokratisirte Pfalz, welche auf die Eingebungen des Pfälzer Couriers hörte, war sehr wenig fern davon, die von meinem Oheim beispielsweise erwähnten Einverleibungswünsche laut werden zu lassen. Ich will aus den Nationalvereinsakten einen Stimmungsbericht hier anschließen, der zum Verständniß der Zeit genug zu besagen scheint:

„Einer besonderen Bemerkung bedürfen die Verhältnisse in der Pfalz" — so schreibt ein völlig zuverlässiger ruhiger Beobachter, Fries, der mit allen möglichen Hilfsmitteln ausgerüstet war, um die Wahrheit zu hören. „Ich erwartete nicht viel Erfreuliches; die Lauheit in der Stimmung, wie ich sie gefunden, hat mich aber dennoch überrascht .... Nach Mittheilungen zweifelt man dort nicht daran, daß eine energische Politik Preußens nach außen Sympathien hervorrufen würde; man ergibt sich aber mit großer Ruhe und Gelassenheit den Gedanken, daß sich die Verhältnisse anders gestalten können. Eine französische Partei gibt es zwar noch nicht in der Pfalz, weil man sich bisher davor fürchtet, daß die französische Wirthschaft theuer ist; von deutsch-nationalen Gefühlen, die sich dagegen regen, ist keine Spur zu finden. Kommt die französische Herrschaft, so nimmt man sie hin, und ich glaube, man würde in der Pfalz ohne große Kunstfertigkeit Abstimmungs-Resultate erhalten, wie man sie in Savoyen nur mit der größten Technik hat produciren können. Wie günstig dieser Boden für napoleonische Wühlereien ist, liegt auf der Hand.

Einen kleinen aber sehr bezeichnenden Umstand will ich hier erwähnen. Der Redacteur . . ., der im vorigen Jahre dem Eisenacher Programm beigetreten ist, hat mit allerlei nichtssagenden Vorwänden die Aufnahme der von dem Ausschuß des Nationalvereins in Berlin beschlossenen Erklärung über die savoyische Frage in sein Blatt abzulehnen gewußt. Die Presse bereitet sich auf die französische Herrschaft vor."

Damit stimmte eine andere Meldung überein, welche besagte, daß man am Rhein mehr und mehr dem Glauben huldigte, Preußen hätte nicht die Absicht, den Westen von Deutschland zu vertheidigen. Ein Journalist wie Hermann Orges konnte es wagen, durch Herrn von Meyern an mich die direkte Frage zu stellen, ob ich vermöge meiner persönlichen Erfahrungen die Ueberzeugung hegte, daß der Prinz-Regent zu Abtretungen an der französischen Grenze nicht selbst bereit sein werde.

Zwei gekrönte Häupter, so versicherte Orges — und er hatte kurz vorher eine Audienz beim König von Bayern — hätten ihm bereits gleich als erste Aeußerung die Frage vorgelegt: „Glauben Sie wirklich, daß Preußen das Rheinland vertheidigen wird?"

Man sieht also, daß mein Oheim gut unterrichtet war, wenn er seine Hoffnungen lediglich darauf setzte, daß der dritte Napoleon eben kein „wüthender Kriegsmann" war.

Während dessen nahmen auch die inneren Verhältnisse in Deutschland den traurigsten Verlauf. Die Berliner Kammern, welche nach Ostern noch halt- und zielloser zu sein schienen, als vorher, schlossen in der Militairfrage ein Compromiß mit der Regierung, durch welches sich diese zwar eine Summe von 9 Millionen für Militairzwecke bewilligen, aber in dem Wesen der Sache eine Niederlage gefallen ließ. Das Herrenhaus hatte zuvor mit großer Majorität zwei von den vier Grundsteuervorlagen der Regierung verworfen, auf welchen das financielle System der Armeeorganisation beruhte. Die Bewilligung des Credits von 9 Millionen erfolgte überdies als eine Maßnahme zur Vervollständigung der Kriegsbereitschaft und als ein Vertrauensvotum für das Ministerium Hohenzollern.

Nur eine sehr wohlwollende Auslegung dieser Beschlüsse konnte es genannt werden, wenn der Prinz-Regent in der Thronrede, mit welcher er den Landtag schloß, bemerkte, daß die Nothwendigkeit der Heeresreform endlich richtig gewürdigt sei und die volle Lösung der zurückgestellten Frage in kürzester Frist gelingen werde.

Wenn gleichzeitig in derselben Schlußrede „mit hoher Genugthuung" ausgesprochen wurde, daß alle deutschen Regierungen und alle deutschen Stämme

mit dem Prinz-Regenten und dem preußischen Volke einig seien in der unerschütterlichen Treue für das gemeinsame Vaterland, so stimmte dazu wenig, daß drei Wochen früher die Anträge Preußens auf Reform der Bundeskriegsverfassung in der Militaircommission des Bundestags mit allen Stimmen gegen Eine abgelehnt worden waren.

In Hessen dauerte der Verfassungsstreit ungeschwächt und ohne die geringste Rücksicht auf die Beschlüsse der Bundesversammlung fort, und die Vergewaltigung von Schleswig hatte noch jüngst eine hübsche Illustration durch die officielle Bezeichnung des Landes als dänisches Herzogthum im dortigen Landtag erhalten.

In Hannover, wie im Großherzogthum Hessen wurde so demonstrativ wie möglich gegen alle auf die Einheit des Reichs bezüglichen Bestrebungen eingeschritten; und in Oesterreich war man durch die Berichte des Fürsten Metternich über die in den Tuilerien dem Kaiserstaat günstig scheinende Strömung so vergnügt, daß man dem alten Eifer gegen Preußen auf alle Weise und in lauter kleinen Nebensachen wieder die Zügel schießen ließ.

Indem man sich in Wien überzeugt hielt, die Kriegsgefahr sei in diesem Jahre beseitigt, nahmen Reactionäre und Jesuiten wieder unbedenklich das Heft in die Hand, und der schwache Anlauf zu einer Verständigung mit Preußen und Deutschland schien auf lange hinaus begraben zu sein. Noch versuchte es Hermann Orges in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, den diplomatischen Kampf der Schweiz gegen die savoyische Annexion mit Rücksicht auf die Verträge über Faucigny und Chablais zu einer Einigung der Parteien in Deutschland zu benutzen; allein Alles scheiterte an dem Gegensatz der beiden deutschen Großmächte.

Eine Conferenz mit Herrn Orges, schrieb Herr von Bennigsen höchst zutreffend damals an Herrn v. Meyern, würde ihm unter Umständen durchaus erwünscht erscheinen. Mit ihm zusammen aber in diesem Augenblicke eine Agitation gegen den Bonapartismus zu veranstalten, könne er nicht zweckmäßig finden. Er habe gar kein Verständniß dafür, daß, wie die Augsburger Zeitung will, der Bonapartismus zu besiegen sei durch eine Coalition auf Grundlage des formellen Rechts der Verträge von 1815 und der Legitimität. Eine Verständigung der kleindeutschen und großdeutschen Politik wäre zwar ebenso segensreich, wie eine Allianz zwischen Preußen und Oesterreich. Daß beides so erschwert sei, wäre allerdings Wasser auf Napoleons Mühle. Bei der überlieferten Politik Oesterreichs und den an diese sich anlehnenden Illusionen und Prätensionen der Großdeutschen und Ultramontanen sei eine richtige Erkenntniß für die Voraussetzungen einer solchen Allianz und Verständigung nicht anders denkbar, als daß Preußen und die sogenannte kleindeutsche Partei fest und entschlossen auf

demjenigen bestehe, was für eine nationale Kräftigung Deutschlands nothwendig sei."

So hatte denn im Mai 1860 die Zerfahrenheit und Unsicherheit aller Zustände Europas einen Höhepunkt erreicht, wie man in den Tuilerien nur immer wünschen konnte. In England allein hielt sich die kriegerische Strömung noch einige Zeit auf der Oberfläche, und die Regierung begann eine gewaltige Rüstung zu Land und zur See. Tausende von Freiwilligen strömten wieder einmal zu den englischen Fahnen, wie dies mein Bruder in allen seinen Briefen aus dieser Zeit mit einer Art von Enthusiasmus schildert. Zwischen den französischen und englischen Diplomaten kam es zu Erhitzungen, Drohungen und Anschuldigungen, und die Sprache, welche man jetzt aus dem Munde Lord Russells vernahm, befriedigte meinen Bruder, wie es lange Zeit nicht der Fall gewesen.

Einiges Verdienst durfte ich dabei einem mir bekannten englischen Diplomaten zuschreiben, welchem ich die Berichte über die Gefahren in der Pfalz, von denen ich soeben gesprochen habe, mittheilte. Diese Entdeckungen hatten im englischen Cabinet eine zündende Wirkung hervorgebracht. John Bull sah plötzlich die ganze Geschichte Karls und Jakobs II. vor seiner entsetzten Seele auftauchen: die Raubkriege in der Pfalz, das Heidelberger Schloß, die holländische Küste, — Alles dies warnte drohend und England rüstete sich — während Garibaldi unter dem Schutz seiner Flotten Sicilien und Neapel eroberte! —

Zweites Capitel.

Der Fürstentag in Baden-Baden.

Auf den heißen Sommer des Jahres 1859 folgte ein auffallend harter Winter und ein rauhes stürmisches Frühjahr. Es war, wie wenn das Wetter mit der Politik wetteifern wollte, um das Leben traurig und angreifend zu gestalten. Für Mitte April war mir von meinem Bruder der Besuch des Prinzen von Wales in Aussicht gestellt worden; aber unser thüringisches Land weigerte sich hartnäckig seinen Frühlingsschmuck anzulegen, und rauhe Winterstürme fegten über die Berge der trauten Heimath. Der lebensfrische hoffnungsvolle Thronerbe des großen Königreichs sollte das Land seiner Väter nur in dunkeln Nebeln und im weißen Schneegewande erblicken, wie es den alten Römern als ein finsterer und rauher Erdtheil erschienen war, wo ein hartes Volk dem ewigen Winter trotzte. Und ich hätte doch so gerne der jugendlichen Seele des zum Manne heranreifenden Prinzen Bilder der Freude und Anhänglichkeit an unser deutsches Vaterland eingeprägt, welches noch immer so wenig Liebe und Verständniß bei dem verwandten Volke über dem Kanale drüben zu finden vermochte!

Der Prinz von Wales war am 12. April in Gotha angekommen und, wie man leicht begreift, war von allen Seiten Alles aufgeboten worden, um freundliche Eindrücke hervorzubringen. Land und Bevölkerung bemühten sich, zu beweisen, von welchem Stolze sie erfüllt wären, den mündig gewordenen Erben des mächtigsten Königreichs gleichsam als einen der ihrigen ansehen zu dürfen. Im Audienz- und im Tanzsaale war auch des Entzückens kein Ende, da sich der Sohn meines Bruders zum ersten Male den Landsleuten seines Vaters selbständig zeigte. Einige vergnügte Tage in Gotha und fast eben so viele in Coburg hatten damals noch die Vorstellung zu geben vermocht, daß das Haus, so sehr es politisch getheilt und verzweigt, doch innerlich noch durch eine gewisse Einheitlichkeit der Gesinnungen verbunden wäre. Es waren auch die Verwandten aus Oesterreich anwesend, und um dem jungen Prinzen das politische

Leben in den kleinen Herzogthümern nicht allzu unbedeutend erscheinen zu lassen, fügte es der Zufall recht gut, daß soeben eine größere Versammlung des Nationalvereinsausschusses in Gotha tagte.

Ich conferirte am 15. April bis tief in die Nacht mit den Herren vom Verein. Man hatte die Meinung, daß der Conflict zwischen der Schweiz und Frankreich wegen Chablais und Faucigny eine gute Gelegenheit wäre, um die Uebereinstimmung in den Zielen des Nationalvereins und der preußischen Regierung vor der Welt zu manifestiren. Die meisten Ausschußmitglieder erwarteten, daß sich der Prinz-Regent zu Gunsten der europäischen Verträge gegen Napoleon aussprechen werde; und durch das Auftreten des Nationalvereins für die Schweiz hoffte man der populären Stimmung in Deutschland einen allgemein getheilten Ausdruck zu geben. Ich konnte indessen den Herren vom Nationalverein nicht verhehlen, daß sie sich auch in dieser Beziehung über die Intentionen der preußischen Regierung täuschten und daß diese die savoyische Verwickelung gewiß nicht dazu angethan finden werde, aus ihrer Reserve herauszutreten.

Bessere Erfolge hatte der Verein zu derselben Zeit in Bezug auf seine publicistische Thätigkeit aufzuweisen. Eben war die Probenummer der „Wochenschrift des Nationalvereins“ ausgegeben worden, welche der Prinz von Wales, als er am 19. April Coburg verließ, selbst meinem Bruder überbringen sollte.

Prinz Albert war durch die Zusendung im hohen Grade befriedigt und antwortete mir auf dieselbe mit der von ihm oft wiederholten Bemerkung, daß man die Corruption der Presse, welche Louis Napoleon systematisch in Deutschland und England betrieb, nur durch Entgegenstellung selbständiger nationaler Organe dämpfen könne. Am englischen Hofe war man in jenem Augenblicke gegen den Kaiser der Franzosen erbittert, weil sich der letztere durch eine arge Indiscretion, die auf einen unverantwortlichen Leichtsinn zurückzuführen war, in den Besitz einer Correspondenz zwischen Prinz Albert und dem Prinz-Regenten zu setzen gewußt hatte.

Persönliche und sachliche Motive vereinigten sich auf diese Weise immer mehr, dem Kaiser der Franzosen das Gefühl großer Isolirung zu geben. Die europäische Lage verwickelte sich noch mehr, als am 5. Mai Fürst Gortschakow in Petersburg die Repräsentanten der Großmächte versammelte und denselben eine Erörterung der Lage der Christen in der Türkei empfahl. Es machte den Eindruck, als sollte die orientalische Frage wieder entrollt werden, denn die russische Presse versäumte nicht, auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß die Verträge von 1856 revidirt werden müßten. Es war zu glauben, daß hierdurch England genöthigt sein werde, sich mit Preußen und Oesterreich zu verständigen.

Das Schlimme war nur, daß die amtliche Politik in Berlin fast gar nicht mit den Wünschen übereinstimmte, welche der Prinz-Regent in Bezug auf eine Allianz mit England und Oesterreich persönlich gehegt haben mochte.

Der Kaiser der Franzosen konnte unter diesen Umständen vielmehr den Gedanken fassen, durch eine Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten am wirksamsten die vorhandenen Gefahren, oder mindestens den Glauben des französischen Publikums an eine drohende Coalition, zu zerstreuen. Je mehr man in Frankreich die Triple-Allianz im Stillen fürchtete, desto sorgfältiger suchte Louis Napoleon den Schein zu vermeiden, als stünde er mit Preußen auf einem schlechten Fuße. Er machte daher schon Anfang April mannigfaltige Versuche, um den Prinz-Regenten zu einer persönlichen Begegnung zu bestimmen, bei welcher sich, wie er unterschob, mit Leichtigkeit alle schwebenden Mißverständnisse beseitigen ließen. Allein der Prinz-Regent blieb taub gegen solche Stimmen der Verführung, so daß die aufgetauchten Gerüchte bald gänzlich verstummten.

Im Monat Mai hatte ich indessen in Erfahrung gebracht, daß Pourtalès den Plan Louis Napoleons befürwortete. Ich gab daher einem Bekannten den Auftrag, über die wichtige Angelegenheit Erkundigungen einzuziehen. In einem scherzhaften Schreiben vom 18. Mai hielt ich den Berliner Regierungskreisen gegenüber einige pessimistische Prophezeiungen über die geplante Entrevue schon ganz am Platze, und da man über den Ursprung der Angelegenheit auch nachher im Dunkeln geblieben ist, so wird meinen Nachrichten aus einer Zeit, in welcher noch alle Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich über diesen Gegenstand völlig geheim gehalten wurden, doch einiger Werth beigelegt werden.

„Wenn Ihnen Duncker gesagt hat", so schrieb ich an meinen Bekannten, „daß nichts Neues von Wichtigkeit zu berichten wäre, so ist er entweder ein Erzschalk oder er weiß wirklich nichts. Ich habe Ursache, das Eine oder das Andere zu glauben. Es geht allerdings das Wichtigste vor und gerade an höchster Stelle."

„Der Plan zu einem Zusammentreffen des Prinzen mit dem Kaiser Napoleon ist, so unglaublich es mir schien, keine Zeitungsente."

„Fürst Hohenzollern schweigt entweder, oder er hat sich von Pourtalès einfangen lassen. Sagen Sie Duncker, er müsse mir in dieser Sache reinen Wein einschenken, und wenn er wirklich nichts wisse, so möge er in meinem Namen den Fürsten fragen."

„Die Sache ist von höchster Wichtigkeit. Soll der hohe Herr wirklich mit dem gefährlichen Manne zusammenkommen, so muß ein genaues Programm

entworfen werden, auf Grund dessen verhandelt werden kann. Unmöglich dürfte es sein, dem letzteren ohne festen Plan entgegenzutreten."

„Man dürfte sich täuschen, wenn man glaubt, daß dieses Zusammentreffen nur ein conventioneller Etiquettenbesuch sein würde. Der Kaiser Napoleon wird ohne Umschweif mit der politischen Lage beginnen und seine Kartenregulirungs- theorie ausbreiten."

„Wenn also die Entrevue stattfinden soll, so muß man mit sich im Reinen sein, ob sie zu einem wirklichen Bruch oder zu einer Allianz führen soll. Dem Kaiser gegenüber dürfte es unmöglich erscheinen, mit leeren Redensarten durch- zukommen."

„Es klingelt bereits hinter der Bühne und bald wird der Vorhang auf- rollen. Die orientalische und durch sie die Rheinfrage ist in Bewegung gesetzt."

„Die diplomatischen Scharmützel werden Sommer und Herbst über geführt werden, im Winter wird gerüstet und vorbereitet und im Frühling werden die Evenements im Orient ihren Anfang nehmen. Preußen muß sich also ent- scheiden, will es mit Frankreich und Rußland die große Beute theilen, oder mit England und Oesterreich, welche in jenem Falle sich nolens volens alliiren müssen, den Riesenkampf gegen die beiden Kaiser aufnehmen."

„Je später der Entschluß gefaßt wird, je größer die Gefahr. Die Entrevue muß ihn reifen. Alles dies, bester Freund, fassen Sie in schöne Worte zu- sammen und tragen Sie es Duncker oder dem Fürsten selbst vor. Sie haben Gelegenheit, Ihr diplomatisches Talent zu entfalten."

Schon am folgenden Tage war mein Freund in der Lage, Einiges zu berichten:

„Die Aufforderung der Zusammenkunft erfolgte unter dem Vorwande, die Gemüther in Deutschland zu beruhigen. Darauf sei ausweichend geantwortet worden: Die Unruhe gehe nicht allein aus der Besorgniß vor einem französi- schen Angriffskriege hervor, sondern auch aus der Besorgniß, daß einzelne deutsche Mächte sich mit Frankreich verbinden würden. Ehe man vor diesem Verdachte in Deutschland nicht sicher wäre, könnte man zu einer Zusammen- kunft nicht schreiten."

„In Bezug auf den letzten Punkt lag nämlich der Gedanke zu Grunde, keinenfalls auf eine Zusammenkunft einzugehen, ehe man sich nicht mit sämmt- lichen deutschen Regierungen auf einem Congreß verständigt hätte. Seit gestern ist aber auch die Idee der Zusammenkunft überhaupt aufgegeben; es ist der entschiedene Entschluß vorhanden, derselben aus dem Wege zu gehen und sich in einem allgemeinen Conflict mit Oesterreich und England zu vereinigen."

„Duncker hofft viel von der Vermittlung Ew. Hoheit in England. Wollten

Ew. Hoheit vorher hierher kommen, so dürfte es doch nicht unmittelbar vor der englischen Reise geschehen; es müßten mindestens acht Tage dazwischen liegen. Am Mittwoch oder Donnerstag erfolgt der Schluß des Landtags; nach der großen Parade des 23. reist der Prinz entweder zur Eröffnung der Eidtkuhner oder zu derjenigen der Trierer Bahn. Die Abwesenheit wird acht Tage dauern und wird hoffentlich zur Erfrischung des vielfach geärgerten Herrn beitragen."

Thatsächlich wurde das gemeldete Programm der Reise des Prinz-Regenten in einigen Punkten abgeändert und ergänzt. In Begleitung des Prinzen Friedrich Wilhelm eröffnete derselbe die östliche und die westliche neue Straße, und die Feierlichkeiten gaben mannigfaltigen Anlaß zu öffentlichen Erklärungen, bedeutungsvollen Begrüßungen und leichtverständlichen Winken gegenüber dem französischen Nachbar. In Saarbrücken hörte der Prinz-Regent eine stark gegen das Kaiserreich gerichtete Rede an, und beantwortete dieselbe mit patriotischen Versicherungen.

Danach nahm der Prinz-Regent einen Aufenthalt in Baden-Baden in Aussicht, bei welchem im Laufe des Monats Juni die süddeutschen Fürsten zu freundschaftlicher Zusammenkunft eingeladen werden sollten. Napoleon, welchem die in den Rheinprovinzen gefallenen Worte sehr unbequem waren, scheint sich in Folge davon entschlossen zu haben, die seinerseits gewünschte Entrevue um jeden Preis ins Werk zu setzen. Er baute seinen Plan auf den Umstand, daß der Aufenthalt des Prinz-Regenten an der Grenze von Frankreich eine Begrüßung, welche in die Form der politischen Etiquette gekleidet war, von Seiten des benachbarten Staatsoberhauptes völlig begründet erscheinen ließ.

So tauchte die Nachricht von der großen Entrevue in der ersten Woche des Juni von Neuem auf und rief um so größere Beunruhigung hervor, jemehr man in Berlin derselben entgegentrat. In den Schritten, welche von dort geschehen waren, zeigte sich Unschlüssigkeit. Wenn die Zeitungen erklärten, daß die Zustimmung der preußischen Regierung erst nach minutiösen und intimen Vorverhandlungen erfolgt sei, welche Graf Pourtalès bei einem Aufenthalt in Berlin persönlich führte, so entsprach dies sicher der Vorsicht und der correcten Denkungsart des Prinz-Regenten; da aber die ganze Sache im letzten Augenblick überstürzt wurde und überhaupt zu lange in ein mysteriöses Dunkel gehüllt blieb, so war der Erfolg aller dieser Bemühungen gegenüber der öffentlichen Meinung ein sehr gering.

Der Prinz-Regent hatte nicht nur von Napoleon die Versicherung verlangt, daß über Fragen, welche eine Veränderung der Staatenverhältnisse in sich schlössen, nicht diskutirt werden sollte, sondern er wünschte auch, daß die Zu-

sammenkunft bei gleichzeitiger Anwesenheit der benachbarten Landesherren d. h. der Könige von Bayern und Württemberg stattfinden sollte. Aber in Norddeutschland war keinem Hofe eine Mittheilung von dem Congreß gemacht und deshalb in Hannover und Sachsen die Sache so aufgefaßt worden, als hätte die Unterlassung irgend einen tiefliegenden politischen Grund.

Während die Entrevue schon am 16. Juni erfolgen sollte, war noch am 12. in Berlin das mot d'ordre ertheilt, daß dabei nur die zunächst betheiligten Fürsten: Darmstadt, Baden, Württemberg, Bayern, zugegen sein sollten. Was den König von Sachsen betraf, so wollte der Prinz-Regent vorher mit demselben in Leipzig zusammenkommen, zu welchem Zwecke ein Antrag nach Dresden gegangen, aber noch nicht beantwortet worden war.

Auf den König von Hannover hatten diese ihm nur theilweise bekannt gewordenen Vorbereitungen einen so erschreckenden Eindruck gemacht, daß er sich am 12. Juni des Abends zu einer geheimnißvollen Reise entschloß, Nachts nach Berlin und vom Bahnhof direkt vor die Thür des Prinz-Regenten fuhr.

In einem jüngst erschienenen Buche aus hannöverschen Kreisen kann man es lustig genug erzählt finden, wie Georg V., nachdem er Gott eifrig um Erleuchtung gebeten, ohne Wissen seines Ministers, plötzlich auf den Bahnhof geeilt sei; erst in seinem Salonwagen hätte er Zeit gefunden, die preußische Uniform als Chef der Zietenhusaren anzulegen; der Prinz-Regent aber wäre alsdann im strengsten Sinne des Wortes im Schlafzimmer überrascht worden.

Die Unterredung, bei welcher nach jenen hannöverschen Nachrichten der König äußerst bewegt gewesen sein soll, endete damit, daß der Prinz-Regent die Anwesenheit Hannovers in Baden-Baden als höchst erwünscht erklärte. In Folge dessen mußte auch der König von Sachsen nach Baden-Baden geladen werden, und so wurde im letzten Augenblicke die Entrevue mit dem Kaiser der Franzosen in einen Fürsten-Congreß verwandelt.

Am 13. Juni Abends reiste der Prinz-Regent von Berlin ab und fand den König von Bayern bereits in Baden. Die drei anderen Könige trafen am 15. Nachmittags ein. Der Großherzog von Baden löste die schwierige Aufgabe des Hausherrn bei dieser Versammlung mit bewährter Geschicklichkeit, und es fanden sich die Großherzoge von Weimar und Darmstadt, sowie der Herzog von Nassau ebenfalls in Baden-Baden ein. Fürst Hohenzollern machte die Reise dahin nicht in officieller Eigenschaft, sondern unter dem Vorwande eines Familienbesuchs.

Ich war schon nach den ersten Nachrichten von dem Zustandekommen der Entrevue entschlossen, auch meinerseits in Baden zu erscheinen, und

ließ diese Absicht in Berlin bekannt geben. Durch ein Mißverständniß war indessen meiner einfachen Mittheilung die Bedeutung einer Anfrage beigelegt worden, und ich erhielt von Duncker ein an meinen Cabinets-Chef gerichtetes Schreiben, dessen Inhalt für die Kenntniß der in Berlin noch am 12. Juni vorhandenen Auffassung des ganzen Ereignisses nicht ohne Werth sein dürfte:

„Obwohl ich bereits heute Morgen Auskunft über die von Ihnen gestellten Fragen gegeben habe, will ich doch nicht unterlassen, dieselben Ihnen noch ein Mal zu beantworten."

„Der Prinz reist morgen Abend oder morgen Nachmittag mit einem Extrazuge wahrscheinlich über Leipzig und Corbetha. Es war die Absicht, den König von Sachsen nach Leipzig einzuladen. Der Kaiser Napoleon will am 15. Abends 8 Uhr in Baden-Baden eintreffen. Er wird am 16. bleiben und am 17. Nachmittags abreisen. Der Prinz-Regent bleibt wenigstens vier Wochen, wahrscheinlich bis Ende Juli in Baden."

„Auf die Frage des Major von Reuter, ob der Herzog sich zur entrevue nach Baden-Baden begeben solle, habe ich geantwortet: daß nach der Stellung, welche der Herzog im vorigen Jahre eingenommen habe, er sich der Gefahr aussetze, vom Kaiser Napoleon ignorirt zu werden; daß auf die Unterhandlungen mit den deutschen Fürsten, welche der Zusammenkunft mit dem Kaiser von Frankreich folgen werden, die Gegenwart des Herzogs störend wirken könne, weil derselbe weder dem König von Bayern noch dem Könige von Württemberg persona grata sei; daß es mir endlich das Richtigste schiene und ein wirklicher Dienst für Preußen, wenn der Herzog seinen Weg nach London über Baden nähme. Dann wäre sowohl die Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon als mit den deutschen Fürsten vorüber. &c. Duncker."

Ich reiste trotz dieser wohlgemeinten Rathschläge meines werthen Freundes schon am 14. Juni nach Frankfurt und meldete von hier aus meinem Schwager telegraphisch, daß ich in Baden-Baden erscheinen würde. Als ich am folgenden Mittag in der festlich geschmückten Stadt, auf welche in diesem Augenblicke alle Aufmerksamkeit der europäischen Politiker gelenkt war, anlangte, fuhr ich vom Bahnhofe direkt in das Schloß, fand aber den Großherzog nicht zu Hause. Noch in Reisekleidern suchte ich daher denselben in der Meßmer'schen Villa zu treffen, wo der Prinz-Regent zu wohnen pflegte und wo mein Schwager voraussichtlich anwesend war.

Die beiden hohen Herren waren eben zusammen von einem Spaziergange heimgekehrt und begegneten mir im Vestibule. Wie ich voraussetzen zu dürfen richtig geglaubt hatte, empfing mich der Prinz-Regent auf das Freundlichste und

sagte in bester Stimmung: „Das ist ja herrlich, daß Du hierher gekommen bist, da haben wir einen Schriftführer; Du kannst nur sogleich mitkommen, um dasjenige zu formuliren, was ich dem Kaiser beim Empfang zu sagen gedenke.“

Er führte mich und den Großherzog in sein Arbeitszimmer und ersuchte mich, am Schreibtisch Platz zu nehmen. Hierauf diktirte er den Entwurf einer Ansprache, dessen Wortlaut genau überlegt und mehrfach geändert wurde, bis er endlich die Zufriedenheit des hohen Herrn erlangt hatte. Dem Fürsten von Hohenzollern, der, wie schon bemerkt, nur als Privatmann in Baden anwesend war, sollte davon Kenntniß gegeben und alsdann Sorge getragen werden, daß dem Kaiser von Oesterreich die Begrüßungsrede in der eben formulirten Weise mitgetheilt werde.

Der Prinz-Regent erklärte dieses gleichsam von ihm festgestellte Programm als die Basis aller Verhandlungen, die er mit Napoleon haben würde und sprach in diesem Sinne zu den gesammten Fürstlichkeiten, welche sich vor dem Diner bei ihm versammelten. Auf europäische Fragen, so versicherte der Prinz-Regent, wolle er sich im Allgemeinen nicht einlassen, und wenn auf speciell deutsche die Rede käme, sich äußern, er würde niemals auch nur den kleinsten Theil von Deutschland an Frankreich abzutreten gestatten.

Am Abend kam Napoleon, vom Prinzen Wilhelm von Baden in Kehl erwartet, in Baden an und bezog die ihm vom Großherzog zur Verfügung gestellte Stephanievilla. Bei dem Einzuge des Kaisers hatten die Franzosen sich zahlreich versammelt, und die massenhaft aus Paris herbeigeeilten Polizeiagenten sorgten für die in Frankreich übliche Begrüßung. Der Kaiser schien in bester Laune zu sein, und sein Verkehr mit dem Prinz-Regenten und den anderen deutschen Fürstlichkeiten nahm alsbald einen sehr cordialen Charakter an. Die Begegnungen fanden im einfachen Civilrocke statt, und da der Kaiser sich vorgenommen hatte, nur in Friedensbetheuerungen zu schwelgen, so zeigte sich alsbald bei den meisten der anwesenden hohen Herrschaften ein Gefühl höchster Befriedigung und Beruhigung.

Selbst der König von Hannover, welcher bis dahin dem Kaiser die Insignien seines Ordens noch nicht ertheilt hatte, war durch die Zuvorkommenheit, mit welcher Louis Napoleon ihm die Ehrenlegion überbrachte, sehr gerührt. Verschiedene äußerst conservativ klingende Aussprüche des Kaisers hatten den König in seinem Urtheil über den „Parvenu“ völlig umgewandelt.

Zwischen dem Prinz-Regenten und dem Kaiser fand am 16. um Mittag die Hauptbegegnung statt, bei welcher sich Napoleon nach den Versicherungen des Prinz-Regenten klug, bescheiden und mit all der Liebenswürdigkeit benahm, die ihm in so reichem Maße zu Gebote stand.

Nachdem der Kaiser das Meßmer'sche Haus verlassen, hatte sich eine un-

gezählte Menschenmenge vor demselben angesammelt, die in stürmische Hochrufe auf den Prinz-Regenten ausbrach und damit nicht enden wollte, bis der hohe Herr auf dem Balcon erschien und freundlich dankte.

Durch das Publikum in Baden und von da durch die ganze deutsche Welt ging ein frohes Gefühl, daß der mächtigste Regent von Deutschland dem gefährlichen Nachbar die Ueberzeugung beigebracht hätte, wie einig alle Fürsten und Stämme seien, die Aspirationen Frankreichs abzuweisen. Ich glaube zwar nicht, daß das intime Gespräch, bei welchem Niemand als die Gemahlin des Prinz-Regenten anwesend war, und über welches ich keine besondere Mittheilung zu machen weiß, vielen Anlaß gegeben haben kann, auf große Fragen ernste Antwort zu ertheilen; allein der Volksglaube, der sich der Sache bemächtigte, faßte das Geschehene in das Wort „abgeblitzt“ zusammen. Es gewährte eine große Befriedigung, zu glauben, der übermächtige Kaiser müsse mit seinen Anträgen von Preußens Herrscher abgewiesen worden sein, denn von dem Decembermann wurde nun einmal nichts anderes vorausgesetzt, als das Böse, das er durch seine Verführungskünste zu stiften dächte.

Meine erste Begegnung mit Napoleon hatte schon am Freitag Abend, gleich nach der Ankunft desselben stattgefunden, wo der Kaiser den Thee bei dem Großherzog von Baden im Schlosse nahm. Der Großherzog von Weimar und ich, da wir bei meinem Schwager wohnten, waren allein anwesend. Den andern Morgen gestattete mir der Kaiser, schon frühzeitig meinen Besuch machen zu dürfen, und ich hatte reichlich Zeit zu der eingehendsten Unterhaltung über die politische Lage.

Er empfing mich als alten Bekannten und in einer Weise, wie wenn nicht der geringste Schatten zwischen heut und meinem letzten Besuche in Paris gelegen hätte. Ich fand ihn, wie ich ihn stets gefunden, herzlich, ohne Umschweife und Redensarten und immer geradeaus auf den Punkt gehend, den er für die Discussion ins Auge gefaßt hatte.

Vor Allem bedauerte er, daß es mir unmöglich gemacht worden wäre, ihn, wie er gewünscht hätte, vor dem Beginne des italienischen Krieges zu sprechen: „Erinnern Sie sich der Depesche, die ich Ihnen im Februar sandte?“ „Es wäre vieles Mißverständniß vermieden worden, wenn Sie nach Paris gekommen wären. Indessen begreife ich sehr wohl, daß Ihre prononcirte Stellung in Deutschland Sie daran verhinderte.“

Um so erfreulicher — so fügte er hinzu — würde es ihm sein, wenn er aus meinem erneuerten Entgegenkommen schließen dürfte, daß sich in meinen Gesinnungen gegen ihn nichts geändert hätte. Er erging sich hierauf in großen Lobreden über den Prinz-Regenten und die andern Fürsten, deren Begegnung

er als eine um so werthvollere Zugabe zu der Entrevue mit dem preußischen Herrscher bezeichnete, da er mehrere derselben zuvor noch nicht kennen gelernt hätte.

Als ich seine schmeichelhaften Bemerkungen nicht unerwidert ließ, ergriff er das Wort von Neuem, als wollte er die Einleitungen abkürzen und ohne weiteres in die Sache selbst eindringen: „Ich bin hierher gekommen, um alle jene Versicherungen über meine Friedensliebe persönlich abzugeben, die man nur immer wünscht, und um die Nothwendigkeit einer vertrauensvollen Uebereinstimmung zwischen mir und meinen Nachbarn aller Welt zu beweisen."

Ich erklärte hierauf mit einer gewissen Feierlichkeit, daß die Liebe zum Frieden wahrhaftig in Deutschland die vorherrschendste Empfindung sei, daß man aber allerdings gegen die Politik des Kaisers das allergrößte Mißtrauen habe.

„Voilà le malheur!" fiel er mir in die Rede, „alle Welt stellt sich, als ob sie Mißtrauen haben müsse." In England, so führte er mit Lebhaftigkeit der Rede aus, gebe man ihm Schuld, daß er gegen das mächtigste Königreich der Welt einen Krieg beabsichtige, und rede von der Gefahr einer Invasion. In Spanien behaupte man, daß er für Frankreich die Ebrolinie in's Auge gefaßt habe, in Italien beschuldige man ihn, die Revolution in Sicilien zu begünstigen, um sich für das Königreich Neapel die Insel Sardinien verschreiben zu lassen, in Belgien erwarteten Gemäßigte, daß er den Hennegau beanspruchen werde, während die feindselig Gesinnten das ganze Land bedroht erklärten, und die Deutschen vollends wollten die vorgefaßte Meinung nun einmal nicht fallen lassen, er dächte die Rheinprovinzen zu erobern.

Fasse man dies Alles zusammen, bemerkte er weiter, so müßte man ihn für toll halten; je mehr er die Versicherung gebe, daß er diese Politik ebenso unverständig in Rücksicht auf sein eigenes Land, wie ungerecht gegen die übrigen Souveraine halten würde, desto mehr glaube man gerade das Gegentheil. Lachend führte er zum Beweis dafür den Herrn von der Pfordten an, welcher dem französischen Gesandten gegenüber mit klaren Worten ausgesprochen hätte, man müsse immer auf das Entgegengesetzte von dem gefaßt sein, was der Kaiser gesagt hätte.

Die Ursache von dem Allen, fügte er nach einer Weile hinzu, liege ausschließlich in der Presse, welche niemals aufhöre, seinen guten Namen in aller Welt zu untergraben. „Wenn man täglich sagt, ich werde stehlen, so endigt man endlich damit, es wirklich zu glauben."

Ich erwiderte hierauf, daß unsere Presse frei wäre, wenigstens frei genug, um große und allgemein getheilte Empfindungen zu äußern. Wenn dies öfters ungeschickt geschehe, so müsse man dies für den Wiederhall des französischen Zeitungslärms betrachten. Nun stände aber die Presse im ganzen Kaiserreiche unter der strengsten Botmäßigkeit der Behörden und es sei daher natürlich, daß

jedes Wort, welches von dort bedrohlich oder ungeschickt in die Welt gesendet werde, eine Bedeutung bekäme, als sei es vom Gouvernement gebilligt.

Bei diesen Bemerkungen verfinsterte sich die Miene des Kaisers einen Augenblick, und indem er sich zu beherrschen schien, sagte er im Tone einer Selbstvertheidigung: „Dies ist nicht anders möglich; bei den Zuständen von Frankreich muß jedes Gouvernement die Presse zügeln, aber dasselbe kann nicht alle Ungeschicklichkeiten verhindern, die gegen seinen (des Kaisers) Willen tagtäglich geschehen. Im Ausland nehme man sich aber nicht die Mühe, zwischen den Zeitungen, die wirklich sein wären, und denen, die er eben nur indirekt beeinflussen lassen könne, einen Unterschied zu machen."

Er ging hierauf ganz allgemein auf die Beurtheilung über, welche seiner Regierungsweise zu Theil geworden sei, und kam auf die Broschüre, die Despoten als Revolutionäre, zu sprechen, die er wohl gelesen hätte. „Man verfährt doch gar zu unglimpflich" — schloß er mit gesenkter Stimme sein etwas bewegt gewordenes Plaidoyer.

Ich erwiderte hierauf, daß ja wohl jedes Land nach seinen Eigenthümlichkeiten regiert werden müsse und daß in dem einen Manches nothwendig wäre, was in dem anderen ein Fehler und oft Ursache zu großen Verwickelungen sein würde, und fügte beschwichtigend hinzu, daß er kein zu großes Gewicht auf diese allgemeinen Beurtheilungen seiner Regierung legen dürfe. Deutscherseits — so könnte er überzeugt sein — würde man am liebsten mit der französischen Nation Hand in Hand gehen, wenn diese nur die innersten Empfindungen und Interessen des deutschen Volkes und vor Allem dessen Ehre und Selbständigkeit mehr respectiren wollte. Ich sagte ferner, daß das Princip der Nationalität, welches er selbst aufgerufen habe, heute im deutschen Volke so lebendig geworden sei, daß der Gedanke des Verlustes, auch nur der kleinsten Stadt, ganz unerträglich geworden wäre. Er erwiderte, daß er dies vollkommen begreife.

Nach einer Pause fuhr er fort: „Erinnern Sie sich unserer Gespräche in früheren Jahren? Im Jahre 1854, als ich Ihnen sagte, wie Alles kommen werde, wenn die Dinge nicht geordnet würden, waren Sie mit mir ganz einverstanden. Ich bedauere nichts lebhafter, als daß unsere damaligen Bemühungen so wenig Erfolg hatten. Die Consequenzen, die wir deutlich genug vorausgesehen haben, sind alle thatsächlich eingetroffen und nur daraus entstanden, daß Oesterreich nicht ehrlich und Preußen gar nicht in die Allianz treten wollte, die zwischen Frankreich und England fest war."

Hieran wäre England aber, so fuhr er fort, auch selbst Schuld gewesen, weil es den Alliirten keine Vortheile einräumte und nur für die Türken Opfer verlangte. Da ich ihm hierin nicht unrecht geben konnte, so fügte er noch bei:

„Und mich macht man verantwortlich für Consequenzen, die man selbst herbeigeführt hat.“

Er detaillirte hierauf den Gang der Ereignisse im italienischen Kriege und sagte, daß er mehr Glück gehabt hätte, als er je erwartete, daß er die österreichische Armee im günstigsten Lichte gesehen hätte und daß die Campagne derselben nur durch einen gewissen Mangel an Energie und durch übertriebene Angst der einzelnen Führer vor jeder Verantwortung mißglückt wäre. Er bedauerte, daß Oesterreich gezögert hätte, den Frieden von Villafranca, wie er ihn persönlich mit dem Kaiser besprochen, auszuführen und meinte daß dies die Veranlassung zu allen neuen Verwickelungen in Italien geworden sei. Dem Großherzog von Toskana hätte man sein Land erhalten können, und wenn Oesterreich Venetien gegenüber sich geschickt benommen hätte, so würden die Antipathien gegen dasselbe sich verloren haben.

Da ich an der Richtigkeit der letztern Behauptungen zweifelte und darauf hinwies, daß der Zustand nach dem Frieden nichts als ein verdeckter Krieg gewesen sei, so erklärte er sich völlig außer Stande, zunächst irgend einen Feldzug unternehmen zu können, indem die Organisation seiner Armee eine unhaltbare wäre. Es fehle ihm gänzlichst an Reserven, und die Art, sich solche zu verschaffen, führe nach dem jetzigen System zu Ungerechtigkeiten, welche das französische Volk sehr ungern ertrüge. Was seine maritimen Kräfte anbelangte, so nannte er sie „insignifiantes“ und wollte nicht begreifen, wie man die englische Seemacht, welcher keine gleichkomme, als schwächer bezeichnen könne, wo man doch in England gut genug die Bedeutung einer Marine abzuschätzen und zu beurtheilen wisse.

Dies mache ihm, sagte er, den Eindruck, als ob man eine künstliche Verbitterung herbeiführen wolle, wie denn die öffentliche Meinung in England indéfinable wäre und einen zu großen Einfluß auf Krone, Parlament und Minister hätte, um nur im entferntesten voraussagen zu lassen, was eigentlich von England bezweckt werde. Er brachte dazu eine Menge Beispiele aus dem Krimkriege.

Endlich kam er auf Dänemark zu sprechen und beklagte, daß die „bons conseils“, die er dem König gebe, sich mit der Bevölkerung der deutschen Herzogthümer auszusöhnen und sich vor einem neuen Bruch mit dem deutschen Bunde zu bewahren, vergeblich zu sein schienen. Jetzt gebe man ihm sogar Schuld, daß er einen förmlichen traité mit Dänemark abgeschlossen habe, was nicht wahr wäre.

Ich erwiderte, daß die Frage der Herzogthümer eine rein deutsche, und wieder ein Beispiel sei, daß man nicht ungestraft Nationalitäten unterdrücken dürfe, zu welcher Bemerkung der Kaiser seine lebhafteste Zustimmung gab, um sogleich von diesem Thema zu der Annexion von Savoyen überzuspringen.

Als er meine Zweifel an der Vergleichbarkeit dieser Dinge wahrnahm, wiederholte er mehrmals, daß Savoyen weit mehr französisch als italienisch wäre und die Sympathien der Bevölkerung von jeher Frankreich gehörten. Im Uebrigen habe er dem französischen Volke für die Hilfe in Italien und die ungeheuren Opfer, die man gebracht hätte, ein Aequivalent bieten müssen. Nizza vermied er zu erwähnen.

Ich blieb bei dem Thema der Annexionspolitik stehen und knüpfte die Bemerkung an, daß die Volksstimmungen nicht überall auf gleiche Weise ihren Ausdruck fänden. In Betreff des Nationalgeistes muß man sich — so sagte ich — vor Allem hüten, Frankreich mit Deutschland und Deutschland mit Italien zu verwechseln. In Deutschland ist bei allen nationalen Tendenzen ein starkes Gefühl für die angestammten Dynastieen zu finden, welches jenen Völkern fehle.

Ich berief mich auch auf meine früheren Gespräche mit dem Kaiser über Deutschland, wovon er versicherte, daß sie ihm tief im Gedächtniß geblieben seien, und sagte, daß in den sechs Jahren, seitdem ich das Glück gehabt hätte, ihm näher getreten zu sein, die nationalen Empfindungen in Deutschland ungemein gewachsen wären und die Erwartungen aller sorgfältigen Beobachter überstiegen hätten. Es wäre daher nicht zu verwundern, daß auch die Reizbarkeit der Nation desto größer wäre, jemehr sie zu wünschen habe, und daß man in Deutschland heute noch leichter verletzbar sei, als man es in früheren Jahren für möglich gehalten hätte.

Meine feste Sprache und die lebhafte Art, wie ich meine Ueberzeugung vortrug, schienen den Kaiser nachdenklich gemacht zu haben; endlich brach er sein Schweigen mit der Bemerkung, daß er die Freundlichkeit, der er hier von Seite so vieler Fürsten begegne, doch nicht anders verstehen könne, als daß man mit ihm in Frieden leben wolle. Indem er seinen Blick unstät lauernd, wie er dies in solchen Momenten zu thun vermochte, auf mich heftete, sagte er, er könne unmöglich denken, daß man hier im Begriffe wäre, eine Coalition gegen ihn zu Stande zu bringen!

Ich konnte nur wahrheitsgemäß versichern, daß Coalitionen entstehen würden, wenn man sich ernstlich von ihm bedroht glaube, und daß er es selbst in der Hand habe, auf dem freundschaftlichsten Fuße mit allen deutschen Fürsten zu stehen.

Im Ganzen machte er mir den Eindruck, daß es ihm ernstlich darum zu thun sei, vor der Hand Frieden zu haben, und daß er wirklich sich unsicher und unzulänglich in Bezug auf seine Kräfte und Mittel erachtete, um einer Coalition gewachsen zu sein. In seinem Innern war er bei dem Gedanken an

große Verwickelungen nicht weniger ängstlich, als er es vor dem Krimkrieg war. Er fühlte sich durch die Entrevue geschmeichelt und in der Mitte aller der gekrönten Häupter sehr gehoben und empfand es als die größte Genugthuung, daß er in Baden von Seite so vieler alten Familien eine Art von Gleichstellung durch das vollkommen freundliche Entgegenkommen gefunden hatte.

Von nichts konnte weniger die Rede sein, als von einer Situation, welche einige Blätter in thörichtester Verkennung der wirklichen Vorgänge durch die Erinnerung an Erfurt und an das sprichwörtlich gewordene Parterre von Königen bezeichnen zu können meinten. Wenn man damit auch nur das äußerliche Bemühen des Kaisers, dem Hochmuth seines Oheims nachzustreben, hätte charakterisiren wollen, so würde doch kaum Jemand, der die Dinge miterlebte, einer solchen Auffassung haben zustimmen können. Der Kaiser hatte thatsächlich den um den Prinz-Regenten gescharten Königen und Fürsten gegenüber sehr wenig Absicht und Neigung, sich auf den hohen Kothurn zu stellen.

Einer merkwürdigen Scene erinnere ich mich bei dem Dejeuner, welches Sonntag auf dem alten Schlosse stattfand. Mochte der Kaiser durch die Morgenandacht, welcher er soeben noch in der katholischen Kirche beigewohnt hatte, oder durch seinen hierauf bei dem König von Hannover gemachten Besuch, oder von den Anstrengungen der vorhergehenden Tage ermüdet gewesen sein, er befand sich, als alle Fürsten auf dem alten Schloß mit ihm versammelt waren, in einer Art nervöser Abspannung. Während wir nun beim Dejeuner saßen, brach ein furchtbares Gewitter los, welches jedoch nur kurze Zeit dauerte. Allein der Kaiser war von dem Naturereigniß so betroffen, daß man ihn beruhigen zu müssen glaubte, und er erklärte wiederholt und in unbehaglichster Stimmung, er erinnere sich etwas so Schreckliches kaum jemals erlebt zu haben.

Glücklicherweise konnte man die Rückfahrt nach Baden bei heiterem Himmel machen, und so vereinte bald nachher das Diner beim Großherzog von Baden die hohen Herrschaften alle in bester Stimmung. Abends machte der Kaiser seine Abschiedsbesuche und verließ um 10 Uhr eine Soiree bei der Herzogin von Hamilton, um von da unmittelbar auf den Bahnhof zu fahren. Der Großherzog von Baden begleitete den Kaiser dahin, wo von andern Fürstlichkeiten, außer mir, soviel ich mich erinnere, Niemand sich eingefunden hatte.

Die cordiale Art, in welcher sich der Kaiser verabschiedete, blieb mir unvergeßlich. Er war in der Stimmung wie nach einem außerordentlich glücklich vollbrachten Unternehmen. Mir sagte er beim Abschied, ich würde nun doch nicht mehr Anstand nehmen, recht bald bei ihm in Paris wieder zu erscheinen. Dem Großherzog dankte er mit vom Herzen kommenden Ausdrücken.

Programmmäßig hatte er noch vor Mitternacht die deutsche Grenze überschritten, denn der nächste Tag erinnerte an Waterloo, welches den Imperator nothwendig von dem Verkehr mit Preußens Herrscher abwendete. Eben deshalb war sorgfältig berechnet worden, daß die Entrevue noch vor dem 18. ihr Ende finden sollte.

Die deutschen Fürsten waren nun in Baden unter sich. Sollte der Congreß noch eine andere Bedeutung erhalten? In der That war man der Meinung, daß die Zusammenkunft so vieler und darunter der bedeutendsten Regenten nicht ungenutzt für Deutschlands Wohl gelassen werden dürfte. Gleich am ersten Tage unseres Zusammenseins war von den beiden Großherzogen von Baden und Weimar und von mir die Verabredung getroffen worden, Alles daran zu setzen, damit eine Verständigung über die internen deutschen Fragen erreicht werde. Wenn der Kaiser Baden wieder verlassen haben würde, so sollten die versammelten deutschen Fürsten zu einer Conferenz bestimmt werden, auf welcher eine Einigung herbeigeführt und ein intimes Allianzverhältniß zu Oesterreich angebahnt werden sollte.

Wir zogen den Fürsten von Hohenzollern in's Vertrauen und zeigten ihm die Nothwendigkeit, Schritte zur Realisirung unsers Planes zu machen.

Das Programm unserer Action wurde formulirt: „Es sollte versucht werden, unter der Führung Preußens ein gemeinsames Schutz- und Trutzbündniß aller deutschen Fürsten mit Oesterreich zu schließen und dem letzteren die Garantie seiner sämmtlichen Provinzen unter der Voraussetzung anzubieten, daß Preußen eine größere Machtstellung im alten Bunde eingeräumt werde. Auch sollte dem Kaiser von Oesterreich zur besseren Erreichung dieses Zieles die Nothwendigkeit, wirklich zeitgemäße Reformen einzuführen, nahegelegt werden. Die Frage wegen der Berufung eines deutschen Parlaments gehörte zu den Punkten, welche in erster Linie erledigt werden sollten."

Der Fürst von Hohenzollern erklärte für seine Person durchaus dem Programme beizustimmen, aber er schien wenig Neigung zu haben, die Sache zu befürworten. Die Stellung seines Ministeriums sei nicht darnach, daß er diese Idee officiell unterstützen könne, denn er habe noch immer gegen eine Richtung anzukämpfen, welche einem völligen Zusammengehen mit Deutschland widerstrebe und vielmehr ein französisch-russisches Bündniß für Preußen wünschenswerth erachte.

Unsere lange und lebhafte Besprechung gab mir die Ueberzeugung, daß das preußische Ministerium in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung nicht in der Lage war, an die Lösung der deutschen Frage zu schreiten, ja die Aeußerungen des Fürsten von Hohenzollern bewiesen nur zu deutlich, daß alle Wünsche dieser Art vorläufig verstummen müßten.

Inzwischen hatte man am folgenden Tage, den 16., Gelegenheit, die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover einzeln zu befragen, wie sie über eine Conferenz zur Lösung der internen deutschen Angelegenheiten dächten; wir überzeugten uns jedoch sehr bald, daß eine gemeinsame Berathung keineswegs in den Absichten der hohen Herren lag.

Sachsen und Hannover erklärten ziemlich unumwunden, Bayern dagegen in etwas unbestimmterer Weise, daß sie die alte Bundes-Organisation im Ganzen für gut und für die wahren Bedürfnisse Deutschlands ausreichend erachteten. Sie unterdrückten kaum ihre innerste Abneigung gegen jede Verstärkung Preußens und hüllten ihre Ansicht von dem Verhältniß zu Oesterreich in die wohlbekannten Reden von dem wünschenswerthen Gleichgewicht der beiden Großmächte im Bunde, durch welches die hergebrachten Rechte allein gesichert wären.

Bald trat auch die Tendenz der Könige hervor, ihre zufällige Vereinigung zu benutzen, um ihrerseits Schritte gegen alles dasjenige, was man kurzweg als Pläne der Umsturzparteien bezeichnete, zu verabreden. Es wurde viel davon gesprochen, daß innerhalb Deutschlands selbst Gefahren heraufzögen, denen man sorgfältig begegnen müßte.

Selbst zur Erörterung der inneren preußischen Zustände schien einem und dem anderen der höchsten Herren die Gelegenheit nicht ungünstig. Sie hofften, den Prinz-Regenten zu bestimmen, daß er die „demokratisch gesinnten" Mitglieder seines Ministeriums durch conservative ersetzte; auf diese Weise werde Einigkeit und Freundschaft der Fürsten und Staaten am besten gewahrt werden.

Der König von Württemberg ging nicht so weit. Er erklärte, daß er die nationalen Bestrebungen zwar nicht billigte, es aber für unklug hielte, dem Nationalvereine in persönlicher Weise zu Leibe zu gehen. Mir sagte er: „Er hätte mir seine rothesten Demokraten gerne überlassen, und hoffe nur, daß sie in meinem Ländchen nicht gar zu unvorsichtiges Zeug reden möchten."

Da es unter diesen Umständen klar war, daß eine Berathung über die allgemeinen deutschen Angelegenheiten jetzt aussichtslos gewesen wäre, so wurde zwischen den Großherzogen von Baden und Weimar und mir verabredet, den Prinzen von Preußen à trois anzugehen, eine Ansprache an die Fürsten zu halten, wenn der Kaiser abgereist sein würde, und für unsere Meinung, wenn er dieselbe theilte, entweder zu wirken oder wenigstens begreiflich zu machen, wie gefährlich es wäre, dem erfreulichen Aufschwung des Patriotismus in Deutschland von Seiten der Regierungen entgegenzutreten.

Am 17. Juni versammelten sich Baden, Weimar, der Fürst von Hohenzollern und ich abermals zu einer Conferenz und entwarfen in allgemeinen



Grundzügen ein Memoire, damit der Fürst es dem Prinz-Regenten vortrüge. Wir baten darin den Prinz-Regenten in der bescheidensten Weise, die versammelten Fürsten nicht ohne eine Ansprache zu entlassen, wenn der Zweck der Zusammenkunft nicht verfehlt sein und aus derselben nicht neues Mißtrauen im ganzen Volke erwachsen sollte.

Auf drei Punkte hatte unser Memoire besonders hingewiesen:

1. In der Ansprache müßte eine Art Rechenschaft über die kaiserliche Visite gegeben werden.

2. Es wäre bestimmt auszudrücken, daß der Prinz-Regent in Betreff der deutschen Angelegenheiten auf der von ihm betretenen Bahn sich durch nichts beirren lassen werde, daß er die Stellung Preußens in Deutschlaud in gleicher Weise wie diejenige als europäische Großmacht zu wahren gesonnen sei, und daß er die Regenten auffordere, ihn in diesen beiden Beziehungen zu unterstützen.

3. Es wäre Mittheilung zu machen, daß er eine intime Verständigung mit Oesterreich anbahnen und versuchen werde, auf diesem Wege Oesterreich zu Concessionen zu vermögen. Die Regenten Deutschlands möchten diesem Bemühen, Oesterreich und Preußen in einem engeren Verhältniß zu vereinigen, nicht entgegen sein.

Während der Fürst von Hohenzollern unserem Memoire beim Prinz-Regenten Eingang zu verschaffen suchte, waren die Könige nicht unthätig geblieben. Sie hatten sich am Sonntag nach dem auf dem Schlosse eingenommenen Dejeuner im Hôtel d'Angleterre zusammengefunden und auch den Großherzog von Hessen sowie den Herzog von Nassau zu einer Besprechung eingeladen. Und wie man nachher zu hören Gelegenheit hatte, so sollte auch von dieser Seite die Absicht gleichfalls bestanden haben, dem Prinz-Regenten ein Memorandum zu übergeben und persönliche Vorstellungen über die einzuschlagende Politik zu machen.

Als der Prinz-Regent von allen diesen Verhandlungen Nachricht erhielt, war er ein wenig verstimmt, und sein erster Gedanke schien zu sein, Alles zu unterlassen, was zu irgend welchen Discussionen führen konnte.

Wir bemühten uns aber im Vereine mit dem Fürsten von Hohenzollern, dem Prinz-Regenten zu versichern, daß alle Schritte, welche Preußen für Deutschland thue, vergeblich gewesen sein würden, wenn die öffentliche Meinung nicht bestimmt und unzweideutig Aufklärung erhielte, in welchem Maße der Prinz-Regent bei dieser wichtigen Gelegenheit die realen Interessen der Nation nach allen Seiten hin vertreten hätte.

Indessen schien die Situation dem Prinz-Regenten bei den so sehr aus-

einander gehenden Anschauungen peinlich, und man mußte an dem Erfolge der von unserer Seite gemachten Vorschläge zweifeln. Da glaubte ich mir ein Herz fassen und dem hohen Herrn in bestimmter, wenn auch bescheidenster, Form zu Gemüthe führen zu sollen, daß er sich dann nicht wundern dürfe, wenn man in den nationalen Kreisen den Congreß in Baden als einen Triumph der Würzburger Conföderirten Fürsten ansehen und der Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen nur den Sinn beilegen werde, die deutschen Fürsten wollten den äußeren Frieden sichern, um im Innern in altgewohnten Bahnen verharren zu können.

Der Regent war so sehr der Mann des Pflichtbewußtseins, daß er sich in keiner Sache eine Entscheidung gestatten mochte, bei welcher der Gedanke möglich gewesen wäre, sie sei nur deshalb so erfolgt, weil sie persönlich für ihn die bequemste Lösung einer Frage enthalten hätte. Meine Worte schienen vielleicht auch eben deshalb auf den Prinz-Regenten einigen Eindruck gemacht zu haben. Er erwiderte, daß er die Sache überlegen wollte.

Am Montag Vormittag erfolgte zu meiner und der Großherzoge größter Freude die Mittheilung, daß der Prinz-Regent um 4 Uhr Nachmittag die Fürstlichkeiten in das Schloß zu einer Conferenz einlüde.

Als man sich zu bestimmter Zeit hier eingefunden hatte, holte der Prinz-Regent ohne weitere Umschweife ein Papier aus seiner Tasche, von welchem er im Conversationston die folgende Rede las*):

„Es ist meinem Herzen ein Bedürfniß, Eueren Majestäten (von Bayern und Württemberg) meinen lebhaftesten Dank auszusprechen, daß Sie sich so bereitwillig geneigt gezeigt haben, bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon hier mit mir anwesend sein zu wollen. Euere Majestäten haben dadurch der Absicht, in welcher ich meinerseits dieser Zusammenkunft zugestimmt hatte, das Gewicht der Uebereinstimmung gegeben."

„Nicht minder bin ich verpflichtet, den anwesenden Majestäten, Königlichen Hoheiten und Hoheiten, welche zu gleichem Zweck herbeigeeilt sind, meinen auf-

*) Der Prinz-Regent übersendete mir den Wortlaut mit folgendem Handschreiben am 19. Juni 1860:

Eurer Hoheit überreiche ich, dem ausgesprochenen Wunsche gemäß, anliegend eine Abschrift meiner gestern gesprochenen Worte, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieselben jetzt nicht dem Wortlaute, sondern nur ihrem Sinne nach eine weitere Verbreitung erhalten.

Treu ergebenst
Wilhelm, Prinz-Regent.



richtigen Dank für die Unterstützung auszusprechen, die mir dadurch in meiner Begegnung mit dem Kaiser Napoleon zu Theil geworden ist."

„Es ist der Beweis gegeben worden, wie einig Deutschlands Fürsten sind, wenn dem gemeinsamen Vaterlande Gefahr drohen sollte."

„Der Kaiser Napoleon hatte als Grund seines Wunsches einer Zusammenkunft mit mir die Absicht ausgesprochen, seinen Willen, den Frieden zu erhalten, dadurch vor Europa zu beweisen und die Aufregung der Gemüther in Deutschland zu beschwichtigen, die, wie es wohl bekannt ist, von der Besorgniß erfüllt sind, daß die Annexionspolitik auch auf Theile Deutschlands ausgedehnt werden könnte."

„Wir sind nunmehr Zeuge gewesen von den wiederholten und uns Allen übereinstimmend vorgetragenen friedlichen Versicherungen des Kaisers und aus der freimüthigen offenen Antwort, welche dem Kaiser zu Theil geworden ist, wird derselbe die Ueberzeugung geschöpft haben, daß wir gern bereit sind, seinen Friedensversicherungen Glauben zu schenken."

„Die Bedingungen, unter welchen ich auf diese Zusammenkunft allein eingehen konnte, habe ich dem Kaiser nicht verschweigen lassen, sie bestanden in der Voraussetzung, die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage gestellt zu sehen. Indem der Kaiser auf Grundlage dieser Vorbedingungen erschienen ist, hat dieser Grundsatz eine Anerkennung erfahren, welche nicht verfehlen wird, nach allen Seiten hin Eindruck zu machen. Ich hoffe auch, damit wieder ein Zeugniß abgelegt zu haben, daß Preußens auswärtige Politik das Gesammtinteresse Deutschlands wohl im Auge hat."

„Ob Deutschland in näherer oder fernerer Zeit Gefahren drohen, ich spreche heute, als am Jahrestage eines denkwürdigen Sieges, in diesem erlauchten Kreise es gern noch einmal aus, was ich in meiner letzten Thronrede öffentlich erklärt habe, daß ich es nicht bloß als die Aufgabe der deutschen, sondern als die erste Aufgabe der europäischen Politik Preußens erachte, den Territorialbestand sowohl des Gesammtvaterlandes als der einzelnen Landesherren zu schützen. An dieser Aufgabe werde ich mich durch Nichts beirren lassen, auch durch den Umstand nicht, daß die Entwickelung der inneren Politik, die ich für Preußen als unerläßlich erkannt habe, sowie meine Auffassung mehrerer Fragen der inneren deutschen Politik von den Auffassungen einiger meiner hohen Bundesgenossen abweichen möge. Die Erfüllung jener nationalen Aufgabe, die Sorge für die Integrität und Erhaltung Deutschlands, wird bei mir immer obenan stehen."

„Ueber die Loyalität meiner Bemühungen, die Kräfte des deutschen Volkes zu gedeihlicher Wirksamkeit zusammenzufassen, kann kein Zweifel bestehen. Sie haben niemals die Absicht, das völkerrechtliche Band, welches die deutschen

Staaten umfaßt, zu erschüttern. Wiederholt habe ich erklärt, daß eine Reform des Bundes nur unter gewissenhafter Wahrung der Interessen Aller erstrebt werde, und die letzten Akte meiner Regierung werden keinen Zweifel gelassen haben, daß ich den gegenwärtigen Augenblick für eine Reform dieser Art nicht für geeignet erachtet habe. Dagegen sind die Punkte bezeichnet worden, an welchen ich festhalten muß."

„Wenn ich auf dem von mir betretenen Wege meiner inneren wie meiner deutschen Politik beharren muß, so habe ich doch keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben, daß ich mich auf demselben mehr und mehr mit allen deutschen Regierungen begegnen werde."

„Auch auf eine Verständigung nach einer andern Richtung hin hoffe ich: auf die Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich. Ich erachte dieselbe von der höchsten Wichtigkeit, und wenn in neuester Zeit eine Annäherung stattgefunden hat, so werde ich nicht verfehlen, den respectiven Cabineten Mittheilung von den Fortschritten auf dieser Bahn zu machen."

„So möge denn unsere Vereinigung hier in Baden nicht nur den Beweis der Einigkeit gegen das Ausland gegeben haben, sondern auch das Gefühl derselben innerhalb des gemeinsamen Vaterlandes beleben und Nichts dem Eindruck dieser Tage entgegentreten. Ich kann diese Ansprache nicht schließen, ohne dem Großherzog von Baden, der sich der Mühe herzlicher Gastfreundschaft so hingebend unterzogen hat, meinen Dank auszusprechen, welchem sich Euere Majestäten, kgl. Hoheiten und Hoheiten gewiß gern anschließen."

Nachdem der Prinz-Regent seinen Vortrag beendigt hatte, ergriff der König von Württemberg das Wort und dankte in freier Rede in seinem und im Namen der drei anderen anwesenden Könige für die rückhaltlosen und so ganz befriedigenden Eröffnungen des Prinzen. Er drückte sich dabei in sehr gewählter und officiell überdachter Form aus, indem er durch wiederholten Hinweis auf die übereinstimmenden Gesinnungen seiner Vettern, der Könige, deutlich zu erkennen gab, daß hier nach einem festgestellten Programm gehandelt werde. Auch suchte er, nachdem gleichsam dieser officielle Theil seiner Ansprache beendigt war, das darauf Folgende mehr im Conversationston vorzubringen.

Indem er sich dem Prinz-Regenten mehr in familiärer Weise näherte, traten auch die drei anderen Könige aus unserm Halbkreise heraus. Mit möglichst ungezwungener Redewendung gab der König von Württemberg zu erkennen, daß er noch Mehreres zu bemerken hätte, und erklärte, er wäre beauftragt, bei dieser Gelegenheit, die sich vielleicht nicht so bald wieder ergeben möchte, Einiges dem Prinz-Regenten über die inneren Verhältnisse von Deutschland zu sagen:

„Angesichts der näheren oder ferneren Gefahren und der Unzulänglichkeit

der militärischen Bundesverfassung wären die Könige, wenn sie auch zu ihrem großen Bedauern die Reformvorschläge Preußens in Frankfurt nicht acceptiren konnten, doch sehr bereit, engere Militärverträge beim Bunde vorzuschlagen. Hieran müßten sie aber freilich die Bedingung knüpfen, daß auch Preußen ihnen Garantien biete zu besserer Bekämpfung der revolutionären Elemente, die ihnen nachgerade sehr unbequem würden, und wo sie wünschen müßten, von Preußen ernstlich unterstützt zu werden."

Sowie diese Worte gefallen waren, zeigte sich eine gewisse Bewegung unter den Königen, welche inzwischen an den Prinz-Regenten immer näher herangetreten waren. König Georg streckte seine Arme aus und suchte umhertastend die Hand des Prinz-Regenten zu ergreifen. Der König von Bayern rief mit lauter Stimme: „Ja, das ist unser sehnlichster Wunsch!" „Vor Allem", so fuhr nun der König von Württemberg fort, „handelt es sich um — gewisse Vereine." Hierbei stockte er ein wenig. „Vor Allem", wiederholte er „handelt es sich „um Unterdrückung des Nationalvereins und des Gothaischen Vereins."

König Johann fügte in ruhigerer und durchaus freundlicher Weise hinzu: Man könne doch nicht läugnen, daß diese Vereine die bedenklichsten Schlagworte in die Massen zu werfen suchten, und daß, ob man es nun beabsichtige oder nicht, aufrührerische Tendenzen durch dieselben propagirt werden.

Hierauf trat König Max ganz nahe an den Prinz-Regenten heran und suchte vertraulich zu erklären, wie nach seiner Ansicht es wohl Pflicht der preußischen Behörden wäre, auch gegen jene Presse, welche agitatorisch den Bestand des Bundes wie der Einzelstaaten untergrabe, ebenso strenge vorzugehen, wie gegen die, welche Preußen angreife.

Endlich erhob König Georg seine Stimme und sprach ziemlich lange, vom Waterlootage, von seiner Freude, mit dem Prinz-Regenten heute vereinigt zu sein, und von den Aufgaben der Könige. Hierauf folgten einige dunkle Worte von Bundes-Execution und von Bundesfürsten, welche sich nicht scheuten, an der Agitation theilzunehmen.

Ich wartete ab, was der Prinz-Regent antworten werde, welcher sich ganz umringt sah und der bewegten Scene sichtlich ein Ende zu machen bemüht schien. Er bemächtigte sich dann auch des Wortes und berief sich auf seine eben verlesene Ansprache, in welcher er seine Ansichten ja klar und deutlich ausgesprochen zu haben glaube, alles Uebrige müsse er auf die Verhandlungen der Cabinete verweisen und könne keine Erklärungen geben. Er brach hierauf ab und löste die Versammlung durch rasche Entfernung von seinem Platze so deutlich auf, daß von einer Discussion der herbeigezogenen Fragen weiter keine Rede sein konnte.

Indessen bemerkte einer der Fürsten beim Abschied, es wäre vielleicht wünschenswerth, gemeinsame Befehle zu geben, daß über die Badener Vorkommnisse, ganz besonders während der Anwesenheit des Kaisers, das Richtige in das Publikum gelange.

Diese Gelegenheit benutzte ich nun, um mir die unbefangene Frage zu erlauben, ob man der Ansicht wäre, daß die Rede des Königs von Württemberg ihrem ganzen Inhalte oder nur ihrem Wesen nach der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte. „Nein! nein!" lautete die Antwort, „diese Ansprache darf keineswegs als officieller Akt, sondern lediglich als Conversation entre souverains betrachtet werden."

Noch am selben Abend reiste ich, ohne daß mir der Abschied schwer gewesen wäre, von Baden ab. Mittags am 19. kam ich in Coburg an, wo ich die deutschen Turnvereine versammelt fand. Am 20. hatte der Nationalvereins-Ausschuß eine Zusammenkunft in Coburg, welche mir Gelegenheit gab, die hervorragenderen Mitglieder bei mir zu sehen. Unsere Besprechungen währten bis tief in die Nacht. Im Einzelnen war es mir selbstverständlich nicht möglich, den Herren über die Lage der Dinge und über die Auffassung vom Nationalverein, der ich soeben begegnet, Rechenschaft zu geben; doch glaube ich mich recht zu erinnern, wenn ich sage, daß der streng preußisch gesinnte Theil des Ausschusses von meinen wahrheitsgemäßen Mittheilungen, so sehr ich dieselben meinen Gefühlen nach eingeschränkt hatte, allerdings wenig erfreut war.

In späteren Jahren haben manche der Herren aus diesen Kreisen unter dem Eindrucke ganz anderer Strömungen und Verhältnisse vielleicht die Vorstellung gewonnen, daß meine Ansichten über die damalige Unbeliebtheit des Nationalvereins auch selbst in Preußen zu pessimistisch gewesen wären. Man war geneigt, eine gewisse Schärfe gegen Personen oder Verhältnisse von meiner Seite vorauszusetzen; dennoch darf ich versichern, daß es mir ferne lag, diese mir ungünstige Anschauung Einzelner dadurch zu zerstreuen, daß ich die intimen Correspondenzen, die mir zu Gebote standen, irgendwie an die Oeffentlichkeit gebracht hätte. Ich entschließe mich vielmehr heute zum erstenmale dazu, die Aktenstücke, in welchen der Badener Congreß ausklingen sollte, bekannt zu machen.

Gleich am 20. Juni schritt ich, da ich wenige Tage nachher nach England abzureisen gedachte, zur Abfassung eines gleichlautenden Schreibens an die vier Könige, welche die Klage gegen den Nationalverein erhoben hatten und theilte die Abschrift davon auch dem Prinz-Regenten von Preußen mit.

Das gleiche Schreiben an die vier Könige lautete:

„Allerdurchlauchtigster König!

Gnädigster Herr!

„Gegen Ew. K. Majestät fühle ich mich gedrungen, schriftlich auf einen Gegenstand zurückzukommen, welchen Seine Majestät der König von Württemberg berührte, als Höchstderselbe, nach der von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten von Preußen am 18. Juni in Baden-Baden an die versammelten Fürsten gehaltenen Ansprache, noch einige Wünsche der vier Könige vortrug."

„Zu meinem innigen Bedauern mußte ich vernehmen, daß die vier hohen Herren gesonnen seien, den Nationalverein und den mir unbekannten sogenannten „Gothaischen Verein" — wie Se. Majestät von Württemberg sich ausdrückte — gewaltsam zu unterdrücken, und daß sie sich hierzu die Mitwirkung des Prinz-Regenten erbaten."

„Ich kann nur tief beklagen, daß es den hohen Herren nicht gefallen hat, mich von ihrer Absicht in Kenntniß zu setzen, ehe sie in so direkter Weise einen Gegenstand berührten, der, wie Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent vollkommen richtig erwiderte, erst später zwischen den Cabineten verhandelt werden könnte. Ew. Majestät, wie den drei übrigen hohen Herren, konnte es ja nicht unbekannt sein, daß ich in meinen Landen dem Nationalverein Aufnahme gewährt hatte und daher mich wohl in der Lage befunden haben würde, Aufklärungen zu geben, welche geeignet gewesen wären, die Besorgnisse der hohen Herren zu zerstreuen."

„Da es jedoch leider anders gekommen, so möchte ich wenigstens nicht unterlassen, die hohen Herren, ehe sie weitere Schritte in jener Richtung unternehmen, darauf aufmerksam zu machen, daß sich nach den Bestimmungen der Bundesgesetzgebung der Nationalverein auf gesetzlichem Boden bewegt und daß derselbe, nachdem ich ihm gestattet unter der bundesgesetzlich vorgeschriebenen Beaufsichtigung Seitens meiner Regierung seinen Sitz in meinem Lande zu nehmen, auch unter meinem Schutze steht."

„Ich darf mich darauf beschränken, anzuführen, daß die Form des Vereins die einer freien und offenen Verbindung von deutschen Männern ist, welche mit vollster Achtung vor bestehendem Recht ein nationales Ziel durch Mittel anstreben, deren rein geistige Natur an sich schon etwaige neue Karlsbader Beschlüsse wirkungslos machen müßte. Mit Aengstlichkeit hat man vermieden, sich mit anderen Vereinen in Verbindung zu setzen, weil die Bundesgesetze dies verbieten. Die Motive der Vereinsthätigkeit sind die edelsten, ihre Wirksamkeit kann, soweit gegenwärtig zu urtheilen erlaubt ist, nur eine segensreiche werden. Derjenige Fehler der Nation, der sie im Innern zerrüttet, nach

Außen machtlos gemacht, so vieles deutsche Land unter fremde Herrschaft gebracht, ist offenbar die Theilnahmlosigkeit des Volkes an seinen öffentlichen Angelegenheiten, die Gleichgültigkeit gegen nationale Ehre oder Schande gewesen."

„Die Fürsten dieses Volkes können deshalb nur mit Freuden einen Verein begrüßen, der ihnen bei der Erfüllung ihrer Aufgabe, nach Außen die Integrität Deutschlands zu schützen, nach Innen seine Einheit zu kräftigen, durch Weckung des Nationalgefühls und Verschmelzung der Stammesunterschiede zu Hilfe kommt."

„Ich bin nicht dazu berufen, Euerer Majestät und Ihrer hohen Herren Vettern Aufmerksamkeit weiter darauf hinzulenken, daß der beabsichtigte Schritt dahin führen müßte, das gerade jetzt so erfreuliche Aufleben nationalen Geistes und wahrhaft deutsch-patriotischer Gesinnung in seiner schönsten Entwicklung zu hemmen und alle die edeln und schönen Regungen, welche davon unzertrennlich sind, im Keime zu verbittern, ja Empfindungen gegen deutsche Fürsten hervorzurufen, welche bis jetzt Gottlob noch nicht vorhanden sind."

„Ew. Majestät wollen diese freimüthige Erklärung so wohlwollend aufnehmen, wie es von Ihrer deutschen Gesinnung zu erwarten ist, und den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung und Ergebenheit genehmigen, mit welcher ich zu verharren die Ehre habe

Ew. Königlichen Majestät
dienstwillig treuer Vetter und Diener
Ernst."

Coburg, den 20. Juni 1860.

Eine Abschrift dieses Briefes ging, wie schon erwähnt, an den Prinz-Regenten mit folgenden begleitenden Worten:

„Hochverehrter Freund!
Gnädigster Herr!

„Ich nehme mir die Freiheit, Dir in Abschrift einen Brief beizulegen, den ich gleichlautend an die vier Könige richtete. Die Ansprache des Königs von Württemberg an Dich war von der Art, daß ich unmöglich schweigen durfte. Die hohen Herren wußten, wie ich zu dem Nationalverein stehe; sie mußten mich daher darüber begrüßen, ehe sie diesen direkten Angriff in so ungewählten Ausdrücken machten."

„Ich hoffe, daß mein Schreiben Deine Billigung hat und wünsche zu Gott, daß, wenn jene vier Herren wirklich den Muth haben sollten — woran ich noch zweifle — gewaltsam gegen die öffentliche Meinung in Deutschland und

die nationalen Bestrebungen des Volkes vorzugehen, Preußen seinem Berufe treu bleiben wird."

„Ich hielt es, wie gesagt, für meine Schuldigkeit, Dich von meinem Schritt in Kenntniß zu setzen, und verharre wie immer

Dein
treu ergebener Diener und Freund
Ernst."

22. Juni 1860.

Ich lasse nun die Antwortschreiben der vier Könige und des Prinz-Regenten ohne Commentar, wie sich von selbst versteht, folgen. Die Dinge gehören heute so sehr der Geschichte an, daß der Leser, wenn er diese Aktenstücke betrachtet, wie in eine fremde, weit zurückliegende Zeit und Welt zu blicken scheint. Es liegt kein Unrecht darin, die Anschauungen Jener, welche an die Spitze der Völker gestellt sind, einer späteren Nachwelt in authentischer Form auch da zu überliefern, wo der Verlauf der Geschichte ihnen in einem besondern Falle eben nicht beigestimmt hat. Auch darf man überzeugt sein, daß Männer von Charakter, wie es jene verewigten Könige in hervorragendem Maße waren, des offenen und ehrlichen Bekenntnisses ihrer Gesinnungen sich auch selbst niemals entschlagen haben würden.

Antwort des Königs von Württemberg:

„Euer Hoheit

gefälliges Schreiben berührt die Antwort, welche ich im Namen der Könige von Sachsen, Bayern und Hannover an den Prinz-Regenten gerichtet habe."

„Wenn Ew. Hoheit von gewaltsam Unterdrücken sprechen, so ist mir davon nichts bekannt, sondern es war nur von dem Schutz die Rede, welche bisher die Preußische Regierung angedeihen zu lassen geschienen hat. Den Schutz, den Ew. Liebden in Ihren Landen diesen Vereinen gewährt haben, müssen wir Ihrer eigenen Beurtheilung überlassen, aber ebenso fest darauf bestehen, daß uns die Beurtheilung zusteht, in wiefern diese Vereine für unsere Länder nützlich oder schädlich sind."

„Von Karlsbader Beschlüssen kann wohl in unseren Tagen keine Rede sein, aber ebenso sehr ist es in unserem Recht, wenn wir deutsche Regierungen darauf aufmerksam machen, welche Folgen es hat, wenn Verbindungen entstehen, die ohne irgend ein rechtliches Mandat aus eigener Machtvollkommenheit, wenn auch — wie Sich Ew. Hoheit ausdrücken — Anfangs nur mit geistigen Mitteln zu wirken suchen. Die Jahre 1848 und 1849 haben es be-

wiesen, wohin solche Verbindungen führen, wenn man sie unbeachtet fortbestehen läßt."

„Unsere Stände in den verschiedenen deutschen Ländern sind gesetzmäßig dazu berufen, die Wünsche der Völker auszudrücken, und die Regierungen, mit Bereitwilligkeit dem wahren Interesse der Völker entgegenzukommen, aber um so weniger Vereine zu dulden, die sich zwischen diesen gesetzmäßigen Verhältnissen einzudrängen suchen und unter der Firma hohlklingender Phrasen das eingebildete Ziel der Völker zu bestimmen suchen."

„Im Uebrigen verbleibe ich mit der Versicherung wahrer Hochschätzung

Euer Liebden
freundwilliger Vetter
Wilhelm."

Baden, 24. Juni 1860.

Schreiben des Königs von Bayern:

„Durchlauchtigster Fürst!
Freundlich lieber Vetter!

„Ew. Hoheit gefälliges Schreiben vom 20. vor. Mts. habe ich zu empfangen das Vergnügen gehabt und will dasselbe mit eben der Offenheit erwidern, mit welcher Ew. Hoheit sich ausgesprochen haben."

„Vor Allem scheint mir ein Mißverständniß obzuwalten, wenn Ew. Hoheit der Ansicht sind, daß S. M. der König von Württemberg in seiner Erwiderung der Ansprache des Prinz-Regenten von Preußen, Kgl. Hoheit, von gewaltsamen Maßregeln gegen den sogenannten Nationalverein gesprochen hat. Der Ausdruck der Mißbilligung dieses Vereins ist aber wohl berechtigt."

„Wäre die Absicht desselben allein auf Hebung des deutschen Nationalgefühls berechnet, so läge darin ein löbliches Streben. Es ist jedoch hiebei zu bemerken, daß es zunächst Aufgabe der deutschen Fürsten ist, den Schutz Deutschlands nach Außen und seine Kräftigung nach Innen in die Hand zu nehmen, wie solches bereits am Bunde und durch unsere Zusammenkunft in Baden geschehen ist. Sie dürfen in diesem Bestreben der getreuen Mitwirkung der verfassungsmäßigen Vertreter ihrer Völker, als der hierfür allein berechtigten Organe, sich versichert halten. Unberechtigte Einmischung Dritter kann nur schaden."

„Nach mehrfachen Kundgebungen jenes Vereines, der in Bayern wenig günstigen Boden gefunden hat, ist man zu der Annahme berechtigt, daß seine Tendenzen auch auf andere Zwecke und vor Allem offen, wenn auch nicht offen eingestanden, auf die Auflösung der Bundesverfassung gerichtet seien, und in

diesem Sinne sind sie auch von einer ausländischen, Deutschland feindlichen Presse entschieden aufgefaßt worden."

„Will auch vorerst jener Verein, wie Ew. Hoheit die Güte haben zu bemerken, nur mit geistigen Mitteln wirken, so ist hiebei zu erwägen, daß dies zum wenigsten eine Aufregung hervorbringen kann, welche, wie die Erfahrung aller Zeiten gelehrt hat, sehr leicht weiter, als anfangs beabsichtigt, jedenfalls aber zu innern Zerwürfnissen zu führen vermag, welche die Einheit und Macht unseres großen deutschen Vaterlandes nicht fördern, sondern untergraben."

„Darum kann ich Ew. Hoheit Ansichten über diesen Punkt zu meinem Bedauern nicht theilen."

„Uebrigens verbleibe ich mit wahrer Hochschätzung

Ew. Hoheit
freundwilliger Vetter
Max."

Gräfenberg, 17. Juli 1860.

Das von dem Könige von Hannover erlassene Antwortschreiben lautete:

„Durchlauchtigster Fürst!
Freundlich lieber Vetter!

„Ew. Hoheit gefälliges Schreiben vom 20. v. M. habe ich empfangen und mit aufrichtigem Bedauern daraus ersehen, daß die in Baden-Baden von Seiner Majestät dem Könige von Württemberg in seiner Antwort an Se. Königl. Hoheit den Prinz-Regenten bezüglich des sog. Nationalvereins gemachte Aeußerung Ew. Hoheit Veranlassung gegeben hat, einem Vereine das Wort zu reden, dessen Ziel und Mittel meiner Ansicht nach dem Zwecke und den Grundgesetzen des deutschen Bundes zuwiderlaufen und der daher nicht geeignet sein dürfte, unter den Schutz eines deutschen Bundesfürsten gestellt zu werden."

„Das Ziel des Vereins ist die Umwandlung des öffentlichen Rechtszustandes Deutschlands, welcher durch Traktate und deutsche Grundgesetze festgesetzt ist, ohne daß er, oder seine Mitglieder irgend welche gesetzliche Berechtigung besitzen, jenen Zustand umzuändern, oder an einer Umwandlung Theil zu nehmen. Das ist ein völlig unbefugter Eingriff in die Rechtssphäre derjenigen, welche aus jenem Bestehenden bestimmte Rechte erworben haben und welche die Befugnisse besitzen, die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands verfassungsmäßig zu regeln, und es ist ein widergesetzliches Ziel, so lange die Umänderung der öffentlichen Zustände Deutschlands noch bestimmten Organen verfassungsmäßig zusteht."

„Die Mittel des Vereins anlangend, so wollen Ew. Hoheit mir zu bemerken erlauben, daß ich sie für nicht so rein geistiger Natur zu halten vermag, wie Ew. Hoheit beliebt sie zu charakterisiren. Sie bestehen in Agitation, Verketzerung des Bestehenden und der aus diesen Verhältnissen Berechtigten, sowie im Aufbau eines äußeren Zwanges, um die Umwandlung des deutschen öffentlichen Rechts im Sinne jener Partei aufzunöthigen. Dieses Verfahren erscheint mir sehr positiver Natur und nicht weniger geeignet, die Aufmerksamkeit der Regierungen zu wecken, als jede andere widergesetzliche Agitation."

„Wenn bis jetzt die Wirksamkeit des Vereins noch nicht schädlichere Folgen entwickelt hat, so liegt der Grund davon in dem gesunden Sinne des deutschen Volkes, welcher nicht leicht der Agitation für Verwirklichung fanatistischer Programme und hohlen Declamationen sich hingibt. Segensreich kann auch die Wirksamkeit des Vereins nach meiner Ueberzeugung nie werden, da aus ungesetzlichem Zwecke und widerrechtlichen Mitteln weder für Deutschland im Ganzen, noch für seine einzelnen Länder schwerlich jemals Gutes hervorgehen wird und da der Verein, statt zwischen den deutschen Fürsten und ihren Völkern das Band des Vertrauens zu befestigen, dasselbe durch die zur Verfolgung seiner Ziele angewendeten Mittel nur lockern kann; derselbe dadurch die Saat des Mißtrauens ausstreut und auf solchen Wegen, sowie bei der rücksichtslosen Nichtachtung der in dem deutschen Volke vom Ursprung an bestehenden und in einer tausendjährigen Entwickelung fortgebildeten Verschiedenheiten in den einzelnen deutschen Stämmen und Staaten schwerlich eine innere Einigkeit in Deutschland und damit dessen Stärke nach Außen fördern und kräftigen wird."

„Das Wiedererwachen des nationalen Sinnes in Deutschland entsprang ganz anderen Ursachen als dem Vereine, es fand schon vor dessen Existenz statt, und Steigen oder Fallen des nationalen Geistes wird in Deutschland sowie in anderen Ländern auch künftig von dem stärkeren oder schwächeren Gegensatze abhängig bleiben, in welchem Deutschland nach auswärts hin sich befindet."

„Dies ist meine Auffassung des sogenannten Nationalvereins. Ew. Hoheit habe ich sie mit derselben Offenheit mitgetheilt, als in Dero gefälligem Schreiben die entgegengesetzte Ansicht entwickelt ist. Daß ich die Abweichung der Meinungen in einer Angelegenheit tief beklage, wo gemeinsames Interesse zur Eintracht auffordert, wollen Ew. Hoheit mir zu gute halten."

„Ich verharre mit wahrer Hochachtung

Herrenhausen, 16. Juli 1860.

Ew. Hoheit
freundwilliger Vetter
Georg Rex.

An
des Herzogs zu S.-Coburg-Gotha Hoheit.

Schon früher war das folgende umfangreiche Aktenstück von Seite des Königs von Sachsen eingetroffen:

„Durchlauchtiger Fürst!

Freundlich lieber Vetter!

„Ew. Hoheit und Liebden haben Sich bewogen gefunden, in Bezug auf die Erwiderung Sr. Majestät des Königs von Württemberg auf die Ansprache Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten von Preußen an die im Schlosse zu Baden-Baden versammelten Fürsten, mich mit einem Schreiben zu beehren und darin Ihr Bedauern über diese, zugleich im Namen der Könige von Bayern, Sachsen und Hannover gethanen Aeußerungen mir auszudrücken. Dieselben rufen an dessen Schlusse meine deutsche Gesinnung an. Einer solchen bin ich mir allerdings vollständig bewußt, und ich glaube, Ew. Hoheit keinen besseren Beweis davon geben zu können, als durch eine eben so eingehende, als freimüthige Erwiderung Ihrer Worte."

„Ich habe Ew. Hoheit Schreiben einmal als Beschwerde über die bezüglich des sogenannten Nationalvereins gefallene Aeußerung, alsdann aber als eine Empfehlung dieses Vereins anzusehen."

„In ersterer Beziehung erlaube ich mir, Ew. Hoheit meine Meinung dahin auszusprechen, wie ich nicht zugeben kann, daß Ihnen zu einer Beschwerde irgendwie gerechter Anlaß gegeben worden sei. Allerdings war es, wie Dieselben voraussetzen, meinen hohen Vettern und mir keineswegs unbekannt, daß Ew. Hoheit dem Nationalverein in Ihren Landen Aufnahme gewährt haben. Obschon indeß — wenigstens nach meiner Ansicht, von der ich aber überzeugt bin, daß sie von Ihren Majestäten von Bayern, Hannover und Württemberg vollständig getheilt wird — diese, im Gegensatz zu dem Verfahren der freien Stadt Frankfurt gewährte Vergünstigung, bei dem offen ausgesprochenen Zwecke des Vereins, mit der strengen Einhaltung der Bundespflicht schwer in Einklang zu bringen war, so ist doch, meines Erinnerns, deshalb nicht das leiseste Wort des Vorwurfs gefallen."

„Allein die Rücksichten, welche in dieser Beziehung eine begreifliche Zurückhaltung auferlegen mußten, konnten unmöglich davon abhalten, in einem Augenblicke, wo der Prinz-Regent von Preußen in freimüthiger und vertrauensvoller Weise Seine Ansicht auch über die inneren Zustände Deutschlands den versammelten Fürsten darlegte, einen Uebelstand, welchen mehrere der anwesenden Monarchen als solchen anerkannt und empfunden hatten, mit gleicher Offenheit zur Sprache zu bringen. Se. Majestät der König von Württemberg that dies im Auftrage der übrigen deutschen Könige. Er that es in deren Sinne, und was er gesprochen, verdiente wohl doppelte Beherzigung im Munde eines

Regenten, der, nachdem er einst das Schwert für Deutschlands Unabhängigkeit gezogen und mit Auszeichnung im Felde gekämpft, fast ein halbes Jahrhundert lang durch ein gerechtes und weises Regiment die Liebe und Anhänglichkeit eines biedern deutschen Stammes zu bewahren gewußt hat."

„Auf die Worte, deren Se. Majestät Sich dabei bediente, kann um so weniger etwas ankommen, als diese Ansprache nicht eine im Voraus vereinbarte und dem Ausdrucke nach abgewogene war. Indeß will ich nicht unterlassen, hervorzuheben, daß Se. Majestät von einer gewaltsamen Unterdrückung des Nationalvereins nicht gesprochen hat."

„Ew. Hoheit scheinen mir von der irrigen Voraussetzung auszugehen, als sei der Schutz, welchen Sie dem Vereine und dessen Leitern in Ihren Landen gewähren, für die Regierungen der vier Königreiche ein Gegenstand der Besorgniß und deshalb das eigentliche Ziel beabsichtigter Maßregeln. Die Bedeutung, welche dem Auftreten des Vereins von uns beigelegt wird, hatten wir allein darin zu suchen, daß derselbe seine Zwecke unter dem Schein einer Connivenz der preußischen Regierung verfolgt, und deshalb war das Absehen dahin gerichtet, daß Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent dieser Voraussetzung begegnen und, im Verein mit den übrigen Regierungen, einem Treiben entgegentreten möchte, welches wir nicht als Mittel zur Kräftigung, sondern vielmehr zur Lähmung und Schwächung deutschen Gemeingeistes zu betrachten vermögen. Es geschah sonach nichts, was einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten Ihres Landes ähnlich gesehen hätte; umsomehr ist gleiche Rücksichtnahme von Ihrer Seite zu beanspruchen."

„Ew. Hoheit und Liebden wollen nicht unterlassen, mich darauf aufmerksam zu machen, daß der Verein unter Ihrem Schutze steht. Erlauben mir Dieselben darauf zu erwidern, daß ich mich nicht mit der Thätigkeit befasse, welche der Verein in Ihren Landen, sondern mit der, welche er in den meinigen entwickeln kann, und daß ich für das, was hier vorgeht, keinen anderen Schutz anzuerkennen habe, als den, welchen meine Regierung, die Landesverfassung und der deutsche Bund gewähren können. — Es glauben ferner Ew. Hoheit es beklagen zu sollen, daß nicht vor jener Ansprache ein vorgängiges Vernehmen mit Ew. Hoheit stattgefunden habe, indem Sie Sich am Besten in der Lage befunden haben würden, Aufklärungen zu geben, welche geeignet gewesen wären, die gehegten Besorgnisse zu zerstreuen."

„Hierauf gestatte ich mir die zwiefache Entgegnung, daß die unzweideutigen öffentlichen Kundgebungen des Vereins jede weitere Aufklärung unnöthig erscheinen ließen, und daß das Zeugniß, welches Ew. Hoheit nachträglich dem Vereine ausstellen, nur zu deutlich beweist, wie eine solche Aufklärung zwar die wohlwollende Gesinnung Ew. Hoheit gegen den Verein, nicht aber dessen Grund-

sätze und Zwecke hätte erkenntlicher werden lassen. Ew. Hoheit versichern, daß der Verein sich auf bundesgesetzlichem Boden bewege und führen zum Beweis dessen an, daß der Verein sich den Bundesgesetzen conformirt und sorgfältig vermieden habe, sich mit anderen Vereinen in Verbindung zu setzen."

„Nach § 1 des Bundesbeschlusses vom 13. Juli 1854 sollen in allen deutschen Bundesstaaten nur solche Vereine geduldet werden, die sich darüber genügend auszuweisen vermögen, daß ihre Zwecke mit der Bundes- und Landesgesetzgebung in Einklang stehen."

„Nun enthält aber das zuerst auf den Eisenacher Versammlungen vom 16. Juli und 14. August vorigen Jahres aufgestellte Programm, zu dessen Durchführung der Nationalverein zu Frankfurt a. M. am 15. und 16. September vorigen Jahres sich constituirte, unter anderem als Zweck der gemeinsamen Bestrebungen die Errichtung einer Centralregierung und bis zu deren definitiver Constituirung, eventuell die Uebertragung der militairischen und diplomatischen Vertretung des Bundes auf einen Bundesstaat, Preußen."

„Daß ein, solche Zwecke verfolgender, Verein auf bundesgesetzlichem Boden sich bewege, ist sicher eine Behauptung, die, angesichts des Artikels 1 der Bundesakte, ebensowenig aufrecht zu erhalten sein möchte, als jeder diesem Vereine gewährte Vorschub mit dem § 1 des Bundesvereinsgesetzes sich in Einklang bringen ließe. Seine Wirksamkeit steht auch in offenbarem Widerspruche mit den meisten deutschen Landesverfassungen."

„Wenn bei der endlichen Constituirung des Vereins zu Frankfurt obige Vereinszwecke nicht ausdrücklich, sondern nur indirekt, durch Bezugnahme auf die zu Eisenach und Hannover gefaßten Beschlüsse in die Statuten aufgenommen wurden, so scheint mir dieses Verfahren leider nur gegen die von Ew. Hoheit dem Verein beigelegte Bezeichnung einer freien und offenen Verbindung zu sprechen. Es liegt darin allerdings ein Beweis mehr jener Aengstlichkeit, mit der der Verein sich bestrebt haben soll, den Bundesgesetzen gerecht zu werden; allein in der That nicht einer solchen, welche die Achtung dieser Gesetze, sondern einer solchen, welche deren Umgehung anstrebt und dadurch die Heranziehung manches wohldenkenden Namens zu erleichtern sucht, der sich von der Bedeutung seines Beitritts nicht Rechenschaft gibt. Daß es aber die in den Versammlungen zu Eisenach und Hannover gefaßten Beschlüsse in der That sind, welche der Verein in seiner Wirklichkeit zur Geltung zu bringen sucht, das beweisen genugsam die Reden, welche auf der letzten Berliner Versammlung gehalten wurden und die Wochenschrift, die der Nationalverein erscheinen läßt, der unzähligen Artikel in der Tagespresse nicht zu gedenken, welche die gleiche Tendenz verfolgen und auf den Nationalverein hinweisen."

„Es ist nicht meine Ansicht, und das Verfahren meiner Regierung beweist dies, daß der freien Meinungsäußerung, innerhalb der durch das Gesetz gezogenen Schranken Gewalt angethan werden solle. Den deutschen Ständekammern ist freies Wort vergönnt, darauf aber zu antworten auch den Regierungen das Mittel geboten. Die Presse ist frei, nur ihre Ausschreitungen verfallen dem gerichtlichen Strafverfahren, aber auch ihr kann die Regierung aufklärend entgegentreten. Die Thätigkeit eines Vereins aber, welcher, weit entfernt, bestehende Rechte zu achten, vielmehr dahin trachtet, gegen diese Rechte Abneigung und Haß im Volke zu verbreiten, sobald dieselben nicht sofort einer Parteianschauung zum Opfer gebracht werden, kann ich unmöglich als eine segensreiche anerkennen. Sie kann nur dahin führen, das Vertrauen zwischen Volk und Regierung zu erschüttern, Mißtrauen unter den Regierungen selbst zu erzeugen und das Werk der Einigung zu erschweren."

„Ich darf mit hoher Genugthuung darauf hinweisen, daß der Verein, trotzdem, daß meine Regierung bis jetzt durchaus keine Maßregeln ergriffen hat, um dessen Verbreitung zu verhindern, in meinem Lande sehr wenig Anhänger gefunden hat, was mir ein schätzbares Zeugniß für den gesunden und gesetzlichen Sinn meines Volkes ist. Es ist daher auch nicht das Gefühl der Beunruhigung, welches mir den Wunsch eingegeben hat, daß jenem verderblichen Treiben Schranken gesetzt werden möchten und zwar vor Allem von Seiten Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten, dessen wahre Gesinnung — wie solche in der zu Baden gehaltenen Ansprache dargelegt wurde — die Anführer des Vereins so offenkundig verkennen."

„Die deutschen Fürsten — das hat die Geschichte der vorigen Jahre, das hat die Vereinigung von Baden gezeigt — sind sich der Aufgabe, nach Außen die Integrität Deutschlands zu schützen, nach Innen seine Einheit zu kräftigen, vollständig bewußt. Sie werden dabei der Unterstützung ihrer Völker und deren verfassungsmäßiger Vertreter stets versichert sein und engherzige Rücksichten dabei bei Seite zu setzen wissen. Zur Erleichterung dieser Aufgabe aber kann es nicht dienen, wenn eine Partei sich unablässig bemüht, einen moralischen Zwang auf ihre Entschließungen auszuüben, jedes noch so wohlgemeinte Bestreben, sobald es nicht ihrem Programme huldigt, in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und eine Doctrin zu predigen, welche in ihrer praktischen Durchführung zur Zerreißung Deutschlands und zum Bruderkriege führt."

„Und darum, hochgeehrter Herr Vetter, kann ich, so gern und aufrichtig ich der wohlmeinenden Absicht Ew. Hoheit Gerechtigkeit widerfahren lasse, es nur tief beklagen, daß eben diese Partei sich des Schutzes rühmt, den Sie ihr gewähren."



„Uebrigens wiederhole ich gern die Versicherung der wahren Hochachtung und Freundschaft, womit ich verbleibe

Ew. Hoheit und Liebden freundwilliger Vetter

Johann."

Dresden, den 4. Juli 1860.

Der Brief des Prinz-Regenten, welchen ich nun folgen lasse, hatte zum Unterschiede von den übrigen Schreiben der Könige kein amtliches Aussehen. In der privaten Weise, wie er seit Jahren mit mir zu correspondiren pflegte, auf einem kleinen grauen Briefbogen, wie sie der Prinz im Gebrauche hatte, schrieb er aus Wildbad Gastein den 17. Juli:

„Tausend Dank für Deine Mittheilung vom 22. v. Mts. wegen der Badener Attacke auf den Nationalverein. Ich habe mich gleich nach Deiner Abreise und noch zu verschiedenen Malen gegen die Könige dahin ausgesprochen, daß ich meinen Standpunkt in der Angelegenheit in meinem Erlaß von Stettin vor der Welt kund gethan hätte, und daß ich dabei stehen bleibe. So lange nur durch Besprechungen und gemäßigte Preßerzeugnisse der Verein sich in den bisherigen Schranken hielte, hätte ich keine Veranlassung gegen ihn einzuschreiten. Daß ich der Tendenz indessen nicht folgen könne, mit Hintenansetzung der Interessen und Rechte der deutschen Fürsten, die Einheit anzustreben, die der Verein bezweckt, hätte ich vom Throne und in der Fürstenversammlung zu Baden ausgesprochen. Wenn also der Verein durch Wort und That zu Handlungen sich verleiten ließe, die Thaten bezweckten, welche gegen meine Auffassung stritten, so würde ich mich allerdings berufen fühlen, gegen denselben einzuschreiten. Bis dahin lägen polizeiliche Verfolgungen des Vereins und dessen Anhänger außer meiner Auffassung."

„So habe ich mich auch gegen den König von Sachsen ausgeschrieben, der mir seine voluminöse Antwort an Dich mittheilte."

„Wenn H. v. Arnim's Aufforderung zu einer Art Vorparlament Folgen gehabt hätte, so würde ich dem bestimmt entgegengeschritten sein, weil dies die Repetition des schmählichen Anfangs von 1848 gewesen wäre und wir keine Repetition der Volksbeglückung von unten herauf brauchen können."

„Ainsi, avis au lecteur!

Dein treuer Freund

Wilhelm."

Ich glaubte dem Prinz-Regenten sogleich meinen Dank für dieses Schreiben aussprechen zu müssen und ergriff die Gelegenheit, um meinen Standpunkt zu wahren.

Kallenberg, den 21. Juli 1860.

„Hochverehrter Freund!
Gnädigster Herr!

„Ich beeile mich, Dir den Empfang Deines gnädigen Schreibens mitzutheilen und zugleich anzuzeigen, daß die vier Könige mir nun alle meine an die hohen Herren gerichteten Schreiben beantwortet haben. Die Antworten sind zum Theil wesentlich von einander verschieden und in keiner fand ich Gründe, welche mich bewegen könnten, die behauptete Stellung zu verlassen, es sei denn, daß vom Nationalverein selbst Schritte geschähen, die es mir unmöglich machten, demselben den Schutz angedeihen zu lassen, zu dem ich nach der Bundesgesetzgebung jetzt berechtigt bin."

„In Deinen gnädigen Zeilen fand ich erst die Bestätigung dafür, daß H. v. Arnim wirklich beabsichtigt hätte, zu einer Art Vorparlament jetzt aufzuforderu. Ein solcher Schritt, der hinter dem Rücken der meisten seiner Freunde und Bekannten vorbereitet worden sein mag — (auch mir war der Plan unbekannt) — müßte ein tiefes Ridicül auf den sonst so tüchtigen Mann werfen. Lebten wir in Frankreich, so würde man unwillkürlich an „agents provocateurs" denken."

„Dem sei nun wie ihm wolle, es ist immer höchst bedauerlich, einen Mann von den Fähigkeiten Arnims sich so unmöglich machen zu sehen; der guten Sache wird geschadet und das gerechtfertigte Drängen der Nation nach all den Gütern, die ihr von oben herab gereicht werden sollten, wird dadurch nur zu leicht verwechselt mit den Tendenzen einer elenden Straßendemokratie."

„Ueber die Zustände in England kann ich nur bestätigen, daß wohl in allen Schichten des Volkes die dunkle Empfindung vorherrscht, daß man sich rüsten müsse zu dem Kampfe auf Leben und Tod mit dem französischen Imperialismus. Niemand zweifelt an diesem Kampfe, darum macht Volk und Gouvernement jene großen Anstrengungen, die man an Ort und Stelle erst richtig bemessen kann. England wird Deutschland naturgemäß immer zur Seite stehen, vermöge aller der Interessen, die durch die ganze Bevölkerung hindurch gefühlt werden, sobald Frankreich seine Grenzen nach Osten hin zu erweitern gedenken sollte. Bei der eigenthümlichen Entwickelung und ich möchte sagen Entartung der verschiedenen Gewalten, die die Regierung des Inselreiches bestimmen, ist jedoch auf eine diplomatische Allianz nach alter Form sicher nicht zu rechnen und alle Versuche, ein englisches Gouvernement, es sei von welcher Farbe es wolle, zu bestimmter Aussprache zu vermögen, werden mißlingen."

„Mehr oder minder werden wir vorerst immer auf uns selbst angewiesen sein und mit Freuden sehe ich allen Schritten entgegen, welche ein engeres Aneinanderschließen Preußens und Oesterreichs herbeiführen können."

„Möchte es Dir gelingen, den Kaiserstaat vor seinem inneren Verderben zu bewahren und es dem übrigen Deutschland möglich machen, mit ihm in allen großen Fragen vereint zu gehen.

Wie immer ꝛc.

Ernst."

Die im vorstehenden Briefe mitgetheilten Wahrnehmungen über die englische Politik waren im eigentlichsten Sinne frisch erworben, denn ich war wenige Tage nach meiner Abreise von Baden-Baden nach London gereist, wo ich von zahlreichen Politikern sofort gleichsam umringt wurde, da man bei einem Theilnehmer an den intimeren Vorgängen der letzten Wochen auf dem Continente Auskünfte und Beruhigung zu erhalten suchte.

Ich war am 25. Juni spät Abends nach stürmischer Seefahrt in London angekommen. Die Königin und mein Bruder hatten eben das berühmte Freiwilligen-Lager von Aldershot besucht. Ich fuhr den nächsten Tag mit einem Extrazuge dahin, wo ich die Herrschaften um 9 Uhr beim Frühstück fand. Um 10 Uhr stieg man zu Pferde, um dem Manöver beizuwohnen, welches von 23 000 Mann mit 56 Kanonen abgehalten wurde. Da das Terrain ein ausgezeichnetes für militärische Evolutionen war und sich schöne Bewegungen leicht ausführen ließen, so war es natürlich, daß die englischen Blätter die Revue und Manöver von Aldershot in der günstigsten Weise beurtheilten, und gegen die gute Haltung der englischen Freiwilligen war wirklich nicht das Geringste einzuwenden. Indessen waren die Dispositionen, vom militärischen Standpunkt betrachtet, so außerordentlich unschuldiger Natur, daß ich den englischen Staatsmännern nicht verhehlen zu dürfen glaubte, wie wenig von diesen Leistungen, für den Fall eines wirklichen Krieges, zu erwarten wäre.

Mit dieser Ansicht war man indessen nur zum allergeringsten Theile einverstanden, und man fuhr fort in Briefen und Beschreibungen des Rühmens kein Ende zu finden, welchen vortrefflichen Eindruck die Freiwilligen machten, wenn sie vor der Königin defilirten. Soviel schien mir dagegen gewiß, wenn der Kaiser Napoleon die so sehr gefürchtete Invasion nicht aus anderen Gründen unterließ, die Freiwilligen-Bataillone hätten ihn gewiß nicht abgehalten. Ich fuhr am Abend mit den höchsten Herrschaften nach London zurück, wo um 8 Uhr das Familiendiner stattfand.

Den folgenden Tag beantwortete mein Bruder das Schreiben, welches er soeben von dem Prinz-Regenten über die in Baden-Baden stattgefundene Entrevue erhalten hatte. Dasselbe enthielt lediglich den Bericht über diejenigen Vorkommnisse, welche sich auf die allgemeinen Angelegenheiten Europas bezogen.

Namentlich schilderte der Prinz-Regent ziemlich eingehend die Gespräche, welche Napoleon mit ihm und anderen Fürstlichkeiten gehalten hatte.

Es war mir leicht, die nöthigen Ergänzungen zu den Mittheilungen des Prinz-Regenten zu geben, und mein Bruder schrieb unter diesen Eindrücken einen Brief, der wahrscheinlich deshalb in dem Werke über sein Leben unterdrückt worden ist,*) weil das Urtheil Alberts über das Erreichte, und über das Vorgefallene überhaupt, weniger befriedigend lautete, als man in Berlin erwartet haben mochte. Er wollte nicht begreifen, daß der Prinz-Regent nicht entschiedener gegen Louis Napoleon aufgetreten sei und war geneigt, den vier Königen die Schuld beizumessen, daß es überhaupt in Deutschland zu keiner Erhebung gegen den übermächtigen und gewaltthätigen Nachbar käme, der ihm täglich verhaßter wurde.

Das gemäßigtere Urtheil war meistens und so auch in Bezug auf die Badener Entrevue auf meiner Seite, und ich darf sagen, daß ich mir alle Mühe gab, den Prinzen milder zu stimmen; allein er zeigte in diesen Jahren, gegenüber von Deutschland und insbesondere von Preußen, eine Art von Ueberdruß und Widerwillen, wovon seine Biographen heute kaum noch eine Ahnung haben dürften.

Bei meinem achttägigen Aufenthalt in London konnte ich mich indessen auch überzeugen, daß es keine Partei gab, welche nur entfernt geneigt gewesen wäre, mit Preußen in ein Vertragsverhältniß zu treten. Ich sprach mit Männern aller Richtungen, mit Ministern und Parlamentsmitgliedern, aber Niemand zeigte auch nur das geringste Vertrauen zu einer Bundesgenossenschaft mit Deutschland. Was man mir in Bezug auf den als unvermeidlich behaupteten Krieg um die Rheingrenze immer einwendete, war, daß England noch lange zurecht kommen werde, um Deutschland aus seiner desperaten Lage zu ziehen, wenn der Kampf begonnen hätte; und Lord Palmerston bemerkte: „er kenne keinen Staat auf dem Continent, der verläßlich genug wäre, um die Franzosen durch eine Allianz mit demselben noch mehr reizen zu dürfen“.

Bei der Rückreise aus England ging ich über Brüssel, wo die friedlichen Resultate von Baden-Baden einen äußerst günstigen Eindruck, wenn auch keine volle Beruhigung, hervorgebracht hatten.

Die große politische Frage hatte mein Oheim unzählige Male in dem Worte oesterreichisch-preußische Allianz zusammengefaßt und dieselbe auch jetzt wieder an allen Orten gepredigt, wo man seinen Rath hören wollte. Er faßte diese Verbindung in ganz patriarchalisch dynastischer Weise wie

*) Leben V S. 130.

im Jahre 1813, ich machte vergeblich geltend, daß einer solchen Regentenfreundschaft der Ausgleich der staatlichen Interessen zur Seite stehen müsse.

Meine Reise war in Berlin Gegenstand vieler Angriffe geworden. Wenn die Kreuzzeitung die Lächerlichkeit beging, zu sagen, ich wäre nach London gegangen, um Lord Palmerston zu stürzen, so hatte man damit die Absicht enthüllt, meine Stellung dem englischen Cabinet und Publikum gegenüber ein- für allemal zu compromittiren. Es war nicht schwer, zu erkennen, von welcher Seite dieser Wunsch insbesondere gehegt wurde, aber ich konnte nicht finden, daß das Mittel, welches man anwendete, mir in London viel geschadet hätte. Ich wurde mit der offensten Zuvorkommenheit von Seite der Minister in die Absichten und Auffassungen der Regierung eingeweiht.

Auch hatte ich in London mancherlei Verkehr mit politischen Flüchtlingen. Ich sprach Kinkel, Juch, und noch manche Andere und wurde außerdem von den in England lebenden Deutschen in Schriften und mit Gesang fetirt. Diesen Beziehungen gab man nachher eine viel größere Bedeutung, als ihnen zukam, und sie gewannen eine Art von diplomatischem Charakter, als dem Kaiser Napoleon berichtet worden war, ich hätte gegen ihn, bei diesen Gelegenheiten, sehr harte Worte gesprochen, so daß er selbst bemerkte: cela est peut-être exagéré.

Mein Oheim, der von der Unzufriedenheit Napoleons Mittheilung erhalten hatte, forderte mich auf, dem französischen Agenten auf die Spur zu kommen; indeß war mir dies nicht möglich, da meine Verhandlungen mit den Mitgliedern der deutschen Colonie in London lediglich den Zweck hatten, zu erforschen, in welcher Weise sich eine Annäherung der Londoner deutschen Vereine an den Nationalverein ermöglichen ließe. Unter den letzteren war insbesondere einer, dem ich Beachtung schenken zu sollen glaubte, indem er unter dem Titel „Deutsche Einheit und Freiheit" durchaus verständige Ziele verfolgte und auf die öffentliche Meinung in England einwirken konnte. Auch schien mir es einiger Anstrengungen werth, Männer, die in London nicht ohne Einfluß waren, für die besseren Ziele der deutschen Nationalbewegung zu gewinnen. Von einer Anzahl unter denselben waren mir Correspondenzen mit Herrn von Meyern bekannt, welche bewiesen, daß es nicht ganz nutzlos war, mit denselben in Berührung getreten zu sein.

Nachdem ich indessen nach Deutschland zurückgekehrt war, schien die Auffassung meines Onkels insofern vorherrschend zu werden, als es den Anschein gewann, daß die zwischen Preußen und Oesterreich angebahnte Verständigung wirklich nur der Initiative der beiden Herrscher zu danken sein werde.

Wenn der Prinz-Regent den Fürsten in Baden versicherte, daß er in Unterhandlungen mit Oesterreich stehe und die Resultate derselben demnächst mittheilen werde, so harrte man zwar lange genug vergebens auf günstige Nachrichten. Endlich aber hieß es, der Kaiser von Oesterreich werde mit dem Prinz-Regenten in Teplitz zusammentreffen.

Am 22. Juli wurde mir aus Berlin gemeldet: „Die erheblichste Tagesneuigkeit ist die, daß am 26. d. Mts. S. K. H. der Prinz-Regent und der Kaiser von Oesterreich eine Zusammenkunft haben werden. Die Abrede ist lediglich durch Correspondenzen der hohen Betheiligten getroffen. Herr von Auerswald hat wohl in Wien mit dem Grafen Rechberg darüber gesprochen, indessen ist doch die Sache ohne diesen in direkter Weise arrangirt. Der Kaiser von Oesterreich hatte die Zusammenkunft gewünscht, und der Prinz-Regent hat am letzten Sonntag von Gastein aus an den Kaiser nach Wien telegraphirt, daß er erfreut sein werde, den Kaiser zu sehen und, da der Kaiser Ihm die Wahl des Ortes überlassen, Teplitz vorschlage."

„Ob man zu bestimmten und speciellen Abreden kommt, scheint äußerst zweifelhaft. Die Meinung geht hier im Ganzen dahin, daß sich bloß die gegenseitige Stimmung bessern und freundlicher gestalten werde, daß man aber keine Einigung über specielle und positive Punkte, namentlich kein Engagement Preußens erwarten dürfe."

„Ueber die Vorschläge wegen der Reform der Bundeskriegsverfassung äußerte man sich hier bisher durchweg nur in zweifelndem und kritischem Sinne. Die Garantie für Venetien, auf welche Oesterreich einen so großen Werth legen muß, ist aber ein äußerst mißlicher Punkt. Es liegt überhaupt nicht in der Richtung der preußischen Politik, eine bestimmte Entscheidung zu treffen."

Weitere Mittheilungen enthielten die Nachricht, daß die Könige von Sachsen und Bayern gleichfalls sich in Teplitz einfinden wollten, daß aber der Prinz-Regent vorzog, mit dem ersteren in Dresden Rücksprache zu nehmen. Später zeigte sich noch, daß die Mittelstaaten bestrebt waren, durch Herbeiführung eines deutschen Fürsten-Congresses das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen möglichst zu beeinflussen. Von Wien aus wurde der Gedanke, daß die Könige ebenfalls bei der Zusammenkunft in Teplitz anwesend sein sollten, befürwortet. Von Berlin aus ward dies jedoch entschieden abgelehnt. So brauchte wenigstens nicht davon die Rede zu sein, daß die beiden Großmächte in ihren Vereinbarungen gestört werden könnten.

In der That fanden sich die beiden Herrscher am 26. Juli mit ihren Ministern in Teplitz ein, und es wäre kein Hinderniß gewesen, die Beschlüsse der Conferenz zu protokolliren. Man begnügte sich aber von Seite der

Cabinete in nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Circularnoten, Einiges über das gewonnene Einverständniß zwischen den höchsten Herrschaften mitzutheilen, was ziemlich unbestimmt lautete.

Ich bemühte mich lange vergebens etwas Genaueres zu erfahren, und erst am 8. August wurde mir durch eine Vertrauensperson des Fürsten von Hohenzollern Folgendes eröffnet:

„Man sagte den Herren von der Donau, wir sind bereit, mit euch gegen Frankreich zu stehen, aber ihr müßt uns dies möglich machen. Unser Volk hat weder Olmütz noch Carlsbad vergessen, es sieht in jeder Annäherung an Oesterreich Carlsbader Beschlüsse und die Wiedereinsetzung der Partei der Kreuzzeitung in die Geschäfte. Unser Parlament aber ist es, welches schließlich durch seine Geldbewilligung über unsere auswärtige Politik entscheidet. Ihr müßt demnach unser Volk, soweit als möglich, zu befreunden und auszusöhnen suchen. Dazu muß

1) der Protestantismus in Oesterreich dem Katholicismus gleichgestellt werden und diejenige Stellung in Oesterreich erhalten, welche der Katholicismus in Preußen genießt.
2) Auf der betretenen Bahn liberaler Reformen unbeirrt weiter vorgeschritten werden.
3) Das Protektorat der Mittelstaaten gegen Preußen am Bunde aufgegeben werden."

„Oesterreich habe es in der Hand, zu zeigen, ob ihm wirklich daran liege, eine wirksame Hilfe der deutschen Kräfte für den Kriegsfall zu erlangen, indem es den preußischen Vorschlägen für die Bundeskriegsverfassung, welche zudem jetzt eventuell gestellt seien, bei der Würzburger Conferenz Anerkennung verschaffe. Jedenfalls werde die Stellung, die Wien zu diesen Dingen einnehme, ein Pfand des aufrichtigen Willens sein, sowie sie im dringendsten Interesse Oesterreichs und Deutschlands liege. Man werde doch in Wien nicht glauben, mit der Bundeskriegsverfassung siegen zu können. Wenn Preußen, von Frankreich angegriffen, gegenwärtig auch sicher sei, die norddeutschen Kräfte mit sich fortzureißen, so liege die Sache für Oesterreich anders, da es, sobald seine Kräfte in Italien beschäftigt, des süddeutschen Contingents in keinem Falle sicher sei."

„Die auswärtigen Dinge speciell betreffend, so gab Oesterreich zu, daß die orientalisch-syrische Frage sehr widerwärtig sei, daß man jedoch im Innern zu stark in Anspruch genommen wäre, um irgendwie eine accentuirte Stellung einzunehmen. Was Italien betreffe, so sähe man in kurzer Zeit einem neuen Angriffe entgegen, man wollte sogar Kunde haben von einem Vertrage zwischen Sardinien und Frankreich, in welchem Sardinien verspreche, gegen Venetien die

Riviera di Ponente und Genua abzutreten. Mir scheint ein solcher Vertrag sehr apokryphisch, nichts desto weniger ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß in nicht allzu entfernter Zeit — wer auch in Italien das Uebergewicht gewinnt oder behauptet, Garibaldi oder Cavour — die Leiter in der Lage sein werden, die entfesselten nationalen Kräfte gegen Oesterreich zu werfen. Ich glaube kaum, daß König Franz II. sich noch vierzehn Tage in Neapel behauptet, und die Dinge könnten bereits im Herbste reif sein."

„Unsrerseits hat man die Garantie für Venetien, welche auch in Teplitz wieder lebhaft gewünscht wurde, bestimmt zurückgewiesen. Man hat gesagt, daß man sich nicht einmischen werde, so lange der Kampf zwischen Italien und Oesterreich allein geführt werde. Nur die Einmischung Frankreichs würde für Preußen ein Motiv der Intervention sein können. Auch auf den Wunsch Oesterreichs, daß bei einem Angriff der Italiener allein auf Venetien außerösterreichische Bundestruppen — am liebsten Bayern, eventuell Preußen — die Grenze des Bundesgebietes besetzen möchten — offenbar ein Zeichen, wie schwach man sich in Wien fühlt — ist man preußischerseits, und wie ich glaube mit Recht, nicht eingegangen."

„Man war sehr zufrieden, überhaupt für den Fall der Einmischung Frankreichs guten Willen diesseits zu finden, man versprach formell in den liberalen Reformen weiter vorzuschreiten und stellte in der Kriegsverfassung guten Willen in Aussicht."

Ich antwortete hierauf Folgendes:

„Wenn auch die Aussprache der Ansichten, den Oesterreichern gegenüber, keine augenblicklichen praktischen Folgen haben konnte, so ist doch viel damit gewonnen, daß man in Wien die Aeußerungen von höchster Stelle persönlich vernehmen konnte und sich nun das Bild der Zukunft zusammenzustellen vermag, ohne stets die Färbung Beustischer und Pfordtenscher Politik von vornherein anzunehmen."

„Sie haben mir nichts geschrieben, inwieweit der Prinz mit dem Kaiser u. s. w. zufrieden war, auch nicht, welche Eindrücke der Fürst Hohenzollern mit hinweggenommen. Umgekehrt scheinen die Oesterreicher die preußischen Ansichten nicht mißverstanden zu haben."

„Ich theile Ihnen hier einige Worte mit, die eine hochgestellte Person in der Umgebung des Kaisers, von Teplitz aus, an mich schrieb: „„Ich glaube, im Allgemeinen würde die deutsche Politik besser gehen, wenn jeder nur vor seiner Thür kehren wollte. Wenn Pfaffen und Junker sicher nicht die geeigneten Regierungsorgane sind, so sind es aber ebensowenig Barricadiers und Doctrinairs. Die vielen Accoucheurs, die der Neugeburt Oesterreichs behilflich sein wollen, ersticken das Kind, welches im natürlichen Wege ganz ruhig zur Welt kommen

würde. Der Wille des Grafen Rechberg ist gut, aber das Fahrwasser, das er zu durchschiffen hat, schwierig. Der Kampf zwischen der föderalistischen, der sogenannten altconservativen und der unitarischen, modern-liberalen Partei, erleichtert die Stellung der Regierung auch nicht, da keine dieser Parteien ein so entschiedenes Uebergewicht hat, daß man sich unbedingt ihrem Programme anschließen könnte. Ein Ueberstürzen ist bei uns gefährlicher, als anderwärts und ein Zuwarten, bis sich die Gährstoffe vielleicht gesondert haben, nothwendig.""

„In den wenig Worten ist viel gesagt. Man wird so lange laviren, bis das Schiff im Sinken ist. Die Politik der vier Könige wird es nicht aufhalten. Ich bedauere unendlich, daß es mir nicht vergönnt war, der Zusammenkunft beizuwohnen. Vielleicht wäre es möglich gewesen, von einem andern Standpunkte aus den Oesterreichern noch Manches begreiflich zu machen."

Die Antwort auf meine Frage blieb nicht aus: „Major von Reuter hat die Güte gehabt, Eurer Hoheit Schreiben mir persönlich zu übergeben, die Mittheilungen aus der Umgebung des Kaisers sind von dem höchsten Interesse. Der persönliche Eindruck desselben war nach der übereinstimmenden Angabe des Fürsten Hohenzollern wie des Freiherrn von Schleinitz günstiger, als vorausgesetzt würde. Das Auftreten wird als ein ruhiges, wohlüberlegtes gerühmt, sehr höflich, aber zugleich sehr kalt. Eurer Hoheit finstre Voraussetzungen werden dadurch nur zu sehr bestätigt: Man wird laviren, bis es zu spät ist."

Der Schreiber dieser Zeilen wandte mein letzteres Wort lediglich auf Oesterreich an, aber es war unschwer zu erkennen, daß es in diesem Augenblicke ebensogut von Preußen gelten konnte. Auf beiden Seiten war man mehr und mehr an einem Punkte angelangt, wo die Kunst der Diplomaten nicht mehr weiter konnte. Annäherungen, die keine einzige Frage wirklich lösten, und zunehmende Furcht und Abneigung vor den populären Strömungen der Völker waren nicht ausreichend, um das Uebergewicht Frankreichs in Europa zu brechen. Das englische Ministerium hatte zwar — in Folge der Teplitzer Zusammenkunft — nach der Versicherung meines Oheims mehr Vertrauen in die Widerstandskraft Deutschlands zu fassen begonnen, aber wer auf die wirklichen Verhältnisse und Zustände blickte, der mußte sagen, daß die Staatskunst es nicht vermocht hatte, diese Dinge auch nur um einen Schritt vorwärts zu bringen.

Auch trat als gefährliches Moment eine steigende Reactionstendenz in Preußen hinzu. Die Aussaat von Baden-Baden war doch nicht auf ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Allenthalben rüstete man sich zu einer Unterdrückung der störenden Elemente, welche in Deutschland und Oesterreich durch die auswärtigen Gefahren emporgekommen waren.

Im August zeichnete der König Leopold in seiner Weise, aus genauer Kenntniß der Thatsachen und zugleich aus der Vogelperspective, die diplomatische Situation so unvergleichlich, daß sein Brief wohl am besten diesen Abschnitt persönlichster Verhandlungen der europäischen Herrscher schließen mag.

Wiesbaden, den 25. August 1860.

„Mein theurer Ernst!

„Ich schicke Dir einen sichern Boten, um Dir einige Ansichten über den Nationalverein mitzutheilen. Derselbe ist den Fürsten, angefangen vielleicht mit dem Kaiser von Oesterreich, sehr unangenehm. Bei dem Kaiser von Oesterreich könnte die Besorgniß noch existiren, daß der Nationalverein damit umgehen möchte, Oesterreich von Deutschland auszuschließen."

„Hierüber sollte Oesterreich aufrichtig beruhigt werden; Oesterreich, wenn auch gleich kein ganz rein deutscher Staat, beherrscht doch Völker, die nun schon lange mit Deutschland zusammengehangen haben, und vermehrt hierdurch bedeutend das deutsche Element. Es ist freilich zu bedauern, daß es zwei deutsche Mächte giebt, aber wie die Sachen stehen, seitdem man Frankreich aus Einfalt seine alte Suprematie sich wieder hat aneignen lassen und nun Millionen von Italienern seine Bundesgenossen gegen Deutschland geworden sind, so können wir eine große Macht im Süden und eine andere im Westen gegen den Erbfeind Deutschlands nicht mehr entbehren. Der Nationalverein hat, wie ich höre, die Absicht, im September sein Programm zu verhandeln. Die Feinde desselben hoffen, daß er in diesem Bestreben zusammenbrechen werde. Um dies zu vermeiden, müßte man für das Programm ausschließlich allgemein verständliche Dinge wählen, ohne die es kein Deutschland geben kann und welche daher selbst von den Feinden nicht urgirt werden können."

„A. Der erste und Hauptpunkt ist und bleibt, daß der Deutsche mit Recht sein Volk und seinen Namen so hoch gestellt haben will, als dies der Fall für andere Völker ist, die ihm offenbar in Bildung und Charakter nachstehen. Dies kann durch den festen Willen des Volkes erreicht werden, und die föderative Organisation ist kein Hinderniß. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben dieselbe Form, der Einzelstaat ist vollkommen unabhängig organisirt und verwaltet, und dennoch bildet das Ganze eine gefürchtete Macht."

„B. Der zweite Punkt ist, daß die Deutschen sich das Wort geben, nicht zu dulden, daß auch nur das kleinste Stück von Deutschland von fremden Mächten abgerissen werde. Nur zu viel ist vom alten Deutschland abgerissen worden. Bei dieser Gelegenheit sollte ausgesprochen werden: daß, wenn man Deutschland wieder einmal zu einem Kampfe zwingen sollte, dann auch die größten Anstrengungen gemacht werden sollten, um die abgerissenen Theile



Deutschlands wieder zu erlangen. Dies ist nothwendig gegen Frankreich, welches immer von seiner natürlichen Grenze spricht, und imponirt ihm sehr."

„C. Sollte fest und scharf ausgesprochen werden, daß der Nationalverein einen jeden Deutschen, der niederträchtig genug sein würde, Abreißungen vom Vaterlande zu proponiren, als einen Verräther auf alle Weise verfolgen werde.

„D. verdient die italienische Question berührt zu werden. Alle deutschen Stellungen sind durch das Venetianische im Süden genommen. Die Italiener gehen darauf aus, sich in den Besitz des ganzen Adriatischen Meeres zu setzen. Die Häfen auf der italienischen Seite sind schlecht, dagegen in Istrien und Dalmatien vortrefflich. Deutschland wird also vom Mittelländischen Meere gänzlich abgeschnitten sein, was ihm eine ganz veränderte und höchst nachtheilige Stellung geben würde. Zeigt man in dieser wichtigen Frage, daß man sie aus dem deutschen Gesichtspunkte betrachtet und nicht bloß als eine österreichische, so macht dies vorsichtiger, und nächstdem stärkt es auch die Stellung des Regenten, der jetzt und auch früher die Sache immer aus demselben Gesichtspunkte betrachtete."

„Ideen über Parlamente und dergleichen kommen zu früh, würden daher nur zur Uneinigkeit führen und das herbeiziehen, was die Feinde wünschen. Das nationale Element muß gestärkt werden, es braucht den Separatismus nicht zu zerstören in dem, was er Nützliches haben mag; der Mann von Maryland hat andere Interessen als der von Luisiana, beide stellen jedoch ihren Mann für the United States, so muß es Deutschland auch machen und es wird mächtig und geachtet sein. Das alte Holland war vor der großen französischen Revolution auch ein föderativer Staat und fürwahr ein mächtiger und geachteter, so klein er war."

„Der Geist in Deutschland erscheint mir sehr gut, um desto mehr müssen die wünschenswerthen Schritte um Himmelswillen nicht Fiasco machen. In England ist man jetzt sehr für Deutschland gestimmt, weil man anfängt zu glauben, daß es sich wehren werde. Selbst noch, als Du in England warst, zogen die Engländer dies in Zweifel. Baden und Teplitz waren kostbare Begebenheiten. Wir sind sehr gut gestimmt. Der König der Niederlande, den ich hier gesehen habe, desgleichen und die Holländer überhaupt. Dies ist Alles, wie es sein soll; nur muß Deutschland sich einig zeigen und nicht sich um Details disputiren, die zu früh kommen; vor allen Dingen sichere man die nationale Existenz; der Zukunft müssen die Einzelheiten überlassen werden."

„Mein Brief ist lang geworden, aber man hat Mühe, sich Grenzen in einer Sache zu setzen, die Einem so sehr am Herzen liegt. — Mit meinen besten Grüßen etc.

Leopold."

Wenige Tage nach Empfang dieses merkwürdigen Schreibens eilte ich selbst nach Wiesbaden, um meinen Oheim dort zu begrüßen und ihn zugleich in Bezug auf die Aufgaben unserer nationalen Bewegung etwas günstiger zu stimmen. Ich hatte, als ich am 1. September mit ihm zusammen war, einen harten Kampf zu bestehen. Er war, wie man schon aus dem voranstehenden Briefe ersehen haben wird, zu gut unterrichtet, um nicht von Seite der deutschen Regierungen die schärfsten Maßregeln gegen alle die Strömungen zu erwarten, denen ich bisher so bereitwillig die Bahnen geebnet hatte.

Er läugnete nicht, daß er in Bezug auf meine eigene Stellung Besorgnisse hege. Ich konnte dem entgegen nicht verhehlen, daß ich vielmehr die legale Entwickelung der Dinge in Deutschland bedroht erachtete, wenn die Regierungen fortführen, den reactionären Weg zu beschreiten. Ich hatte kein Vertrauen zu den alten Diplomatenkünsten, mit denen man selbst in weniger schwierigen Zeitläuften die Revolution nicht aufzuhalten vermochte, während mein Oheim als Anwalt vergangener Zeiten Ruhe, Mäßigung und Regierungsvertrauen predigte. Es mag sein, daß nach rechts und links im Momente zu viel oder zu wenig behauptet wurde, darin aber sollte ich doch die Entwickelung richtig verstanden haben, daß die deutsche Frage nicht eher zur Ruhe gekommen ist, bis sie, wenn auch in härterer Weise, als ich erwartet hatte, gelöst worden ist.

Drittes Capitel.

Sänger, Turner und Schützen.

In den höchsten Regierungskreisen von Deutschland war man gegen die Idee „der Volksbeglückung von unten herauf“ empfindlich geworden; man glaubte sich an das Jahr 1848 erinnern zu müssen. Aber die Volksbeglückung von oben herab war 1860 wenigstens in Bezug auf die nationalen Wünsche und Bedürfnisse sehr unwahrscheinlich; alle Welt lebte im Bewußtsein eines haltlosen Zustandes der deutschen Staaten, und ein Gefühl beschämender Schwäche und Uneinigkeit gegenüber dem mächtigen Nachbar am Rhein war bis in die letzte Hütte des Volkes verbreitet. Immerfort blickte der Deutsche in uralter Königstreue nach den Thronen hinauf, immerfort wurde die entscheidende That von oben erwartet, durch welche dem Zerfall der Nation endlich gesteuert werden sollte, und immer schienen es nur Worte zu sein, was man vernahm; während hinter den Coulissen schon ein finsterer Geist sich regte, der von Unterdrückung, Polizei, Gerichtsverfolgung und Bundesexecution zu reden begann, wie in den Tagen unserer Kindheit.

War es dahin gekommen, so durfte kein Zweifel sein, daß der patriotische Gedanke in weitern und weitern Kreisen Verbreitung suchen mußte. Daß der Nationalverein in kurzer Frist Tausende aus den mittleren Ständen zu gemeinsamem Zwecke verband, schien an manchen Orten die Gewalt nur zu reizen, gegen dieses gemäßigte und loyale Unternehmen zu reagiren. Aber nach Hunderttausenden zählten die Schaaren, denen Gesang gegeben, und welche am Turn- und Schießplatz dasselbe politische Lied, das garstige Lied, anzustimmen vermochten.

Wenn ich heute noch behaupte, daß der Ruf aus der Tiefe und Masse des Volkes wirklich weit wirkungsvoller war, als man nach 1866 und 1871 im Rückblick auf unsere ganze Entwickelung vielleicht zugestehen möchte, so sind mir bestimmte Eindrücke hiefür im Gedächtniß. Ich habe nie den guten Willen entscheidender Personen bezweifelt, aber bei einer so großen und bedeutsamen Wendung bedurfte auch die beste Absicht einer Unterstützung durch den Ge-

danken an die wirkliche Nothwendigkeit, eine „Repetition“ jener widerwärtigen Zeiten blutiger innerer Kämpfe zu vermeiden. Thatsächliche Entschlüsse für eine neue Ordnung und Gestaltung konnten nur aus der Ueberzeugung geschöpft werden: „Bei 1815 können und werden die Dinge in Deutschland nicht bleiben.“

Es war weder ein bequemes noch ein ungefährliches Hilfsmittel, der nationalen Bewegung auf die offene Straße zu folgen; aber ich habe nie einen Augenblick gezweifelt, als Patriot den Beruf zu haben, so viel es in meinen schwachen Kräften stand, mich derselben zu bemächtigen, unbekümmert darum, daß auf dieser Bahn gerade einem hochgestellten Manne die Spöttereien der Feinde und Verleumdungen niemals fehlen können.

Es gehörte aber zu meinen Grundanschauungen, welche ich nicht jetzt zum ersten Male, sondern schon bei der Gründung des Vereins von 1853 rückhaltlos ausgesprochen habe, daß eine Sache, der nicht eine breite, volksthümliche Basis innewohnt, im politischen Leben wenig Gewicht hat. Ebenso aber wie im Jahre 1853 fand ich mit meiner Neigung, den nationalen Gedanken zu popularisiren, zuweilen selbst bei meinen politischen Genossen und eifrigsten Anhängern, keine vollständige Zustimmung. Weil mir nun das Schicksal einen der edelsten und besten deutschen Männer in seltener Freundschaft zur Seite gestellt hat, so ist es hier vielleicht am Platze, aus dem reichen Schatze meiner Beziehungen zu Gustav Freytag Einiges herauszugreifen, was zwar ganz persönlicher Natur war, aber mehr als viele nachträgliche historische Schilderungen geeignet sein mag, den Geist der Zeiten, die Anschauungen der Parteien und die inneren Seelenkämpfe jener Zeit zu charakterisiren.

Am 18. Januar 1860 schrieb ich den folgenden Brief an Freytag:

„Soeben kommt Herr v. Meyern zurück und bringt mir zwar Ihre Grüße, jedoch eine abschlägige Antwort auf meine freundliche Einladung. Ich fühlte ein wahres Bedürfniß, mich einmal wieder eingehend mit Ihnen über die obschwebenden Verhältnisse zu unterhalten und Ihnen vermöge meiner vielen Quellen über die wirkliche Lage der europäischen Politik Mittheilung zu machen. Da höre ich zu meinem Erstaunen, daß Sie mir bitter zürnen, wahrscheinlich, weil ich nicht mehr, wie vor 12 Monaten, die Weisheit und das politische Savoir faire eines Usedom, Schleinitz, Pourtalès, Gruner &c. anerkenne. In der Politik geht es zu wie auf der Bühne; ehe der Vorhang aufgeht, kann sich ein jeder Schauspieler für einen großen Künstler halten, aber wenn der Vorhang aufgeht, richtet das Publikum, und daß jene Freunde gründlich Fiasco gemacht haben, erkennt nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa an. Nur durch ihre Fehler ist die europäische Politik in das gegenwärtige gefährliche Stadium gekommen.“

„Hätten diese Männer sich einfach geirrt, so könnte ich gern verzeihen; ich habe aber tiefer in die Karten gesehen. Den Menschen muß man von dem Politiker trennen, und wenn ich auch für manchen dieser Herren noch warm empfinde, so werde ich doch nie in der Politik mehr unbedingt mit ihnen gehen. Das Princip bleibt dasselbe und seit zehn Jahren bin ich nicht ein Haar breit davon abgewichen, habe aber allerdings Menschen wie Planeten auftauchen und neben mir wieder untergehen sehen."

„Nun zu uns persönlich. Im Leben wie in der Politik thut den meisten Schaden bei den meisten Menschen das Geklatsche der Unberufenen, der Feiglinge. Es ist jetzt an der Tagesordnung, alle diejenigen Personen, die sich mehr oder minder vom Niveau der Alltäglichkeit erheben, im öffentlichen und Privatleben zu verdächtigen. Wer sich durch dergleichen täuschen läßt, den kann ich nur bedauern. Auch in Schrecken lasse ich mich nicht jagen, indem ich schon zu lange gelebt habe, um nicht mit der schwierigen Bahn bekannt geworden zu sein, auf der ich beinahe ausschließlich zu wandeln hatte."

„Nehmen Sie das für keinen Vorwurf, lieber Freund! Ich wollte damit nur sagen, daß man wohl auch bei Ihnen Versuche gemacht hat, mich fest anzuschwärzen."

„Soviel ich aus Meyerns Reden verstanden, so scheinen Sie sich auch in dem Glauben zu befinden, als ob ich mit dem Prinz-Regenten persönlich und seinem hohen Haus brouillirt sei. Ich glaube, Sie beruhigen zu können, indem ich Sie versichere, daß gerade das Gegentheil der Fall ist. Ich bin aber weder blinder Anhänger noch Schmeichler, einzig und allein die Liebe zu meinem Vaterland und dem Beruf, den ich fühle, für dessen Wohlfahrt zu wirken, treibt mich so und nicht anders zu handeln. Auch werde ich mich nicht irre machen lassen, zu rathen, wenn ich gefragt, und zu handeln, wenn ich es für nothwendig erachte."

„Ich sende Ihnen die Abschrift eines Briefes von dem Prinz-Regenten und theile Ihnen mit, daß ich vor wenig Wochen eine mehrstündige Conferenz mit dem Prinzen gehabt habe und er mich sogar aufforderte, zu seiner Assistenz während des bevorstehenden Landtags in Berlin ab und zu zu erscheinen."

In der Antwort auf diesen Brief nahm Gustav Freytag die Gelegenheit wahr, eine Reihe von einzelnen Punkten der damaligen politischen Lage in sehr umfangreicher Weise zu besprechen, aber unsere Auffassung der Dinge zeigte noch immer mancherlei Differenzen. Ich kann mich um so mehr darauf beschränken, meine Erwiderung dem Leser mitzutheilen, als man aus derselben leicht auf die von Freytag aufgestellten Sätze zurückzuschließen vermag. Es handelte sich im Wesentlichen um die Mittel und Wege, welche zur Erreichung des von

allen Theilen gleichmäßig gewünschten Zieles einzuschlagen waren. Denn so wenig eine Meinungsverschiedenheit über das letztere herrschte, so sehr überschätzte auch G. Freytag die Wirksamkeit gewisser abstracter Ideen in den damals leitenden Kreisen.

„Qui s'excuse s'accuse," antwortete ich auf dieses Schreiben Freytags vom 21. Januar, „ist zwar ein wahres Sprichwort, da Sie mich aber direkt angegriffen haben, so werden Sie mir auch erlauben, auf Reitermanier mich wieder herauszuhauen. Sie bringen Thatsachen, die Sie für richtig annehmen und die ich für grundfalsch halte."

„Ich war weder unvorsichtig noch selbstsüchtig und wenn mir Dritte dies Schuld geben, so beweist es, daß sie nur selbst kein reines Gewissen haben. Auch glauben Sie ja nicht, daß ich, wenn je die Verhältnisse nur ähnlich werden sollten, anders handeln würde. Doch nun zur Sache. Sie sagen ad 1:

„Es wäre meiner politischen Stellung nachtheilig, wenn ich gegen andere Menschen von zweifelhafter Sicherheit Herzensmeinungen über Berliner Zustände ausspräche."

„Daß dies geschehen, muß ich vollkommen in Abrede stellen. Ich habe die Schwäche des preußischen Ministeriums, gerade dem feindlichen Heerlager gegenüber, stets zu vertheidigen gesucht, sowohl mündlich wie schriftlich, und mich nur zu Personen, die faktisch zu unserer früheren Partei gehörten, rückhaltlos geäußert. Ein Gleiches geschah bei der officiellen Sitzung, die ich im September in Coburg mit den Mitgliedern des damals noch nicht gegründeten Nationalvereins hatte. Ich durfte mit diesen Leuten, die ich Alle für ehrlich hielt, nicht Comödie spielen; die Sache schien mir zu wichtig, um uns lediglich in Phrasen zu begegnen. Und da ich glaubte, daß es den Herren Ernst wäre, Preußen wirklich an die Spitze Deutschlands zu bringen, so mußten zwei Fragen ventilirt werden. Die Eine: Will der Prinz-Regent und sein derzeitiges Ministerium auch die preußische Hegemonie und wird das letztere uns nicht entgegen handeln?"

„Die zweite: Ist das jetzige preußische Ministerium auch befähigt, dieses große Werk nicht nur zu beginnen, sondern auch durchzuführen? Ich für meine Person übernahm, den Prinzen für unsere Sache zu stimmen, und habe es, trotzdem daß zwei Herren, die ich hier nicht nennen will und die als Hauptmitglieder dieser Versammlung beiwohnten, mir eigennützige Pläne aus dem Sinn meiner Worte nachträglich herauszudeuten gesucht, treulich gehalten."

„Ich muß daher jenen Verdacht als eine absichtliche Verleumdung zurückweisen, mag er ausgesprochen sein auch von Ihnen befreundeten Personen."

„Alles, was ich diesen Herren gegenüber äußerte, habe ich nicht nur dem Prinzen persönlich, sondern auch seinen Ministern selbst gesagt."

„Ad 2. Sie erwähnen die Vollmann'sche Broschüre. Ich kann Ihnen mein Wort geben, daß ich von der Entstehung nichts gewußt. Als ich sie las, legte ich ihr nur geringen Werth bei und vermochte einen gegen das preußische Königshaus gerichteten Sinn nicht herauszudeuten. Uebrigens muß ich Sie aufmerksam machen, daß, da ich nie einem Bekannten den Zwang auferlege, mit mir einerlei Meinung sein zu müssen, weder Herr v. Meyern noch Vollmann genau meine politische Ueberzeugung theilen, daher, wenn sie ihre Privatansichten aussprechen, diese nicht mit den meinigen zu verwechseln sind."

„Ad 3. Sie sagen, Sie wünschten nicht, daß jene ruhigen honetten Leute, welche in dem preußischen Volk die einzige Möglichkeit erblicken, uns aus unserer politischen Misère herauszuheben, über meine Person irre geleitet würden. Das wünsche ich auch nicht. Sollte es sein, so müßte ich es bedauern; jedoch kann ich, um jenen philiströsen Stubenpolitikern zu gefallen, nicht Bahnen gehen, welche gerade augenblicklich diesem kurzsichtigen Völkchen verständlich sind. Die Herren mögen daher, ehe sie mit ihrer Kritik heraustreten, erst genau prüfen und sich mit der allgemeinen wirklichen Situation Europas bekannt machen, die ihnen in der particularistisch-preußischen Politik oft unwichtig erscheint."

„Ad 4. Die Affaire mit Rechberg habe Sie bekümmert, ich wüßte auch, was Sie meinten. Verzeihen Sie mir, lieber Freund, daß ich diese Worte alle als Räthsel betrachten muß. Wenn Sie die Note des Wiener Cabinets in Betreff meiner Antwortsrede auf die Gothaische Adresse meinen und in jener von mir ausgegangenen Action eine Schuld erkennen, so muß ich Ihnen Recht geben. Ich hätte die Deputation nicht empfangen und nicht so, wie ich geantwortet, antworten dürfen. Daß ich das gethan, ist ein Mangel an Vorsicht. Es gibt Handlungen im politischen Leben, welche eine gewisse Unvorsichtigkeit an ihrer Stirn tragen und gerade dadurch werthvoll geworden sind. Sollte ich noch einmal handeln, so würde ich sofort es gerade ebenso wieder machen."

„Die Note des Grafen Rechberg war eine natürliche Folge. Hätte ich selbst antworten dürfen, so würde die Antwort wohl anders gelautet haben. Auch ich war mit derselben unzufrieden, indem meine Ansichten verschleiert und in zweideutigem Licht darin erschienen. Da aber die Note unter dem Namen des Ministers ging, so mußte ich denselben um so mehr gewähren lassen, da er schon ursprünglich weder an dem Empfang der Deputation noch an meiner Antwort großes Gefallen hatte."

„Ad 5. Theile ich mit Ihnen die Ansicht, daß wir ein schlechtes Jahr verlebt haben; aber schlecht, weil unsere Partei sich als engherzig erwiesen hat, weil wir erfahren haben, daß trotz aller Mühen, die man sich in den letzten Jahren gegeben, das Publikum vorzubereiten und einheitlicher zu stimmen, wir

eben noch so zerfahren, schwach und uneinig dem übrigen Europa gegenüber erscheinen wie früher."

„Endlich ad 6 machen Sie folgenden Vergleich. In der deutschen Politik gebe es nur zwei Parteien: Protestanten und Altgläubige, Lebendige und Todte, Preußen und Oesterreicher, Gott und den Teufel. Ich wünschte, diese Vergleiche wären richtig, sie sind es aber leider nicht. Die protestantische Sache, für die meine Ahnen kämpften und ihren Besitz und Rang verloren, war eine heilige, die preußische ist es bis jetzt noch nicht."

„Kämpfen will ich, aber eine Scharte habe ich nicht auszuwetzen. — Verzeihen Sie die lange Epistel. Da Sie nun aber einmal nicht mit mir reden wollen, so müssen wir uns schreiben."

Die voranstehenden Erörterungen betrafen so ziemlich die ganze Stellung, welche ich den allgemeinen Fragen gegenüber einnahm. Ich konnte daher annehmen, daß durch diese Discussion mit Freytag reiner Tisch über das Vergangene gemacht war. Indessen muß man der Wahrheit gemäß gestehen, daß die breitere Fluth, die sich in Deutschland jetzt zu erheben begann, ziemlich elementar hereinbrach und im Grunde genommen Niemand in der Lage war, dieselbe aufzuhalten. Es war schon schwierig, den unaufhaltsamen Strom in ein geregeltes Bett zu leiten; aber ich glaubte mich noch dieser Aufgabe gewachsen.

Schon im April 1860 waren die thüringischen Gesangvereine in Gotha versammelt, und die politisch angeregte Stimmung trat in der Vorliebe zu Tage, mit welcher das patriotische und politische Lied gepflegt und aufgenommen wurde.

In den Tagen des Badener Congresses versammelten sich die Turner in Coburg und als ich am 19. Juni heimkehrte, fand ich diese Avantgarde bereits in starken politischen Kampfreden und radicalen Vorpostengefechten begriffen. Das allgemeine deutsche Turnfest nahm am 18. Juni seinen Anfang, nachdem sich die Vertreter von 113 Vereinen mit 52 Fahnen eingefunden hatten. Von erheblicher Wirkung war es, daß die Schleswig-Holsteiner ihre Fahne in tiefe Trauer gehüllt und dadurch sofort das Signal gegeben hatten, dem allgemeinen Turnerfest einen national-politischen Charakter zu sichern.

In sehr demonstrativen Formen wurde das schwarzbehängte Abzeichen den Turnern von Coburg zur Aufbewahrung zurückgelassen. Hierbei wurden die aufregendsten Reden gewechselt: von dem bevorstehenden Kampfe gegen den Unterdrücker, von der Siegesgewißheit, mit welcher die deutsche Jugend das Schleswig-Holsteinische Banner wieder zurückbringen werde, und dergleichen mehr. Auch die Reden, welche Kallenberg aus Stuttgart bei verschiedenen Gelegen-

heiten hielt, ließen, wie ich dies bei der mir wohlbekannten Denkungsart des Mannes erwartet hatte, an Deutlichkeit des Programmes der deutschen Einheitsbewegung nichts zu wünschen übrig.

Die Vollversammlung hatte schon am 18. eine Commission gewählt, welche sich mitunter mit ernsteren Gegenständen beschäftigte: die Turnerei sollte Waffenübungen veranstalten und dadurch auf die Abkürzung der Militairdienstzeit hinwirken. Jeder ordentliche Turner sollte, vermöge seiner Ausbildung, die Befähigung zum sofortigen Eintritt in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger erhalten. Man sprach von der Gründung von Wehrvereinen, die mit den Turnervereinen verbunden werden sollten. Kallenberg verlangte einen allgemeinen deutschen Turnerbund.

Ich sah mich keineswegs veranlaßt, diesen vielfach unreifen Tendenzen gegenüber persönlich Stellung zu nehmen, aber ich konnte nicht verkennen, daß unter der Form von Huldigungen auch zuweilen Erwartungen ausgesprochen wurden, welche verderblich werden konnten, wenn ich nicht durch direktes Eingreifen und mehrfache Reden mit Glück versuchte, die Sache im Gegensatz zu den rheinbündischen und demokratischen Ideen in die rein nationalen Bahnen zurückzulenken. Im Uebrigen brauchte man dem Ueberschwang der Gefühle nicht allzugroßes Gewicht beizulegen.

Am Nachmittage des 19. Juni zogen die Turner gleich nach meiner Ankunft mit allen ihren Fahnen vor die Ehrenburg, wo ich mit der Herzogin auf einem Balcon den feierlichen Aufzug sah und übertriebene Huldigungen empfing. Eine Deputation von siebzehn Vertretern nord- und süddeutscher Vereine erschien, um ihren Dank auszusprechen; ich erwiderte lediglich unter dem Eindrucke des wohlgelungenen Festes, indem ich die bekannten und allgemein anerkannten Ziele des Turnwesens ohne alle Anspielung auf die Einheitstendenzen pries. Aber die allgemeine Stimmung war so sehr geneigt, Alles und Jedes auf die Politik des Tages zu beziehen, daß man auch den unschuldigsten Bemerkungen diese Deutung beilegte.

Abends fand der große Turnerball im Theater statt, wo man die untadelhafteste Balltoilette mit den ursprünglichsten Formen der Turnerjacke lustig vereint sah.

Inmitten des dichten Gedränges und unaufhörlichen Hin- und Herwogens blieb ich mit der Herzogin mehrere Stunden anwesend, und es gab mitunter die animirtesten Conversationen, die wieder manchem Berichterstatter Stoff zu hochdiplomatischen Frage- und Ausrufungszeichen gaben. Und dennoch war es nichts als ein Zufall, wie er so oft im politischen Leben eine Rolle spielt, wenn die Tage fast unmittelbar zusammenfielen, wo eben die sonderbarsten Abneigungen

gegen den Nationalverein in einer Fürstenversammlung hervortraten und nun mein Name in Coburg in den nicht immer bescheidenen Lärm großer Versammlungen gemischt wurde. Von diesem Augenblicke an wollte man aber in vielen Kreisen nicht mehr von der Meinung lassen, daß die Massenbestrebungen in Deutschland durch einen fürstlichen Mantel gedeckt würden, dessen Träger Gunst und Ungunst dieser ungesuchten Stellung nun einmal zu erfahren hatte.

Als wenige Wochen später wiederum in Coburg ein großes deutsches Sängerfest stattfand, bei welchem sich mehr als 2000 Männer aus allen Gauen versammelten, schien für Viele, welche mir wenig Gutes zutrauen mochten, der Beweis geliefert, daß in diesen Dingen persönliche Tendenzen vorwalteten. Und doch war es wiederum nur ein recht sonderbarer Zufall, daß das allgemeine Sängerfest in Coburg die Kehrseite der Medaille zeigte, welche die Diplomatie mit der eben stattfindenden Monarchenzusammenkunft in Teplitz auszuprägen schien.

Wenn bei den sich mehrenden volksthümlichen Festen die Mißstimmung und Feindseligkeit gegen die Regierungen immer mehr zu Tage trat, so mochte die Befürchtung, daß es zu einer Repetition von 1848 eines Tages kommen könnte, ja nicht unbegründet sein; aber ebenso sicher schien es vorläufig, daß Alles, was unten im Volke laut geworden, offenbar auch bei dem neuesten Teplitzer Congresse unverständlich geblieben war.

Die festlichen Tage in Coburg gingen indessen ohne alle Störung vorüber. Am 22. Juli fanden in der St. Morizkirche die eigentlichen Gesangsproductionen statt. Bei den Festzügen und der großen Liedertafel auf der Festung konnte man nicht verkennen, daß auch die Sänger in ihre große ganz Deutschland umfassende Verbrüderung ein politisches Moment zu legen gewußt hatten, so gut wie die Turner. Man hörte nicht viel von eigentlich auf die Tagespolitik bezüglichen Reden, aber überall gab man sich das Wort, in den heimischen Gesangvereinen das Gefühl für die Einheit der Nation zu stärken.

Meine beständige Anwesenheit während der Festtage gab manchen Anlaß zu Huldigungen, welche mir und der Herzogin gebracht wurden. Ich war so vielen von diesen Vereinen seit Jahren durch das Band der Mitgliedschaft verbunden, daß ich gerne denken mochte, was man mir an Liebenswürdigkeit persönlich hier bewies, habe meinen musikalischen Bestrebungen mehr gegolten, als meinen politischen Actionen.

Indem aber immer wieder und bei allen Gelegenheiten in Deutschland, wo sich eine Masse von Menschen zusammenfand; die Einheitstendenzen zum Ausdruck kamen, wirkte dies unwillkürlich auf höhere politische Kreise zurück, so sehr sich diese vorgenommen haben mochten, durch Mäßigung und staatsmännische

Klugheit ihre Ziele zu erreichen. Als man im September die zweite Generalversammlung des Nationalvereins ebenfalls in Coburg abhielt, so trat unzweideutig die stärkere Leidenschaft hervor, die ein Resultat des Anstoßes von unten her zu sein pflegt.

Es kam zu sehr weitgehenden Beschlüssen, und die Reden vieler Einzelner waren so bedenklich, daß man die Protokolle unmöglich nach den stenographischen Berichten der Welt mittheilen konnte. Ich war während der Versammlung von Coburg abwesend, erhielt aber vom Staatsrath Francke alle nothwendig erscheinenden Nachrichten.

Die Generalversammlung des Nationalvereins war auf den 3. September berufen, aber schon seit letztem August war der Ausschuß beschäftigt, die große Menge der eingelaufenen Anträge zu berathen und zu sichten. Es fehlte nicht an Vorschlägen, welche auf die Wiedereinführung der Reichsverfassung von 1849 gerichtet waren. Die Forderungen, daß sich der Nationalverein für Amnestirung aller wegen politischer Vergehen Verurtheilten einzusetzen hätte, waren so zahlreich, daß der Ausschuß einen Antrag in dieser Beziehung der Generalversammlung zu stellen genöthigt war.

In der Verfassungsfrage wurden die Ausschußanträge zwar so gefaßt, daß sie nur den Eindruck einer Theorie machen konnten, aber es war doch gesagt, daß das deutsche Volk seinen Anspruch auf die bundesstaatliche Einheit nicht aufgebe, wie sie in der Reichsverfassung von 1849 Ausdruck erhalten hätte. Es war ferner von einer einheitlichen Centralgewalt und einem deutschen Parlament die Rede, welche mit gesetzlichen Mitteln anzustreben seien. Die deutschen Provinzen Oesterreichs wollte man zwar keineswegs preisgeben, aber man verwahrte sich gegen die Unterstützung Oesterreichs in einem Kampfe um Venetien.

Die vom Ausschusse in der italienischen Frage erlassenen Schreiben wurden von der Generalversammlung gebilligt. In der kurhessischen und schleswig-holsteinischen Frage wurden scharfe Resolutionen gefaßt.

Schon am 3. September Abends in der ersten Versammlung, welche Herr von Bennigsen in würdiger Weise mit einer Mahnung zu größter Mäßigung eröffnete, waren 300 Mitglieder aus allen Theilen Deutschlands erschienen; an den folgenden Tagen zählte man weit über vierhundert Anwesende bei den Verhandlungen, während der officielle Bericht die Gesammtzahl der dem Nationalverein angehörenden Mitglieder auf 5396 bezifferte. Die Wochenschrift hatte in der kurzen Zeit ihres Bestandes 5000 Abonnenten gewonnen, die Einnahmen des Vereins betrugen jährlich 17 000 Thaler.

Diese Erfolge gaben den Betheiligten ein Gefühl der Stärke und Kraft, man hörte bei den Debatten über die Verfassungsfrage sehr starke Aeußerungen gegen die Regierungen und selbst gegen Preußen. Welcker erklärte zum Ent-

setzen der Ausschußmitglieder, daß die deutschen Fürsten seit 1813 das Volk so oft betrogen und belogen hätten, daß man sich keinen neuen Täuschungen hingeben dürfe.

Als Berichterstatter für die Anträge des Ausschusses hatten Metz, Brater, Rießer und von Rochau gesprochen; an den Debatten betheiligten sich Schulze-Delitzsch und Franz Duncker. Auch hatten sich Abgeordnete des italienischen Nationalvereins aus Turin eingefunden, welche von der zu erwartenden Einigkeit der Nationen sprachen, die kommen werde, wenn Deutschland wie Italien frei geworden.

Obwohl in den öffentlichen Blättern nur der geringste Theil von dem, was in Coburg Ausdruck gefunden hatte, zu lesen war, so gab die Generalversammlung doch Anlaß zu diplomatischen Erörterungen über das schon in Baden beabsichtigte allgemeine Verbot des Nationalvereins. Die officiellen Schritte, welche in dieser Beziehung in Berlin neuerdings von Seite der Mittelstaaten geschahen, sind mir im Einzelnen unbekannt geblieben, dagegen hatte der Major v. Reuter am 11. September die traurige Pflicht, mir zu telegraphiren: „Der Regent äußerte sich zu mir erbittert über den Nationalverein. Nach den letzten Beschlüssen desselben müßte der Prinz seine Badener Mission von 1849 gänzlich verleugnen. Der Regent will gegen den Verein nunmehr einschreiten."

In der That konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Prinz-Regent in der Erwähnung der Reichsverfassung von 1849 gewissermaßen einen persönlichen Angriff erblickte. Da er damals an der Spitze der preußischen Truppen diejenigen, welche die Reichsverfassung auf ihr revolutionäres Banner geschrieben hatten, zu bekämpfen genöthigt war, wollte er auch jetzt nicht dulden, daß man auf dieselbe zurückkam oder gar ihm gegenüber ihre damalige Legalität behauptete. Es war vergeblich, den Prinz-Regenten von dieser Auffassung der Dinge zurückzubringen, und es war auf der andern Seite wieder eine Folge der Unkenntniß der persönlichen Stimmungen, wenn die Herren vom Nationalverein in einem Athem den Regenten von Preußen an die Spitze Deutschlands gestellt sehen wollten und ihn durch die Erinnerung an die Reichsverfassung in einem Ehrenpunkte kränkten.

Ich mußte es als einen kaum erwarteten Glücksfall ansehen, daß es mir gelang, den Prinz-Regenten noch einmal zu beruhigen, und daß man in Folge dessen von Seite der Behörden in Preußen mit scharfen Maßregeln zurückhielt, wie sie in den kleineren Staaten nunmehr gegen die Theilnehmer an dem Nationalverein aufzutreten begannen.

Inzwischen war die nationale Bewegung auch noch in andern Kreisen sichtbar geworden. In den alten deutschen Schützengilden zeigte sich seit 1858

ein Geist der inneren Reform. Das Jahr 1859 förderte die Idee der allgemeinen Wehrhaftmachung, insbesondere in den Staaten, welche keine allgemeine Wehrpflicht kannten, zu Tage. Die bürgerlichen Schützenvereine erhoben sich in politischer Beziehung zu der Absicht großer einheitlicher Verbände, es kam der Wunsch hinzu, durch Uebung im Gebrauch der Schießwaffe dem Vaterlande für alle Fälle der Gefahr zu dienen. Das Beispiel der Schweiz mit ihren eidgenössischen Freischießen regte mächtig zur Nachahmung an. Man erinnerte sich, daß in früheren Zeiten auch in den deutschen Städten die Freischießen große Bürgerfeste waren, denen man von weither zuzog, um Mannhaftigkeit und kriegerische Kunst zu bewähren.

Auch noch in unseren Tagen waltete in den Schützenvereinen ein gewisser vornehmerer Geist des bürgerlichen Wesens vor. In der Regel gehörte die Elite der Bürgerschaft diesen Gesellschaften von alter Zeit her an, so verkommen dieselben auch geworden sein mochten. Im Anfange der fünfziger Jahre schon war viel davon die Rede, daß eine Regeneration des ganzen Schützenwesens nöthig wäre. Ueberall zeigten sich die altansässigen besseren Elemente geneigt, ihren nicht selten zu bloßen Vergnügungsvereinen herabgesunkenen Gesellschaften einen tieferen patriotisch-sittlichen Hintergrund zu verleihen.

Hier und da mochten auch Reminiscenzen demokratischer Art aus dem Jahre 1848 in die ehrenwerthen Schützengilden sich verpflanzt haben; aber jedenfalls sprachen überall auch die sachlich strengsten Gründe für die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform. Zwar hatten sich die Schützencompagnien noch an vielen Orten den Anschein einer militairischen Organisation gegeben, aber der Ernst der Sache war abhanden gekommen, selbst die Schießübungen wurden an vielen Orten nur nebenbei betrieben, es fehlte in den verschiedenen Orten an jeder Gleichheit der Einrichtungen.

In Gotha bestand von alter Zeit her eine Schützengesellschaft, welche in den fünfziger Jahren sich wesentlich gehoben hatte und ernstere Zwecke in's Auge faßte. Die Abhaltung eines gemeinsamen Schützenfestes war schon im Jahre 1859 geplant worden, es unterblieb mit Rücksicht auf die Zeitlage.

Aehnliche Bestrebungen traten in Köln und Bremen hervor. In Köln hatte freilich das sogenannte germanische Schützenfest im September 1860 den Charakter einer Privatspeculation. In Bremen dagegen bemühte sich der Schützenverein, unmittelbare Beziehungen zu der Schweiz anzuknüpfen und die Einrichtungen der Eidgenossenschaft in Bezug auf das Schießwesen zu adoptiren. In Rendsbnrg wurde ein Norddeutscher Schützenverein zum Zwecke der Veranstaltung wiederkehrender Wander-Wettschießen gegründet, und in Frankfurt a. M. forderte ein neugegründeter Schützenverein im Januar 1861 alle Schützenvereine auf, gemeinsame Bestimmungen und Einrichtungen zu treffen,

durch welche die Berufung eines allgemeinen deutschen Schützentages in Aussicht genommen werden könnte.

In diesen Frankfurter Kreisen kam aber neben ganz zweckmäßigen Vorschlägen sachlicher Natur auch eine politische Tendenz zum Vorschein, die unverhüllt einen Gegensatz zu den bestehenden Staatseinrichtungen zeigte. Man träumte von einer gründlichen Umgestaltung der ganzen Wehrverfassung, Beseitigung der stehenden Heere, Einführung von Jugendwehren und Gründung eines Volksheeres. Auch hier hatte die Aufregung des Tages eine Reihe von unreifen Projekten erstehen lassen, welche einen Einblick in die allerorten gelockerten und haltlosen Zustände gewährten.

In Gotha war man von Abenteuerlichkeiten dieser Art weit entfernt. Man hoffte auf dem Wege einer sachgemäßen Verbesserung und Neuordnung der Dinge sicherer zu einer nationalen Einigung der deutschen Schützen zu gelangen, als durch Agitationen in demokratischem Sinne, wie dies in Frankfurt beabsichtigt worden war. Indem man sich entschloß, ein deutsches Schützenfest im Juni 1861 hier zu veranstalten, wurde allerdings der Grund zu einer nachhaltigen Reform der alten Institutionen gelegt und zugleich die berechtigte Seite dieser Einheitsbewegung festgehalten.

Ein von den Gothanern Braun, Sterzing und Gebhard erlassener Aufruf zu allgemeiner Betheiligung an diesem deutschen Schützenfeste wies ohne alle politische Provocationen würdig und ernst auf die Nothwendigkeit hin, das Schützenwesen einheitlicher zu gestalten und durch nationale Feste zu vertiefen. Im Mai 1861 wandte sich der Ausschuß mit der Bitte an mich, das Ehrenpräsidium zu übernehmen.

Ich antwortete darauf am 24. Mai in einem Schreiben, in welchem ich mich mit den ausgesprochenen Absichten einverstanden erklärte und das angebotene Amt mit folgenden Worten annahm:

„Mit um so größerer Bereitwilligkeit komme ich diesem Wunsche entgegen, als der leitende Gedanke zu dem endlich ausführbar gewordenen Feste vor Jahren von mir selbst ausging und ich mit allen guten Patrioten freudig eine Zeit begrüßte, in welcher unser deutsches Volk jeden Anlaß zur Kundgebung seines Nationalgefühls mit Jubel ergreift und sich im Streben nach erhöhter Kraft des Vaterlandes gerne wetteifernd aus allen Gauen zusammenfindet. Das Gefühl der Mannhaftigkeit des Einzelnen und das Verlangen nach Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes durchdringt jetzt die Gesammtheit. — Lassen Sie uns daher unser Fest in dem Sinne ordnen, daß es diesem Gefühle seinen wahren Ausdruck verleiht“.

Ernst.

Während ich mich durch die Uebernahme des Präsidiums nicht nur für dasjenige, was bei dem Schützenfest vorkommen mochte, sondern auch für den weiteren Gang der Begebenheiten in dieser Richtung verantwortlich machte, war mir nicht entgangen, daß die Gährung im deutschen Volke stieg und höher stieg. Man konnte sich nicht täuschen, daß an dem Schützenfeste auch demokratische Elemente und Persönlichkeiten, wie Wirth und Schweitzer, Antheil nehmen würden. Selbst gemäßigte Politiker waren durch die Zeitumstände immer mehr nach links gedrängt worden.

Die Idee der Gründung von deutschen Wehrvereinen war schon im April 1860 von Hermann Orges propagirt worden. Jetzt hatte auch der Nationalverein diesen Gegenstand auf die Tagesordnung seiner Berathungen gesetzt.

Am 15. Mai hatten sich v. Bennigsen, Georgi, Kallenberg und Andere bei mir in Coburg eingefunden, um gleich darauf am 18. in Frankfurt mit einer starken Erklärung des Vorstandes des Nationalvereins hervorzutreten, worin von Preußen endlich das Verlassen der Unthätigkeit und der Politik der freien Hand verlangt wurde. Zugleich unterstützte man die von Hamburg und Bremen ausgegangenen Bestrebungen der Gründung einer Nordseeflottille. Man entschied sich für die Ansicht, die Gründung einer deutschen Marine nicht abhängig zu machen von der formellen Zustimmung der preußischen Regierung, und forderte auf jedem Gebiete der Wehrhaftmachung Deutschlands zur Selbsthilfe auf.

Schon seit dem Anfange des Jahres 1861 hatte man sich mit Wilhelm Rüstow in Verbindung gesetzt, um einen Organisator der Wehrvereine zu gewinnen. Ich schrieb selbst an den Fürsten von Hohenzollern, um zu erfahren, ob nicht eine Amnestie in Preußen für ihn zu erlangen wäre; doch zeigte sich dazu auch nicht die geringste Aussicht. Hierauf beschloß der Ausschuß des Nationalvereins am 18. Mai „ein von anerkannten militairischen Technikern ausgearbeitetes Exercierreglement und ein Gutachten über die Organisation von Wehrvereinen durch den Druck zu veröffentlichen“.

Alle diese unruhigen Bestrebungen der Zeit, welche mir wohl bekannt waren, bildeten den Untergrund einer aus der Tiefe hervorbrechenden Bewegung, die entweder im Sinne der nationalen Vertheidigung und Ehre in legalen Bahnen erhalten werden, oder aber zu einer nahen und revolutionären Gefahr für Deutschland anschwellen mußte.

Der inneren tiefer liegenden Erregung entsprach die ungemeine Theilnahme, welche das Gothaer Schützenfest in allen Theilen von Deutschland fand. Nicht weniger als 236 Städte und Ortschaften waren hier vertreten.

Die auf dem Festplatz aufmarschirenden Schützen begrüßte ich mit folgender Eröffnungsrede:

„Der Gedanke der Vereinigung deutscher Schützen rief schon vor Jahrhunderten die Schützengilden zu gemeinsamen Festen zusammen. Aber unaufhaltsam gingen die Wogen der Zeit über diese früheren Versuche hinweg.

Das Alte sank in Trümmer. Ein neues Leben ist erstanden und aus den alten Grundvesten erblüht in jugendlicher Frische ein neuer Gedanke.

Das edle deutsche Volk fühlt sich in seiner Kraft. Nach Einigung drängen die Massen und so schaarten sich auf den ersten Ruf die deutschen Schützen aus allen Gauen um ihre Fahnen, und jubelnd begrüßen wir hier vor uns all' die Fähnlein, die von fern gekommen.

Kraft und Geschicklichkeit sollen nach Preisen ringen, um den Einzelnen, gehoben durch das Bewußtsein seines Werthes, dem Ganzen brauchbar zuzuführen.

Das Hauptziel des gemeinsamen Strebens sei Wahrung der Ehre und Schutz des großen deutschen Vaterlandes.

In diesem Gedanken laßt uns die Bruderhand reichen."

Es folgten drei festliche Tage, welche im Einzelnen sich wenig von andern Ereignissen dieser Art unterschieden haben. Wenn es bei dem ephemeren Jubel und der heiteren Feststimmung sein Bewenden gehabt hätte, so würden auch die bei dieser Gelegenheit zu Tage getretenen schönen Ideen von der Verderblichkeit des deutschen Particularismus, von der Nothwendigkeit, unsere localen und Stammesfeindschaften endlich politisch zu überwinden, und alle die oft ausgesprochenen nationalen Forderungen bald wieder in die gewohnte Vergessenheit zurückgefallen sein. Aber ich hielt die Zeit für gekommen und geeignet, wo die mannigfach verbreiteten Gedanken über die Gründung eines allgemeinen deutschen Schützenbundes in der Weise organisch zusammengefaßt werden konnten, daß dadurch die localen Tendenzen demokratischer Verbindungen dauernd beseitigt wurden.

Ich lud daher die Vertreter anerkannter localer Schützenvereine sowie auch die Führer verschiedener Parteirichtungen zu einer Berathung am 9. Juli ein, bei welcher alsbald die von mir in's Auge gefaßte Organisation obzusiegen schien.

Meiner Ueberzeugung nach waren drei Dinge zu erreichen, nicht mehr und nicht weniger: Allgemeiner deutscher Schützenbund, Gründung eines Vereinsorgans, Leitung des Bundes durch ein ständiges Comité.

In der Versammlung, welcher ich präsidirte, kamen aber Tendenzen von viel weitergehender Art zum Ausdrucke. Schlimm stand es namentlich mit

den Ansichten über die Organisation des Bundes. Da verlangten die Radicalen vollständige militairische Gliederung und Bezirkseintheilung, einen obersten Führer und die Entwickelung eines Volksheeres. An der Spitze dieser Partei standen Schweitzer und Wirth. Obgleich man gegen den Ersteren von vielen Seiten allerlei Bedenken erheben hörte, als sei er in der Eschenheimer Straße in Frankfurt so wohl gelitten, wie unter den Socialdemokraten, worüber mir jede Beurtheilung ferne lag, so standen ihm doch zahlreiche Schützen zur Seite.

Andererseits fehlte es nicht an Vertretung der conservativsten Auschauungen, und es gab particularistisch gesinnte Schützen genug, welche das Wesen der alten Compagnien erhalten wollten und die Regelung der Schießeinrichtungen, sowie eine freie Veranstaltung gewisser gemeinsamer Schützenfeste schon für Reformen betrachteten, welche ganz ausreichend wären.

Man hatte nicht geringe Mühe, diese Gegensätze auszugleichen. Doch war es mit Hilfe gemäßigterer und einflußreicher Männer, wie Heyman aus Bremen, Pirazzi aus Offenburg, Sterzing und Braun von Gotha, sowie der Nationalvereinsmitglieder Kallenberg und Georgi gelungen, die Mehrzahl der Schützen auf dem richtigen Mittelwege zu erhalten, so daß die Entscheidung der wichtigsten Fragen in die Hauptversammlung gebracht werden konnte. Auch Berthold Auerbach, welcher mein Gast in diesen Tagen war, hatte durch patriotische Tischreden geholfen, die extremen Parteien aus dem Felde zu schlagen.

So trat ich mit guten Hoffnungen des Gelingens am 11. Juli um 10 Uhr Vormittags in den großen Saal des Schießhauses und hielt an die zahlreich versammelten Schützen die folgende Anrede:

„Als mir die Freude und Ehre zu Theil wurde, die deutschen Schützen begrüßen zu dürfen, legten wir ihnen eine Bitte ans Herz: uns bereitwillig die Hand zu reichen, für Deutschlands Ehre und Schutz ein unzerreißbares Band zu flechten. Mit Wärme kamen Sie uns entgegen und so halten wir sie fest, die brüderliche Rechte. Nie wird sie in der unsrigen erkalten.

„Dank, herzlichen Dank für die freundliche, liebenswürdige Weise, mit der Sie dieses schöne Fest zu verherrlichen wußten."

„Noch wenige Stunden und wir trennen uns wieder. Doch ehe wir scheiden, lassen Sie uns noch eine That vollbringen, die ganz Deutschland mit wahrer Freude erfüllen wird."

„Die Zeit, in Worten allein zu glänzen, ist vorüber. Das deutsche Volk verlangt nach Thaten zu seiner Kräftigung, zu seiner Einigung. Man spricht uns immer von Gefahren, die dem Vaterlande drohen. Doch, wo sind die Gefahren, wenn ein Volk stark und einig ist?"

Auch wir Schützen haben Veraltetes schwinden zu lassen und mit dem Alles bewegenden Geiste der Zeit vorwärts zu schreiten. Lassen Sie uns vergessen, wo unsere Wiegen stehen, ob im Norden oder Süden, ob im Osten oder Westen Deutschlands.

Lassen Sie uns einen großen gemeinsamen deutschen Schützenbund gründen, einmal um gemeinsame Normen zu finden für die größeren und kleineren Schützenfeste, eine gemeinsame Schützenordnung; zum andern Mal, um die ganze große Schaar der Schützen des großen Bundes der bewaffneten und gut geschulten Jugend, gleichsam als eine Ehrenreserve der Armee, an die Seite zu stellen, wenn es sich handelt, das deutsche Vaterland zu schützen."

„Nehmen Sie, meine Herren, diesen Gedanken in sich auf und lassen Sie die schmucklosen Worte eines aufrichtigen deutschen Patrioten in Ihren Herzen Wurzel schlagen."

„Ich bitte diejenigen, die mit mir übereinstimmen, sich erheben zu wollen."

Indem sich die ganze Versammlung erhob, fuhr ich fort:

„Meine Herren, Sie haben sich einmüthig erhoben. — Der deutsche Schützenbund ist gegründet."

Ich schlug hierauf der Versammlung vor, zum Zwecke der Berathung der Organisation des Bundes eine der drei Städte Frankfurt, Bremen oder Gotha, welche theils zu dem deutschen Schützentage eingeladen, theils Vorlagen für denselben gebracht hatten, mit der Leitung der heutigen Versammlung zu beauftragen.

Nachdem aber Herr Heyman aus Bremen mich selbst zu diesem Amte aufgefordert und die ganze Versammlung seinem Antrage beigestimmt hatte, nahm ich das Präsidium zwar an, schlug jedoch Herrn Braun aus Gotha zur formellen Leitung der Debatte vor, was auch Annahme fand.

Sterzing stellte hierauf fünf von ihm bereits vorbereitete Anträge, welche sich auf die Wahl und die Aufgaben des Ausschusses bezogen. Eine deutsche Schützenordnung sollte entworfen und über dieselbe beim nächsten Schützentage Beschluß gefaßt, auch der Ausschuß beauftragt werden, das nächste deutsche Schützenfest vorzubereiten und die Leitung desselben zu übernehmen.

Nach längerer Debatte wurden die Schützenvereine von Frankfurt, Bremen und Gotha unter Zuziehung von Vertrauensmännern von vier anderen Schützenvereinen zur Lösung der gestellten Aufgaben berufen. Nur die Beitragsleistung jedes einzelnen Mitgliedes des Schützenbundes wurde sofort festgestellt, und endlich wurde die Gründung einer allgemeinen deutschen Schützenzeitung auf Antrag Sterzings sofort beschlossen. Dieselbe sollte selbständig neben der in Coburg seit kurzem erscheinenden Turn- und Wehrzeitung, welche Herr Georgi

aus Eßlingen zum Organe des Schützenbundes gemacht wissen wollte, herausgegeben werden.

Als ich die Versammlung schloß, hatte das Gefühl eines glücklich gelungenen Werkes Alle durchdrungen. Beim Ende des Festes wurde mir eine Adresse überreicht, in welcher dieser frohen Stimmung feierlicher Ausdruck gegeben wurde und der Festausschuß die dankbarste Anerkennung mir gegenüber aussprach. Von allen Seiten flogen Zustimmungsadressen heran und an Begeisterung für die Sache des großen Bundes schien es in allen deutschen Landen, wo es Schützen gab, nicht zu fehlen.

Am Tage nach dem Schlusse des Gothaer Festes versammelte ich noch einmal den Ausschuß, damit die Aufgaben speciell bestimmt würden, deren Lösung sofort in Angriff genommen werden sollte. Nach Ablauf eines Jahres feierte der neugegründete Schützenbund ein nationales Fest in Frankfurt von einer weithin schallenden Größe und Bedeutung. Man konnte diese tiefgehende Bewegung, gegen welche die Mittel der Reaction sich machtlos erwiesen, im gehässigsten Lichte darstellen, geringschätzen oder ignoriren ließ sich der Geist kaum, der darin zu Tage getreten war. Denn auf allen Gebieten war im Laufe der Jahre 1860 und 1861 der politische Hintergedanke des einigen Deutschlands zum Ausdruck gekommen. In den Gesangvereinen, wie in den Turnhallen waren die langbevorzugten localpatriotischen Tendenzen zum gänzlichen Schweigen gebracht, der nationale Gedanke wurde täglich jedem Landrath, jedem Regierungspräsidenten, jedem Minister deutscher Staaten vor die Augen gestellt.

Vier Wochen nach dem Schützentag von Gotha fand schon wieder ein allgemeines deutsches Turnerfest in Berlin statt, und hier wie überall proklamirte der deutsche Bürger dieselbe Phrase von der deutschen Einheit, welche so lästig war und durchaus nicht sterben wollte.

Es gab Wehrvereine mit mehr oder weniger politischer Färbung, aber überall gleich geeignet, die officiellen deutschen Bundeseinrichtungen als ungenügend zu erklären. Es gab einen großen allgemeinen Schützenbund, der den Theilnehmer bis in das kleinste Dorf bei einem liebgewordenen Vergnügen zu einer nationalen Empfindung aufstachelte.

Für solche Wirkungen konnte das Auge des Politikers unmöglich ganz blind bleiben, und es war sehr bezeichnend, daß die Männer des Nationalvereins in ihrer Generalversammlung zu Heidelberg am 23. August die folgenden manche Regierungskreise sehr erregenden Beschlüsse faßten:

„1. Der deutsche Nationalverein wird in jeder ihm möglichen und gesetzlich zulässigen Weise die Bildung von Wehrvereinen in Deutschland fördern.“

„2. Er wird hierbei in gleicher Weise, insbesondere auf die Gleichmäßigkeit in Ausrüstung und Ausbildung — ohne ängstliches Festhalten in Kleinigkeiten und Nebensachen — hinarbeiten."

„3. Er beauftragt und ermächtigt seinen Ausschuß, unter Heranziehung von Fachmännern, alle geeigneten Schritte in dieser Angelegenheit zu thun."

Indem auch in der deutschen Verfassungsfrage die Beschlüsse des vorigen Jahres von Coburg erneuert und schärfer formulirt und in der kurhessischen und schleswig-holsteinischen Sache die schmerzlichsten Wunden des deutschen Bundes immer wieder rückhaltlos berührt wurden, schien es doch einen ernsten Hintergrund zu haben, wenn der Nationalverein die Gründung einer deutschen Flotte, welche hauptsächlich im Hinblick auf das stammverwandte bedrückte Land an der Nordsee eine Aufgabe erfüllen konnte, werkthätig unterstützte.

„Da zur Zeit" — so hieß es in der betreffenden Resolution — „eine deutsche Centralgewalt nicht vorhanden ist, wird diese Summe (10 000 fl.) an das preußische Marineministerium abgeliefert mit der ausdrücklichen Bestimmung, die Gelder zum Baue der zum Schutze der deutschen Nord- und Ostseeküsten bestimmten Boote in den Reihen der preußischen Kriegsmarine zu verwenden."

Es waren zur selben Zeit auch von einzelnen Orten wie von Gotha bei 6000 Thaler zu denselben Zwecken gewidmet worden, und man mußte es als einen vorläufigen Erfolg ansehen, daß man in Berlin diese freiwillige patriotische Gabe annahm.

Viertes Capitel.

Europäische Chronik 1860–1861.

Die Darstellung der populären Bestrebungen in Deutschland hat mich weit über den Zeitpunkt hinausgeführt, wo ich den Faden der eigentlich politischen Ereignisse bei dem Teplitzer Congresse abgebrochen habe. Die Diplomaten durften sich nach dem schon in Baden-Baden erfolgten Austausch friedlicher Versicherungen beruhigt ihren Badecuren überlassen. Für dieses Jahr zunächst war der kranke Welttheil gegen den Ausbruch eines neuen großen Krieges gesichert. Die kleineren Staatsaffairen überließ man ihrem unvermeidlichen Lauf und selbst die ferne Revolution in Sicilien und Neapel ertrug die alte Staatskunst jetzt mit fatalistischer Resignation.

Wie oft waren österreichische Bataillone bis an die Südspitze Europas geeilt, um den morschen Thronen Sicherheit zu schaffen, jetzt dachte Niemand mehr die Politik des Fürsten Metternich zu halten, der seit einem halben Jahre todt war. Noten, Vorbehalte und Proteste war alles, was aus dem stolzen Palaste der Kaunitz, Thugut und Metternich jetzt in die Welt hinaus drang. In Teplitz suchte man die „freie Hand" von Preußen noch einmal zu ergreifen, aber die alte Tradition hatte es nicht über sich gebracht, dem Prinz-Regenten im Sinne der deutschen Volksentwickelung Zugeständnisse zu machen.

So spielte auf dem klassischen Boden der Weltpolitik in Mittel- und Unteritalien nur noch der Westen eine Rolle. In Sardinien hatte noch einmal Cavour die Leitung des Ministeriums übernommen, und er wandelte den Weg des einigen Italiens zwischen Napoleon und Palmerston mit schon erprobter Kunst.

Vom 4. April 1860 an, wo in Palermo der Name Victor Emanuels zum ersten Mal im Straßenkampf erscholl, bis zum Einzug des Königs von Italien in Neapel am 7. October hatte man sich in Europa und zumal in den tieferschreckten Cabineten gewöhnt, das Unglaublichste für wahr zu halten, wenn es unter der Firma „Garibaldi" auftrat. Man erlebte die Expedition nach Sicilien, die Einnahme von Palermo und Messina, die Landung in Calabrien,

die Erstürmung von Reggio, den Einzug in Neapel, Salerno und die Schlacht am Volturno; man sah die sardinische Armee in den Kirchenstaat einrücken, die päpstliche Macht bei Castelfidardo zersprengt und Ancona von den Piemontesen besetzt.

Und alle diese Ereignisse trugen fast den Charakter des Märchenhaften an sich. Ein Königreich, welches eine Armee von 150,000 Mann besitzt, wird durch Freischaarenzüge, deren erster von nicht mehr als 1070 Rothhemden unternommen ist, gestürzt; eine organisirte Flotte vermag es nicht, den Transport von Freiwilligen zu hindern, welche auf schlechten Dampfern die Küste erreichen; in einer Reihe von abenteuerlichsten Kämpfen wird die zehnfach überlegene Landmacht eines hilflosen Königs besiegt.

Es liegt mir fern, in eine Darstellung dieser sonderbaren Begebenheiten einzutreten, von welchen man sagen könnte, die Tapferkeit war gleichzeitig in englische Banknoten gehüllt. Was ich darüber aus Mittheilungen von Personen, welche der Sache nahe genug standen, erfahren habe, ist nicht so zusammenhängend, um hier erzählt zu werden; aber ich hatte den Eindruck, daß eine Menge von sehr mächtigen Händen thätig war, die sich der Welt zu verbergen Grund hatten. Wenn einmal der Schleier gehoben werden wird, welcher über die geheimen Actionen dieses Dramas gebreitet ist, so wird Vieles natürlich erscheinen, was den Zeitgenossen als wunderbar und als eine Art von Gottesgericht galt.

Als ich Ende Juni in London war, hatte dort die Begeisterung für Garibaldi eben den höchsten Grad erreicht. Wenige Tage vorher hatte Palmerston die härtesten Urtheile über die neapolitanische Regierung im Parlament gesprochen und den Haß gegen die Truppen des Königs entflammt, welche Palermo beschossen hatten. In denselben Tagen machte der unglückliche Bourbone auf das Andringen Englands die verhängnißvolle Schwenkung zu Sardinien hinüber, welche die Gewalt in die Hände eines Ministeriums der italienischen Conföderationsidee brachte. Die italienische Tricolore erschien auf dem königlichen Schloß, und neapolitanische Offiziere verhandelten mit Garibaldi.

Ich konnte in England deutlich genug wahrnehmen, wie es seinen ganzen moralischen Einfluß für die Sache der Revolution einsetzte, und ich hatte eine starke Vermuthung, daß auch materielle Unterstützung nicht fehlte.

Was die inneren Verhältnisse Süditaliens und die Organisation der Freischaaren betrifft, so empfing ich interessante Mittheilungen von Wilhelm Rüstow, aus denen Einiges, vielleicht auch heute noch, nicht ungern vernommen werden wird. Rüstow war in Genua selbst mit der Formirung der Freischaaren beschäftigt und dafür bestimmt, die Expedition Terranuova gegen die päpstlichen Staaten zu leiten. Als diese Unternehmung in Folge des ernstlichen Eingreifens

Napoleons unterbleiben mußte, schloß sich Rüstow der Expedition gegen Neapel an und stieß mit seinen Mannschaften zu Garibaldi. Er hatte auf diese Weise, namentlich über den Beginn und die Entwickelung des sogenannten neapolitanischen Befreiungskrieges, die genauesten Beobachtungen machen können.

„In allen Hauptstädten" — so schrieb er nach seiner Rückkehr in die Schweiz — „existirten in Ober- und Mittelitalien sogenannte unitarische Gesellschaften, mit Comités an ihrer Spitze. Diese standen mit dem von Bertani geleiteten Soccorso Garibaldi in Verbindung."

„Von dem Soccorso Garibaldi ging die Aufforderung an die Comités, zu werben. Dies geschah, indem man unter der Hand Aufrufe in engeren Kreisen verbreitete, die aber naturgemäß auch in weiteren bekannt wurden."

„Die Comités legten Listen an und schrieben in dieselben die Angemeldeten ein; dabei hatten sie Sorge, sogleich nach den Bezirken, aus denen die Angemeldeten kamen, dieselben in Compagnien abzutheilen. Personen, welche geeignet schienen, besondere Dienste, namentlich die von Compagnie- und Bataillonsfourieren und von Spielleuten zu versehen, wurden sofort als solche eingetragen. Officiere, insofern sie nicht aus einer stehenden italienischen oder der österreichischen Armee kamen und insofern sie höhere Grade beanspruchten, als diejenigen, welche sie früher bekleideten, wurden nur vorläufig mit dem oder jenem Grade notirt."

„Unter Umständen meldeten sich bei den Comités ganze Handwerkervereine, welche aus ihren brauchbaren Mitgliedern eigene Compagnien formirten. Diesen ward die Wahl ihrer Officiere, jedoch unter Vorbehalt, überlassen. Meistentheils zeichneten sich diese Corps besonders aus. Ich nenne nur die Bersaglieri von Mailand, die Carabinieri von Genua, welche am 19. September und 1. October in erster Linie waren, die Jäger von Bologna, welche sich bei der Vertheidigung des schwach besetzten Cajazzo mit Ruhm bedeckten und von 500 Mann kaum 200 übrig behielten."

„Es gab auch noch andere Arten der Bildung von Corps. Es fehlte uns an einer Genieabtheilung. Ich hatte die Bildung einer solchen in Genua begonnen, aber der dazu bestimmte Officier, ein junger Architekt, erwies sich als untüchtig. Da meldeten sich eines Tages zwei junge Architekten aus Mailand, etwa acht Tage vor dem zum Ausbruch bestimmten Tage, und versprachen mir zu rechter Zeit die verlangte Geniecompagnie aus lauter Bauhandwerkern nach meinen Instructionen zu stellen. Sie erhielten eine Empfehlung an das unitarische Comité in Mailand, und acht Tage darauf zu rechter Zeit rückte die Compagnie vollständig bekleidet und ausgerüstet in Genua ein. Sie erwies sich als eine Mustercompagnie und that, wenn es sein mußte, auch Artillerie- und Infanteriedienst."

In ähnlicher Weise — ich will die umfangreiche Darstellung Rüstows nicht wörtlich benutzen, — wurde durch die unitarischen Comités Alles beschafft, was für Ausrüstung der Expedition nöthig war: Gewehre, Kanonen, Munition, Train, Ambulancen. Die Ausrüstungsdepots befanden sich zu Genua und zwar, da die sardinische Regierung Schwierigkeiten erhob, auf Schiffen, die von England und Hamburg zu diesem Zwecke auf die Rhede gebracht worden waren.

Die Comités bestritten auch die Transportkosten für die Concentrirung der Mannschaften nach den Häfen von Genua, Livorno und La Spezzia. Eisenbahnen und Telegraphen waren von Cavour nur durch einige Tage zur Disposition gestellt worden. Auch die Formation der Bataillone durfte nicht immer in Genua vor sich gehen. In den schwierigsten Zeiten kamen 1200 Mann des Nachts, und die Behörden verweigerten ihnen den Eintritt in die Stadt. Rüstow organisirte sie zur Noth im freien Felde, eine Stunde weit von Genua entfernt bei Fackelschein; bestimmte einen tüchtigen Bataillons-Commandanten, und diese Truppe, welche das zweite Bataillon der Brigade Milano bildete, schlug sich am 19. September ganz vortrefflich, nachdem ihre ganze militairische Ausbildung aus vier Exerciertagen zu Milazzo, drei Märschen in Sicilien, zwei in Calabrien und sechs im Principat bestanden hatte.

Dagegen wurde auf den Märschen selbst die strengste Disciplin gehandhabt und Alles regelmäßig und militairisch abgemacht. Nur an Cavallerie hatte man ernstlich Mangel, und besserte sich dieser Umstand erst bei Gelegenheit der Expedition von Arriano durch die Capitulation der Brigade Bonannos, welche 150 Cavalleriepferde lieferte. An Artillerie-Material hätte es dagegen nicht gefehlt; doch hatte man viel zu wenig brauchbare Bedienungsmannschaft. Ohne diesen Mangel hätte die neapolitanische Expedition noch viel raschere Erfolge erzielen können. „Aber schließlich“ — so endigt Rüstow den Bericht — „ist es auch ohne dies gegangen.“

Es versteht sich wohl von selbst, daß Rüstows Lob seiner Freischaaren eben nur einer Armee gegenüber geltend gemacht werden konnte, die gegen eben so viele sichtbare wie unsichtbare Feinde zu kämpfen hatte. Aber durch die Rüstowschen Anschauungen wurde auch in Deutschland das Ansehen der neapolitanischen Armee in allzu ungerechter Weise beurtheilt. In jenen Tagen, wo man in ganz Europa gegen den Militarismus Frankreichs und Preußens sich aufzulehnen anfing, wurden die aus Sicilien und Neapel eingelangten Nachrichten über die Erfolge Garibaldi's recht eigentlich als glänzende Beweise dafür aufgefaßt, daß man das Kriegswesen demnächst überall in der demokratisch doctrinairen Weise des Milizen-Systems umgestalten werde. Die Conflicte, welche bald in Preußen über die Dienstzeit und die Armeeorganisation entstanden,



wurden nicht wenig von den Ideen beeinflußt, welche man sich über den Kampf in Süditalien gebildet hatte. Selbst in England war man ganz erfüllt von dem Gedanken, daß das System der Freiwilligen, wie es dort bestand, die Zukunft der europäischen Heereseinrichtungen bezeichne.

In diese Zeit der Kämpfe um die Einheit Italiens fiel ein längerer Besuch der königlichen Familie von England in Coburg. Es war der letzte Aufenthalt, welchen mein Bruder in Deutschland nahm, das letzte Mal, daß er seine Heimath sah. Auf der Reise der englischen Herrschaften fand eine Begegnung mit dem Prinz-Regenten und seinem Bruder, dem Prinzen Carl, in Aachen statt und weil Lord John Russell die Königin begleitete, so legte man der Anwesenheit der englischen Herrschaften in Deutschland eine politische Bedeutung bei, welche derselbe nie gehabt hat.

Das freudige Ereigniß eines längeren Aufenthaltes des englischen Hofes in Coburg wurde nur leider schon vor der Ankunft der Herrschaften durch den Tod unserer Stiefmutter getrübt worden, welche eben in diesen Tagen in Gotha verschieden war.

Die Herzogin war seit längerer Zeit leidend, und obwohl ihr Tod nicht gerade völlig unerwartet kam, so vermehrte er doch erheblich die ohnehin melancholische Stimmung meines Bruders. Die Herzogin war eine geistvolle Frau, die sich eine große Lebensanschauung von ihren frühesten Jahren her, die sie in Rußland zugebracht hatte, zu bewahren gewußt hatte. Die imponirenden Verhältnisse des russischen Hofes blieben gewissermaßen der Maßstab ihrer Denkungsweise. Dorthin lenkte sie stets ihren Blick, wie man sich etwa zweihundert Jahre früher in Allem und Jedem nach dem Hofe und Staate Ludwigs XIV. richtete.

Dennoch besaß die verwittwete Herzogin zu viel Takt und feines Gefühl, um in der Politik die zarten Grenzen weiblicher Theilnahme an den großen Angelegenheiten jemals zu überschreiten, und so war es mir und meinem Bruder, trotz mancher Meinungsverschiedenheiten, immer möglich geblieben, die innigsten und herzlichsten Beziehungen zu der Gemahlin meines Vaters, welche zugleich unsere Cousine war, aufrecht zu halten.

Am 26. September Abends fuhr ich mit meinem Bruder und dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kaiser Friedrich, nach Gotha hinüber, um der Verstorbenen die letzten Ehren zu erweisen. Als wir nach Coburg zurückgekehrt waren, ereignete sich am ersten October ein Unfall, welcher uns große Sorge machte und die schönen Tage des Zusammenseins verbitterte.

Mein Bruder war mit einem Viererzuge von Kallenberg nach Coburg gefahren; die Pferde scheuten und sein Wagen wurde an der Barriere, welche

die Eisenbahn von der Straße absperrte, zerschellt; der Kutscher wurde schwer beschädigt, ein Pferd fiel sofort sich todt. Der Prinz war noch rechtzeitig aus dem Wagen gesprungen, aber dabei unglücklicherweise zu Falle gekommen. Obwohl die Beschädigung nur eine geringfügige war, so zeigte sich doch bei dieser Gelegenheit nur zu deutlich, wie sehr das Nervensystem des Prinzen erschüttert war.

Als Stockmar nach der Katastrophe ihn gesehen und seine tiefe Verzagtheit und Melancholie wahrgenommen hatte, sagte er mir, als er das Schloß verließ: „Gnade uns Gott, wenn dem Herrn einmal etwas Ernstliches zustoßen sollte, dann stirbt er."

Wiewohl die leichte Wunde an Stirn und Nase rasch geheilt war, hielt die trübe Stimmung des Prinzen leider noch längere Zeit an. Der Abschied von der Heimath erfüllte schon mehrere Tage vorher seine Gedanken schmerzlich. Am 10. October, an welchem die Abreise der Herrschaften um 10 Uhr erfolgen sollte, holte mich mein Bruder Morgens zu einem unverabredeten Spaziergang nach der Veste ab. An einem der schönsten Punkte blieb Albert stehen und griff plötzlich nach seinem Taschentuch; ich meinte, daß seine Wunde neuerdings zu bluten begonnen hätte, trat näher zu ihm und bemerkte, daß ihm die Thränen herabliefen.

Er hatte sich so in den Gedanken vertieft, er werde dies Alles niemals wiedersehen, daß ihn die Rührung übermannte. Als ich ihn beschwichtigen wollte, blieb er bei seinem Ausspruch, daß er recht gut wisse, er sei zum letzten Male in seinem Leben hier gewesen. Wir wandten uns um und gingen schweigend nach Hause. Ich hatte, seit wir uns das erste Mal getrennt hatten, niemals eine solche äußere Rührung an ihm wahrgenommen. Daß seine unglückliche Ahnung eine prophetische Wahrheit enthalten könnte, hatte ich damals freilich nicht entfernt zu glauben vermocht.

Trotz dieser nervösen Aufregungen hatte unser Zusammensein etwas unendlich Wohlthuendes und Befriedigendes, und die Erinnerung daran vergoldete dem theuern Bruder das letzte Lebensjahr, welches er fern von Deutschland zubrachte. Gleich nach seiner Abreise gab er der Genugthuung Ausdruck, die er über den trotz aller Zwischenfälle so wohlgelungenen Aufenthalt empfand und schrieb von Coblenz, wo er mit dem Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin, sowie auch mit den badischen Herrschaften zusammengetroffen war, am 13. October:

„Ich will Coblenz nicht verlassen, ohne Dir nochmals zu danken ... Unser Aufenthalt war so gemüthlich und still, daß er uns sehr wohlthuend gewesen und selbst das Unglück in Gotha und mein accident haben diese Gemüths-

stimmung nicht zu trüben vermocht. Alle die lieben alten Punkte haben mir lebhaft zum Herzen gesprochen, und ich war mit Dir erfreut, daß sie, wie Deine neue Schöpfung, von den Kindern sowie der fremden Umgebung vollständig gewürdigt worden sind."

„Hier sind wir mit Liebe und Freundlichkeit empfangen worden, Fritz und Louise von Baden sind hier; die Prinzessin ist gegen uns unverändert dieselbe. Das Franzosenthum und der Nachbar werden richtig gewürdigt. Der Prinz scheint mit den besten Vorsätzen nach Warschau zu gehen, determinirt Niemandes anderen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Er beklagt und verabscheut die italienischen Vorgänge natürlich, will aber keine Legitimitäts- und Interventions-Politik spielen. Das Wetter ist furchtbar kalt und naß und wir sind Alle mehr oder weniger davon afficirt. Ewig ꝛc."

Die Zusammenkunft der englischen und preußischen Herrschaften in Coblenz hatte zu einer Conferenz der beiderseitigen Minister, Lord Russells und Herrn von Schleinitz, Gelegenheit gegeben. Schon im Hinblick auf die von meinem Bruder im voranstehenden Schreiben erwähnte Warschauer Zusammenkunft der Regenten von Preußen, Rußland und Oesterreich schien es dem Herrn von Schleinitz nothwendig, über die Anschauungen Englands in's Klare zu kommen. Und ohne Frage hatten die beiden Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in Coblenz sich sehr eingehend über Italien und die europäische Kriegs- und Friedensfrage zu unterhalten Zeit gehabt. Herr von Schleinitz sprach und schrieb nachher sehr viel über die Resultate seiner Conferenz, während Lord Russell nur unbedeutende Mittheilungen darüber machte. Denn alle Eventualitäten, welche Herr von Schleinitz für sein Verhalten bei der weiteren Entwickelung des italienischen Reiches in's Auge gefaßt hatte, glitten an dem ohnehin bekannten Standpunkt des Cabinets Lord Palmerstons ab, während für den einzig wichtigen Fall eines Angriffs Louis Napoleons auf Deutschland der englische Minister dem preußischen Collegen nichts darbot als räthselhaftes Schweigen.

Unter diesen Umständen war der Prinz-Regent in Warschau von vornherein zu der Rolle bestimmt, zu Allem „ja" zu sagen, was sich auf den faulen Frieden beziehen mochte, und Alles zu verneinen, was wie eine Action nach irgend einer Richtung aussehen konnte. Man nannte dieses damals die Stärke Preußens.

Der Kaiser von Rußland hatte am 10. October seine Gesandtschaft von Turin in einer Sardinien stark bedrohenden Weise zurückgerufen, Oesterreich schöpfte aus diesem Schritte Hoffnung, daß sich der alte Bund der östlichen

Mächte erneuern ließe. Als die drei Machthaber Europas am 22. October sich in Warschau zusammengefunden hatten, fanden sie die Situation durch einen Brief des Kaisers der Franzosen an den Czaren sehr wesentlich geändert. Louis Napoleon hatte auf die Nachricht von der Zusammenkunft der Monarchen den Wunsch ausgesprochen, auch zugegen sein zu können; da aber Alexander dies zu vereiteln wußte, so schrieb ihm der Kaiser der Franzosen, er vertraue auf seine Freundschaft und Loyalität, besonders da er der Zuversicht sei, daß Alexander die Convention halten würde, welche sie zu ihrem gegenseitigen Schutz in Stuttgart gezeichnet hätten.

Dabei erklärte Napoleon sich zwar zur Neutralität im Falle eines Conflicts zwischen Sardinien und Oesterreich bereit, doch verlangte er von Oesterreich beim wirklichen Ausbruch eines Kampfes die bestimmte Zusicherung, daß es den Vertrag von Villafranca auch dann festhalten werde, wenn es aus einem durch die Aggression Sardiniens veranlaßten Kriege siegreich hervorgehen sollte. Napoleon schloß dies Schreiben mit den Worten, daß er überzeugt sei, man werde in Warschau nichts gegen das Interesse Frankreichs unternehmen, da die drei Souveraine wüßten, daß er den Geist der bedrückten Nationen in Händen habe.

Kaiser Alexander soll von diesem Briefe so betroffen gewesen sein, daß er seine beiden Gäste unter der Hinweisung auf die Gefährlichkeit aller förmlichen Festsetzungen geradezu abhielt, auf politische Details und Combinationen einzugehen. Es wurde versichert, daß in der persönlichen Zusammenkunft selbst und in dem Austausch der freundschaftlichen Gesinnungen die beste Garantie gegen die aggressive Politik von Frankreich und Italien zu erblicken und es besser wäre, durch Stipulationen jene Mächte nicht unnöthig zu reizen. Dagegen wollte Rußland Preußen und Oesterreich bestimmen, von England und Frankreich das Aufgeben des Pariser Artikels über das mare clausum und die Neutralität des schwarzen Meeres zu erlangen.

Während sich Preußen und Oesterreich weigerten, auf diesen separaten Wunsch von Rußland einzugehen, traten Rußland und Oesterreich in gleicher Weise einer Erörterung Preußens über die endliche Emancipation Schleswig-Holsteins auf das Bestimmteste entgegen; und da hinwieder Oesterreich eine Garantie seines Länderbestandes durch den deutschen Bund in Anregung brachte, so verweigerte Preußen auf das Entschiedenste die Unterstützung eines solchen Planes.

Auf diese Weise war die Warschauer Entrevue womöglich noch unfruchtbarer und nichtssagender, als die Coblenzer Visite der Königin von England bei dem Prinz-Regenten. Wenn man von der letzteren und insbesondere von den Gesprächen zwischen Russell und Schleinitz die Bezeichnung eines Lustspiels

gebrauchte, so hätte man die Warschauer Monarchenvereinigung eine Tragödie nennen können, weil die legitimistischen Hoffnungen, unter denen sich der Kaiser von Rußland den beiden alten Alliirten noch einmal genähert, nun thatsächlich Schiffbruch gelitten hatten.

Am 27. October anerkannte die englische Regierung officiell die geschehene Umwälzung im Kirchenstaate sowie in Neapel und Sicilien und die französische Regierung begann formidable Rüstungen, welche den Winter über andauerten und die Perspective der Zukunft im trübsten Lichte erscheinen ließen. Garibaldi war für eine Unternehmung gegen Ungarn schon gewonnen und hatte sein Programm aufgestellt. In Polen war ein Aufstand in vollster Vorbereitung, und so durfte Napoleon sich allerdings auf die unterdrückten Nationen berufen, welche bloß auf sein Signal harrten.

Um in Frankreich selbst dem Vorwurf zu entgehen, daß die constitutionellen Freiheiten, die anderwärts befördert würden, im Lande unterdrückt seien, gewährte der Kaiser am 24. November den großen Staatskörpern neue ausgedehntere Rechte; Senat und Kammer durften die Rede des Kaisers bei der Eröffnung der Session durch Adressen beantworten, und der Regierungscommissair sollte jede Erläuterung über die innere und äußere Politik zu geben verpflichtet sein.

Das Decret über die Ausdehnung der constitutionellen Rechte der Kammern wurde als eine Antwort auf die Zusammenkunft der Ostmächte in Warschau angesehen; der Kaiser wollte beweisen, daß er auf der Höhe seiner Macht bestrebt wäre, seine Regierung mit dem Geiste der Freiheit auszusöhnen, auf welchen er seine äußere Politik stützte.

Wenn dagegen die Aenderungen im französischen Ministerium und insbesondere die Entlassung Foulds politischen Gründen zugeschrieben wurden, so war das ein Irrthum. Der Finanzminister war der Rache der Kaiserin geopfert worden, mit welcher er seit einem Jahr im Streite war und zuletzt im Ministerrathe eine jener Scenen zu bestehen hatte, die von der leidenschaftlichen Frau mit jedem Jahre steigenden Einflusses häufiger provocirt zu werden pflegten. Graf Walewski ward zum Staatsminister ernannt, und man deutete in Deutschland diese Veränderung nicht günstig für die im Frühjahre zu erwartenden Ereignisse, da die Kaiserin in Verbindung mit Walewski die polnische und ungarische Bewegung begünstigte.

Wenn man in Verbindung mit diesen Vorgängen die Mittheilung erhielt, daß die Arsenale in größte Thätigkeit gesetzt, von Einem Hause die Lieferung von 300,000 Uniformen übernommen und außerdem ein Credit von mehreren Millionen zur Befestigung der Küsten und Kriegshäfen verwendet wurde, so

mußte man erstaunen, daß die deutschen Mächte sorglos diesen Dingen zusahen und kaum dazu zu bringen waren, doch wenigstens für die arg vernachlässigten Festungswerke von Mainz nach langen Verhandlungen etwas zu thun.

Ich bemühte mich, einen Antrag auf Reorganisation des Bundes mit meinem Schwager, dem Großherzog von Baden, und den Großherzogen von Weimar und Oldenburg in die Bundesversammlung zu werfen, allein diese Versuche scheiterten an dem Widerstande des Herrn von Schleinitz, welchem auch Roggenbach als badischer Minister nicht entgegentreten wollte. Nach endlosen Verhandlungen zwischen den Ministern war auch der Eifer, der von Seite Badens noch zuvor gezeigt worden, erkaltet, und so endete das Jahr 1860 wie alle früheren — thatenlos.

Mit bitterm Humor gratulirte mir mein Bruder zum neuen Jahr mit dem Zusatz: „so wenig Gutes ich davon erwarte.“ „Prinz Napoleon läßt 20,000 polnische Uniformen in Paris machen, was zum Glücke die Russen wissen, Cavour schickt Waffen und Munition in die Fürstenthümer, die auch ein Stück Oesterreich bekommen sollen; große militairische Vorbereitungen werden in Metz getroffen. Napoleon will 800,000 Mann im Frühjahr auf die Beine bringen, Cobden und Bright sollen hier den „allgemeinen“ Frieden predigen und kommen mit der Mission direkt vom Kaiser, auch Palmerston stürzen; und Preußen will nun mit einem Male diktatorisch in Holstein auftreten; hier will man den Oesterreichern den Verkauf von Venedig zumuthen 2c. 2c. Da ist Stoff genug mit „Ruhe“ der Zukunft entgegen zu sehen.“

Wenige Tage vor Neujahr verbreitete sich die Nachricht, daß der unglückliche König Friedrich Wilhelm IV. seinem körperlichen Erlöschen nahe wäre, der 2. Januar war sein Todestag. Ich fand mich am 6. unter den vielen Fürstlichkeiten in Berlin ein, welche gekommen waren, um dem Könige die letzten Ehren zu erweisen. Ich logirte in Potsdam beim Kronprinzen und blieb nach der Leichenfeier bis zum 9. Abends in Berlin. Am 7. fand die Beisetzung des Königs in Sanssouci statt, und bei einer Kälte von 18° folgten wir zu Fuße dem Trauerzuge zur Begräbnißstätte.

Man erblickte in dem Tode des Königs die Erlösung von qualvollen Leiden, und wer nicht gerade Betrachtungen über die großen Hoffnungen anstellte, die man einstens an das Leben dieses Mannes geknüpft hatte, vermochte kaum anders als mit der stillen Resignation allgemein menschlicher Gefühle den Sargdeckel schließen zu sehen.

Anders der Prinz-Regent, der nun die Krone Preußens als sein Eigen betrachten mußte. Das Ereigniß hatte ihn persönlich sehr erschüttert und seine Empfindung von der Schwere und Verantwortlichkeit seiner Aufgaben außer-

ordentlich vertieft. Es vollzog sich Etwas wie eine leise Aenderung in den Ansichten des hohen Herrn über Menschen und Verhältnisse, und das edle Herz des Prinz-Regenten schien im feierlichen Augenblick der allgemeinen Trauer die größte Pietät und Heilighaltung von Allem, was der hingegangene Bruder wollte, sich selbst gelobt zu haben.

Der neue König fühlte sich dem Vorgänger, trotz aller Gegensätze, die im Leben zwischen ihnen bestanden hatten, in ganz besonderer Weise nahe gerückt und innerlich verpflichtet, und Vieles, wovon man glaubte, daß es mit der Regierung des Prinz-Regenten sofort über Bord geworfen sei, wurde nun als theures Vermächtniß des hohen Willens eines unglücklichen Herrschers hochgeachtet. Bald übertrug sich diese pietätvolle Gesinnung von den Sachen auch auf die Personen, und wer dem theuren Bruder nahe gestanden zu haben schien, wurde von dem neuen Könige als besonders treuer Diener des Königthums überhaupt betrachtet. Männer, von welchen man geglaubt hatte, daß sie dem Prinzen von Preußen nicht sehr zugethan gewesen wären, wurden von dem neuen Könige nunmehr herbeigezogen, weil sie dem Bruder lieb gewesen.

Fürwahr, eine merkwürdige psychologische Erscheinung war es, was sich aus dem tiefen Schmerz des Prinz-Regenten zu entwickeln schien, während ein großer Kreis von fürstlichen Personen und Abgesandten aller Länder das Grab des Königs Friedrich Wilhelms IV. umstand. Ich hatte diese Aenderung geahnt, und darauf aus manchen kleinen Wahrnehmungen schließen können; den größeren Kreisen war in der Proklamation des neuen Königs an sein Volk ein eigenthümlich mystischer Zug aufgefallen, welcher dem Prinzen vor dem Tode seines Bruders ganz fremd zu sein schien.

Vor meiner Abreise hatte ich eine Besprechung mit den Großherzogen von Baden und Weimar und dem Fürsten von Hohenzollern gehabt, wobei wir uns über die Schritte beriethen, die bei dem officiellen Wechsel der königlichen Regierung von Preußen zu Gunsten der deutschen Angelegenheiten etwa geschehen könnten. Der Fürst rieth aber von Allem ab; er erklärte, nicht im Stande zu sein, auch nur die mindeste Vermittlung zu übernehmen; das Mißtrauen gegen ihn sei ohnehin sehr rege, er gelte als viel zu liberal, und dem Prinz-Regenten sei mehr und mehr die Ueberzeugung beigebracht, man sei schon jetzt zu weit gegangen.

Als ich nach Gotha zurückgekehrt war, besuchten mich von Bennigsen, Lamey, Metz, Hochwächter und wollten erfahren, welche Hoffnungen ich von dem neuen Könige aus Berlin mitgebracht hätte. Ich konnte nur versichern, daß der König so angegriffen gewesen, daß zunächst von politischen Dingen nicht die Rede habe sein können.

Wenige Wochen später theilte mir der Fürst von Hohenzollern mit, welche

Schwierigkeiten es gemacht habe, eine umfassendere Amnestie zu erwirken. Da ich, wie man sich aus meinen früheren Mittheilungen erinnert, gern für Rüstow etwas gethan hätte, erklärte mir Hohenzollern, daß in Bezug auf Militairs der König jede Nachsicht verweigert hätte, und daß diese und andere Kategorien von deutschen Flüchtlingen ein für allemal fallen gelassen werden sollten. „Gegen letztere herrscht volle Unerbittlichkeit vor“, versicherte der Fürst.

Zu dieser Lage gesellte sich das wenig taktvolle Benehmen der liberalen Partei, welches dem armen Fürsten von Hohenzollern den Ausruf abpreßte: „Deine Anmerkungen über unsere jüngsten Kammerdebatten sind leider nur zu wahr. Größerer politischer Unverstand hat sich mit Taktlosigkeit und Ungezogenheit wohl noch niemals so gepaart, wie aus Anlaß der Adreßberathung. Unsere guten Kammerleute sind die größten Kinder, und was ist am Ende von Kindern zu hoffen?!“

Das Merkwürdigste war wohl, daß sich der Fürst bereits selbst zu der Prophezeiung bestimmt sah: „Nur ein gemäßigtes Kreuzzeitungs-Ministerium wird mit Erfolg oder besser gesagt ohne Nachtheil hier regieren können.“

Während das Ministerium vergeblich sich anstrengte, dem König die Erneuerung gewisser feudaler Förmlichkeiten der Krönung in Königsberg auszureden, verbitterte man sich in der Kammer über die Militairreorganisation bereits in so bedenklicher Weise, daß die Hoffnungen auf eine Verständigung in dieser Lebensfrage gänzlich schwanden.

Ich wurde damals durch eine Privatangelegenheit, welche auf meinen österreichischen Gütern sich abspielte und mich zu einer Reise nach Wien und Linz nöthigte, einige Zeit lang von der unmittelbaren Betheiligung an den politischen Angelegenheiten abgezogen. Die österreichischen Gerichtsbehörden hatten sich eines auf der Greinburg in Oberösterreich vorgekommenen Verbrechens von Brandstiftung bemächtigt, bei welcher Gelegenheit ohne meine Intervention aller Wahrscheinlichkeit nach ein Justizirrthum vorgekommen sein würde. Die Sache nahm einen so verkehrten Verlauf, daß ich Alles aufbieten zu sollen glaubte, um zu verhindern, daß durch den auffallenden Eifer, welchen man in dieser meiner Angelegenheit an den Tag legte, ein unschuldiger Mann das Opfer der Gerechtigkeit werde. Die Sache erhielt einen romanhaften Abschluß noch dadurch, daß der meiner Meinung nach wirkliche Uebelthäter unverfolgt geblieben und ein Jahr später selbst Justiz an sich übte und durch Selbstmord endigte.

Als ich nach einer mehrwöchentlichen Abwesenheit nach Thüringen zurückgekehrt war, fand ich die Gegensätze zwischen den Parteien auf das Schärfste entwickelt. Die Würzburger Conföderirten hatten die Anträge Preußens über



die Frage des Oberbefehls der Bundesarmee in Frankfurt zu Falle gebracht, und Preußen weigerte sich andererseits auf die von den Großherzogen und mir angeregte Bundesreform einzugehen.

Herr von Schleinitz gab Ende April einem Vertrauensmann, der ihn nach seiner Ansicht in dieser Beziehung fragte, eine unzweideutig ablehnende Antwort. Man verlangte zu wissen, welche Haltung die preußische Regierung einnehmen würde, wenn ein zunächst freilich aussichtsloser Antrag auf Einsetzung einer Centralgewalt und Volksvertretung am Bunde erfolgen würde.

Herr von Schleinitz läugnete die Opportunität und erklärte überhaupt die Lösung der Frage bei dem Verhältniß von Oesterreich und Preußen für unmöglich. Preußen könne sich bei einer derartigen Gestaltung nur betheiligen, wenn ihm die Führung anvertraut werde, und Oesterreich würde dies nimmermehr zugeben. Ernste Conflicte aber seien in einer Zeit, wie die jetzige, wo von Frankreich her unverkennbar Gefahr drohe, mehr denn je zu vermeiden. Keinesfalls könne Preußen die Initiative in der Sache ergreifen.

Zugleich verwahrte sich Herr v. Schleinitz gegen die Annahme, als könnte er ohne Beschlußfassung der gesammten Regierung in einer so wichtigen Angelegenheit eine andere als rein persönliche Ansicht geltend machen.

Während die deutsche Bewegung durch den Gang der Ereignisse und durch die alte Staatskunst selbst immer mehr und mehr auf die offene Straße hinausgedrängt worden war, ereignete sich in Baden-Baden Mitte Juli eines jener schandbaren und thörichten Verbrechen, welche der Fanatismus der Einzelnen erzeugt und die gemeiniglich den Schaden der Gesammtheit zur Folge haben. Indem ein unreifer Student ein Attentat auf das Leben des Königs von Preußen verübte, lag die Befürchtung nahe, daß nunmehr die Hoffnungen der deutschen Nation abermals um ein Menschenalter zurückgeworfen sein würden.

Unmittelbar nach der unseligen That brachte der König selbst seine Aussage über das Geschehene zu Protokoll. Ich weiß nicht, ob dasselbe damals sofort publicirt oder nur den befreundeten Höfen mitgetheilt worden ist; jedenfalls soll es hier der Erinnerung aufbewahrt bleiben und im Wortlaute seine Stelle finden:

„Als ich heute den 14. Juli in der Lichtenthaler Allee ging, früh 1/2 9 Uhr, ging ein junger, ungefähr 20jähriger Mann bei mir vorüber von hinten kommend und grüßte mich auf eine besonders freundliche, fast herzliche Art, indem er, den Hut abnehmend, denselben mehrere Male grüßend senkte. Da er bald darauf seine Schritte verkürzte, so ging ich wieder an ihm vorüber, wobei er nochmals grüßte. Dies geschah wenige Schritte vor und hinter dem

Hause, in welchem früher der Maler von Beyer wohnte. An der Kettenbrücke begegnete mir mein Gesandter Graf Flemming, der mich nun begleitete. Vielleicht 150 Schritte jenseits des Hirtenhäuschens fiel ein Schuß in solcher Nähe von hinten auf mich, daß ich sofort einen Schmerz an der linken Seite des Halses fühlte, eine Dröhnung im ganzen Kopfe empfand und mit der linken Hand sogleich nach der verletzten Stelle griff, ausrufend: Mein Gott, was war das! — Graf Flemming und ich drehten uns gleichzeitig um, und ich sah oben bezeichneten jungen Mann ganz ruhig hinter uns auf 3 Schritte stehen. Graf Flemming fragte ihn: Wer hat hier geschossen? Haben Sie geschossen? worauf der Mann ganz gelassen erwiderte: „Ich habe auf den König geschossen." — Graf Flemming griff ihm nun in die Halsbinde und hielt ihn fest, fragend: „Womit haben Sie geschossen?" — Er zeigte auf einen in das Gras geworfenen Regenschirm und einige Schritte von demselben lag ein Doppel-Terzerol, von dem beide Läufe abgeschossen waren. Da sofort ein Herr, der der Rechtsanwalt Süpfle von Gernsbach sein soll und ein anderer Mann, der Amtsverweser Refer. Schill aus Achern zugesprungen waren und den jungen Mann zu Boden warfen, ausrufend: „Das ist eine Schmach und Schande für Baden, das muß das Volk rächen", — so hatte Gr. Flemming Zeit, die Pistole aufzunehmen und den Regenschirm. Mittlerweile war der Hotelbesitzer Brandt aus Berlin hinzugekommen und diese drei Herren brachten den Menschen in einen Miethswagen, der grade vorbeifuhr. Ich ersuchte die Herren, ihm nichts zu Leid zu thun und bestimmte, daß dieselben unter Geleite des Grafen Flemming ihn zum Stadtdirektor Kunz transportiren sollten. — Ein vierter Herr, Mr. Blanquet, Kaufmann aus Paris, sagte mir im Französisch, daß mein Rockkragen von einer Kugel zerrissen sei und ebenso die Halsbinde gestreift wäre; ich zog ihn aus und überzeugte mich von der Richtigkeit der Angabe. Die Contusion am Halse blutete nicht, aber verursachte einen leichten brennenden Schmerz. Ich konnte daher die Promenade bis gegen Lichtenthal fortsetzen und kehrte von dort mit der Königin zu Fuß nach Hause zurück.

Baden-Baden, den 14. Juli 1861. — 11 Uhr Vormittags.

gez. Wilhelm."

Als ich die Nachricht von der ruchlosen That Beckers erfuhr, war ich eben im Begriffe, mich zu einer Badereise nach Ostende zu rüsten. In den vorangegangenen Tagen war in Gotha die Gründung des Schützenbundes erfolgt, wovon im vorigen Capitel die Rede war. Ich fürchtete, wie alle Welt, daß man für das Verbrechen in Baden-Baden die nationale Bewegung selbst verantwortlich machen könnte.



Inzwischen hatte ich schon an den König telegraphirt und sendete meinen Adjutanten Herrn v. Reuter mit einem Schreiben nach Baden-Baden, in welchem ich meinen innersten Gefühlen Ausdruck gab. Die Antwort, welche der König am 16. August ertheilte, ließ mich zwar sofort die Hoffnung schöpfen, daß die Denkungsweise des Monarchen im Wesentlichen nicht alterirt worden sei, allein die Umstände, unter denen das abscheuliche Verbrechen verübt wurde, waren politisch doch bedenklich genug, um eine gewisse härtere Beurtheilung der populären deutschen Strömungen bei dem Könige jetzt nur zu leicht erklärlich zu machen.

„Nur wenig Worte des Dankes“ — so schrieb mir König Wilhelm am 16. August noch mit etwas unsicherer Hand — „da ich nicht viel schreiben soll und von Reuter gleich fort soll. Deine große Freundschaft, mir geschrieben, telegraphirt und ambassadirt zu haben, erkenne ich mit dankerfülltem Herzen an.“

„Göttliche Gnade hat mich gerettet vor Meuchelmord. Möge diese ruchlose That ein Fingerzeig sein, daß nichts überstürzt werden soll. Der Thäter hat schriftlich erklärt vor der That, daß, da ich nicht genug für Deutschlands Einheit thäte, ich ermordet werden müsse. Das ist klar, aber etwas drastisch.“

„Nochmals tausend Dank.

Dein ꝛc.

Wilhelm.“

Auch mein Bruder hegte die Befürchtung, daß man in Deutschland das Attentat in reactionärem Sinne auszubeuten bestrebt sein werde, doch hatte er beruhigendere Eindrücke von der persönlichen Denkungsweise des Königs, indem der Kronprinz von Preußen, eben in Osborne anwesend, auf die Nachricht von dem, was in Baden-Baden geschehen war, dahin geeilt und eben so rasch zurückgekehrt war. Mit Rücksicht auf eine Beschreibung, welche ich meinem Bruder kurz vorher von dem Gothaischen Schützenfeste gemacht hatte, antwortete er am 21. Juli:

„Deine Beschreibung von dem Gothaischen Schützenfeste hat mich sehr interessirt. Es scheint ein vollständiger Succeß gewesen zu sein und muß sehr interessant, obgleich für Dich etwas beunruhigend gewesen sein. Denn man weiß nie, wie dergleichen Dinge ausfallen.“

„Das abscheuliche Attentat in Baden wird nun nothgedrungen mit allen den deutschen patriotischen Bestrebungen und Bewegungen in Zusammenhang gebracht und es fehlen deren nicht, die es geradezu aussprechen, daß sie zu solchen Verbrechen führen müssen, indem sie das Volk und namentlich die Jugend aufhetzen und überreizen; dennoch hoffe ich, soll sich ein Unterschied zwischen jetzt und 1818 zeigen, und der Vorfall nicht wie der Mord Kotzebues den Regierungen zur Handhabe von allgemeinen Jugendverfolgungen dienen.“

„Es fehlen gerade jetzt ein dominirendes Rußland, ein allmächtiger Metternich in Oesterreich, die Bourbons älterer Linie in Frankreich ꝛc. und der König von Preußen scheint die Sache als Soldat zu nehmen und nicht als Tyrann von Syrakus. Er ist auch in der besten Umgebung in Baden und die Feudalen trotzen ihm."

„Mehr beängstigen mich die Napoleonischen Versuche, Entrevuen sowohl in Chalons wie bei den Preußischen Manoeuvres herbeizuführen, die ihm am Ende gelingen werden."

„Fritz ist uns glücklich wieder zurückgekommen. Er ist in 28 Stunden von Osborne nach Baden gereist und brauchte auch nicht mehr auf dem Rückwege. — Lebe wohl, lieber Ernst, mögen Dir die Bäder in Ostende gut bekommen."

„Ewig Dein treuer Bruder

Albert."

Bald darauf hatte man auch von Berlin Nachricht erhalten, daß der König sich durch das Attentat nicht von seiner bisherigen politischen Haltung abbringen lassen wolle. Man versicherte mich, daß keinerlei Bestrebungen der Reactionspartei Aussicht hätten, in Berlin die Oberhand zu gewinnen, und daß die Versuche, aus dem ruchlosen Attentate Capital zu schlagen, allgemein zurückgewiesen worden seien.

Die von Seite des Ministeriums gegen einen Landrath eingeleitete Disciplinar-Untersuchung, der in einem amtlichen Erlaß die liberale Partei für das Verbrechen verantwortlich gemacht hatte, wirkte beruhigend und Fürst Hohenzollern gewährte, so lange er im Amte war, die beste Garantie gegen den Ansturm der zunächst noch stark zurückgedrängten feudalen Clique. Erst nach und nach, als der König zu seiner Krönung in Königsberg unter den Anzeichen einer starken Vorliebe für etwas veraltete Formen schritt, schöpften manche Kreise neuen Muth und nicht unbegründete Hoffnungen auf einen Umschwung der Dinge in Preußen und Deutschland.

Bevor ich mich jedoch zu der Darstellung dieser Verhältnisse wende, habe ich noch zweier Ereignisse zu gedenken, welche während dieser Zeit in England eingetreten waren und dort wie in Deutschland großen Eindruck gemacht hatten.

Es war am 16. März 1861, daß unsere Tante Victoria, die Mutter der Königin von England, in Frogmore gestorben war. Sie war nahezu 75 Jahre geworden. Bei der innigen Anhänglichkeit, mit welcher die königliche Familie von England unausgesetzt den regsten Verkehr mit der trefflichen Frau aufrecht erhalten hatte, war eine große Lücke entstanden, welche Niemand tiefer empfinden konnte, als mein Bruder. Die Herzogin von Kent war eine

Dame voll tiefsten Gemüthes und warmer Menschenliebe und da sie in ihrer schwierigen Stellung nach der Vermählung der Königin den Hofintriguen nie ihre Hand bot, ist sie meinem Bruder bis zuletzt als mütterliche Freundin zur Seite geblieben. So betrachtete er auch das Hinscheiden der Tante als eine Vereinsamung in England, und in melancholischen Stimmungen sprach er den Wunsch aus, ihr bald zu folgen.

Und als hätte er eine Ahnung davon gehabt, wie kurz ihm der Lebensfaden wirklich zugemessen sei, war er fortwährend von dem Wunsch erfüllt, seinem ältesten Sohne eine Häuslichkeit zu bestellen, zu der er selbst noch gern den Grund gelegt haben wollte. Man bemühte sich für den Prinzen von Wales eine Wahl zu treffen, und eines Tages erhielt ich die Nachricht, daß die letztere auf die Prinzessin Alexandra von Dänemark, des späteren Königs Christian IX. Tochter, gefallen sei.

Die Prinzessin von Dänemark gehörte zu den größten Schönheiten der jungen Welt von Europa und ihre persönlichen Eigenschaften waren so hervorragend, daß man hätte wünschen mögen, die leidige Politik hätte mit den Heirathen in fürstlichen Familien nichts zu schaffen.

Wie nun aber die Dinge zwischen Deutschland und Dänemark standen, so konnte ein Ereigniß, wie die Verlobung des Prinzen von Wales mit einer Dänin, in Deutschland nicht anders wie ein Donnerschlag wirken. In allen Kreisen patriotischer Politiker erblickte man darin von Seite meines Bruders ein Aufgeben jener Sache, die er so lange und ernst verfochten hatte.

In der Correspondenz zwischen mir und meinem Bruder konnte denn auch diese Thatsache nicht umgangen werden, und obwohl er meinen Ansichten, daß die Verlobung nicht ganz mit der von ihm vertretenen Richtung der deutschen Politik übereinstimmte, beipflichtete, so mußte ich meinerseits doch eingestehen, daß, was die Person der Braut betraf, wohl keine glücklichere Wahl für den Prinzen von Wales getroffen werden konnte.

Fünftes Capitel.

Die Militairconvention mit Preußen.

Wenn man die seit dem österreichisch-französischen Kriege bei der Bundesversammlung in Frankfurt auf die Tagesordnung gesetzten Anträge zur Reorganisation der deutschen Kriegsmacht der Reihe nach erörtern wollte, so könnte man ein stattliches Bändchen publiciren; denn wer die Berathungen der Einzelregierungen, der Kriegsministerien, der Militaircommission in Frankfurt und endlich der Bundesversammlung selbst über diese Gegenstände in den drei Jahren von 1859—61 verfolgt, ermüdet schon beim Anblicke der Aktenstöße, welche an die Staatsregistraturen unserer 36 Bundesländer abgeliefert worden sind. Bei der völligen Aussichtslosigkeit eines entsprechenden Resultats und dem gänzlichen Mangel an gutem Willen der meisten Bundesregierungen, schien es mir nothwendig, für mich selbst einen praktischen Schritt zu thun, um innerhalb meiner wenn auch geringen Machtsphäre eine Lösung der Frage herbeizuführen.

Ich faßte den Entschluß, mein Militaircontingent der preußischen Armee so weit wie irgend möglich einzuverleiben. Heute erscheint es fast märchenhaft, wenn man erzählt, daß dieser Schritt vor 28 Jahren als eine außerordentlich verwegene That erschien, die den Aerger und Verdruß, ja den Widerspruch der Bundesfürsten erregte und was vielleicht als das Merkwürdigste gelten wird, auch in Preußen nur einer sehr getheilten Aufnahme und geringer Beistimmung begegnete.

Wie ich in politischer Beziehung auf die Grundlagen der Unions-Verfassung von 1849 immer wieder zurückgekommen war, so schienen mir auch die damals abgeschlossenen Militairconventionen mit Preußen eine unmöglich abzuweisende Basis für jetzt zu führende Unterhandlungen zu bilden. Ich hatte für meinen Theil einige Beziehungen zwischen dem coburg-gothaischen Truppencontingent und der preußischen Armee aus dem Schiffbruch des Jahres 1850 glücklicherweise gerettet. Nachdem, vermöge der Wiederherstellung des alten Bundes, die Separatconventionen mit Preußen aufgehoben worden waren,

schloß ich ein besonderes Abkommen mit König Friedrich Wilhelm IV., nach welchem der Chef meiner Truppen der preußischen Armee angehörte. Auf diese Weise hatte ich wenigstens dafür vorgesorgt, daß die Einrichtungen in meinem Militairwesen sich mehr und mehr jenen der letzteren von selbst einfügten.

Schon am 21. März 1850 hatte ich in diesem Sinne an König Friedrich Wilhelm IV. geschrieben:

„Euer Majestät werden durch Höchstdero Staatsministerium Kenntniß erhalten von einer diesseits an dasselbe gerichteten Bitte um zeitweise Ueberlassung eines tüchtigen Stabsofficiers zum Zwecke der Reorganisirung des hiesigen Truppencontingents. Im Vertrauen auf die freundschaftlichen Gesinnungen, welche Ew. Majestät mir bereits vielfach zu beweisen die Güte gehabt, erlaube ich mir, jene Bitte mit meiner persönlichen Empfehlung bei Höchstdenenselben zu unterstützen. Eine Reorganisation des hiesigen Truppencontingents ist in der That, namentlich bei Ausführung der längst beschlossenen Erhöhung desselben auf zwei vollständige Bataillone, an sich eben so nothwendig, als sie im Hinblick auf die eventuellen Verpflichtungen der einzelnen Bundesgenossen, im Interesse des unter Eurer Majestät Schirmherrschaft stehenden engeren Bundes liegen dürfte. Ein günstiger Erfolg derselben aber darf kaum anders als von der Intelligenz und praktischen Erfahrung eines Stabsofficiers aus den Reihen einer Armee, wie der Ew. Majestät erwartet werden."

„Indem ich mich daher der Hoffnung hingebe, daß Ew. Majestät mir durch Abordnung eines solchen Stabsofficiers gern behilflich sein werden, ergreife ich zugleich mit Eifer diesen Anlaß, um den Ausdruck der hohen Verehrung und unwandelbaren Ergebenheit zu erneuern, in welcher ich verharre Ew. Majestät

ꝛc. ꝛc.

Ernst."

Gotha, den 21. März.

Hierauf antwortete der König:

„Durchlauchtigster Fürst!
Freundlich lieber Vetter!

„In Erwiderung auf Ew. Hoheit sehr werthes Schreiben vom 21. v. M. benachrichtige ich Sie, daß ich mit vieler Bereitwilligkeit dem darin von Ew. Hoheit ausgesprochenen Wunsche nachgekommen bin und demzufolge das Kriegsministerium autorisirt habe, den Major von Rosenberg, gegenwärtig commandirt zur Dienstleistung beim Generalcommando des vierten Armeecorps, zur Reorganisation des dortigen Truppencontingents abzuordnen."

„Ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, Ew. Hoheit aufs Neue Meine aufrichtige Achtung und Werthschätzung auszudrücken, mit welcher ich bin Ew. ꝛc.

Friedrich Wilhelm.“

Charlottenburg, den 4. April 1850.

In einem zwischen dem Minister Schleinitz und meinem Minister von Pawel am 17. April gezeichneten Protokoll wurden alle näheren Bestimmungen über die Stellung und die Bezüge des Majors von Rosenberg getroffen, und diese Convention blieb die Grundlage für das Verhältniß meines Truppencontingents zu der preußischen Armee.

Nachdem im Jahre 1853 der Major von Rosenberg auf königlichen Befehl die Direction des Potsdamer Cadettenhauses übernommen hatte, wurde der Hauptmann von Witzleben an seine Stelle erhoben und blieb Commandeur des Contingents bis zum Abschluß der Convention von 1861.

Als nun im December 1860 Minister von Seebach sich in mancherlei Geschäften nach Berlin begab, ertheilte ich ihm unter Anderm den Auftrag, in vertraulicher Weise zu erforschen, ob das dortige Gouvernement zum Abschluß einer möglichst weitgehenden Militair-Convention geneigt sein werde. Herr v. Seebach unterzog sich dieser Aufgabe mit um so größerem Eifer, als jeder patriotisch denkende Mann in meiner Idee einen glücklichen Keim für die allgemeine Reorganisation der Kriegsverfassung, von welcher jede wirkliche Einheitsentwickelung Deutschlands abhing, erblicken mußte.

Minister v. Seebach beeilte sich, die Sache sowohl bei dem Kriegsminister von Roon wie auch bei Herrn von Schleinitz in Berlin zur Sprache zu bringen; und seine Unterredungen schienen es anfänglich außer Zweifel zu stellen, daß eine Geneigtheit, auf meine Anträge einzugehen, vorhanden wäre. Indessen hatte Herr von Schleinitz doch die Bemerkung gemacht, daß er sich über die bei Gelegenheit der Wiederherstellung der Bundesverhältnisse nach dem Jahre 1850 etwa abgegebenen Erklärungen Preußens erst noch orientiren müßte. Er hielt es nicht für unmöglich, daß von Seite des früheren Ministeriums in Bezug auf die im Jahre 1849/50 abgeschlossenen und dann wieder aufgehobenen Militair-Conventionen, gegenüber von Oesterreich, bindende Versprechungen abgegeben worden sein könnten, durch welche sich die preußische Regierung an der Erneuerung solcher Verträge behindert finden könnte. Indem er hierüber genauere Nachforschungen anzustellen versprach, durfte Herr von Seebach, nach Gotha zurückgekehrt, vertrauliche Mittheilungen erwarten; dieselben blieben aber lange über die in Aussicht gestellte Frist aus.

Am 26. December brachte man daher unsererseits die Sache wieder in Erinnerung, und am 1. Januar 1861 antwortete endlich Herr von Schleinitz, daß

nach keiner Seite hin dem Abschlusse einer Militairconvention etwas im Wege stände:

„Eure Excellenz haben in dem geehrten Schreiben vom 26. v. M. gewünscht, die Frage beantwortet zu sehen, ob Preußen bezüglich der im Jahre 1849 abgeschlossenen und später zum Theil nicht ausgeführten, zum Theil ausdrücklich aufgehobenen Militairconventionen irgend welche bindende Erklärung abgegeben habe, durch die der Abschluß ähnlicher Conventionen behindert werden könnte."

„Indem ich mich beehre, Eurer Excellenz ergebenst zu erwidern, daß diese Frage durchaus zu verneinen ist, erlaube ich mir zur nähern Erläuterung des Sachverhältnisses folgende Bemerkungen hinzuzufügen."

„Jene Conventionen sind in der Voraussetzung abgeschlossen worden, daß dem Kriegswesen des Bundes eine völlige Umgestaltung bevorstehe. Preußens Hauptzweck war dabei, den Truppen der kleineren Staaten im Interesse der allgemeinen Wehrhaftigkeit durch den Anschluß an einen größeren Heereskörper eine höhere Kriegstüchtigkeit zu geben, und gleichzeitig diesen Staaten ihre Leistung zu erleichtern."

„Die erwartete Aenderung in der Organisation des Bundesheeres trat indessen nicht ein. Mit Wiederherstellung der alten Bundesverhältnisse gelangte vielmehr auch die Bundeskriegsverfassung wiederum zur vollen Wirksamkeit. Die Ausführung einzelner Bestimmungen der Conventionen wurde für die Contrahenten unter diesen Umständen wegen der wieder in erste Linie getretenen Verpflichtungen gegen den Bund zum Theil unthunlich und unterblieb nach der darüber eingetretenen Verständigung unter den Betheiligten. Da letztere lediglich Sache der Contrahenten war und Differenzen unter ihnen nicht obwalteten, so wurde der Bund von dieser Entwickelung in keiner Weise berührt. Auch hätte Preußen die Befugniß des Bundes ablehnen müssen, sich in diese Vertragsverhältnisse zu mischen, da ihm ein Rechtstitel dazu fehlte."

„Die Vorschriften der Bundeskriegsverfassung beziehen sich nur auf die Bundes-Contingente als solche und auf die Organisation des aus denselben zu bildenden Bundesheeres. Diese waren überhaupt nicht Gegenstand der Conventionen. Wie sie selbst daher nicht in die Competenz des Bundes eingriffen, so unterlagen sie den letzteren andererseits auch nicht."

„Bei diesem Sachverhältniß war zu einer Erklärung, wie die in Eurer Excellenz geehrtem Schreiben gedachte, für Preußen nach keiner Seite hin eine Veranlassung vorhanden. Eine solche Erklärung hätte auch die durch die Grundgesetze des Bundes garantirte Freiheit der Verträge für Preußen beschränken müssen."

„Wir befinden uns hiernach nach wie vor in der Lage, ähnliche Militair-

conventionen abschließen zu können, jedoch mit der gegen 1849 veränderten Voraussetzung, daß dieselben mit den Bestimmungen der bestehenden Bundeskriegsverfassung nicht in Widerspruch treten, daß uns der Zweck, welchen wir mit jenen Conventionen verbanden, noch ebenso ernstlich beschäftigt, wie damals; und daß uns deshalb die Anregung der Frage durch Eure Excellenz mit lebhafter Genugthuung erfüllt, dessen wollen Ew. Excellenz Sich versichert halten."

„Bei näherer Erwägung können wir uns jedoch die Bedenken nicht verhehlen, die einer vorzeitigen Eröffnung von Verhandlungen darüber entgegenstehen."

„Eine umfassende Revision der Bundeskriegsverfassung ist im Gange, über deren Ergebnisse noch volle Ungewißheit herrscht. Von diesen Ergebnissen wird aber jedenfalls Inhalt und Umfang der fraglichen Militairconvention wesentlich abhängig sein."

„Ehe der Angelegenheit überhaupt näher getreten werden kann, wird unserer Ansicht nach vor Allem die Frage beantwortet sein müssen, ob die gegenwärtige Corps-Eintheilung und die Reserve-Infanterie-Division in ihrer jetzigen Zusammensetzung und Verfassung bestehen bleibt."

„Gegenwärtig ist der Militairausschuß mit der Berichterstattung über das hierüber vorliegende Gutachten der Militair-Commission beschäftigt, und wir hoffen, daß jene Fragen in der Bundesversammlung in unserm Eurer Excellenz bekannten Sinne werden beantwortet werden."

„Eine Beschleunigung der Angelegenheit ist von Preußen angeregt. Auch in Wien ist man mit einer solchen Beschleunigung einverstanden. Bevor die Abstimmung über die Eintheilung des Bundescorps und über die Reserve-Infanterie-Division in der Bundesversammlung zu Gunsten des jetzt bestehenden Verhältnisses entschieden hat, würden wir jedoch nicht im Stande sein, über die Conventions-Angelegenheit in irgend eine nähere Erörterung zu treten und würden uns überhaupt eine bestimmte Erklärung darüber vorbehalten müssen."

„Ich glaube hoffen zu dürfen, daß ich durch vorstehende Mittheilung, die ich als eine streng vertrauliche betrachten zu wollen ganz ergebenst bitte, den von Ew. Excellenz geäußerten Wünschen soweit als möglich entsprochen habe und bin mit dem Ausdrucke der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Excellenz
ganz ergebenster Diener
Schleinitz."

Berlin, den 1. Januar 1861.

Wie man aus diesem Schreiben des preußischen Ministers, voll hinzögernder Bedenklichkeiten, gewiß nicht ohne Ueberraschung ersieht, fand sich in dem deutschen Großstaat des Jahres 1861 in einer Sache, welche er selbst als wün-

schenswerth bezeichnete und gegen die keinerlei rechtliches Hinderniß vorlag, nicht der nöthige Entschluß, Einleitung und Wandel zu schaffen. Es ist eine Thatsache, daß die von mir angeregte Frage von dem preußischen Ministerium auch ernstlich nicht begünstigt wurde, sondern überhaupt nur durch mein entschiedenes Auftreten gelang. Die erste in Deutschland abgeschlossene Militairconvention, von der ich die Hoffnung hegte, sie werde von allen patriotischen Fürsten nachgeahmt werden, mußte dem preußischen Staate im eigentlichsten Sinne des Wortes abgerungen und aufgezwungen werden. Der Minister von Seebach, welcher mir noch jüngst aus seinen eigenen Erinnerungen über jene Verhandlungen schriftliche Mittheilungen machte, faßte dieselben in die Worte zusammen, „daß Herr von Schleinitz persönlich dem ganzen Projekte abgeneigt war und nur Ehren halber sich amtlich nicht dagegen aussprechen mochte".

Als ich aus Anlaß des Leichenbegängnisses Friedrich Wilhelms IV. Anfang Januars in Berlin weilte, besprach ich die Sache mit dem Prinz-Regenten, und fand denselben zwar bereits in demselben Sinne beeinflußt, doch war an dessen persönlichem Interesse und Eifer für die Sache kein Zweifel. Seiner lebhaften Theilnahme wird es daher wohl zu danken gewesen sein, wenn meine Vorschläge bald darauf von Seite des Kriegsministers einer ernstlicheren Behandlung zugeführt wurden.

Die amtliche Correspondenz zwischen den Ministern von Schleinitz und von Seebach ließ indessen noch eine gute Weile an dem Erfolge meiner Bemühungen zweifeln, und es gewann immer mehr den Anschein, als ob man in Preußen es gar nicht gern sähe, daß einer der deutschen Bundesfürsten einen ernstlichen Anfang machen wollte, auf einen Theil seiner Hoheitsrechte zu Gunsten der preußischen Krone zu verzichten, von welcher doch die Theoretiker und Doctrinäre fortwährend versicherten, daß sie mit Sehnsucht des Augenblicks harre, sich an die Spitze der deutschen Wehrkraft zu stellen.

Herr von Seebach suchte die Gründe des preußischen Cabinets, welche für die Verzögerung der Verhandlungen angeführt worden waren, auf jede Weise zu widerlegen. Er machte geltend, daß die Anträge Preußens in Bezug auf die Reserve-Infanterie-Division alle Aussicht hätten, vom Bunde angenommen zu werden, daß daher die Verhandlungen über die Militairconvention immerhin ihren Anfang nehmen könnten, und daß selbst äußersten Falls der Nachtheil doch nur darin bestehen würde, daß die gepflogenen Verhandlungen schließlich als gescheitert zu betrachten wären.

„Eure Excellenz," bemerkte Herr von Seebach in einem Schreiben vom 1. Februar an Herrn von Schleinitz, „werden es daher gewiß gerechtfertigt finden, wenn die hiesige Regierung den dringenden Wunsch hegt, in möglichster

Zeitkürze darüber Gewißheit zu erlangen, ob das königlich preußische Gouvernement überhaupt geneigt sei, auf einen so engen Anschluß des herzoglichen Contingents an die königlich preußische Armee, wie er hier ins Auge gefaßt wird, einzugehen."

In der Antwort vom 11. Februar lehnte jedoch Herr von Schleinitz abermals die Aufnahme der Verhandlungen ab, weil er das Mißtrauen fürchtete, welches durch den Abschluß von Militairconventionen, auch wenn sich dieselben strenge innerhalb der Schranken der Bundeskriegsverfassung bewegen sollten, dennoch unzweifelhaft bei einigen Regierungen hervorgebracht würde. Nach den Erwägungen des preußischen Cabinets befand sich dasselbe einfach nicht in der Lage, „schon jetzt oder in einer näher bestimmten Frist über eine Convention in Unterhandlung zu treten."

Herr von Seebach entschloß sich unter diesen Umständen den von unserer Seite ausgearbeiteten Entwurf einer Militairconvention bloß zur vertraulichen Kenntnißnahme dem Minister von Schleinitz mit der Bitte zuzusenden, davon dem Kriegsminister von Roon Mittheilung zu machen. Der letztere bemerkte denn auch, daß „der Inhalt im Allgemeinen geeignet erscheine, bei weiteren Verhandlungen als Grundlage zu dienen". In Folge dessen erklärte sich Herr von Schleinitz bereit, Vorbereitungen treffen zu wollen, durch welche das spätere Zustandekommen der Convention rascher ermöglicht würde.

Im März begab sich Oberstlieutenant von Witzleben nach Berlin, und gleichzeitig sendete ich meinen Flügeladjutanten Major von Reuter dahin ab, um wenigstens vorläufige Verhandlungen einzuleiten. Als Herr v. Witzleben sich dem General v. Roon vorstellte, fand er noch immer eine große Aengstlichkeit, daß die vorbereitete Sache in die Oeffentlichkeit dringen und Preußen „schaden könnte". Er empfahl das tiefste Geheimniß. Herr v. Schleinitz ließ sich erst gar nicht von meinen Officieren auffinden. Endlich scheint der König selbst es gewesen zu sein, der die Verzagtheit der officiellen Persönlichkeiten überwand. Denn als der Prinz-Regent den Oberstlieutenant v. Witzleben, welcher sich während seines Coburger Aufenthaltes ein ansehnliches Embonpoint erworben hatte, auf der Parade bemerkte, sagte er in heiterster Stimmung zu ihm: „aber Sie sind ja so dick geworden, daß Sie in die Armee gar nicht herein können, ohne sie auseinander zu sprengen." Der alte Wrangel, welcher dabei stand und die Anspielung auf die Mission Witzlebens verstand, bemerkte, es werde sich bei gutem Willen doch noch finden.

Ueberhaupt war die Frage der Militairconvention, wie sie einmal den Händen des Herrn v. Schleinitz entwunden und in das Kriegsdepartement übergegangen war, auf den einzig möglichen Weg thatkräftiger Lösung gebracht worden.

Da die Abstimmung am Bunde über die Anträge Preußens in Bezug auf die allgemeine Reorganisation der Kriegsverfassung neuestens bis auf den 12. April vertagt worden war, so fing man in Berlin doch an zu glauben, der Standpunkt des Herrn v. Schleinitz werde sich schlechterdings nicht festhalten lassen. Am 30. März berichtete v. Witzleben über seine Audienz bei dem Kriegsminister v. Roon, derselbe würde am 1. April mit Schleinitz conferiren, am 2. dem Könige die Conventionsfrage zur Entscheidung vorlegen und am selben Tage noch bestimmten Bescheid geben. „Er erkannte", schrieb v. Witzleben weiter, „die Größe der Opfer, welche Seine Hoheit der Herzog zur Vermehrung der deutschen Wehrhaftigkeit bringe und hofft, daß das leuchtende Beispiel auch die andern Fürsten nachziehen werde; um so mehr — fuhr er fort — würde er es beklagen müssen, wenn die Verzögerung der Angelegenheit den Verdacht erregen könne, als ob er (der Kriegsminister) nicht Alles zur Beförderung der in Rede stehenden Convention thun würde."

Indessen verzögerte sich die Entscheidung des Königs über die Angelegenheit noch um einige Wochen, da Herr v. Schleinitz demselben seinen Immediatbericht nebst dem vorläufigen Entwurf der Militairconvention officiell erst am 28. April vorgelegt und erst jetzt um die Ermächtigung zur definitiven Verhandlung gebeten hatte.

Am 1. Mai 1861 ging endlich meinem Minister die Mittheilung zu: „wie Se. Majestät der König die Allerhöchste Ermächtigung dazu ertheilt habe, daß auf Grund des aus den stattgehabten Vorberathungen hervorgegangenen und diesseits mit einigen wenigen Modificationen versehenen vorläufigen Entwurfs eine Militairconvention zwischen Preußen und der Herzoglich Sachsen Coburg-Gothaischen Regierung abgeschlossen werde."

Als Commissarien waren zu diesem Zwecke von Seite des königlichen Kriegsministeriums der Chef der Centralabtheilung desselben Oberst Köhlau und der Hauptmann v. Hartmann, von Seiten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten der wirkliche Legationsrath Dr. Hepke bestellt worden. Von unserer Seite wurde mein Adjutant Major v. Reuter als Commissarius ernannt und Herrn v. Seebach die Theilnahme an den Verhandlungen bei seiner bevorstehenden Anwesenheit in Berlin vorbehalten.

So begannen denn am 18. Mai die Verhandlungen über die Convention, deren wesentliche Bestimmungen in den meisten Punkten dem ersten von Gotha schon im Januar übersendeten Entwurfe gemäß angenommen wurden, und welche ihrerseits wieder die Grundlage der Kriegsverfassung geworden sind, wie sie noch heute in Deutschland besteht. Es wäre schwer, ein Moment hervorzuheben, welches die Bedeutung meiner Militairconvention mehr bezeichnen könnte, als

der Umstand, daß die Verhältnisse in Bezug auf die Militairhoheit Preußens bei der Gründung des norddeutschen Bundes 1866 überhaupt nicht wesentlich anders festgestellt werden konnten, als sie zwischen Coburg-Gotha und Preußen seit 1861 bestanden.

In der am 1. Juni 1861 unterzeichneten Vertragsurkunde heißt es im Eingange: „Se. Majestät der König von Preußen und Se. Hoheit der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, von dem Wunsche geleitet, die Wehrhaftigkeit Deutschlands durch praktische militairische Einrichtungen möglichst gesteigert zu sehen, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dieser Zweck besonders gefördert werde, wenn die kleineren Bundescontingente sich in ihrer Organisation dem militairischen System der ihnen zunächst stehenden Armee einer der beiden deutschen Großmächte soweit als möglich annähern, haben beschlossen, in diesem Sinne, jedoch unbeschadet der Bestimmungen der bestehenden Bundeskriegsverfassung, eine Militairconvention zu verabreden.“

Wie die angegebenen Zwecke der Convention, so waren auch die einzelnen Bestimmungen derselben mit peinlichster Rücksicht auf die deutschen Bundesverhältnisse festgestellt worden. In allen Punkten, sowohl für den Kriegsfall, wie für den Friedensstand, blieb das Bundesrecht maßgebend, nach keiner Seite hin war ein illoyales Umgehen des bestehenden deutschen Staatsrechts nachzuweisen.

Wenn nachher dennoch vom Standpunkt der deutschen Bundeskriegsverfassung gegen die Militairconvention angekämpft wurde, so blieb man stets den Beweis schuldig, daß eine Verletzung derselben vorliege. Die in der Bundesacte vorbehaltenen Souverainetätsrechte waren durch den Eid gewahrt, welchen der coburg-gothaische Soldat nach wie vor dem Landesherrn zu leisten hatte. Der Unterschied lag nur darin, daß ein Theil der Hoheitsrechte von meiner Seite nunmehr freiwillig an den König von Preußen abgetreten wurde. Ueberdies war die Convention nur für zehn Jahre abgeschlossen, es konnte daher auch hier dem Princip nach nicht von einer Verletzung der Bundesacte die Rede sein.

Man war auch thatsächlich bei den Verhandlungen nicht der Meinung, als ob der Fall einer Kündigung der Convention am 1. Juni 1871 nicht sehr leicht eintreten könnte. Von beiden Seiten wurden die Umstände ernstlich ins Auge gefaßt, unter welchen die Lösung der eingegangenen Verpflichtungen zu erfolgen hätte. So wenig war man über die Zukunft Deutschlands damals beruhigt, daß man so geringe Hoffnungen auf die Dauerbarkeit dieser Vereinigung setzte; und gerade Preußen war es, welches sich auf alle Weise den Rücktritt von der Convention zu sichern strebte. Nur mühsam ließ man sich in Berlin eine zehnjährige Giltigkeit abgewinnen, man wollte die Kündigung zu jeder Zeit offen haben.

Die Uebernahme des herzoglich coburg-gothaischen Bundescontingents geschah auf Grund einer von den Herzogthümern zu leistenden Aversionalsumme, welche man für den Frieden auf 80,000 Thlr. im Jahre bezifferte. Die Convention mußte schon in Rücksicht auf diese materielle Frage sowohl in Preußen wie in Coburg-Gotha der ständischen Genehmigung unterzogen werden, und es gab Leute, welche sich der Erwartung hingaben, es möchte gelingen, durch die Landesvertretungen die Sache noch zum Scheitern zu bringen.

Ich erinnere mich, daß man insbesondere in Coburg, wo man einen stärkeren Gegensatz gegen Preußen wecken zu können meinte als in Gotha, mit der Phrase zu wirken suchte: Die Landeskinder seien an den König von Preußen verkauft worden. Man scheute sich nicht von Seite der demokratischen Ultras, an die Engländer und Hessen des vorigen Jahrhunderts zu erinnern. Doch fielen diese Versuche, die Sache auf dem finanziellen und ständischen Wege zu zerstören, nachher kläglich zu Boden, und am 30. Juli wurde die Convention im vereinigten Landtag der Herzogthümer mit einigen nicht wesentlichen Vorbehalten angenommen.

Die einzige ernstlichere Schwierigkeit, die sich bei den Verhandlungen der Convention in Berlin selbst zwischen den beiderseitigen Regierungen ergeben hatte, betraf das Begnadigungsrecht. Man hatte preußischerseits dem Könige in dieser Beziehung die volle Gewalt als oberstem Kriegsherrn vorbehalten wollen. Der Minister von Seebach glaubte jedoch, dem Landesherrn eine solche Entäußerung seiner Souverainetäts-Rechte nicht zumuthen zu dürfen. Obwohl ich meinerseits und persönlich nicht den mindesten Anstand genommen hätte, auch dieses Opfer einer guten patriotischen Sache zu bringen, so schien doch sowohl vom juristischen Standpunkt der Bundesacte, wie auch den Unterthanen gegenüber, die Wahrung des Princips der besonderen Souveränetät erwünscht.

Der Minister hatte die Angelegenheit dem Könige persönlich darzulegen Gelegenheit gefunden und es ist ein hübscher, der Erinnerung wohl werther Zug der königlichen Gesinnungen, wie die ganze Frage endlich auf die Bahn gebracht wurde, in welcher sie nachher ihre vertragsmäßige Lösung fand. Der König fragte den Minister v. Seebach, welchen Grund er eigentlich habe, gegen das für die Einheit der Armee wichtige Princip zu streiten. Als Herr v. Seebach nun bemerkte, daß er nicht glaube eines der schönsten Rechte der landesherrlichen Gewalt fallen lassen zu dürfen, so antwortete ihm der König: „Ist es das, so gebe ich nach."

In den schließlich angenommenen Artikeln über das gerichtliche Verfahren wurde „die Begnadigung der wegen nicht militairischer Vergehen oder Verbrechen verurtheilten herzoglichen Unterthanen Seiner Hoheit dem Herzoge ausschließlich vorbehalten". „Handelt es sich aber um militairische Vergehen oder Verbrechen,"

heißt es dann weiter, „so ist zur Begnadigung das Einverständniß Sr. Majestät des Königs erforderlich. Eine etwaige Begnadigung von wegen nicht militairischer Vergehen oder Verbrechen verurtheilten Officieren ꝛc. erfolgt durch Se. Majestät den König und Se. Hoheit den Herzog gemeinschaftlich. Bei militairischen Vergehen der Officiere steht die Ausübung des Begnadigungsrechtes Sr. Majestät dem Könige ausschließlich zu."

In den Landtagsverhandlungen über die Convention erregte die letztere Bestimmung ebenso große Opposition, wie der förmliche Uebertritt der Officiere in die preußische Armee, wobei allerdings im Einzelnen manche Härten der Ausführung unvermeidlich waren. Im Ganzen vollzog sich der Uebergang ohne alle Gefahren und Schwierigkeiten, und schon am 13. Juli war ich in der Lage dem Regiments-Commando eröffnen zu lassen, daß die in die preußische Armee tretenden Officiere von ihrem mir geleisteten Diensteid mit dem Augenblicke entbunden sein werden, wo sie den Fahneneid Sr. Majestät dem Könige geleistet haben. Am 21. und 25. Juli fand zu Erfurt im Beisein des Generallieutenants von Rudolphi die Eidesleistung der Officiere des coburg-gothaischen Contingents statt.

Es war ein vollständiger Erfolg meines seit Jahren geführten Kampfes für die deutsche Einheitsidee; auch wenn man auf das Verhalten der Gegner blickte, durfte man sich sagen, daß ein großer praktischer Schritt geschehen sei. Denn je unanfechtbarer vom rechtlichen Standpunkt die Convention sich zeigte, desto unverhüllter trat der Grimm jener Parteien hervor, welche diesseits und jenseits der preußischen Grenzen den im Jahre 1849 festgestellten Grundlagen deutscher Entwickelung entgegenwirkten.

Von vielen Seiten suchte man mir den errungenen Sieg durch die Behauptung zu verderben, daß die Reform der Bundeskriegsverfassung durch das gesonderte Vorgehen meiner Regierung geschädigt werde.

Nicht bloß im Lager der Mittelstaaten empfand man den Abschluß der Convention als einen der Würzburger Politik versetzten Streich, auch Oesterreich ließ seinen Mißmuth durch das Sprachrohr der Augsburger Allgemeinen Zeitung und durch persönliche Briefe von Orges an mein Cabinet laut werden.

In Meiningen wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht ein Protest der sächsischen Herzogthümer am Platze wäre, allein der Versuch zu einer vereinigten Rechtsverwahrung scheiterte, und der alte Herzog mußte es sich mit einem persönlichen Acte genügen lassen. Es wäre schade, wenn der Protest seiner Regierung ganz in Vergessenheit käme, denn die Gründe, die er für seine Verwahrung anführte, waren dieselben, welche man damals überall gegen die Convention geltend machte, und man wird sie daher am besten aus diesem der

heutigen Welt fast unverständlich erscheinenden Briefe des Herzogs Bernhard kennen lernen.

„Eure Hoheit und Liebden haben, geleitet von dem Wunsche, die Wehrhaftigkeit Deutschlands durch praktische militairische Einrichtungen möglichst gesteigert zu sehen, selbständig und ohne vorherige Communication mit den Chefs der anderen Linien unseres Hauses die Convention vom 1. Juni d. J. mit der Krone Preußen abgeschlossen."

„So sehr ich das erwähnte Motiv achte und anerkenne und so wenig ich gesonnen bin zurückzustehen, wenn es sich darum handelt, daß von allen deutschen Fürsten der gemeinsamen Sache gleichmäßig ein gemeinsames Opfer gebracht werden muß, so vermag ich doch nicht das isolirte Vorgehen von Ew. Hoheit und Liebden und das singuläre Aufgeben eines der wichtigsten Hoheitsrechte, welches mit dem möglicherweise zu erzielenden Erfolge auch nicht entfernt im Verhältnisse steht, für das geeignete Mittel zur Erreichung des großen mir nicht weniger am Herzen liegenden Zweckes anzuerkennen."

„Insofern aber und insoweit die befragte Convention jetzt oder in der Folge eingreifen könnte in die agnatischen Rechte meines herzoglichen Hauses, die dasselbe anspricht in dem gothaischen Gesammthause, insofern und insoweit muß ich dieser Convention meine Anerkennung versagen und dagegen meinem herzoglichen Hause alle Rechtszuständigkeiten vorbehalten und bei Ew. Hoheit und Liebden selbst die gegenwärtige Rechtsverwahrung einlegen."

„Eine Abschrift dieser Verwahrung werde ich durch meine Regierung bei den Ministerien der übrigen sächsischen Häuser übergeben lassen."

„Höchst ungern nur behellige Ew. Hoheit und Liebden ich mit dem gegenwärtigen Schreiben, die Pflicht dazu schien indeß mir eine unerläßliche, zumal Ew. Hoheit und Liebden es nicht für geeignet gefunden haben, die Dauer der fraglichen Stipulation auf die Zeit Hochihrer Regierung zu beschränken."

„Im Uebrigen benutze ich auch diesen Anlaß, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern."

„Ew. Hoheit und Liebden dienstwilliger treuer Vetter und Diener

Bernhard Erich Freund."

Meiningen zur Elisabethenburg, den 22. November 1861.

Wie in Meiningen, so hatte man auch in Frankfurt unter den Bundestagsgesandten die Convention herüber und hinüber darauf angesehen, ob sich etwa von Bundeswegen etwas dagegen einwenden ließe; als sich aber die Staatsjurisprudenz bei den die Kriegsverfassungs-Bestimmungen sorgfältig wahrenden Paragraphen der Convention beruhigen mußte, schwieg man um so mehr, als in der Zwischenzeit die Anläufe zur Reorganisation der Bundesarmee gänzlich

zu Boden gefallen waren. Mit wahrer Freude hatte dagegen mein Bruder die Nachricht von dem Abschluß der Convention empfangen, und sein in vieler Beziehung belehrendes Schreiben über die Angelegenheit wird mir immer ein tröstender Beweis bleiben, wie wir bis in die letzten Monate seines bewegten Lebens in großen Fragen stets in treuester Gesinnungsverwandtschaft empfunden und gehandelt haben.

„Ich habe Deinen Brief mit der Copie der beiden mit Preußen abgeschlossenen Verträge richtig erhalten", schrieb der Prinz am 24. Juni, „Das ist ein großer Schritt, den Du gethan hast, der Manchen erschrecken und zuerst Niemanden zur Nachahmung anregen wird; es ist aber anzunehmen, daß mit der Zeit die praktische Nützlichkeit desselben sich Anerkennung schaffen und so Herr werden wird über die Selbstgefühlssentimentalität. Zu letzterer Herrschaft wird Preußen besonders beitragen können, wenn es mit Zartgefühl und rücksichtsvoller Behandlung sich der neuen Einrichtung gegenüber benehmen will. Dies ist leider schwer von dem Stockpreußenthum zu erwarten, in welchem die Geschraubtheit der Büreaukraten und Officiere stets verletzend, selten versöhnend bei Anderen wirkt. Geschieht es aber, so kann es sicher nicht fehlen, daß die Officierscorps der übrigen kleinen Contingente neidisch auf das Coburgische hinsehen und sich anstrengen werden, einer Nachahmung in ihren Landen Bahn zu brechen. Kurz, das Experiment wird erst vollkommen sein und politischen Einfluß ausüben, wenn es anständig durchgeführt und praktisch wirkend sein wird. Auf die kleinen Souveraine wird höchstens der Umstand Eindruck machen, daß sie mit ihren Ständen über den beständigen Hader über das Militairbudget hinwegkommen."

„Bei den Mittelstaaten wird eine Nachahmung schwieriger werden, weil das Hauptargument — für die Kleinen — wegfällt, daß die Officiere gar kein Avancement zu den höheren Graden haben. Dieses Avancement steht ihnen dort offen, in Oldenburg weniger, in Bayern vollständig. Ich bin begierig, die allgemeine Kritik darüber zu hören — über die bundesmäßige Legalität des Schrittes, in der gewählten Form, habe ich keinen Zweifel, obgleich sie angefochten werden wird. Für die Mittelstaaten sollte nun eine nach den Umständen modificirte Formel gefunden werden und vielleicht könnte die Baden aufstellen — auf der allgemein giltigen Basis, daß der Einzelne an das Ganze, und so lange das nicht politisch existirt, an Preußen das abtritt, was es als Einzelner wohl prätendiren, aber nicht leisten kann, gerade so viel, aber auch nicht mehr."

Die Hoffnungen, daß das von mir gegebene Beispiel Nachahmung bei anderen deutschen Regierungen finden würde, beruhten leider auf einer vollkommenen Täuschung. Seit dem Frühjahr hatten vielmehr die reactionären



und particularistischen Tendenzen vollständig die Oberhand gewonnen. Nicht nur am Bunde waren die preußischen Anträge in Bezug auf die Reorganisationsfrage gänzlich gescheitert, sondern auch zwischen Oesterreich und Preußen waren die Verhandlungen über den Gegenstand abgebrochen worden.

Am 29. April wurde von Seite Oesterreichs die Möglichkeit einer Verständigung mit Preußen schlankweg geläugnet, und als hierauf am 2. Mai die Oberfeldherrnfrage des Bundesheeres neuerdings von Preußen beim Bundestage in Anregung gebracht wurde, verabredeten die Mittelstaaten ein gemeinsames Vorgehen zum Zwecke der Durchführung der Würzburger Convention. Da Preußen diese letztere am 25. April energisch zurückgewiesen hatte und eine Verständigung zwischen den beiden Großmächten nicht mehr zu fürchten war, glaubten nun die süddeutschen Separatisten die Zeit gekommen, wo sie ungescheut ihre Rheinbündlerischen Absichten ins Werk richten konnten.

Wie weit man eigentlich auf dieser verhängnißvollen Bahn bereits vorgeschritten war, blieb dem deutschen Volke verborgen; und nur wenige außen stehende Personen waren in die Sache eingeweiht. Man stellte mir den Bericht eines anscheinend genau Unterrichteten zur Verfügung, und ich glaube durch die Mittheilung desselben die besten Anhaltspunkte für die Beurtheilung meines Schrittes in der Militairfrage darzubieten. Waren es auch nur die kleinsten Länder, mit welchen ich rückhaltlos und unbedingt in den preußischen Armeeverband eintrat, so durfte diese That doch gerade in dem Augenblicke, wo die Bildung eines Rheinbundes manchen Schwarzsehern nur eine Frage der Zeit zu sein schien, als ein kräftiger Schuß gegen den Bundestag und die Würzburger Conföderirten betrachtet werden.

Ueber die letzteren machte die erwähnte vom 26. April 1861 datirte Denkschrift die folgenden interessanten Enthüllungen:

„Die mittelstaatliche s. g. Würzburger Politik bezweckt die Erhaltung und Stärkung der dynastischen Interessen gegenüber den Gefahren einer Beschränkung oder einer völligen Aufhebung durch nationale Institutionen mit preußischer Spitze."

„Von den Mitteln dieser Politik sollen hier nicht diejenigen, welche zur Abwehr dienen, sondern jene wichtigeren allein, die einen Zustand, welcher für die Dauer Beruhigung gewährt, herbeiführen sollen, erwähnt werden."

„Einen solchen Zustand erwarten die Eingeweihten von einer Umbildung des Complexes der Bundesstaaten in sieben Königreiche: 1. Oesterreichische Bundesländer, 2. ein reducirtes Preußen, 3. Bayern, 4. Sachsen, 5. Hannover, 6. Württemberg, 7. Hessen.

„In diesen Königreichen würden die kleineren Staaten durch Gruppirung oder Einverleibung aufgehen. Die Würzburger würden an Land und Leuten

wachsen, sie könnten dem Zerfalle des österreichischen Staates ruhig zusehen, hätten eine Unterordnung unter Preußen nicht mehr zu besorgen und wären in der Lage, durch gegenseitigen Beistand dem Constitutionalismus ein Ende zu machen."

„Diese Grundlage der Gedanken und Operationen der Würzburger darf auf die Gutheißung des Kaisers der Franzosen rechnen. Nur mit seiner Hilfe und bei Gelegenheit eines großen Krieges kann der Plan zur Ausführung reifen. Für jetzt handelt es sich um die vorbereitenden Schritte."

„Der resultatlose Verlauf der Verhandlungen in Berlin zwischen Preußen und Oesterreich über die Bundeskriegsverfassung gibt den Würzburgern Hoffnung, der Erfüllung ihrer Wünsche näher zu kommen. Sie beschuldigen Preußen, die Einigung unmöglich gemacht zu haben, geben sich den Anschein, den Bruch im deutschen Interesse tief zu beklagen und äußern: „Jeder müsse nun suchen, sich auf seine eigene Art zu helfen" (v. Hügel)."

„Als nächstliegendes Erforderniß wird eine engere Verbindung des 7., 8. und 9. Bundes-Armeecorps unter einem gemeinschaftlichen Führer angestrebt und man spricht von der Bereitwilligkeit, Bayern die Führung zu übertragen. Ursprünglich lag es in der Absicht auch das 10. Bundes-Armeecorps in den Verband zu ziehen, allein diese Absicht mußte aufgegeben werden, da Hannover von Preußen umarmt wird und auf den Beitritt von Braunschweig und Oldenburg nicht gerechnet werden konnte."

„Man hat ein Exposé verfaßt, um den Grafen v. Linden in Berlin zu instruiren, wie der Plan dem preußischen Cabinete plausibel zu machen sei, insbesondere, um die Nothwendigkeit der Verwendung des 9. Armeecorps zur Vertheidigung des Oberrheins nachzuweisen. Der Niederrhein — so wird etwa gefolgert — hat Schutz genug durch starke Festungen und durch die dort rasch concentrirte preußische Armee. Daher wird Napoleon nicht dort angreifen, wo der Gegner stark, sondern am Oberrhein, wo er schwach ist. Preußen kann den Oberrhein nicht mit decken, und da auch Oesterreich keine Hilfe leisten wird, so muß das 9. Armeecorps in Verbindung mit dem 7. und 8. Südwestdeutschland vertheidigen. Das Königreich Sachsen sendet sein Contingent leicht auf der Eisenbahn über Hof an den Main und Neckar, und Kurhessen braucht seine Division nur an diejenige von Hessen-Darmstadt anzuschließen, um sogleich in den großen Heereskörper, der die Franzosen am Oberrhein bekämpfen soll, einzutreten."

„Vorbesprechungen, welche am Mittwoch vor Ostern in Heidelberg zwischen den Herren von Dalwigk, von Hügel, v. d. Pfordten und Reichardt stattgefunden haben, scheinen befriedigend ausgefallen zu sein. Dazu kommt der Toast, welchen Herr v. Dalwigk ohne allen Beruf in Baden-Baden auf Napoleon III. aus-



brachte, seine Reise nach Paris, die Bemühungen in den officiösen Blättern, diese Reise als durchaus harmlos und längst beschlossen darzustellen. Den nämlichen Plänen dienen die eifrig verbreiteten nichtswürdigen Gerüchte, daß Preußen bereit sei, gegen Entschädigung in Deutschland das linksrheinische Gebiet abzutreten, sowie die im v. Dalwigk'schen Toaste angedeuteten, im Staatsanzeiger für Württemberg vom 24. April weiter ausgeführten Lehren, daß die dynastischen Interessen die Volksinteressen an ihrer Spitze hätten, wornach es heilige Pflicht sei, die kleinstaatlichen Interessen vor jeder drohenden Gefahr zu schützen. Der betreffende aus Berlin vom 20. April datirte Artikel ist in Stuttgart verfertigt und gibt nur wieder, was in dem Hügel'schen Ministerium gesprochen wird."

„Dies zur Erklärung des wahren Sinnes der Bemühungen, das 7., 8. und 9. Armeecorps zu einer vereinten Aufstellung in Süddeutschland zu bringen, von wo aus hernach, wenn das Volk eingeschüchtert ist, und der Kriegsfall mit Frankreich vorliegt, die Schwenkung an Napoleons Seite gegen Preußen nicht gerade zur vollen Unmöglichkeit werden könnte."

„Mancherlei Anzeichen, welche den Zeitpunkt des eintretenden Krieges als nicht mehr fern erscheinen lassen, sind an betreffender Stelle sicher nicht unbemerkt geblieben. Dahin gehört die Einberufung (in Frankreich) auf 1. Mai selbst derjenigen Beurlaubten, deren Dienstzeit mit dem Ende des Jahres abläuft, und das Vorschieben von Truppen in kleinen Abtheilungen zur Nachtzeit gegen die östliche Grenze; endlich die zuverlässige Nachricht aus Paris, daß die Wirkung des Briefes vom Duc d'Aumale in Frankreich die Napoleoniden zittern mache und daß der Kaiser einen gewaltigen Schlag nach Außen hin führen müsse, wenn nicht das künstliche Gebäude des 2. December im Innern zusammenbrechen soll."

„Ob und wie weit die diplomatischen Agenten Preußens an den mittelstaatlichen Höfen von den Bestrebungen und Zielen der Würzburger Politik unterrichtet sind und das Ministerium unterrichtet haben, kann hier nicht untersucht werden. Wenn manche unter ihnen die vorbereitenden Schritte dieser Politik unterstützen, weil ihnen die partikularistische, antinationale und anticonstitutionelle Tendenz derselben, vom Parteistandpunkte aus, wohlgefällt, so wird man zu ihrer Ehre annehmen dürfen, daß ihnen die letzten Zwecke verborgen geblieben sind. Bei gutem Willen und einigem Geschick dürfte es nicht schwer fallen, urkundliche Beweise für die Zielpunkte der Würzburger Politik zu erlangen."

Elftes Buch.

Fahrten und Abenteuer.

brachte, seine Reise nach Paris, die Bemühungen in den officiösen Blättern, diese Reise als durchaus harmlos und längst beschlossen darzustellen. Den nämlichen Plänen dienen die eifrig verbreiteten nichtswürdigen Gerüchte, daß Preußen bereit sei, gegen Entschädigung in Deutschland das linksrheinische Gebiet abzutreten, sowie die im v. Dalwigkschen Toaste angedeuteten, im Staatsanzeiger für Württemberg vom 24. April weiter ausgeführten Lehren, daß die dynastischen Interessen die Volksinteressen an ihrer Spitze hätten, wornach es heilige Pflicht sei, die kleinstaatlichen Interessen vor jeder drohenden Gefahr zu schützen. Der betreffende aus Berlin vom 20. April datirte Artikel ist in Stuttgart verfertigt und gibt nur wieder, was in dem Hügelschen Ministerium gesprochen wird."

„Dies zur Erklärung des wahren Sinnes der Bemühungen, das 7., 8. und 9. Armeecorps zu einer vereinten Aufstellung in Süddeutschland zu bringen, von wo aus hernach, wenn das Volk eingeschüchtert ist, und der Kriegsfall mit Frankreich vorliegt, die Schwenkung an Napoleons Seite gegen Preußen nicht gerade zur vollen Unmöglichkeit werden könnte."

„Mancherlei Anzeichen, welche den Zeitpunkt des eintretenden Krieges als nicht mehr fern erscheinen lassen, sind an betreffender Stelle sicher nicht unbemerkt geblieben. Dahin gehört die Einberufung (in Frankreich) auf 1. Mai selbst derjenigen Beurlaubten, deren Dienstzeit mit dem Ende des Jahres abläuft, und das Vorschieben von Truppen in kleinen Abtheilungen zur Nachtzeit gegen die östliche Grenze; endlich die zuverlässige Nachricht aus Paris, daß die Wirkung des Briefes vom Duc d'Aumale in Frankreich die Napoleoniden zittern mache und daß der Kaiser einen gewaltigen Schlag nach Außen hin führen müsse, wenn nicht das künstliche Gebäude des 2. December im Innern zusammenbrechen soll."

„Ob und wie weit die diplomatischen Agenten Preußens an den mittelstaatlichen Höfen von den Bestrebungen und Zielen der Würzburger Politik unterrichtet sind und das Ministerium unterrichtet haben, kann hier nicht untersucht werden. Wenn manche unter ihnen die vorbereitenden Schritte dieser Politik unterstützen, weil ihnen die partikularistische, antinationale und anticonstitutionelle Tendenz derselben, vom Parteistandpunkte aus, wohlgefällt, so wird man zu ihrer Ehre annehmen dürfen, daß ihnen die letzten Zwecke verborgen geblieben sind. Bei gutem Willen und einigem Geschick dürfte es nicht schwer fallen, urkundliche Beweise für die Zielpunkte der Würzburger Politik zu erlangen."

Elftes Buch.

Fahrten und Abenteuer.

Erstes Capitel.

Bis zum Tode meines Bruders.

Um den Beginn des Jahres 1861 waren die deutschen Verhältnisse durch eine große Veränderung der politischen Lage von Oesterreich beeinflußt worden. Gegen Ende des vorhergegangenen Jahres wurde Herr von Schmerling an die Spitze der kaiserlichen Regierung berufen, und man hoffte und glaubte in Wien an den Anbruch eines neuen Zeitalters constitutioneller Verjüngung des alten Kaiserstaates. Nach Verlauf von wenigen Monaten trat die Regierung mit einem Verfassungs-Patent hervor. Bei dem größten Theile der deutschen Bevölkerung der sogenannten alt-österreichischen Provinzen fand die von Herrn von Schmerling eingeführte Interessenvertretung großen Anklang; aber es war schwer, den Umstand zu verkennen, daß der centralistische Charakter der neuen Verfassung in ganz Ungarn sowie in einigen Theilen von Polen und Böhmen eine gewaltige Opposition hervorrief.

Der Name des Herrn von Schmerling war aus den Zeiten des Frankfurter Parlaments in deutlicher Erinnerung. Man brachte ihm daher in vielen Kreisen von Deutschland Sympathien entgegen. War er doch ein Mann von 1848, der in den Jahren der rücksichtslosen Reaction zurückgetreten war und an der Politik der Concordats-Zeit keinen Antheil genommen hatte. In Süddeutschland dachte man nur daran, daß der ehemalige deutsche Reichsminister unmöglich ein Freund der Frankfurter Bundestags-Regierung sein könnte, und manche großdeutschen Schwärmer erwarteten von dem neuen Leiter der österreichischen Angelegenheiten alsbald eine verstärkte Wirksamkeit in den Angelegenheiten des deutschen Bundes. Genauere Kenner der deutschen Parlamentsgeschichte und ernstere preußische Politiker konnten dagegen nicht vergessen, daß Herr von Schmerling mit zu den schärfsten Gegnern des engeren deutschen Bundes und des preußischen Kaiserthums gehört hatte, und mußten deshalb besorgen, daß eine Verständigung zwischen den beiden im Bunde vertretenen Großmächten jetzt nicht eben wahrscheinlicher sein werde.

Erstes Capitel.

Bis zum Tode meines Bruders.

Um den Beginn des Jahres 1861 waren die deutschen Verhältnisse durch eine große Veränderung der politischen Lage von Oesterreich beeinflußt worden. Gegen Ende des vorhergegangenen Jahres wurde Herr von Schmerling an die Spitze der kaiserlichen Regierung berufen, und man hoffte und glaubte in Wien an den Anbruch eines neuen Zeitalters constitutioneller Verjüngung des alten Kaiserstaates. Nach Verlauf von wenigen Monaten trat die Regierung mit einem Verfassungs-Patent hervor. Bei dem größten Theile der deutschen Bevölkerung der sogenannten alt-österreichischen Provinzen fand die von Herrn von Schmerling eingeführte Interessenvertretung großen Anklang; aber es war schwer, den Umstand zu verkennen, daß der centralistische Charakter der neuen Verfassung in ganz Ungarn sowie in einigen Theilen von Polen und Böhmen eine gewaltige Opposition hervorrief.

Der Name des Herrn von Schmerling war aus den Zeiten des Frankfurter Parlaments in deutlicher Erinnerung. Man brachte ihm daher in vielen Kreisen von Deutschland Sympathien entgegen. War er doch ein Mann von 1848, der in den Jahren der rücksichtslosen Reaction zurückgetreten war und an der Politik der Concordats-Zeit keinen Antheil genommen hatte. In Süddeutschland dachte man nur daran, daß der ehemalige deutsche Reichsminister unmöglich ein Freund der Frankfurter Bundestags-Regierung sein könnte, und manche großdeutschen Schwärmer erwarteten von dem neuen Leiter der österreichischen Angelegenheiten alsbald eine verstärkte Wirksamkeit in den Angelegenheiten des deutschen Bundes. Genauere Kenner der deutschen Parlamentsgeschichte und ernstere preußische Politiker konnten dagegen nicht vergessen, daß Herr von Schmerling mit zu den schärfsten Gegnern des engeren deutschen Bundes und des preußischen Kaiserthums gehört hatte, und mußten deshalb besorgen, daß eine Verständigung zwischen den beiden im Bunde vertretenen Großmächten jetzt nicht eben wahrscheinlicher sein werde.

Wie indessen die Lage im Allgemeinen war, so durfte man in dem Auftreten Schmerlings in Oesterreich doch jedenfalls ein Moment der Fortbewegung erkennen. Man erfuhr zwar bald, daß dem Staatsminister nur ein sehr beschränkter Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaates ermöglicht sei, und daß Graf Rechberg, in dessen Händen die Leitung der großen Politik unverändert blieb, eher ein Gegner, als ein Freund der Politik des Herrn von Schmerling genannt wurde; allein alle Nachrichten von Wien stimmten in dem einen Punkte überein, daß man in den höchsten Kreisen im besten Sinne entschlossen wäre, die bisherige Regierungsweise zu ändern und eine Annäherung an die patriotischen Kreise Deutschlands zu suchen. Dr. Orges, welcher, wie schon früher bemerkt, in fortdauernden Beziehungen zu uns stand, sendete von Augsburg eine so große Anzahl authentischer Mittheilungen über den Umschwung der Gesinnungen im alten Oesterreich, daß es mir an der Zeit zu sein schien, auch meinerseits nach dieser Seite hin Aufklärungen zu geben.

An Anknüpfungspunkten fehlte es mir nicht; man konnte in Wien nicht vergessen haben, wie sehr ich beim Ausbruch des Krieges von 1859 das Interesse Oesterreichs gegen Frankreich wahrte, und man mußte wissen, daß ich auch im Nationalverein meinen Einfluß in einem Oesterreich durchaus nicht feindseligen Sinne geltend machte. Was ich fürchtete, war die in Oesterreich hie und da noch verbreitete Unbekanntschaft mit den deutschen Verhältnissen; diesem Uebelstande bei den etwaigen Schritten, welche von Seite der österreichischen Regierung jetzt unternommen werden mochten, nach Möglichkeit zuvorzukommen, war von großer Wichtigkeit.

Durch Hermann Orges wurde ein brieflicher Verkehr zwischen mir und Max v. Gagern eingeleitet, der mir die Gelegenheit gab, eine umfassende Niederschrift über das, was in Deutschland erwartet wurde und was eine Verständigung anbahnen konnte, der österreichischen Regierung vorzulegen. Ich durfte hoffen, daß die Auffassung der patriotischen Partei in Deutschland vielleicht selbst den höchsten Personen im Kaiserstaate weniger bedenklich erscheinen werde, wenn sie ihnen im diplomatischen Verkehr zunächst nur von einer ganz bescheidenen Stelle aus vertreten und erklärt, wenigstens nicht verborgen bliebe. Die Art und Weise, wie sich Herr v. Gagern der Aufgabe entledigte, meine Vorschläge immer mehr und mehr in den Vordergrund der Discussion zu ziehen, entsprach dem Interesse der Sache im hohen Grade.

Herr v. Gagern hatte keinen Zweifel, daß es möglich zu machen wäre, den unmittelbaren Contact, der zwischen mir und dem österreichischen Gouvernement noch in den Zeiten des Krimkrieges so lebhaft gewesen, wieder herzustellen; und ich nahm daher keinen Anstand, sein direkt an mich gerichtetes

Schreiben, worin er sich zu jeder Vermittlung anbot, ganz persönlich mit folgendem Memoire zu beantworten, welches schon nach wenigen Monaten die Basis aller öffentlichen Erörterungen über den Stand der deutschen Frage bilden sollte.

„Ihr geehrtes Schreiben, mein bester Herr von Gagern, habe ich richtig erhalten und säume keinen Augenblick, Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür auszusprechen, sowie sofort und ohne Umschweif zu der politischen Lage, in der wir uns befinden, überzugehen."

„Wohl zu keiner Zeit bedurfte Oesterreich der deutschen Sympathien, wie jetzt. Wohl zu keiner Zeit bedurfte aber auch Deutschland so nothwendig einer gründlichen und bleibenden Verständigung mit Oesterreich."

„Den deutschen Patrioten, Fürsten wie Völkern, ist zur Lösung dieser Aufgabe kurze Frist gestellt. Rückhaltlos von allen Seiten die Ansichten auszutauschen, fern von aller diplomatischen Finesse die Wahrheit der Sachlage an's Licht zu ziehen, Parteistandpunkte oder Liebhabereien, persönliche Rücksichten und althergebrachte Lieblingsneigungen fernzuhalten, ist zur Nothwendigkeit geworden."

„Es ist eine unwiderlegbare Thatsache, daß die Völker Mitteleuropas nach Beendigung der Befreiungskriege in ihrer Cultur soweit vorgeschritten sind, daß ihnen die Berechtigung zur Theilnahme an der Ordnung ihrer inneren Verhältnisse nicht abgestritten werden kann."

„Ein Stamm ist dem andern natürlich an Intelligenz vorangeschritten, und das Maaß der zu gewährenden Freiheit ist daher nicht gleichmäßig zu bemessen. Dagegen haben auch die leichteren Verkehrswege und überhaupt die Möglichkeit, in jeder Weise mit einander in nähere Berührung zu kommen, zwischen den Stämmen manche Kluft ausgeglichen, die früher bestand."

„Seit dem Wiener Congresse ist die Wahrheit des oben Gesagten oft empfunden worden, jedoch hat man nicht den Muth gehabt, zur rechten Zeit von den Thronen herab reformatorisch aufzutreten."

„Die Revolutionen von 1830 und 1848 in dem benachbarten Frankreich würden die ruhige Entwickelung unserer Zustände, auch wenn sie wirklich von oben herab ernstlich versucht worden wäre, gestört und getrübt haben. Die beweglichen Elemente in den Völkern, die oft unbesonnene Jugend, traten unbefugter Weise und ohne tiefere Ueberlegung in das Werk der Reformen ein. Es wurde nur gestört und wenig Gutes aufgebaut."

„Der hierauf von oben naturgemäß erfolgende Druck fand somit eine Art von Berechtigung. Man begnügte sich aber nur zu gern mit der Wiederherstellung der Gesetzlichkeit, statt der Nothwendigkeit, nun selbst reformatorisch aufzutreten, nachzukommen."

„Man wollte sich nicht überzeugen, daß der Drang im Volke nach freieren Institutionen und nach geregelteren Zuständen nach außen hin naturgemäß sei, sondern nahm schlechthin an, daß jenes unendliche Vorschreiten des Volksgeistes, erkennbar in der allgemeinen Bildung, in der richtigeren Erkenntniß und Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse, in den Fortschritten der Industrie, Kunst und Wissenschaft, — ein künstlich revolutionäres wäre, das Erzeugniß einer im Dunkeln schleichenden Conspiration, ausgehend von einer sogenannten Umsturzpartei.“

„Der größere Theil der deutschen Regierungen beging diesen Irrthum, ja begeht ihn zum Theil noch. Und der Umstand, daß einige Regierungen mehr rechts, die anderen mehr links sich drängen ließen, sonst aber auf ihrem Wege beharrten, hatte meist nur seine Ursache darin, daß man glaubte, auf die eine oder die andere Art der Bewegung Herr zu werden und auch geneigt war, persönlichen dynastischen Liebhabereien nachzugeben.“

„Dies ist der Ursprung alles Unheils und aller Verwirrung, dies ist der Grund, warum auch jetzt die meisten der deutschen Staaten bis in ihre Grundvesten erschüttert sind. Mit dem Verluste der deutschen Kaiserkrone hatte Deutschland Alles verloren, was einer großen Nation Ruhe nach Innen und Macht nach Außen gewähren kann. Der deutsche Bund konnte stets nur ein Provisorium sein. Er befriedigt weder die Nation, noch ist er vereinbar mit der Stellung der großen und kleinen Fürsten, welche denselben bilden. Trotzdem wird die Idee des Einheitsstaates immer eine unausführbare bleiben. Durch den Gang der deutschen Geschichte hat sich das individuelle Leben der größeren und kleineren Staaten zu einer Nothwendigkeit entwickelt. Das Conföderativverhältniß ist unumstößlich. Die Aufgabe besteht nun darin, dieses so zu gestalten, daß nach Innen die Entwickelung der Völker nicht gehemmt und nach Außen die Sicherheit, die Macht und Ehre des Ganzen gewahrt werde.“

„Deutschland zerfällt in drei Gruppen, zwei europäische Großstaaten und eine Anzahl größerer und kleinerer Bundesländer, welche, obgleich wesentlich von einander an Größe verschieden, doch sämmtlich zu klein sind, um selbständig sich behaupten, selbständig Kriege führen zu können. Sie sind sämmtlich rein deutsche Staaten und waren zu keiner Zeit berechtigt, sich derselben Souveränität im ausgedehntesten Maaße zu erfreuen, wie selbständige Großstaaten.“

„Preußen und Oesterreich wieder, obgleich beide Großstaaten, sind in ihrem Verhältniß zu einander wesentlich verschieden. Das kleinere Preußen führt Deutschland gegen 16 Millionen, das größere Oesterreich wohl nur gegen 10 Millionen rein deutsche Einwohner zu.“

„Die Aufgabe wäre also, eine Staatsform zu finden, welche auf der einen Seite sämmtliche rein deutsche Staaten in der Form eines Bundes zu einem

Ganzen umschlösse und den rein deutschen Bevölkerungen die Möglichkeit verschaffte, in einem deutschen Gesammtparlament über ihre gemeinsamen Interessen zu berathen, auf der andern Seite ein Verhältniß der beiden Großmächte zu construiren, in welchem die eine beinahe ausschließlich, die andere nur bis zu einem gewissen Theile jenem Bunde angehörte."

„Diese Aufgabe zu lösen, hat man sich von mancherlei Seiten bemüht. Sowie man aber der Lösung sich näherte, gewannen stets andere Interessen die Oberhand. Die allgemeine europäische Politik wurde beigemischt, und die Antipathien und Sympathien der verschiedenen Höfe gegen einander mit allen ihren inneren dynastischen Tendenzen wirkte zersetzend auf das im ersten Beginn befindliche Werk. Große innere Zerwürfnisse drohten hereinzubrechen, und der Partikularismus der einzelnen Stämme suchte die Oberhand über die allgemeine deutsche Nationalempfindung zu gewinnen. Alle Reformen und Constructionen wurden schließlich bei Seite gelegt, und man suchte sich einzureden, daß der Versuch, welcher im Jahre 1815 mit dem deutschen Bunde gemacht worden sei, wenn man nur wolle, allen Erfordernissen genügen könne."

„So lange keine äußeren Gefahren drohten, empfanden auch die einzelnen Regierungen wieder stets ein Gefühl von Behaglichkeit, indem die ohnmächtige Bundesspitze gar keinen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten in Hinsicht der Souveränetät ausübte. Beim Volke dagegen fand stets ein umgekehrtes Verhältniß statt. Sowie die äußeren Verhältnisse nicht drohend erschienen, lenkte es seine Blicke zu seinen inneren und fand sie in jeder Richtung unbefriedigend."

„In diesem von mir nicht mit zu grellen Farben geschilderten Zustande gelangten wir — ohne daß ich wohl nöthig habe, den Ereignissen von 49, 50 und 54, die ich unter persönlicher Betheiligung aufmerksam verfolgte, hier eine weitere Beurtheilung zu schenken — zu dem Unglücksjahr 1859."

„Zum erstenmal wurde ein deutscher Bundesstaat wieder in seinen außerhalb des Bundes gelegenen Provinzen bedroht. Die von eben diesem Staate angerühmte Form des Bundes, welche im Jahre 1850 gegen das Widerstreben von 17 Regierungen mit Gewalt dem Volke octroyirt worden war, genügte sie jetzt? Hatte sie einen festen Kitt unter den Stämmen, ja selbst nur unter den Regierungen gebildet? War Frankfurt nicht außer Stande, die deutsche Ehre und den Besitz jener Provinzen Oesterreich zu erhalten? Wurde nicht durch ohnmächtige Verhandlungen die herrlichste Zeit vergeudet und durch den Mangel an jeglicher Disciplin unter den Bundesgliedern ein einheitliches Auftreten unmöglich?"

„Wohl schwerlich dürfte sich jemand finden, der nach den Ereignissen von 1859 das bestehende Bundesverhältniß noch zu rühmen vermöchte. Der Drang nach Reform ist bis an die Höfe geschritten, denn mit gezogenem Schwerte

klopft der schlaue Nachbar an die Pforten des alten deutschen Reichs, welches zerrüttet und zerfallen in seiner jetzigen Verfassung nur geringen Widerstand leisten würde."

„Je mehr die Zeiten der Gefahr herannahen, um so mehr wird in jedem Einzelnen wie im Ganzen das Bedürfniß des Aneinanderschließens sich geltend machen. Und womit beschäftigt sich der so vielfach angefeindete Nationalverein denn anders, als mit dem Versuch, die verschiedenen Abzweigungen im politischen Leben der großen Massen zu vereinigen und einen Plan beim Volke beliebt zu machen, der wenigstens nicht zu den schlechtesten Vorschlägen gehören dürfte."

„Es ist Zeit, ja die höchste Zeit, daß die beiden mächtigen Großstaaten, die Grundpfeiler des mitteleuropäischen Staatenbundes, die Vergangenheit — fernere wie nähere — vergessen, daß die beiden würdigen Repräsentanten jener großen Staaten sich freundlich die Hand reichen und, abgesehen von allen sogenannten Familientraditionen, von aller geglückten oder verunglückten Politik vergangener Jahre, das Reformwerk Deutschlands allein in die Hand nehmen."

„Die Völker werden ihnen zujauchzen, und die vielen anderen mächtigen und ohnmächtigen Regierungen Deutschlands, wenn sie auch grollend von mancher Großstaatsspielerei Abschied nehmen müssen, werden sich doch schließlich befriedigt fühlen, wenn sie in einer neuen Constituirung Deutschlands wenigstens Schutz ihrer Existenz finden gegenüber den äußeren und inneren Gefahren, die sie bedrohen."

„Oesterreich hat seit 1804 mancherlei Versuche gemacht, sich selbst zu regieren und die Größe seines Staates mit den übrigen deutschen Staaten in ein Verhältniß zu bringen. Leider muß ich es aussprechen, die Versuche sind nur unglücklich gewesen, unglücklich für Oesterreich selbst, unglücklich für Deutschland."

„Man hat Factoren zu addiren versucht, die nie eine Größe geben können. Man hat die Individualität, die Confession, die Sitten der Völker nicht in Anschlag gebracht. Man hatte sich in dem Gedanken gefallen, daß es nur der Krone allein zustehe, aus dem vorhandenen Reiche den neuen Staat Oesterreich zu kneten. Das Verhältniß der verschiedenen österreichischen Staaten bis zum Jahre 1848 war wiederum einem Provisorium gleich zu rechnen."

„Der Revolution von 48 vermochte es nichts entgegenzustellen, und nachdem Aufruhr und Bürgerkrieg gedämpft und die Krone wieder in Besitz einer wirkungsreichen Macht gelangt war, wurden die kranken Volkszustände leider nicht berücksichtigt, die einzelnen Kronländer wie eroberte Provinzen behandelt und die Bildung eines Centralstaates versucht."

„Kein Staatsmann, und sei es der fähigste, konnte diesen regieren, da er in sich selbst die Unmöglichkeit seines Lebens trug."

„Die Einrichtung desselben hatte aber für Deutschland die traurige Folge, daß seine eigene neue Constituirung unmöglich wurde. Deutschland mußte warten und ruhig mit ansehen, wie lange Oesterreich mit seinem reactionären Experimente die Zeit verlieren würde. Die Folgen sprachen nur zu rasch. Die inneren Zustände Oesterreichs vermochten seinen klugen und ritterlichen Herrn, noch ehe es zu spät war, Umgestaltungen zu ermöglichen, welche ihm ebensowohl die Sicherheit gewähren dürften, seinen großen Staatencomplex als mächtiges Ganzes zu regieren, wie sie Deutschland wieder die Hoffnung bieten, mit und durch Oesterreich zu dauernder Consolidirung zu gelangen.

„Ebensowenig wie z. B. Magyaren und Deutsche in einem österreichischen Centralstaat sich verschmelzen lassen, läßt sich Oesterreich, gebildet aus so vielen Provinzen verschiedener Nationalitäten, mit Deutschland verschmelzen. Nur Harmonisches kann zusammengehören, kann eine gemeinsame Verfassung, eine gemeinschaftliche Centralgewalt haben. Der Himmel hat aber so recht eigentlich Oesterreich geschaffen, um dasselbe in der Verschiedenartigkeit seiner Nationalitäten mit Deutschland in ein Verhältniß zu bringen, das in dem Charakter gegenseitiger Ergänzung, gegenseitigen Schutzes und gegenseitiger Machterhöhung seine Grundlage findet.

„Das Bild, welches einem jeden unbefangen Denkenden über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland und wieder Deutschlands zu Preußen vor Augen schwebt, würde unbedingt zu einer Realität werden, wenn man an den betreffenden Orten so viel Freiheit in der Anschauung gewinnen könnte, als nothwendig ist, um mit der Vergangenheit vollkommen zu brechen und von nun an festen staatlichen Grundsätzen zu folgen."

„Man ist nur zu geneigt, aus einem großen Ganzen einzelne Sätze herauszunehmen und diese dann leicht über den Haufen zu werfen. Aehnlich ist es auch unseren großen Organisationsplänen ergangen. Man suchte sich einzureden, daß bald dies, bald jenes in den verschiedenen Vorschlägen mala fide gegeben, daß bald Oesterreich verdrängt werden, bald Preußen Deutschland verzehren solle und umgekehrt. Mit einem Worte, man hat nie, weder als Oesterreicher noch als Preuße, noch als Anhänger der Mittelstaatspolitik, die wichtige Angelegenheit von einem in sich ruhenden Standpunkt betrachtet."

„Ich glaube es Ihnen schuldig zu sein, mit aller Aufrichtigkeit den Plan der Organisation vorzulegen, dessen Ausführbarkeit jetzt und ohne große Zuckungen für Alle möglich ist, und ich halte mich vollkommen berechtigt, hinzuzufügen, daß die Hauptgrundzüge jenes Planes, sollte er nicht in Wien und Berlin verstanden und günstig aufgenommen werden, durch seine Schwerkraft und dadurch, daß er aus den Instincten der Bevölkerung heraus-

wächst, sich dennoch Bahn brechen werden; aber nach welchen Kämpfen und vielleicht wie — verstümmelt!"

„Der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen sollten sich dahin einigen:

1) Daß das jetzige Bundesverhältniß, gegründet auf die Bundesacte, aufzuhören habe.

2) Daß sämmtliche Staaten des bisherigen Bundes soweit in ein neues Bundesverhältniß treten, als sie germanisches Element in sich tragen.

Hiernach würde der neue Bund bestehen aus Preußen ohne Posen, Oesterreich, soweit es jetzt zum deutschen Bunde zählt, sämmtlichen Mittel- und Kleinstaaten, Luxemburg und einem um einen Theil von Schleswig zu vergrößernden Holstein als selbständigen Herzogthümern.

(Ob und wie weit den deutsch-österreichischen Ländern eine besondere Berücksichtigung bei Regelung dieses Bundesverhältnisses zu Theil werden soll, würde natürlich den weiteren Verhandlungen anheimzustellen sein.)

3) Eine Centralgewalt würde zu gründen sein, gebildet aus einem Fürstencollegium unter dem alternirenden Ehrenvorsitz der Krone Oesterreich und Preußen.

4) Bei den von dem Fürstencollegium als Centralgewalt zu fassenden Beschlüssen würde auf das reindeutsche Machtverhältniß der Stimmgebenden entscheidendes Gewicht zu legen sein.

5) Dieser Centralgewalt zur Seite würde ein Parlament stehen, gebildet aus ständischen Ausschüssen der obengenannten Bundesstaaten nach Verhältniß ihrer Bevölkerung.

6) Die Oberaufsicht und das Obercommando des Bundesheeres, sowie die Gesammtvertretung des neuen Bundes nach außen würde der Centralgewalt zustehen. Natürlich wäre einem jeden der Bundesstaaten unbenommen, Familiengesandte an irgend welche Höfe zu senden.

7) Ein Bundesschiedsgericht für Differenzen innerhalb der Bundesstaaten wäre zu errichten.

8) Mit der Krone Oesterreich als selbständiger europäischer Großmacht würde Preußen, im Verein mit dem neuen Bund, einen bleibenden, unauflöslichen Vertrag zu schließen haben, in welchem Oesterreich für alle Zeiten der Besitz seiner Länder garantirt würde, während wieder umgekehrt Oesterreich sich so verpflichtet hätte, mit seiner Gesammtmacht für den Territorialbestand Preußens und des Bundes einzustehen.

9) Preußen sowohl wie Oesterreich verpflichten sich, ohne ihre gegenseitige Einwilligung keinerlei Kriege zu führen, bei denen deutsche Interessen gefährdet werden."

„Ich habe nur eine grobe Skizze geliefert und bin weit davon entfernt, in diesem Schreiben eine Detaillirung eintreten zu lassen. Zur weitern Verständigung möchte ich nur noch das Eine hinzufügen: Es muß ein Plan gefunden werden, entsprechend dem berechtigten Verlangen der germanischen Völkerstämme, nach Außen hin als Nation in Macht und Ehren auftreten zu können, nach Innen über die eigenen Angelegenheiten gehört zu werden, ohne daß die territorialen Abgrenzungen, an denen die Stämme hängen, verschwinden. Es muß dabei die zweifache Rücksicht vorwalten, daß Oesterreich nicht aus Deutschland verdrängt werde, aber auch umgekehrt, daß die außerdeutschen Interessen jener bedeutenden Großmacht nicht hemmend auf die Entwickelung der rein deutschen Verhältnisse einwirken können."

„Preußen muß so mit Deutschland verschmolzen werden, daß preußische Interessen sich nicht mehr von deutschen scheiden lassen. Oesterreich muß in Deutschland, Deutschland in Oesterreich einen Schutz, einen Alliirten haben."

„Eine Unmöglichkeit, diesen von mir vorgezeichneten und von soviel Tausenden gehegten Plan in Ausführung zu bringen, wird nirgends nachzuweisen sein. Aber lassen Sie mich es hier offen aussprechen: Ohne die dringende Nothwendigkeit eines Augenblicks, in welchem alle Verhältnisse, interne und externe, in Frage stehen, wird man freilich weder in Wien noch in Berlin sich gern mit der Lösung der Aufgabe beschäftigen."

„Betrachten wir hiernach die weitere Frage: Was soll dann werden, wenn auch dieser Plan von den beiden hauptsächlichen Cabineten verworfen wird?"

„Ein richtiges Bild zu entwerfen, dürfte nicht schwer sein. Oesterreich wird auf seine eigenen Kräfte angewiesen sein und den Versuch machen, ohne Deutschland sich zu reconstruiren. Es wird, wenn es von Osten oder Westen auf's Neue bedroht wird — was in nicht zu ferner Zukunft liegen dürfte — in dem von Preußen lahmgelegten Bund Allianzen mit größeren und kleineren Bundesfürsten zu schließen suchen."

„Preußen wird in seiner Großmachts- und Neutralitätspolitik, die in den letzten Jahren es so bequem über die Verwickelungen hinüberführte, gern beharren und freundliche Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland zu erhalten suchen, so lange dies möglich ist. Es wird sich nur zu gern, wenn alle die Befürchtungen eintreten, die uns leider noch so nahe liegen, und kein Drängen von Deutschland mehr möglich ist, von specifisch preußisch-berlinischen Doctrinären abhalten lassen, mit seiner ganzen Schwere Oesterreich und damit Deutschland zu Hilfe zu eilen."

„Und was wird aus dem übrigen Deutschland?"



„Ein Theil der kleinen norddeutschen Fürsten wird versuchen, sich an Preußen anzuschließen, andere Fürsten werden mit Oesterreich Schutzverträge zu schließen suchen, wieder einige von den Mittelstaaten werden sich vom Auslande Garantien versprechen lassen. Und wird das arme deutsche Volk dies ruhig mit ansehen? Wird es vielleicht abwarten sollen, bis sich die hadernden Nachbarstaaten um seine Glieder geeinigt?"

„Sicher nicht. Die Bewegung in Mittel- und Süddeutschland, die schon begonnen, wird eine allgemeine werden. Aber anstatt in patriotischem Schwung mit ihren Fürsten fremde Einmischung abzuweisen, wird die Nation vielmehr in den Dynastien das Haupthemmniß erblicken und sich gegen dieselben wenden. Dann wird die gefürchtete Revolution sich entfalten, welche bis in die tiefsten Grundfesten des Völkerlebens sich erstrecken und Ausschreitungen, Unglück und Verwirrung im Gefolge haben müßte. Die trübsten Bilder tauchen mir vor den Augen auf. Möchten sie nie zur Wirklichkeit werden!"

„Und schützen uns vor dem Allen vielleicht die jetzt in Kraft bestehenden Bestimmungen des deutschen Bundes? Gehen wir nicht unaufhaltsam diesen Wirren entgegen, wenn wir nicht jetzt in der letzten Stunde den Versuch machen, Staaten und Völker durch einen neuen Kitt zu einem mächtigen Ganzen zu verbinden? Wer möchte wohl den Muth haben, dem zu widersprechen, und leichtsinnig genug sein, der Zeit die Heilung der Wunden zu überlassen?"

„Wenn ich diesen langen Brief übersende, so fühle ich nur zu sehr, auf eine wie harte Probe ich Ihre Geduld gestellt habe. Ich mußte aber meinem inneren Drange folgen, und so verzeihen Sie, daß ich so ausführlich wurde."

„Ihrem Ermessen muß ich es anheimstellen, von diesen meinen Zeilen Gebrauch zu machen, und Ihrer Freundschaft, im Fall ich mißverstanden werden sollte, falschen Auffassungen entgegenzutreten. Zum Schluß lassen Sie mich aus dem Innersten meines Herzens bekennen, daß mich nur mein deutsches patriotisches Herz trieb, wenn ich so und nicht anders spreche. Beiden hohen Monarchen, dem Kaiser Franz Joseph und dem König Wilhelm, bin ich in treuer Anhänglichkeit ergeben. Von beiden habe ich die untrüglichsten Beweise ihrer Gnade und ihres Wohlwollens. Möchten daher beide, wenn durch Zufall ihnen diese Zeilen bekannt werden sollten, in ihnen nur den Ausdruck rein patriotischer Empfindung und die Sprache eines ihnen ergebenen Freundes erkennen."

„Wie immer verbleibe ich, Herr Baron Ihr ꝛc.

Ernst."

Gotha, den 25. Januar 1861.

Das voranstehende Schreiben erlebte seine besondere Geschichte und ist nicht ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse, welche schließlich zum Frankfurter Fürstencongreß leiteten, geblieben. Zunächst setzte man in Wien zwar meinen Ansichten einen energischen Widerstand entgegen, und Herr von Gagern theilte mir mit, daß meine Vorschläge zur Lösung der deutschen Frage der alten mißtrauischen Stimmung gegen Preußen begegneten. Insbesondere hatten die Aeußerungen preußischer Kammermitglieder über die italienischen Angelegenheiten die politischen Kreise in Oesterreich verstimmt. Man meinte sich von Seite des deutschen Nationalvereins ebensosehr bedroht, wie man sich durch den italienischen in der Existenz geschädigt wußte. Den freundlicheren, Oesterreich als solchem immer sympathischen Aeußerungen der deutschen Patrioten wollte man keinen Glauben beimessen. Meine Versicherungen in dieser Beziehung fanden an entscheidender Stelle, wie es schien, ebenfalls keinen rechten Eingang.

Ich bemühte mich, in einem zweiten Schreiben an Herrn von Gagern alle die Einwendungen, die er mir mit größter Offenheit mitgetheilt hatte, zu zerstreuen, und suchte der in Oesterreich so verbreiteten Gespensterfurcht rücksichtlich des Nationalvereins entgegenzutreten, dessen Beschützung man mir in den entscheidendsten Kreisen so sehr zum Vorwurf gemacht hatte. „Der Nationalverein", sagte ich, „ist ein vollkommen öffentlicher Verein, und er besitzt kein Papier, kein Dokument, das er nicht sofort vorlegen dürfte und könnte. Er ist aus einem kleinen Anfang zu einer nicht zu unterschätzenden Macht geworden und zählt zu dreiviertel seiner Mitglieder wohlhabende Leute. Sein Hauptprogramm ist die Bundesreform."

Schließlich kam in der Correspondenz zwischen mir und Herrn v. Gagern eigentlich nur die Opportunität in Frage, denn in Wien behauptete man, daß die Lage von der Art wäre, daß Oesterreich durch ein Aufgeben der Bundesgesetze, als Basis seiner Politik, sich allzu großen Gefahren ausgesetzt sehen würde. „Minister Schmerling", so fuhr Herr von Gagern in einem Schreiben vom 25. Februar fort, „ist in den inneren österreichischen Fragen gewiß in der Richtung, die Ew. Hoheit für unerläßlich halten; und dennoch findet auch er für die Anknüpfung der deutschen Verfassungsfrage noch nicht Zeit und Wege; und wiederum haben Ew. Hoheit dennoch tausendmal Recht zu fragen: Wann wird der Augenblick kommen, wenn er jetzt nicht da ist?"

„Die Verhandlungen in Berlin gehen einen schleppenden Gang: Preußen scheint seine Wünsche oder Forderungen nur auf der Bahn der militairischen Dinge zu formuliren und erwartet vielleicht, daß Oesterreich mit politischen Zugeständnissen entgegenkommen werde, zögert daher selbst in den nächstliegenden Fragen; statt entschlossen den Kriegsfall zu setzen und in Gottes Namen den



höchsten Preis zu fordern, den Oesterreich zahlen kann, entzieht sich die freie Hand fortwährend dem brüderlichen Handschlag, der, männlich dargeboten, jetzt männlich erwidert und gedankt würde."

„Ew. Hoheit sagen sich das ohne Zweifel selbst: Es gibt hier, außerhalb der engen deutschen Kreise, Leute genug, die andere Allianzen mit Eifer und Geschick über Nacht fertig machen würden, sobald der Kaiser genöthigt wäre, ein verzweifeltes Spiel zu spielen. Großes Spiel muß jedenfalls gewagt werden — beim nächsten Anstoß."

„Ich weiß nicht ganz aus dem Schlußsatz des gnädigen Schreibens vom 25. Januar mir zu erklären, ob und welche Kenntniß von den Vorschlägen der neun Punkte in Berlin obwaltet. Mein Bruder in Heidelberg steht mit seinen früheren Parteigenossen, die ihn „österreichischer Sympathien" verdächtig halten, jetzt in keiner Verbindung, verschmäht es auch natürlich, sich dorthin auszusprechen. Aber er hat die Absicht, in einem offenen Schreiben an Herrn von Schmerling dies zu thun, nur ist er langsam mit der Feder."

„Wie ganz anders könnten Ew. Hoheit eingreifen, sei es durch unmittelbaren Rathschlag in Berlin, sei es durch öffentlichen Ausspruch im Sinne jener neun Sätze! — Den ersten allein und deshalb Schleswig unberührt lassend — auch den zweiten würde ich zu modificiren rathen."

Die Frage des Herrn v. Gagern über meine gleichzeitigen Bemühungen für die Bundesreform in Berlin wäre nur durch eine Reihe von Mittheilungen persönlicher Natur zu beantworten gewesen. Was die officielle Politik, welche Herr von Schleinitz repräsentirte, anbelangt, so war keine Möglichkeit, das System, welches v. Gagern im vorstehenden Schreiben selbst charakterisirt, zu durchbrechen.

Die Reform des Bundes mit Einsetzung einer Centralgewalt und Volksvertretung wurde von Herrn v. Schleinitz immer für wünschenswerth und stets als unmöglich erklärt, und kein Beweggrund schien stark genug, um den preußischen Minister aus diesem verhängnißvollen Cirkel zu befreien.

In diesem Sinne äußerte er sich noch im April einem deutschen Diplomaten gegenüber: „Er wüßte die Schwierigkeiten, die aus dem Verhältniß Oesterreichs und Preußens zur Sache entsprängen, in keiner Weise zu beseitigen." Preußen könne sich bei einer Neugestaltung des Reichs nur betheiligen, wenn ihm die Führung anvertraut werde, und Oesterreich werde dies nimmermehr zugeben. Ernste Conflikte aber seien in einer Zeit, wie die jetzige, wo von Frankreich her Gefahr drohe, mehr denn je zu vermeiden.

Im Sommer 1861 war in Wien indessen der österreichische Reichsrath in volle constitutionelle Thätigkeit getreten, und das Ministerium Schmerling

befestigte sich im Vertrauen der deutschen Bevölkerung immer mehr, obwohl es genöthigt war, die von ihm berufene Versammlung nur für einen engeren Reichsrath zu erklären. Die Ungarn aber begannen den Kampf um ihre alte Verfassung und um das von ihnen im Jahre 1848 festgestellte Recht in dem Landtage zu Pest, welcher gleichzeitig tagte. So sehr man daher auch in Wien den Wunsch gehegt haben mochte, sich zunächst lediglich mit den inneren Fragen zu beschäftigen, so wenig sah man eine Möglichkeit, die deutschen Angelegenheiten ruhen zu lassen.

Die Verständigung mit Preußen war völlig gescheitert, und man faßte den Muth, eine selbständige Action in Bezug auf die deutsche Bundesreform einzuleiten. Merkwürdigerweise suchte man sich dabei eben jenes Schreibens zu bedienen, welches ich vor einigen Monaten an Herrn von Gagern gerichtet hatte. Das Programm, welches ich darin entwickelt, sollte als Mauerbrecher dienen und wurde anscheinend mit einer Tendenz gegen Preußen in die Oeffentlichkeit gebracht. Ende October erschienen die von mir aufgestellten Punkte unvollständig in einem Wiener Blatte.

Herr v. Gagern konnte die Versicherung geben, daß die Indiscretion von süddeutscher Seite ausgegangen wäre, und obwohl ich meinerseits durchaus nicht abgeneigt war, für die Sache einzustehen, so schien es mir doch wünschenswerth, den Wortlaut meines Schreibens auch mit den Motivirungen bekannt zu machen, und ich ließ daher die Denkschrift mit Hinweglassung alles Persönlichen in etwas vollständigerer Weise in der Coburger Zeitung veröffentlichen.

Der erste Satz meines Programms, daß sich der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen einigen müßten, das jetzige Bundesverhältniß, gegründet auf die Bundesacte, habe aufzuhören — diese klare und unumwundene Sprache hat mir nur Anerkennung von Seite aller patriotischen Parteien einzutragen vermocht. Gleichwohl zeigte mein Programm, wie der Leser bemerkt haben wirkt, einige Abweichungen von den Aufstellungen, welche der Nationalverein zu seiner Richtschnur genommen hatte, und es konnte daher nicht fehlen, daß man mir sogleich den Vorwurf machte, ich hätte mich Oesterreich zu stark genähert. Man vergaß nicht selten den wichtigsten Gesichtspunkt in politischen Dingen, wonach es allzeit das Entscheidende ist, bei auseinandergehenden Richtungen nur erst einmal eine Grundlage für Berathungen und Verhandlungen zu finden. Daß eine neue Lage und Ordnung eben nur auf diesem Wege weiter zu entwickeln sei, erscheint oft als ein Widerspruch gegen ein fertiges Programm, und es war bei der Publication jener Punkte daher unvermeidlich, manchen Mißverständnissen zu begegnen.

Den hervorragenden Mitgliedern des Nationalvereins war es übrigens nicht unbekannt, daß ich mich auch ihnen gegenüber stets bemüht hatte, dem Gedanken

einer Annäherung und Verständigung mit der durch Schmerling vertretenen Partei Eingang zu verschaffen.

Indessen war die Discussion über die Bundesreform in ein neues Fahrwasser gebracht, und der Erfolg, den ich erzielte, lag darin, daß man sich überzeugte, auch Oesterreich werde bei dem constitutionellen System, welchem es im Innern folgte, nicht länger zögern, auf die große deutsche Frage im populären Sinne des Wortes einzugehen.

Nach Verlauf von einem Jahre war die kaiserliche Regierung zu dem Zugeständniß gebracht worden, daß sie auch ihrerseits mit Reformprojekten für den deutschen Bund auftrat. Preußen hatte in Frankfurt einen Rivalen gefunden, welcher bereit zu sein schien, auf eigene Faust zu handeln.

Wenn selbst durch diese Thatsache die deutsche Großmacht auf der Bahn einer deutschen Politik nicht vorwärts zu bringen war, so konnte überhaupt keine Hoffnung gehegt werden. Diejenigen aber, welche sich in blinder Leidenschaft von vornherein gegen jede Verhandlung mit Oesterreich damals zu ereifern pflegten, waren doch weit entfernt, die Eventualität eines Krieges für möglich zu halten und brachen nicht selten in sittliche Entrüstung aus, wenn man ihnen klar machte, daß es außer einer Verständigung mit Oesterreich nur noch den Krieg gebe, um zur Einheit Deutschlands zu gelangen. Ein solcher Gedanke war aber wenigstens dem Preußen des Herrn von Schleinitz gänzlich fremd und würde dort ohne den Mann des Jahrhunderts überhaupt schwerlich auch in späteren Jahren ernstlich erwogen worden sein.

Zunächst kam in Preußen eine vollkommen rückläufige Bewegung an die Tagesordnung. Am 3. Juli hatte der König ein Manifest erlassen, in welchem er ankündigte, daß er im October seine Krönung in Königsberg vollziehen werde. Im September traf ich bei den Manoeuvern am Rhein mit den preußischen Herrschaften zusammen und fand eine schwüle Luft vorherrschend, welche die merkwürdigsten Niederschläge erwarten ließ.

Man war im Begriffe, Vorbereitungen zu treffen, um bei den Königsberger Krönungsfeierlichkeiten die Idee des Gottesgnadenthums in vollstem Glanze zu entfalten. Das Schlagwort des Tages war die „preußische Königstradition" und der „heilige Wille des verstorbenen Königs", als dessen politischer Testamentsvollstrecker die neue Regierung sich zeigen sollte.

Es hatte sich eine große Zahl von Fürsten im Schlosse Brühl bei Köln eingefunden, und alle europäischen Staaten waren durch Prinzen und hohe Militairs vertreten. Ich fand hier den Kronprinzen, jetzigen König von Schweden, dessen geistvolles Wesen meine ganze Sympathie erweckte.

Im Brühler Schlosse war große Hofhaltung, und auch die Stadt Köln

bemühte sich, dem neuen Könige ihre Huldigungen darzubringen. Am 15. fand im Gürzenich, den Fürstlichkeiten zu Ehren, ein glänzendes Fest statt, und bei der abendlichen Beleuchtung sah man den Dom im Glanze von tausend Lichtern strahlen. Alles vereinigte sich, um den Regierungsantritt König Wilhelms freudig und enthusiastisch zu begrüßen.

So interessant und lehrreich indessen auch das gesellschaftliche Leben bei den Kölnischen Festen sich gestaltete, so vermochte es doch nicht die ernsten militairischen Aufgaben zu verdunkeln, welche die Zusammenziehung von zwei Armeecorps mit sich brachte. Ich war seit Jahren in der preußischen Armee zur Führung größerer Truppenkörper vorgemerkt, und der Regierungsantritt des Königs schien mir eine hoffnungsreiche Zukunft in dieser Hinsicht zu eröffnen. So hatte ich schon im Mai das Versprechen erhalten, daß ich bei den rheinischen Herbstmanoeuvern eine Verwendung finden sollte. Man gewährte mir die Auszeichnung, daß ich abwechselnd das eine und das andere Armeecorps commandiren durfte, welche gegen einander zu operiren bestimmt waren. Am 16. September übernahm ich um 5 Uhr das Commando des siebenten Corps gegen das achte, welches unter dem Befehle meines alten Freundes Bonin stand. Ich hatte das Hauptquartier in Wevelinghofen und das Manoeuver am 17. verlief glänzend und befriedigend. Beide Theile fanden große Anerkennung, als um 4 Uhr Nachmittag die Operationen beendigt wurden.

Am 19. führte ich hierauf das achte Armeecorps gegen das siebente. Das Manoeuver konnte an diesem Tage schon um 3 Uhr Nachmittags abgebrochen werden. Am folgenden Tage ging Alles äußerst befriedigt auseinander und ich verabschiedete mich von dem Könige, in der frohen Ueberzeugung, daß trotz mancher politischen Meinungsdifferenzen persönlich nichts im Stande sein werde, das alte innige Verhältniß, welches mich mit dem hohen Hause verknüpfte, jemals zu trüben.

Während ich mich im Spätherbst nach Tyrol begeben hatte, fand die vielbesprochene Königskrönung mit ihren alterthümlichen Ceremonien statt, über welche letzteren selbst der König Leopold einige verwunderte Aeußerungen nicht unterdrückte. Mein Bruder war selbstverständlich ein Gegner jeder Romantik und hielt daher die Art und Weise, wie das neue Königthum von Preußen auftrat, für eine „dem Zeitgeiste unnöthig gemachte Opposition".

Indessen neigte sich das bewegte Jahr 1861 seinem Ende zu und schien noch vor seinem Schlusse eine Welt von Unheil und Unglück über mich und das ganze coburgische Haus bringen zu wollen. Ich war kaum aus Tyrol nach Coburg gegen die Mitte Novembers zurückgekehrt, als die Nachricht von dem Tode des Königs Pedro von Portugal jedermann in Europa erschütterte. Der



jugendliche Monarch hatte während seiner kurzen Regierung die stärksten Beweise hoher staatsmännischer Eigenschaften gegeben und die größte Achtung aller einsichtsvollen Politiker, welche die schwierigen Zustände Portugals seit einem halben Jahrhundert kennen gelernt hatten, erworben. Nun wurde er in der Blüthe seines Alters am 11. November 1861 dahingerafft.

Schon seit Jahren hatte ich Gelegenheit über das tiefe Wissen, des königlichen Neffen zu staunen, wenn er mir zuweilen mit der Gründlichkeit eines deutschen Statistikers in Memoires, welche ich noch bewahre, Mittheilungen über die Lage Portugals machte. Er besaß ein klares Urtheil und ein festes Vertrauen auf die Zukunft seines Landes, dessen Zustände in den sechs Jahren, seitdem er die Zügel der Regierung ergriffen hatte, völlig verändert wurden. Im Großen und Ganzen hat er die Epoche der revolutionären Erschütterungen geschlossen, unter denen das Land ein halbes Jahrhundert hindurch gelitten hatte.

Niemand war von dem Tode unseres geistvollen portugiesischen Neffen mehr ergriffen als mein Bruder, welcher seiner Trauer in mehrfachen Briefen erschütternden Ausdruck gab. Niemand vermochte aber zu ahnen, daß Prinz Albert selbst wenige Wochen später dem jungen König im Tode nachfolgen sollte.

Die letzten Lebenstage meines armen Bruders waren für mich in ein gewisses Dunkel gehüllt. Wie der Leser meiner Erinnerungen an mehr als einer Stelle bemerkt haben wird, trat in dem Charakter meines groß und herrlich angelegten Bruders in manchen Augenblicken eine Art von Stolz hervor, welcher ihn hinderte, in seinen tiefsten Gefühlen sich mitzutheilen und seinem Gemüths- oder selbst physischem Schmerze Ausdruck zu geben. Je nervöser er sich empfand, desto stärker wurde die Verschlossenheit, mit der er es vermied, seine Leiden zur Kenntniß derer zu bringen, die Abhilfe schaffen konnten. So nur war es möglich, daß er durch Wochen hindurch schwer erkrankt sein konnte, ohne daß seine Umgebung es eigentlich recht bemerkte. Von schleichenden Fieberanfällen gequält, ließ er sich aus dem gewohnten Geleise seiner Thätigkeit so wenig herausbringen, daß die englischen Aerzte über die Gefährlichkeit seines Zustandes erst sehr späte Erklärungen abgaben. Erst als es zu Ende ging, begann man die Tage seiner typhösen Krankheit von einem Momente an rückwärts zu zählen, welcher bewies, daß dieselbe vielleicht schon früher hätte bekämpft werden können*).

*) Da nicht Jedermann das Buch von Martin zur Hand hat, so glaube ich die Stelle aus dem Tagebuche der Königin hierher setzen zu sollen, wonach der Beginn des „Fiebers“ von den Aerzten nachträglich vom 22. November ab gerechnet wurde.



Ich hatte seit mehreren Wochen keine direkten Nachrichten von meinem Bruder. Wenige Tage vor der Katastrophe wurde an die Herzogin aus England berichtet, daß sich Prinz Albert vierzehn Tage vorher erkältet habe, an rheumatischen Schmerzen und Mangel an Appetit leide. Die Engländer, so sagte man, nennen dergleichen „feverish colds"; es hätte aber nichts zu bedeuten, und man dürfe sich der Königin ja nicht ängstlich zeigen, und sollte auch nicht in diesem Sinne schreiben, da sie nicht im Geringsten beunruhigt werden dürfte.

Am 10. und 12. December wurde berichtet, daß die Aerzte mit dem Verlaufe der Krankheit ganz zufrieden seien, während besorgte Laien in der Umgebung des Prinzen hinzufügten: „pour dire la vérité" ist der Zustand eben noch derselbe und sehr wenig Veränderung eingetreten.

Selbst am 13. December, wo man bereits von Athmungsbeschwerden zu melden hatte, sollte die Sache noch von keiner Bedeutung sein. In diesen gewaltsamen Illusionen wiegte sich die nahestehende Umgebung wie die entferntere Welt.

Als ich die erste Nachricht von der wahren Sachlage empfing, zählte das Leben meines Bruders nur noch nach wenig Stunden. Ich werde den Augenblick nie vergessen, in welchem mir die Unglücksbotschaft zukam. Meine von allem Anfang an pessimistische Auffassung der Sache mochte sich aus den letzten Eindrücken erklären, die ich von dem außerordentlich nervösen Zustande meines Bruders während seines Aufenthaltes in Coburg im Jahre zuvor erhalten hatte.*) Man erinnert sich, wie auch unser alter Freund Stockmar nicht unbesorgt von der Gesundheit des Prinzen gesprochen hatte. Diese Umstände mögen zusammengewirkt haben, um mich in der Ferne und ohne genaue Kenntniß der Lage unwillkürlich mit schlimmen Ahnungen zu erfüllen.

Am 1. Dezember, bis wohin er an den täglichen Geschäften Theil nahm, schrieb er das Memorandum über den Trentfall. Zum 6. December berichtet das Tagebuch der Königin (Martin V. 442): Die Aerzte erklärten: „sie hätten von Anfang an den Zustand ihres Patienten genau beobachtet und ein Fieber geargwöhnt, seien aber bis zu diesem Morgen nicht im Stande gewesen, zu einem bestimmten Urtheil darüber zu gelangen, was es wohl sein könnte und wie er zu behandeln sei . . . . Das Fieber müsse seinen Lauf haben, nämlich einen Monat vom Tage des Beginns an gerechnet, als welchen er (der behandelnde Arzt) den 22. November, den Tag betrachte, an welchem Albert nach Sandhurst ging, der aber möglicherweise auch schon von früherher gerechnet werden müsse; er sei nicht besorgt und die Symptome seien nicht schlimm; aber der Kranke könne nicht besser werden, bis ihn das Fieber verlassen habe . . . Albert selbst dürfe es nicht wissen, da er unglücklicherweise ein Grauen vor Fieber habe &c."

*) S. oben III. S. 95.

Am 14. December fuhr ich mit dem Prinzen Eduard Leiningen nach Mönchröden zur Jagd. Es war ein trüber Tag. Der Winter hatte noch nicht seinen vollen Einzug in unsere Berge gehalten, und ein lauwarmer Wind löste die dürftigen Schneedecken des Wildparkes auf. Während ich auf meinem Standplatz bald nach Mittag das Treiben der Jagd erwartete, hörte ich in der Ferne Schritte, und unvermittelt wurde der Gedanke in mir wach, es möchte eine Todesnachricht kommen. Gleich darauf erblickte ich einen Boten aus der Stadt, der mir den Eindruck von Eile und Unruhe machte.

Die Nachricht, welche er brachte, sprach das gefürchtete Wort nicht aus, aber sie klang so hoffnungslos, daß man meinen konnte, im fernen Königsschloß von Windsor sei in diesem Augenblicke vielleicht Alles schon vorüber. Wir eilten nach Hause und brachten einen verzweiflungsvollen Abend zu. Noch täuschte ein Strahl von Hoffnung, da bis Mitternacht keine weitere Botschaft gekommen war. Umsonst! Mein Bruder war schon um ³/₄10 Uhr Abends sanft hinübergeschlummert.

Gegen Morgen sprach der Telegraph das erbarmungslose Wort. Seit dem Tode meines Vaters hatte ich kein Tagesgrauen anbrechen sehen, gleich diesem. Im engsten Kreise der Familie war ich allein zurückgeblieben, und alles, was man von Kindheit an im vertraulichsten Sinne des Wortes die Seinen zu nennen pflegt, war mir entrissen worden. Wie mir der Vater, wie die Mutter in frühen Jahren fehlten, so war dem kinderlosen Manne nun der einzige Bruder in des Lebens Blüthe hingeschieden.

Am Vormittage ging ich zu Stockmar, welcher bereits in Kenntniß von manchen Umständen der Krankheit des Prinzen war, aber doch das Meiste davon ganz unerklärlich fand. Auch ihm war mitgetheilt worden, daß die Aerzte den Beginn der schweren Erkrankung vom 22. November an berechneten, während gleichzeitig sicher stand, daß der Prinz eigentlich erst in den allerletzten Tagen zu Bette gelegen, und als Kranker behandelt worden war. Nachträglich erfuhr man auch, daß sich der Prinz noch in den ersten Wochen des December mit schwierigen Staats- und Familiengeschäften äußerst angestrengt befaßt hatte.

Während Stockmar nicht abgeneigt schien, bei dem uns nur zu bekannten Charakter Prinz Alberts auf einige Vernachlässigung des typhösen Leidens zu schließen, entwickelte er über die furchtbare Tragik des Falles eine Anschauung von seltener Größe und Seelenstärke. Nach Trost ringend sprach er von der merkwürdigen Vollendung, in welcher das Leben meines Bruders in kürzerem Zeitraum als bei anderen Sterblichen harmonisch auszutönen vermochte, so daß er alles Große, was ihm seine Stelle in der Geschichte sichert, in einem viel rascheren Tempo erreicht hätte, als sonst gewöhnlich geschähe. So habe er denn auch die Mühen des Daseins schneller abgeschüttelt, welches, im Augenblicke der

höchsten Erfolge abgebrochen, dennoch den Eindruck eines edlen Kunstwerkes auf die nachfolgenden Geschlechter machen werde!

Es lag eine unvergeßliche Kraft in den Worten des selbst so tiefgebeugten Freundes, welcher an der Neige des Lebens stand und in diesem Momente seinen großen Anschauungen über Leben und Lebensberuf so schönen Ausdruck gab.

Indessen drängte die Zeit zu Entschlüssen für die nächste Zukunft. Geschäfte und officielle Empfänge füllten die Tage bis zum 17. December, wo ich die nöthigen Vorbereitungen traf, um zur Beerdigung des Prinzen noch rechtzeitig in England einzutreffen.

Als ich am 18. December nach Gotha kam, traf mich die Aufforderung des preußischen Hofes, vor der Abreise nach Berlin zu kommen, um die Aufträge des Königs und der Königin zu übernehmen. Ich mußte daher mit Extrazug eilends nach Berlin aufbrechen und wurde auf dem Bahnhofe von dem Kronprinzlichen Paare erwartet. Unbeschreiblich war das herzzerreißende Wiedersehen der tiefgetroffenen Kronprinzessin, denn niemals konnte es in irgend einer Familie eine schönere und treuere Liebe geben, als die zwischen meinem Bruder und seiner ältesten Tochter. Man konnte es nicht glauben, daß dieses edelste Band durchschnitten sei!

Des andern Tags, am 20. reiste ich über Brüssel nach Calais und London, begleitet von den belgischen Vettern, welche ich unterwegs getroffen hatte. Es gab eine furchtbar stürmische Ueberfahrt nach Dover, und die Jahreszeit schien alle ihre Schrecken über das meerumgürtete Königreich ausbreiten zu wollen. In Dover war ein Extrazug bestellt, der mich sofort nach Portsmouth bringen sollte, da die Königin nach Osborne auf die Insel Wight gegangen war. Trotz des wüthenden Sturmes war ich genöthigt, die Yacht der Königin in Portsmouth zu besteigen, und da wir nicht im Hafen von Cowes einlaufen, sondern auf der offenen Rhede unterhalb des Schlosses debarquiren sollten, so mußte ich bei höchstem Wellenschlag in einem Kahne landen. Es war Mitternacht, als ich ganz durchnäßt in das königliche Schloß trat.

Die Königin hatte angeordnet, daß sie mich ohne Zeugen auf der Treppe empfangen wolle; und so sollte ich die tiefgebeugte, völlig zusammengebrochene, unglückliche Frau in der nächtlichen Stille wiederfinden, welche durch nichts unterbrochen wurde, als durch den lautgewordenen Schmerz, der uns Beiden die Worte raubte.

Am 23. December fand die vorläufige Beisetzung der Leiche meines Bruders am Eingange des königlichen Erbbegräbnisses*) statt, und ich war daher schon

*) Wie bekannt ruht mein Bruder in dem von der Königin errichteten königlichen Mausoleum in Frogmore, wohin er am 18. December 1862 übertragen wurde.



am frühen Morgen nach Windsor aufgebrochen. Ich unterlasse es, die traurigen Ceremonien mit all ihrem Schmerz zu schildern, doch will ich erwähnen, wie schrecklich es mir war, daß mir nicht erlassen werden konnte, an dem pomphaften Bankette Theil zu nehmen, welches nach uralter Hofetiquette sich unmittelbar an die ergreifende Leichenfeierlichkeit anschloß.

Alle die Contraste, die mir an diesem Tage entgegengetreten sind, vermochte ich jahrelang nicht zu überwinden. Von der Familie der Königin war außer dem Prinzen von Wales mir Niemand zur Seite. Um so wohlthuender war die Theilnahme der orleanischen Familie, die beinahe vollzählig sich eingefunden hatte.

Noch an demselben Abend kehrte ich nach Osborne zurück, wo ich bis zum 28. verblieb. Hier war ich noch Zeuge der ungeheuern Theilnahme der ganzen englischen Nation an dem Unglücke der königlichen Familie, während ich zugleich die traurigste Weihnachtszeit verlebte, deren ich mich zu erinnern weiß. Am zweiten Festtage kam dann auch mein Oheim von Brüssel herüber, welcher in dem Schicksalsschlage eine Art von Auseinanderfall der verschiedenen Häuser von Coburg erblicken und prophezeien zu sollen meinte.

Merkwürdig war es, daß mein Bruder, dessen Leben so unruhig und schwierig war, auch noch auf seinem Sterbelager von den schlimmsten Stürmen politischer Art verfolgt zu werden schien. Denn bevor er noch in seine Gruft hinabgestiegen, theilte sich das Interesse der englischen Welt und des englischen Hofes zwischen ihm und dem großen amerikanischen Conflict, der eben ausgebrochen war.

In die Sorge um den todtkranken Prinzen Albert hatte sich schon seit Anfang Decembers die Befürchtung gemischt, man stände unmittelbar vor einem Kriege mit der neuen Welt. Am 8. November war der englische Dampfer Trent von dem amerikanischen Kriegsschiff San Jacinto ereilt und untersucht worden, wobei unter Verletzung der neutralen Flagge Englands mehrere Passagiere aus den conföderirten amerikanischen Südstaaten von Offizieren des Kriegsschiffes verhaftet und abgeführt worden waren.

Die ungeheuerste Aufregung bemächtigte sich des gesammten Altenglands, und es war eine der letzten Thaten meines Bruders, noch während seiner Krankheit vermittelnd und mäßigend auf die Entschlüsse des Cabinets der Königin einzuwirken. Er wußte die geharnischten Noten gegen Amerika derartig zu mildern, daß der Conflict seinen kriegerischen Charakter verlor; aber an der Leichenbahre des edlen Prinzen erhob sich noch immer das drohende Gespenst eines völkermordenden Kampfes, den er beschwichtigt zu haben glaubte.

Als ich bei der königlichen Familie in den Trauertagen zu Osborne ver-

weilte, trat die Sorge und Kriegsgefahr unmittelbar vor die Augen der britischen Majestät. Ein gewaltiges amerikanisches Kriegsschiff legte sich, ohne die Flagge zu zeigen, Osborne gerade gegenüber vor Anker. Es schien auf eine Bedrohung der Königin abgesehen, und man verstärkte die Wachen des Schlosses. Zwei englische Fregatten kreuzten vor der Insel, und allmählich nahm Alles ein kriegerisches Aussehen an. Jeden Augenblick konnte ein unvorhergesehener Zufall, wie er in der englischen Kriegsmarine nichts Neues gewesen wäre, die furchtbarsten Folgen nach sich ziehen.

In diesen bangen Tagen eines schweren Conflicts betrauerten wir den Prinzen im stillen Kreise der Familie mit dem Gefühle, daß für die großen Geschicke der Nationen sein Verlust eben so unersetzlich sei, wie für die nächsten Angehörigen.

In den letzten Tagen des Jahres 1861 fuhr ich, krank an Körper und Seele, der lieben Heimath zu. Die stürmische See, die mir sonst so gefährlich zu sein pflegte, hatte diesmal kaum eine Gewalt über mich. Zahllose Bilder der Vergangenheit von jenem Momente an, wo ich mit dem geliebten Bruder zum erstenmal über den Kanal gezogen war, bis zu den schauerlichen Ceremonien, unter denen man ihn jetzt in die Gruft gesenkt hatte, flogen an mir vorüber. Man erzählte mir, wie er in seinen letzten Fieberphantasien in der Heimath gelebt und die Vögel von der Rosenau glaubte singen zu hören, und nun ruhte er für immer in dem fernen Königreich!

Wenig Hoffnungen schienen auch mir nur noch für das Leben zu winken, und alle Bande der Freundschaft waren vielleicht wirklich gelockert worden. Mit so schwerem Herzeleid stieg ich in Calais ans Land, kam, nach kurzer Rast in Paris, am Sylvestertage des Morgens in Gotha und zum Abend in Coburg an, und suchte in wehmüthigem Wiedersehen der Herzogin Trost und Erholung.

Wir hatten, wie kaum je zuvor, allen Grund, uns ein besseres neues Jahr zu wünschen.

Zweites Capitel.

Im schwarzen Welttheil.

Zu Zeiten will es scheinen, als ob zwischen dem Laufe der Weltbegebenheiten und unsern persönlichsten Lebensschicksalen ein unaufgeklärter Zusammenhang verborgen wäre. Wenn in Epochen allgemeinen Niedergangs und allgemeiner Irrungen auch im engsten Kreise und in den nächststehenden Familienverhältnissen verhängnißvolle Wendungen eintreten, wie ich sie soeben zu erfahren hatte, so meint man unwillkürlich etwas unternehmen zu sollen, wodurch man sich wenigstens für einige Zeit dem Wirrsal der erhaltenen Eindrücke zu entziehen vermöchte.

Die unglückselige Jahreswende von 1861—62 erschien mir in der That als einer jener bezeichneten Momente: der Bruder todt, auch im eigenen Hause manches Trübe, wie der Verlust einer alten treuen Dienerin der Herzogin, und der schwere Undank eines Mannes, den ich selbst emporgehoben hatte, — ich will den Leser nicht mit Schilderungen von solchen peinlichen und für das Allgemeine doch nicht wichtigen Erlebnissen ermüden. Aber in so trauriger Lage war es, als ich in den ersten Tagen des Januar wie alljährlich die Uebersiedelung meines Hofes von Coburg nach Gotha bewirkte.

Es war ein besonderer Zufall, durch welchen in diesem Augenblicke meine Aufmerksamkeit, ich möchte sagen glücklicherweise, von einer Angelegenheit ganz anderer Art gefesselt wurde. Als ich in Gotha anlangte, fand ich die wissenschaftlichen Kreise meiner kleinen aber damals geistig desto rührigeren Residenz in großer Bewegung und Bekümmerniß über die letzten mißglückten Unternehmungen zum Zwecke der Erforschung von Afrika. Seit einer Reihe von Jahren war Gotha der Centralpunkt und das Hauptquartier der neueren Forschungsreisen und geographischen Entdeckungen, und wenn es auch nicht meine Absicht sein kann, die anerkannten und Jedermann bekannten Verdienste des geographischen Instituts und insbesondere des Dr. Petermann und seiner Mitarbeiter hier im Zusammenhange vorzuführen, so darf ich doch erwähnen, daß meine Theilnahme

an jenen wissenschaftlichen Bestrebungen, welche dem Hause Perthes und unserm Gotha den dauerndsten Ruhm verliehen haben, stets die aufrichtigste und herzlichste war.

Als gegen Ende der fünfziger Jahre nach der Rückkehr Barths aus Afrika die Spuren des Dr. Vogel, welcher sich nach seiner Trennung von Barth nach Sokoto und Jokoba und in die südwestlich vom Tsad-See gelegenen Landschaften begeben hatte, vollständig verschwunden waren, wünschte man von vielen Seiten eine neue Expedition zur Auffindung Vogels. In Gotha hatte sich ein Comité gebildet, in welchem sich Barth, Burmeister, Petermann, Uhle, Brehm und andere bekannte Männer befanden, welche mir am 15. Juli 1860 das Präsidium antrugen. Da ich dasselbe gern übernahm, so wendete ich mich persönlich an eine große Anzahl von Fürsten und Herren um Unterstützung für die auszurüstende Expedition, an deren Spitze Dr. Theodor von Heuglin zu treten bereit war, der durch seine Reisen im Gebiete des blauen Nil und längs der Küste des rothen Meeres für diese Stellung aufs Beste gerüstet war.

Gleichzeitig wurden auch Herr von Beurmann und Werner Munzinger von Gotha aus unterstützt und zu bestimmen gesucht, sich der Expedition des Dr. Heuglin anzuschließen. Indessen waren aber zwischen diesen verdienstvollen und muthigen Reisenden gewisse Meinungsverschiedenheiten über die Ziele ihrer Unternehmungen entstanden, und gegen Ende 1861 war man in Gotha zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Auffindung des Dr. Vogel weder Herrn von Heuglin noch Munzinger gelungen sei, so außerordentlich wichtig und lehrreich die Nachrichten derselben, von denen der eine sich nach Westen wandte und das Marebgebiet und die längs des Atbara nach Chartum führenden Wege erforschte, während der andere, Heuglin und sein Begleiter Steudner nach Abessinien vordrangen, auch an und für sich sein mochten. Man befand sich unter diesen Umständen zur Zeit, als ich Anfangs 1862 in Gotha eintraf, in den betheiligten Kreisen in einer Art von enttäuschter Stimmung.

Gegen Ende Januar hielt Herr Dr. Petermann einen öffentlichen Vortrag, in welchem die gesammten neuesten Entdeckungsreisen aufs Gründlichste beleuchtet und die Wunder und Schönheiten der Bogosländer in fast schwärmerischer Weise besprochen worden waren. Es wurde viel und lebhaft über die neuesten Reisen discutirt, und mein Eifer bei der Sache schien die Herren einzuladen mir selbst vorzustellen, daß ich meine bewährte Reiselust hier mit den besten wissenschaftlichen Zwecken, und vor Allem auch mit den größten Reizen der Jagd zu verbinden in der Lage wäre, wenn ich mich an die Spitze einer kleinen Expedition in jene Tropenländer stellen wollte. Der Umstand,

daß in unserer Gesellschaft sich ein so bewährter Reisender, wie Gerstäcker befand, der die ganze Welt gesehen, Afrika aber noch nicht kannte, trug einiges dazu bei, das Abenteuer noch verlockender zu machen. Die Anwesenheit meiner beiden Neffen, des Fürsten Hermann Hohenlohe und des Prinzen Eduard Leiningen, welche mit der Raschheit der Jugend ihre Theilnahme sogleich erklärten, beschleunigte meinen Entschluß, sofort eine Reisegesellschaft zu bilden.

Wenn es nun auch nicht geradezu mein Zweck sein konnte, etwas zur Auffindung Vogels zu thun, so schien es mir doch möglich, manches über das Geschick der deutschen Reisenden in Afrika zu erfahren, und jedenfalls war es erwünscht, durch persönliche Anschauung Genaueres festzustellen, vielleicht selbst von Aegypten und der Ostküste einiges Fördernde zu vermitteln.

Hierbei kam auch noch die von mir und meinem Bruder gegründete ornithologische Sammlung in Coburg in Betracht. Wir hatten dieselbe im strengsten Sinne des Wortes persönlich seit unsern Knabenjahren geschaffen; nun konnte die Vermehrung und Vervollständigung derselben nicht besser gefördert werden als durch eine Reise in die Gebiete nördlich von Abessinien, welche naturhistorisch damals noch äußerst wenig ausgebeutet waren. In dieser Rücksicht wählte ich außer Gerstäcker und dem Maler Kretschmer auch Herrn Dr. Brehm zu meinem Begleiter.

Nachdem ich einmal den Entschluß gefaßt hatte, mit meiner Reisegesellschaft, welche schließlich auf 22 Personen, Herren und Frauen, Diener und Dienerinnen gestiegen war, die Freuden und Leiden der heißen Zone zu erfahren, wurde rasch der Reiseplan entworfen und sofort die nöthige Vorbereitung getroffen. Sowohl die Königin von England, als der Vicekönig von Aegypten und der Sultan durch Vermittlung des Großveziers, waren zuvorkommend bereit, die Reise auf alle Weise zu erleichtern.

Der Plan war folgender: Ueber Wien nach Triest, von da auf einem Dampfboot der Lloydgesellschaft nach Alexandrien. Nur eine kurze Zeit war für Unterägypten und eine Nilfahrt bis nach Theben in Anschlag gebracht; das eigentliche Ziel aber sollte Massaua sein, welches von Suez aus auf einem englischen Schiffe zu erreichen war.

Von Massaua war bestimmt, durch die Wüste Samhar und die Gebirge der Habab zur Hochebene der Mensa vorzudringen, von da sollte in nordwestlicher Richtung zu den Bogos gewendet werden. Keren war der äußerste Punkt, welcher in der für die Reise disponiblen Zeit erreicht werden konnte. Das in Gotha nach sorgfältiger Berathung, an welcher Dr. Petermann Theil nahm, festgestellte Programm wurde, wie sich zeigen wird, auf das Sorgfältigste ausgeführt.

Da die Reise auch für Damen besonders in Betreff des ersten auf Aegypten sich beziehenden Theils so viel des Anziehenden darbot, so entschloß ich mich trotz aller erhobenen Bedenken, dem Wunsch der Herzogin uns zu begleiten, nachzugeben. In ihrem Gefolge waren Major von Reuter und Frau, Frau Brehm und Fräulein Meßmer.

Bevor ich indessen die weite Reise antrat, begab ich mich noch Anfangs Februar auf einige Tage nach Berlin, wo ich den Majestäten sowie den Kronprinzlichen Herrschaften die traurige Berichterstattung über meinen schweren Gang nach England schuldig war, welcher der letzten Ehre des theuern Bruders gegolten hatte. Seiner untröstlichen Tochter konnte ich nur ein schwaches Bild von dem Erlebten geben, und diese Erinnerungen erleichterten mir nicht den eigenen Abschied, da man sich doch sagen mußte, die Reise gehörte nicht zu jenen, für welche die stärksten Garantien des Wohlergehens gegeben sind.

Auch in größeren Kreisen wurde unterdessen die Nachricht von meiner afrikanischen Expedition verbreitet. Vielen schien es unbegreiflich, daß ich mich in einer Zeit, wo alle politischen Angelegenheiten, an denen ich den regsten Antheil genommen hatte, gleichsam spruchreif werden konnten, auf unbestimmte Zeit aus dem Vaterlande hinwegbegeben wollte. Unter denen, welche also dachten, und die mich in Folge des Gerüchtes von der Reise mit abmahnenden Zuschriften überhäuften, war ohne Zweifel der interessanteste Wilhelm Rüstow. Mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden stilistischen Kraft suchte er mich zu überzeugen, daß ich durch meine Reise einen großen politischen Fehler beginge.

Man war etwas zu sehr geneigt, allen meinen Schritten, ja selbst einer in ihrer Entstehung so sehr erklärlichen und ansprechenden Reise, irgend welche politischen Motive unterzuschieben. Das war der Charakter jener Zeit; ein Mann wie Rüstow würde es als eine Vernachlässigung seiner politischen Pflichten gehalten haben, nicht seine Stimme zu erheben, wenn ein Fürst, von dem er mit Recht oder Unrecht einen regen Antheil an den vaterländischen Angelegenheiten voraussetzte, etwas Ungewöhnliches, wie eine „Reise zu den Hottentotten", wie er sich wenig exakt ausgedrückt hatte, unternahm.

Bevor man sich indessen noch die Gründe zurechtgelegt haben mochte, welche meine alte Wanderlust in dieser Zeit neu erweckten, war unsere illustre Reisegesellschaft bereits im Begriff, nicht allein dem europäischen Leben und Weben, sondern selbst den vaterländischen Moden in Kleidung und Nahrung für eine Weile zu entsagen. Denn schon am 21. Februar verließen wir Coburg, um nach kurzem Aufenthalte in Wien und Triest uns nach Alexandrien einzuschiffen.

Wir hatten den Lloyddampfer Archiducessa Carolina fast ausschließlich in Beschlag genommen, so daß derselbe nur für wenige Mitreisende noch Platz hatte. Donnerstag den 6. März früh Morgens lag die niedrige gelbe Küste Aegyptens vor unseren Blicken. Man sah den Leuchtthurm von Alexandrien über den Schiffen vor dem Hafen, die Säule des Pompejus und die Nadel der Kleopatra. Nach sieben Uhr erschien in einem kleinen Kutter ein arabischer Lootse, um uns den Weg durch die gefährliche Einfahrt in den Hafen zu zeigen. Die weite Stadt mit ihren flachen Dächern und ihren Palmen, mit dem Mastenwald in ihrem Hafen und den Forts, die sie vertheidigen, kam näher und näher.

Ich wurde in Alexandrien und Kairo als Gast des Vicekönigs fürstlich empfangen und mit Frau und Gefolge in dessen wahrhaft königlichen Palästen bewirthet. Wir eilten aber schon am Freitag den 8. mit dem uns zur Verfügung gestellten Extrazuge nach Kairo, wo man sich zum Unterschiede von Alexandrien plötzlich in der Culturwelt des Orients befand. Heute würde man den meisten Lesern, wenn nicht selbst Gesehenes und Erlebtes, so doch wenigstens durch Bild und Beschreibung Wohlbekanntes wiederholen müssen, wenn man sich auf eine Darstellung unseres Aufenthaltes im eigentlichen Aegypten einlassen wollte. Indessen möchte man um keinen Preis auf die großartigen Erinnerungen verzichten, die man von den Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten des alten Wunderlandes der Pharaonen gesammelt hat, und nur deshalb will ich mich hier der eingehenden Schilderung unserer Erlebnisse enthalten, weil ich schon an einem anderen Orte früher einmal meine Reise in allen Einzelheiten geschildert habe*).

Inzwischen hatte ich in Kairo sorgfältige Erkundigungen über Massaua und die Bogosländer einzuziehen begonnen und war von vielen Seiten vor dem gewagten Unternehmen einer Reise dahin auf das Eindringlichste gewarnt worden. Insbesondere hielt man es für ganz unmöglich, daß die Damen uns begleiten könnten, denn gegen unsere ursprüngliche Absicht, dieselben in Massaua zurückzulassen, während wir in das Innere des Landes vordringen wollten, erhob sich das Bedenken, daß das Klima dieses Ortes Europäern allzu gefährlich wäre. Der österreichische Consul Gerhard in Kairo und der bekannte deutsche Arzt Dr. Billharz, der seit einigen Jahren an der Spitze des Medicinalwesens in Aegypten stand, zeigten dagegen große Lust, uns zu begleiten, und sie waren bald entschlossen meiner Einladung zu folgen.

*) Als Manuscript gedruckt, und in der Litteratur der Afrikaforschung nicht unbekannt geblieben; ich benutze diese Arbeit in der folgenden Darstellung nur in ihren Haupttheilen.

Um für unsere Damen ein passendes Unterkommen in der Nähe von Massaua an einem weniger ungesunden Orte ausfindig zu machen, ersuchte ich den Dr. Brehm vorauszureisen. Er nahm gleichzeitig den Auftrag mit, alle nothwendigen Vorbereitungen für unsere eigene Expedition in die Bogosländer zu treffen.

Unterdessen konnten wir anderen Reisenden die projektirte Fahrt an den oberen Nil unternehmen und fanden Zeit, die vielbesuchten Stätten der ältesten Cultur mit aller möglichen Bequemlichkeit kennen zu lernen. Ein prächtig ausgestattetes kleines Dampfschiff mit einem ins Schlepptau zu nehmenden Dehabijeh, einem mittelgroßen Segelboote, harrte unser in der Nähe von Bulak. Ein Haushofmeister des Vicekönigs, begleitet von Dienerschaft, ging mit uns an Bord, als wir am 9. März auf den beiden Fahrzeugen die Reise antraten. Schon am 16. waren wir in El Uksor angelangt. Hier und in dem nahen Karnak verblieben wir so lange als nöthig war, um die eigenthümliche Ruinenwelt des alten Theben und die Memnonssäulen zu besuchen. Erfreulich war daselbst auch das Zusammentreffen mit dem Prinzen von Wales, welcher zu derselben Zeit die Nilfahrt machte und eben auf der Rückreise von den Katarakten begriffen war. Am 20. März waren wir alle glücklich in Kairo wieder angelangt. Es galt sich nun zu größeren und ernsteren Anstrengungen vorzubereiten.

Bald nachdem wir in dem reizend gelegenen Gartenschloß Kasr En Nuscha an der Straße nach Schubra, welches bei unserer ersten Ankunft in der Hauptstadt dem Prinzen von Wales zur Verfügung gestellt gewesen, abgestiegen waren, erhielten wir die Nachricht, daß die englische Fregatte Odin in Suez zu unserer Verfügung stände. Die Königin hatte befohlen, daß dieses Schiff, welches soeben eine japanesische Gesandtschaft nach Europa gebracht hatte, uns von Suez nach Massaua bringen sollte, wo eine andere königliche Fregatte zu unserm Schutze vor Anker liegen blieb.

Am 24. März begaben wir uns auf der seit einiger Zeit eröffneten Eisenbahn nach Suez. Indessen waren wir daselbst dem Commandanten des Odin, Lord John Hay, immer noch zu früh angekommen, da er den Wunsch hegte, sein Kriegsschiff so bequem wie möglich für den Transport so vieler, wie er meinte, verwöhnter Touristen einzurichten. Ich vermochte mich jedoch nicht zu entschließen, in Suez zu verweilen, sondern sprach den Wunsch aus, noch am Tage unserer Ankunft an Bord zu gehen.

Lord John Hay war so freundlich, wirklich am selben Abend sofort nach unserer Einschiffung die Anker zu lichten. Die Fahrt ins rothe Meer bot in den ersten Tagen manches Interesse und einen malerischen Anblick der Küsten-

gebirge im Osten und Westen. Zwei Welttheile lagen zur rechten und zur linken vor unsern Blicken, als wir den Golf von Suez verließen und an den sich gewaltig emporthürmenden Granitbergen der Sinaihalbinsel vorüber die Grenze des eigentlichen rothen Meeres bei der wüsten Insel Dschubal überschritten. Donnerstag den 27. März passirten wir den Wendekreis des Krebses, zwei Tage später stieg aus der weiten Wasserfläche eine Anzahl größerer und kleinerer Inseln empor und am westlichen Horizonte erschienen die Bergzüge von Abessinien und die Stufenschichten der Alpen von Habab. In Kurzem war das Ziel unserer Meerfahrt erreicht.

Massaua in Sicht, rief unser liebenswürdiger Commodore und zeigte rechts voraus über den Starbord-Bug. Alle eilten auf das Verdeck; man konnte mit unbewaffneten Augen auf der glänzenden Korallenküste eine Reihe weißer Punkte erkennen. Als wir uns näherten, nahmen diese die Gestalt von kleinen, flachen weißen Gebäuden an, bald ließ sich eine kleine Mosquitoflotte von Küstenfahrern erkennen, dazwischen erhoben sich die schlanken Maste und der schwarze Rumpf eines europäischen Schiffes, auf dem das geübte Seemannsauge sofort die englische Flagge erkannte. Noch einiger Minuten bedurfte es, um das Fahrzeug als einen englischen Kriegsdampfer zu bezeichnen; es war die Dampf-Fregatte „Victoria", früher der ostindischen Compagnie angehörend, welche von der englischen Admiralität nach Massaua beordert worden war, uns während des Aufenthaltes an der abgelegenen Küste Schutz zu leisten, sowie nach Beendigung unserer Expedition uns nach Suez zurückzuführen. Nach einer Stunde ging der „Odin" neben der „Victoria" vor Anker.

Massaua ist auf einer kleinen Korallen-Insel erbaut, die Insel von der Länge einer halben englischen Meile, von beinahe einer Viertelmeile Breite, zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Die westliche Hälfte trägt die Stadt, die östliche den muhamedanischen Begräbnißplatz; auf der nördlichen Spitze lag ein kleines verfallenes Fort, von dem die türkische Flagge wehte. Die Stadt Massaua war damals Hauptort für das der Pforte untergeordnete abessinische Küstenland und die Inseln des Archipels von Dáhlak; der Sitz eines Kaimakan, dem drei Compagnien regulärer Infanterie, einige Baschi-Boschuk und Artilleristen beigegeben waren. Europäische Consuln waren erst in den letzten Jahren dort von England, Frankreich und Oesterreich angestellt worden. Heute ist Massaua als Pforte des Handels für beinahe ganz Abessinien sowie vermöge seiner strategisch wichtigen Lage Gegenstand der Aufmerksamkeit aller europäischen Staaten.

Die Bevölkerung der Stadt mag damals 5000 Seelen betragen haben, sie war beinahe ausschließlich muhamedanisch. Die Ureinwohner gehören der

äthiopischen Race an. Außer den Muhamedanern bewohnt ein großer Theil Gallas und Abessinier die Stadt, welche, insofern sie nicht, wie die Muhamedaner, Kaufleute sind, sich vom Fischfang und Lasttragen nähren, besonders vom Herbeischaffen des Trinkwassers, welches zu Massaua fehlt.

Die Ebene zwischen dem Meere und den abessinischen Gebirgen, unter dem Namen Samhar bekannt, liefert Gummi, Butter, Schmalz und Häute. Jährliche Karawanen-Züge aus Central-Afrika bringen zu den Produkten Abessiniens auch die Erzeugnisse noch kaum entdeckter Länder auf den dortigen Markt.

Es dürfte nicht uninteressant sein, ehe wir uns zur Umgegend von Massaua wenden, einigen Bemerkungen Raum zu geben über die Geschichte des Bodens, den wir nun für einige Wochen betreten sollten.

Man weiß, daß das abessinische Kaiserthum sich im Mittelalter von den Gallas bis zum Meere erstreckte und selbst nach Jemen seine siegreichen Waffen trug. Es wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert durch die unaufhörlichen Angriffe der Gallas und den neuen Aufschwung, den der muhamedanische Glaubenseifer in derselben Zeit nahm, in seine jetzigen Grenzen zurückgedrängt. Die Türken bemächtigten sich darauf Massauas und der Küste. Von den Eingeborenen, die dem Islam und den neuen Trägern desselben sich günstig zeigten, waren die ersten Bewohner Arkikos die Belau. Als der türkische Pascha im Verein mit ihnen die Eroberung vollendet hatte und sich anschickte, nach Djidda zurückzusegeln, ließ er einige hundert Türken als Garnison auf der Insel zurück, stellte aber diese und das Festland unter den Häuptling der Belau, der den Namen Naib (Stellvertreter) erhielt.

Aber die wachsende Macht des Naib wurde der Pforte sowie den Stämmen der Samhar überlästig. Zwischen 1840 und 1850 wurde durch Gewalt der Waffen diese absonderliche Macht des Naib gebrochen. Seitdem hätte er sich wohl wieder aufschwingen können, allein es fehlte in der Familie die Einigkeit. Spaltungen über die Erbfolge, welche stets vor das türkische Tribunal gebracht wurden, das nie vollständig entschied, brachten die Familie an den Abgrund, sie verarmte und wurde von dem Pascha von Massaua abhängig.

Im Jahre 1854 entstanden neue größere Zerwürfnisse in der Familie des Naib, einzelne Mitglieder griffen sogar zu den Waffen. Die türkische Regierung trat bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und mancherlei Blutvergießen fand Statt. Bei unserer Ankunft war der Friede so ziemlich wiederhergestellt.

Die Zwistigkeiten zwischen der Familie des Naib, dem Pascha und den tributären und nichttributären Völkerstämmen traten jedoch bald in den Hintergrund gegenüber dem Ungewitter, das aus Südwest hereinzubrechen drohte, der zunehmenden Macht des abessinischen Reiches und den Erfolgen des Kaisers

Theodorus. Und doch, in widersprechender Gegenwirkung breitet sich der Islam in Afrika von Norden nach Süden, von Osten nach Westen immer noch merkwürdig aus. Wie er seit Jahrhunderten auf den Trümmern der antiken und altchristlichen Wissenschaft und Sitte seine Moscheen baute und bei dem allmählichen Untergange des altorientalischen Christenthums und aller selbständigen Kraft und individuellen Freiheit den unbedingten Glauben in Scene setzte, so tritt hier in Afrika sein Recht zur Existenz als Ausdruck des orientalischen Pharisäerthums erst recht hervor.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die Bevölkerung selbst, so hatten wir es mit vier Völkerstämmen zu thun, denen wir in dem Lande begegneten, das wir zu betreten im Begriff standen: den Schohos, den Beduanstämmen der Mensa, denen der Habab und den Bogos.

Die Schohos. Munzinger sagt, wenn man eine gerade Linie von Massaua nach Halay zieht und eine ihr parallele vom Golf von Buri gegen das Hochgebirge und beide unten vom Meere und oben von der natürlichen Grenze, der abessinischen Bergkette, schneiden läßt, so umschließen diese Linien das Gebiet der Schohos, die in mehrere Stämme getheilt sind.

Sie haben keine bleibenden Dörfer. Ihre Farbe ist dunkelbraun, die Physiognomie ist wild und charakteristisch, nicht negerhaft typisch. Die einfache Lebensweise und Sittenreinheit macht sie kräftig und gibt ihnen jugendliches Aussehen. Schönheit findet man meist nur unter den Frauen. Nicht gewöhnliche geistige Befähigung zeichnet sie aus, dabei sind sie schlau und vorsichtig. Gastfreundschaft ist im ausgedehntesten Sinne bei ihnen zu Hause. Ihre Hauptnahrung ist Milch und Durha-Brod. Die Schohos sind vollständige Republikaner; Jeder thut, was er will, wenn auch jedes Dorf seinen Richter hat.

Die Beduan der Samhar sind oft mit Arabern und Schohos vermischt. Die Gesichter der Beduan-Stämme, der Mensa und der Habab, sind wohlgestaltet, der Körper leicht und gewandt. Die Frauen zeichnen sich durch Feinheit des Baues und wahrhaft classische Gesichtszüge aus. Sie bewohnen zwar feste Dörfer, doch zieht ein großer Theil der Stämme mit den Heerden umher, gleich den Schohos.

Der Beduan ist ruhig, intelligent, wenn auch ohne geistige Regsamkeit, er ist sinnlich und kennt kein ideales Glück, er ist weniger verschlossen als der Schoho, artig und gesprächig und weiß seine schlechten Eigenschaften unter schmeichelnden Worten zu verbergen. Das sittliche Bewußtsein steht bei ihm viel tiefer als bei den Schohos. Die meisten Beduan sind mit der Zeit Muhamedaner geworden, die Mensa machen, wie schon oben erwähnt wurde,

eine Ausnahme hiervon. Obgleich sie eben nicht kriegerischer sind, als andere Stämme, so gehen sie stets bewaffnet mit Speer, Schild und Schwert.

Westlich von den Mensa leben die Bogos, diesen ähnlich an Gestalt und Sitte, mehr Hirten als Ackerbauer. Im Westen sind sie von den rauhen Bergen von Barka, im Süden von Hamasan, im Norden von Habab begrenzt, ihre Wohnsitze gehören einem abgeschlossenen Hochlande an.

Wir haben nur auf unserem Ausfluge von Mensa nach Keren, beim Ueberschreiten des Ainsaba, ihr Gebiet betreten.

Nun zurück zu Massaua und seiner Umgebung. Vom Verdeck unseres Schiffes bot sich gen Westen eine herrliche Aussicht auf die weithin ausgedehnte Kette der abessinischen Gebirge, die, ungefähr zwanzig englische Meilen vom rothen Meere entfernt, zwischen 7 und 10 000 Fuß hoch, westlich von Massaua sich hinzieht. Sie scheint dem Auge parallel mit der Küste zu laufen, und obwohl sie sich, von fern gesehen, wie plötzlich aus der Ebene erhebt, so ist die Steigung durch zahlreiche Vorgebirge vermittelt, die den Raum zwischen dem Meere und dem Gebirge ausfüllen und nach und nach, je mehr sie nach Norden fortschreiten, von der Küste zurücktreten und nördlich von der Inselstadt einer Wüste Platz machen, die mit wenig Undulationen sich von Beremi bis an den Fuß des Gebirges, unter den Namen Schäb- und Kedked-Wüste erstreckt.

In einer Ausdehnung von kaum drei Tagereisen bietet sich der Contrast des Südens und Nordens, der tropischen Hitze und eines kühleren Bergklimas, der todten Wüste und des lebensvollen Hochgebirges dar.

Diese Contraste sind durch die ebengenannten Vorgebirge vermittelt, die aber nicht ununterbrochen aufsteigende Terrassen bilden, sondern sich nach allen Seiten in Thalgründe herabsenken und verlaufen.

Dadurch erhalten wir in engbegrenztem Rahmen die mannigfaltigsten Bodenformen: Wüsten von spärlicher Vegetation, arm an Wasser mit vielen Salzhaiden, meist mit Dornenbäumen bestanden, im Winter aber von üppiger Vegetation bedeckt; Thäler mit fruchtbarem Boden; Schluchten der Waldströme, die in der Regenzeit vom Hochgebirge hinunterbrausen und natürliche Zugänge zu dem Gebirge bilden; trockene, zerklüftete und baumlose Vorberge; endlich das Hochgebirge mit seiner Alp und europäisch-kaltem, durch die Tropenzone gemildertem Klima, mit ewigem Grün ohne Schnee.

Unsere Blicke ruhten aber nicht allein auf den fernen Gebirgen, sie wurden mannigfach in Anspruch genommen von dem regen Treiben, das bald um uns stattfand, nachdem wir die Anker ausgeworfen. Die üblichen Salutschüsse von der türkischen Batterie und von der „Victoria“ brachten die ganze Gegend in Aufruhr. Die Küste und Inselstadt wimmelte von schwarzen nackten Figuren.

Bereits waren abenteuerliche Berichte über unsere Ankunft in jene Gegend gekommen, auch mochte der Anblick zweier mächtiger Kriegsdampfer und die ungewohnte Kanonade die Einwohner in Erstaunen setzen. Eine Menge kleiner Boote ruderten auf uns zu, bald erschien auch der Gouverneur von Massaua, Pascha Pertovo Effendi, der englische Consul Mr. Cameron, der den Befehl hatte, uns auf unserer Expedition zu begleiten, und der Commandeur der „Victoria", Mr. Chitty.

Dem Pascha, einem fein gebildeten Orientalen, der etwas französisch sprach, übergab ich den Firman des Sultans, die beiden anderen Herren meldeten sich bei uns. Ich ergreife hier die Gelegenheit, allen drei Persönlichkeiten, die mit einander wetteiferten, unsere Expedition zu erleichtern, und uns in jeder Weise mit aufopfernder Liebenswürdigkeit entgegenkamen, unsern herzlichsten Dank zu sagen.

Bei einem copieusen und heitern Frühstück in der Kajüte unseres Commodore wurde sofort die nähere Bekanntschaft eingeleitet.

Nach beendigtem Frühstück wurde in Gemeinschaft mit Mr. Cameron und dem Consul Gerhard der Reiseplan festgestellt. Es wurde beschlossen, für die Herzogin mit ihrer Begleitung in dem nur vier englische Meilen von Massaua entfernten Dorfe M'Kullu ein Unterkommen herzurichten und das, was bereits in dieser Hinsicht geschehen war, zu besichtigen; wir Uebrigen sollten nur auf einen Tag unser Zeltlager dort aufschlagen, die geringen Vorräthe theilen und die letzte Hand an die Ausrüstung zur Weiterreise legen. Zu dem Ende ward nothwendig, daß ich mich sofort an Ort und Stelle begab, um die nöthigsten Dispositionen zu treffen.

Trotz der bereits glühenden Hitze ward der Aufbruch sogleich beschlossen. Der Pascha sorgte für nöthige Maulthiere, und, von einigen Herren begleitet, ruderte ich schon nach einer Stunde dem Festlande zu. Kaum hatte mein Fuß das Korallenriff betreten, welches einen Theil der Ufer des Golfs von Arkiko bildet, so zog meine Blicke weniger die nackte Jugend auf sich, die neugierig unsere Maulthiere umgab, als vier prächtige Pelikane, welche, größer als Schwäne, getrost um die vorstrebenden Klippen herumsegelten. Das Terrain zum Anschleichen war so günstig, daß es mir gelang, auf Schußweite den riesigen Vögeln nahe zu kommen. Auf zwei machte ich eine Doublette und den dritten erreichte beim Aufstehen gleichfalls noch ein wohlgezielter Schuß. Die wilde Jugend stürmte herbei und stürzte sich, ohne auf meinen Wink zu warten, in die Fluthen, um besser als Wasserhunde die drei prächtigen Vögel ans Land zu bringen. Ich hatte Pelicanus rufescens erlegt, der in den südlichen Theilen des Rothen Meeres häufig vorkommt, jedoch sich nicht einmal nach Nord-

Aegypten verliert und mit dem dort vorkommenden, nicht unähnlich sehenden Pelikan nicht zu verwechseln ist.

Der Weg von der Küste nach dem west-nord-westlich gelegenen M'Kullu führt zuerst durch eine bei Springfluthen mit Seewasser bedeckte Lagune und dann über eine buschige Niederung hin.

Wir legten ihn in anderthalb Stunden zurück. Der Ort selbst besteht aus einer Menge zerstreut liegender Binsen- und Strohhütten, welche in einem Thale, von niederen Hügeln umgeben, eine dorfartige große Niederlassung bilden. Die beiden Ortschaften Otumlu und Saga heißen jetzt M'Kullu. Die wenigen Europäer Massaua's haben sich dort einfache Hütten gebaut, um in den meisten Monaten des Jahres kühlere Luft und zuträglicheres Wasser zu genießen. Der erste Europäer, der sich dort niederließ, war der frühere französische Consul Degoutin. Er erbaute mit eigner Hand ein kleines Haus, welches 1848 von der Lazaristen-Mission angekauft und zur Kirche umgewandelt wurde. Daneben entstanden noch drei Niederlassungen, die mit ihren zahlreichen Strohhütten fast ein Dorf bilden. Die Europäer haben für die Ausstattung ihrer kleinen Colonien jedoch wenig gethan, ihre Häuser sind nur wenig besser, als die der Beduan, und obgleich um die Hütten herum Lorbeerrosen, Senna und Baumwolle in Menge zu finden sind, so ist eine eigentliche Cultur doch nicht sichtbar; es fehlt an größeren Bäumen, die vor der Sonnengluth schützen können.

Wir lenkten unsere Schritte zunächst nach dem Strohhause des englischen Vice-Consuls Mr. Walker, welcher mit seiner jungen Frau erst seit einigen Wochen dieses Prachtexemplar central-afrikanischer Strohpaläste errichtet hatte und gütig bereit war, der Herzogin denselben zu überlassen. Das Haus lag inmitten einer kleinen hainartigen Anpflanzung, die von einem hohen Dornen-Wall (Eral) umgeben war. Die Bäume gleichen großen Spargelpflanzen und sollen aus Samen gezogen sein, den man von Brasilien her importirt hat. Ich konnte nie ihren botanischen Namen erfahren, wahrscheinlich waren es Parkinsonien.

Das junge Ehepaar empfing mich auf das Freundlichste; es hatte das Haus bereits mit Allem hergerichtet, was etwa ein Engländer auf seinen Reisen mit sich führt. Freundliche indische Kaufleute waren in ihrer Galanterie so weit gegangen, nicht unwerthvolle Stoffe an den vollständigst durchsichtigen Strohwänden anzubringen. Das Haus bestand aus drei Räumen, welche beliebig zu allen Zwecken verwendet werden konnten. So primitiv auch die Niederlassung zu nennen war, und so wenig Comfort zu einem längeren Aufenthalte sie darbot, so machte das Ganze doch einen befriedigenden Eindruck; ich hatte noch weniger erwartet. Unsere Damen hatten ja gefordert und versprochen, mit Allem und Jedem zufrieden sein zu wollen. Walkers selbst hatten für sich

ein kleines Zelt in der Nähe aufgeschlagen. Eine provisorische Küche war ebenfalls nicht vergessen, blieb jedoch stets die Ursache vielen Kummers unsers deutschen Kochs.

Nach einigen Stunden trat ich, fast in Schweiß gebadet, den Rückweg nach den Schiffen wieder an; doch welche Eindrücke hatte ich schon in so kurzer Zeit aufgenommen. Pflanzen, Thiere, selbst Bodenbildung und Gestein, alles erschien neu, zumeist unbekannt. Hier folgten meine Blicke kleinen und großen Vögeln, deren Namen und Gattungen ich nicht zu nennen wußte; dort flatterte ein fremdartiger Schmetterling im buntesten Kleide auf seltsamen Pflanzenformen; hier wieder lag eine Menge blendendweißer Steine wie ausgestreut umher! War es Kalkspath oder Kiesel, hatte ihn Menschenhand oder die uralte Arbeiterin Natur vor mir ausgebreitet? Waren es Trümmer alter Bauten, oder Trümmer herabgeschwemmten Felsgesteins?

Aber während neue Bilder, Formen und Eindrücke sich schnell und massenhaft drängten, brannte die Sonne so unerbittlich, daß ich trotz indischen Helms und weißen Sonnenschirms ihre Strahlen beinahe unerträglich fand. So erreichte ich das Ufer wieder, die blaue Fluth, und in wenigen Minuten unsere Fregatte. Da gab es zu berichten und zu erzählen! M'Kullu wurde einstimmig als Niederlassung adoptirt und auf den nächsten Tag der Um- und Einzug fest bestimmt.

Die auf dem Schiff Zurückgebliebenen waren auch thätig geworden; auch sie fuhren ans Land, um einen kleinen Streifzug zu machen.

Besonders zog der Meeresgrund, der bei geringer Tiefe und dem ruhigen Wasser genau zu erkennen ist, die Aufmerksamkeit an; auch er besteht zum großen Theile aus Korallen, in denselben reizenden Formen, wie sie auf den Südsee-Inseln anzutreffen sind. Die zarten Schößlinge der weißen, sehr porösen Koralle bilden sich zu kleinen Bäumen und Sträuchern, ja ganzen Waldungen, die in der über ihnen schaukelnden Welle hin und her zu schwanken scheinen. Seesterne und Seeigel liegen dazwischen und manche weiße leuchtende Muschel, und kleine rothe, blaue, grüne, gefleckte, gestreifte Fischchen zucken und schießen in diesem Gewirr von schimmernden Zweigen und Aesten herüber und hinüber und bieten ein wahrhaft wundervolles Schauspiel.

Zum Landen sind diese Korallen aber nichts weniger als angenehm, denn ihre ausgezweigten Aeste ragen überall bis fast zur Oberfläche empor, so daß ein tief gehendes Seeboot hängen bleibt, wohin es auch den Bug dreht und wendet. Es ist auch endlich wirklich gezwungen, den gewöhnlichen Landungsplatz aufzusuchen, wo von Korallenblöcken eine Art Werft aufgebaut ist. Hier hatten sich schon eine Menge von Eingeborenen gesammelt, die eben von Massaua herüber gekommen waren und in ihre Heimath nach M'Kullu zurückkehren

wollten. Es waren schlanke, dunkelbraune, fast schwarze Gestalten, mit allen Arten von Haaren und Haarfrisuren. Einige hatten weiches, Andere wolliges Haar, aber dabei mit hübschen, oft edlen Gesichtszügen und zurückhaltendem, fast scheuem Wesen.

Es war spät geworden, ehe wir Alle wieder auf dem Verdeck zusammentrafen, die Nacht war heiß und schwül, und längst umgab uns tiefe Dunkelheit, ehe die einzelnen Parteien ihre Cajüten aufsuchten.

Kaum stieg die Sonne aus der blauen Fluth empor, als auch schon rege Thätigkeit auf dem Schiff begann. Effecten und Vorräthe wurden ausgeladen, auf das nahe Ufer übergeschifft und dort, unter mancherlei Gezänk und Geschrei der Eingeborenen, auf die bereit gehaltenen Kameele gepackt. Voraussichtlich mußte diese Arbeit den ganzen Vormittag währen, und so entschlossen sich meine beiden Neffen, mich auf einer kleinen Excursion nach der Insel Scheck-Said zu begleiten.

Wir wollten dieses verlassene und nur mit dürftigen Schora-Bäumen bewachsene Eiland, welches mitten in der seichten Lagune des Golfs gelegen ist, zum Besten unsrer Sammlungen untersuchen, indem vorauszusehen war, daß dort allerhand Geflügel wohnen mußte. Nicht ohne oft auf den Grund zu fahren, gelangten wir nach einer halbstündigen Fahrt, auf einem der kleinsten Schiffs-Boote, an Ort und Stelle. Die ganze Insel hat ungefähr die Länge einer englischen Meile, bei einer Breite von gegen achthundert Schritten. Auch sie besteht aus reinem Madreporen-Kalk, und ein breiter, schlammiger Gürtel zieht sich an ihrem bewachsenen Ufer hin. Einige Pelikane und verschiedene Arten größerer und kleinerer Strandläufer stiegen sofort vor uns auf, konnten jedoch nicht zum Schuß gebracht werden, dagegen wurde unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch eine nicht unbedeutende Menge der größten Raubvögel, welche die niederen Bäume umkreisten und sich ab und zu aufstellten. Wir vertheilten uns, und bald krachten unsere Schüsse von allen Seiten. Als wir am Landungsplatz uns wieder trafen, waren gegen neun Stück dieser riesigen Raubvögel erlegt; ich selbst hatte drei geschossen, von denen der eine sechs Fuß von einer Flügelspitze zur andern spannte. Das Gefieder war braun, der ganze Hals und Kopf nackt, mit einem weißlichen Flaum bedeckt. Es war Neophron pileatus, der, wie wir später zu beobachten die Gelegenheit hatten, in großer Menge in der Samhar sowohl, als in den Gebirgen anzutreffen war, und noch vielfach von uns erlegt wurde. Die Vögel waren gerade im Begriff zu brüten, daraus erklärte sich die große Menge und die Scheuheit derselben. Die Schwüle und die unerträgliche Hitze bei bedecktem Himmel, sowie die widrige Ausdünstung der Lagune trieb uns nach dreistündiger Jagd auf das Schiff zurück.

Gegen vier Uhr waren die Vorbereitungen zum Abmarsch beendet, und so ruderte denn, unter den Salutschüssen der Schiffe und dem Hurrah der Matrosen, die ganze Reise-Gesellschaft dem Ufer zu. Lord John Hay, begleitet von einem seiner Officiere Mr. Fitz-Roy, gab uns das Geleite.

Am Ufer gab es nun eine bunte Scene. Kameele und Maulthiere in Menge da, ebenso viele Eingeborene; Alles lief und schrie untereinander, und nicht ohne Mühe gelangten endlich Herren und Damen in den Sattel, ein gewaltiger Zug in den abenteuerlichsten Costümen, Alle in der froheſten Laune, voller Hoffnung und Erwartung.

Schon neigte sich der Tag seinem Ende zu, als die Gesellschaft auf dem gestern von mir zurückgelegten Wege M'Kullu und die beiden kleinen Niederlassungen erreichte.

Der Eindruck, den die dürftigen Behausungen sowohl, wie der ganze ungewöhnliche Zustand aller Niederlassungen in der dürren Steppe machte, war ein sehr verschiedener, da wohl ein Jeder aus der Gesellschaft sich ein Bild des oft genannten Orts zurechtgemacht hatte. Ich fürchte, daß Einige von uns hart enttäuscht waren, und besonders diejenigen, unsere Damen mit eingeschlossen, deren Schicksal es war, wochenlang an dem einsamen Orte auszuhalten.

Die Herzogin allein war vollkommen zufrieden; sie erwartete keine Bequemlichkeit und freute sich im Voraus auf das gänzlich ungewöhnliche Leben, das jetzt beginnen mußte.

Es würde schwer sein, die Unordnung zu beschreiben, welche in den ersten Stunden unserer Ankunft an dem wüsten Platz eintrat; dennoch gelang es der angestrengten Arbeit Aller, bevor es Nacht war, einige Ordnung herzustellen und rings um die Hütte der Herzogin herum unsere kleinen Zelte aufzuschlagen; auch wurde, nachdem man sich, allerdings nur für 24 Stunden, nothdürftig eingerichtet hatte, der verunglückte Versuch zu einem Souper gemacht, an dem Grillen, Heuschrecken und Käfer aller Art als ungebetene Gäste in Schaaren Theil nahmen und mehr Wohlgefallen zu haben schienen, als die hungrigen Reisenden. Trotzdem war die Stimmung eine gehobene. Lachen, Scherzen und Necken wollte kein Ende nehmen. Die Unordnung, die Absonderlichkeit, der gänzliche Mangel an Stühlen und Tischen, der phantastische Wüstenaufzug, in welchem Mancher unter uns bereits erschien, das fortwährende Gefecht gegen die oben genannten ungebetenen Gäste hatten so viel Belustigendes, daß der Unbequemlichkeit und Entbehrung darüber vollständig vergessen wurde. Während der ganzen Expedition sind wir wohl nicht vergnügter gewesen, als diesen ersten Abend.

Ehe wir uns zur Ruhe begaben, ordnete ich noch die Aufstellung einer Lagerwache, die aus einigen zuverlässigen und gut bewaffneten Matrosen des „Odin“ bestand, und die wir, wie so vieles Andere, der liebenswürdigen Vorsorglichkeit unseres Commodore verdankten.

Der Schlaf würde wohl für einen Jeden von uns willkommen gewesen sein! Es war eine feuchte, schwüle Nacht; dickes Gewölk zog immer wieder über den gestirnten Himmel und hüllte auch uns in tiefe Dunkelheit. In unserm gesegneten Europa würde die tiefste Stille sich über die Natur verbreitet haben. Doch wir lebten in den Tropen; in diesem Himmelsstrich beginnt das Leben erst bei Nacht. In dichten Haufen kauerten die Eingeborenen zusammen und schrieen und sangen, bis im fernen Osten der erste Schimmer des Tages sich zeigte.

Von dem grimmigen Raubthier herab bis zur Insectenwelt erhob Alles seine Stimmen. Aus Millionen von Kehlen heulte, sang, pfiff und zirpte es uns von nahe und fern entgegen. — In jener Nacht betrachtete ich mit stiller Andacht dieses nächtliche Treiben; es war die erste, welche ich in den Tropen unter freiem Himmel zubrachte. Doch schon wenige Nächte später versetzte es mich in laute Verzweiflung, wenn ich, ermüdet, hungrig und durch den schauerlichen Einfluß des Klimas ermattet, umsonst die nächtliche Ruhe suchte.

Endlich machte der Schlaf dennoch sein Recht geltend, doch nicht auf lange. Bald kam unser kleines Lager wieder in Alarm; eine Hyäne wollte die fremden Eindringlinge näher recognosciren, sie war in der Anpflanzung, in welcher unsere Zelte bunt durcheinander aufgeschlagen waren, bis auf wenige Schritte herangekommen und ließ ihr an lautes Gelächter erinnerndes Geheul so stark ertönen, daß alle Schläfer sofort auf die Beine kamen und sich mit Büchsen und Revolvern bewaffneten. Was wollten wir aber bei der tiefen Dunkelheit anfangen? Ein Glück war es, daß das Raubthier seinen beschleunigten Rückzug antrat, was wir deutlich hörten, ohne daß Einer von uns einen Schimmer davon zu Gesicht bekam. Denn leicht hätte ein verfehlter Schuß Unheil bringen können! An eine vollkommene Ruhe war nun nicht mehr zu denken. Später wurden wir auch an solche nächtliche Gäste gewöhnt und erwachten nicht mehr bei ähnlichem Geheul, wäre es auch noch näher gewesen.

Endlich brach der Morgen an. Mein erster Blick fiel auf zwei prächtige Vögel, Paradies-Wittwen-Vögel, welche ihren der Nachtigall nicht unähnlichen Gesang im schönsten Duett darbrachten. Welcher Contrast mit den Schauern der letzten Nacht!

Bald war Alles munter, und reges Leben begann in der Colonie, denn jetzt mußten, so rasch als irgend möglich die Vorbereitungen zum Marsch in die Berge getroffen werden. Dazu war nöthig, die Provisionen und Vorräthe

für beide Parteien, die Zurückbleibenden wie die Fortziehenden, zu theilen und das Mitzunehmende so zu verpacken, daß es leicht auf Kameele geladen werden konnte; denn steile Bergpartien waren uns verkündigt worden, und die Lasten durften dafür nicht zu groß sein.

Da voraussichtlich die Arbeit den ganzen Tag in Anspruch nehmen mußte, so duldete es mich nicht lange im Lager; ich griff nach meiner Flinte und eilte, von Hermann und Eduard begleitet, hinaus in's Freie. Wir nahmen unsere Richtung nach Nordwest, der ersten bewachsenen Hügelkette zu und trennten uns bald, da ein Jeder von uns auf eigene Faust die nächste Umgegend erforschen wollte.

Steinige Hügel, mit dürftigen Mimosen bewachsen, tiefe Einschnitte und ausgetrocknete kleine Flußbette, die ein Gürtel von niederem Gebüsch, aus Cacteen und Aloe-Arten bestehend, umgab, bildeten die Landschaft, die wir durchsuchten. Das Gras war spärlich und meist verbrannt; dafür gab es um so mehr öde Sandflächen und kleine steinige Plateaus. Vom erquickenden Thau war kaum eine Spur mehr zu treffen.

In der Eile hatte ich nur eine Schrotflinte mitgenommen, da ich nicht ahnen konnte, daß in der Nähe der Dörfer bereits größeres Wild anzutreffen wäre; doch bald wurden vor mir einige Gazellen flüchtig, die wohl mit der Büchse hätten erreicht werden können. Auch entsprangen mehrmals dem niederen Gebüsch, paarweise, sogenannte Zwerghirsche (Antilope Hemprichiana, arabisch Ant. beni Israel). Ich konnte mich nicht zum Schuß entschließen, da dieser reizendste aller Vierfüßler, von der Größe und der Form eines eben gebornen Rehkitzes, den Thierfreund entzückt, den Jäger aber nicht verlockt. Ich habe nie graziösere Bewegungen gesehen, und stets blieb ich in Verwunderung stehen, so oft mir auch später diese zahlreich verbreitete Wildgattung zu Gesichte kam. Von der übrigen Jagdgesellschaft wurde im Verlaufe der Reise manches dieser lieblichen Thiere erlegt, ich fand das Wildpret davon aber stets süßlich und von unangenehmem Geschmack.

Auch einzelne Wüstenhühner scheuchten wir auf; ich war eben im Begriff, eines derselben, das ich in einen dicken Busch hatte einfallen sehen, mit Vorsicht anzuschleichen, als in der Erfernung von wenigen hundert Schritten eine große gefleckte Hyäne auf die Lichtung trat. Neugierig blieb das häßliche Thier stehen, und ich konnte es, mit Hülfe meines Fernglases, genau betrachten und noch lange im Auge behalten, als es einen nackten Hügelrücken hinauftrabte. So wenig schön der Anblick war, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich erfreut war, auf meinem ersten Ausgange diesem merkwürdigen Unhold begegnet zu sein, der uns in vergangener Nacht in solche Aufregung versetzt hatte.

Mehrere Stunden durchstreifte ich planlos, bergauf, bergab; die hügelige

Steppe und bekam wohl noch ein halbes Dutzend Gazellen zu Gesichte, sowie einen jener großen Schlangengeier, Secretaire, welche den Uebergang zwischen den reiherartigen Vögeln, den Kranichen und den Raubvögeln bilden. Auf der ganzen übrigen Reise ist dieser Vogel nicht wieder gesehen worden, und noch immer bedaure ich, ihn nicht zum Schuß gebracht zu haben.

Die rasch zunehmende Hitze nöthigte zum Rückweg. Meine ganze Beute bestand in einem Hasen; aber auch bei der Erschaffung dieses, fast die ganze Erde bewohnenden Thieres hatte die Natur ihre eigene Laune gehabt. Die Gestalt war im Allgemeinen der unserer Hasen ähnlich, die Farbe silbergrau, aber die Löffel wohl um die Hälfte größer und, o Wunder, unbehaart und ganz rosenfarben. Ich hatte Lepus abessinicus wohl abgebildet gesehen, jedoch stets den Zeichner, wegen der allzugroßen Löffel, im Stillen verurtheilt. Den Braten ließen wir uns vortrefflich schmecken.

Der übrige Theil der Gesellschaft besuchte, während wir unsern Morgen-Ausflug machten, die Hütten des nahen Dorfes. Die Einwohner selbst legten dem nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg, ja sie waren überall zuvorkommend und freundlich, wenn auch die Frauen besonders scheu den Fremden auswichen.

Aber welche jammervollen Hütten waren die Zufluchtsstätten der Eingeborenen, sie glichen mehr Erdhöhlen und Körben, als menschlichen Wohnungen. Die nackte Erde als Teppich, ein einfaches dünn belegtes Binsengeflecht als Dach. Die Wohlhabenderen hatten noch ziemlich geräumige Hütten, in denen wenigstens eine ganze Familie reichlich Platz fand; die Aermeren dagegen wohnten in einem richtigen Korbe, der nichts desto weniger, bei 10 Fuß Länge und Breite, in drei Gemächer, Vorzimmer, Küche und Kammer, abgetheilt war, die durch schmale, schmutzige Matten geschieden wurden. Das ganze Ameublement bestand in einem einfachen, mit einer Kuhhaut bespannten Bettgestell, einem irdenen Gefäß für Wasser und einem grob geflochtenen Korb für die Durha oder das Durha-Mehl; der Feuerheerd nahm ein Minimum von Raum ein. Neben demselben stand die nichts weniger als appetitlich aussehende Wasserpfeife des Herrn.

Dicht vor der ersten Hütte liegen nahe aneinander zwei sehr primitiv angelegte Cisternen, um welche sich die Frauen und Mädchen des Dorfes den ganzen Morgen versammeln, um ihre Schläuche zu füllen. In diesen tragen sie das Wasser nicht allein in ihr Dorf, auch in die doch an fünf Viertelstunden entfernte Stadt Massaua, und zwar in einem Schlauche, der 35 bis 40 Pfund wiegt; damit lassen sie sich nach der Insel Massaua übersetzen, schaffen den Schlauch auch noch in das Haus der verschiedenen Käufer und bekommen für den Inhalt einen Piaster, also etwa 1½ Silbergroschen bezahlt. Ein Mädchen

kann den Weg höchstens zwei Mal am Tage machen und verdient mit dieser schweren Arbeit zwei kleine Münzstücke.

Und reizende Gestalten sieht man an dem Brunnen, — meist junge Mädchen von eilf bis vierzehn Jahren, aber schon vollkommen ausgebildet, bis zum Gürtel nackt mit einem dünnen Lendentuch, das kaum bis zum Knie hinunterfällt. Den großen Schlauch haben sie dabei, um ihn aufrecht zu erhalten, mit einem dünnen Riemen um ihr rechtes Bein, dicht über dem Knie, festgebunden und schöpfen mit einem anderen zusammengeschlagenen Fell das Wasser an einem gedrehten Bastseil aus dem etwa 20 Fuß tiefen Brunnen. Nicht ohne Schmuck stehen sie aber bei ihrer schweren Arbeit. Die dunklen Haare sind in unzählige feine Zöpfe geflochten und hie und da mit Ringen und Glasperlen verziert; um Arm und Knöchel tragen sie Bänder und Reifen, in den Ohren ebenfalls, selbst der rechte Nasenflügel ist durchbohrt, die Mädchen tragen einen Knopf, die Frauen aber einen Ring darin. Ebenso haben sie besondere Auszeichnungen oder Andeutungen ihres Alters, nach der Art, wie ihnen ein kleiner Theil des Haares, dicht über den Ohren, abgeschoren wird. Und unfern von dem Brunnen kann man ein Paar Männer sitzen sehen, die mit dem Urbild eines einfachen Rasirmessers — ein knieendes junges Ding von acht oder neun Jahren vor sich, die schwierige Operation vornehmen und die abrasirten Haare nachher sorgfältig wegblasen.

Ununterbrochen aber gehen die Schläuche in den Brunnen, und prächtig sieht es aus, wie die schlanken, oft reizenden Gestalten, halb über den Rand gebeugt, sie rasch emporziehen, mit einer natürlichen Grazie in allen Bewegungen, ausschütten und die geleerten wieder in die Tiefe werfen, lachend und plaudernd. Keine bleibt dabei auch nur zwei Minuten müßig, während der kleine Mund ebensowenig still steht, und kaum ist der Schlauch bis zum Rand gefüllt, so wird er mit einem Riemen fest unterbunden, die junge Wasserträgerin schlägt das bei der Arbeit abgeworfene Tuch um Schultern und Brust, hebt sich den schweren Schlauch auf die rechte oder linke Hüfte, ihn mit einem Arm haltend, und schreitet still und schweigend ihre mühselige Bahn entlang.

Je weiter der Tag vorrückte, desto mehr zog sich Alles in kühlen Schatten zurück, nur das Frühstück versammelte die Gesellschaft vor der Hütte der Herzogin; es war frugal genug, um nicht lange aufzuhalten. Dabei hatte Hitze und Schwüle so zugenommen, daß, wer irgend Zeit hatte, sich zur Siesta niederstreckte. Nur in der zweiten Niederlassung herrschte, trotz Ungemach des Klimas, reges Leben. Hermann Hohenlohe, Dr. Brehm und ich waren mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt. Hermann hatte es übernommen, die verschiedenen Gepäcktheile von einander zu trennen und auszuscheiden, was in

M'Kullu bleiben oder in die Berge gehen sollte. Er arbeitete dort im Schweiß seines Angesichts, mit Buch und Bleistift in der Hand unter einem wahren Wust von Kisten, Kasten, Körben, Ballen, Koffern und Fässern. Auch galt es die für unsere Expedition angekauften Maulesel zu sortiren und für ihre verschiedenen Reiter und anderweitige Bestimmung zu numeriren, zu welchem Zwecke den elend genug aussehenden Thieren Zettel angehängt wurden. Der Anblick des weißen Papiers flößte ihnen jedoch wenig Respect ein, und so geschah es, daß nach Verlauf von kaum einer Stunde, wahrscheinlich aus Wißbegierde, die edle Gesellschaft sich gegenseitig die Zettel wieder abgefressen hatte. Aber endlich wurde auch dies geregelt.

Bei einiger Beihilfe von Seiten der zahlreichen Eingeborenen, welche theils als müßige Gaffer, theils als angenommene Diener und Führer, haufenweise uns umstanden, würden wir rascher zum Ziele gelangt sein. Die schwarzen Gestalten umlagerten uns, trotz Hitze und Moskitos, und kamen, ungeachtet mancher Aufforderung, nicht einmal auf den Gedanken, uns beizustehen. Es war dies ein geringer Vorgeschmack von dem, was bevorstand.

Wieder versammelte sich die Gesellschaft zu gemeinschaftlichem Mahle und Abendunterhaltung. Wenige Stunden später suchte Jeder seine einfache Lagerstätte, und während die Matrosenwache, Gewehr im Arm, ernst und schweigend auf und ab schritt, schlichen nur noch um das Lager herum der Schakal und die Hyäne, verschlangen die hinausgeworfenen Fleisch-Ueberreste und meldeten sich durch widerliches Geheul, wenn sie gesättigt in die Wüste zurückzogen.

So ging die Sonne des ersten April, in dunkelrothe Gluth gehüllt, über dem pittoresken Lager auf (der Thermometer zeigte gegen 8 Uhr bereits 30 Grad im Schatten); es war der Tag des Aufbruchs!

Alle Hände waren thätig, trotz aller Vorsätze herrschte ein namenloser Wirrwarr, und tragikomisch wußte, bei der regsten Theilnahme für die Allgemeinheit, ein Jeder seinen Egoismus zur Geltung zu bringen. Zum Unglück erschienen die auf den Morgen bestellten Kameele, 35 an der Zahl, erst am späten Nachmittag; sie wären wohl nie gebracht worden ohne die energischen Anstalten Reza-Effendis und die zuvorkommende Beihilfe des Paschas. Aber auch als diese häßlichen, launischen und übelriechenden Thiere das Lager erreicht hatten, war noch kein Fertigwerden. Ein jedes Kameel hatte seinen Führer, aber ein jeder dieser schwarzen Burschen war von der freigebigen Natur mit einem solchen Grad von Eigensinn und Starrköpfigkeit begabt, daß bald die deutsche Geduld zu reißen begann. In allen Dialekten der alten semitischen Sprache eiferten und schrieen die Burschen wie aus einem Tone, zankten sich untereinander und suchten uns Dinge begreiflich zu machen, die wir doch nie verstehen konnten. Der Sinn der Komödie bestand darin, wie wir erst später ausfindig machten,

daß keiner von ihnen seinem anvertrauten Thiere die bestimmte Last aufpacken wollte, und obgleich sämmtliche Kameele mein unbestrittenes Eigenthum waren, so suchten sich die Führer doch gegenseitig mit dem Gewicht zu betrügen. Zum großen Unglück bildeten sich sogleich zwei Parteien, eine altchristliche und eine modern muhamedanische, die ihren Standpunkt während der ganzen Expedition behaupteten. Denn täglich, während drei Wochen, wiederholte sich dieselbe Scene, dasselbe Geschrei und derselbe Zank.

Doch auch unter der Reisegesellschaft selbst ereignete sich viel Drolliges, da so mancher der Herren und Diener sich in seinem Leben weder um Zäumen noch Satteln bekümmert hatte, und wohl Keiner in die Geheimnisse des abessinischen Zaumzeugs eingeweiht war. Da fehlte es an allem, nichts paßte zu einander; da wurde gesattelt und gepackt, geschnürt und geknüppelt, zerschnitten und genäht, ein Jeder folgte seiner Inspiration und erregte, wenn ihm der Versuch nicht gelang, nicht einmal das Mitleid, sondern nur das Gelächter seiner Cameraden, die vielleicht etwas erfahrener waren. Doch auch dieser Zustand erreichte sein Ende. Siebenzehn Maulthiere und fünfunddreißig Kameele wurden nach und nach marschfertig.

In vollkommenster Unordnung wurde ein mittelmäßiger Imbiß eingenommen, ein beliebiger Trank hinuntergestürzt und doch weder Magen noch Kehle befriedigt. Unzählige größere und kleinere Wünsche wurden von den Zurückbleibenden ausgesprochen, Shake-Hands nach allen Richtungen ertheilt und unzählige Male ward Abschied genommen.

Bei den zurückbleibenden Damen verschwand nach und nach die Heiterkeit, manche stille Thräne wollte man bemerken, und hätte es uns an guten Rathschlägen gefehlt, wir würden einen genügenden Vorrath mit auf die Reise genommen haben. Endlich, endlich war man so weit fertig; ich stieß in ein kleines Hüfthorn, nun hieß es en route und in den Sattel, aber auch hier ereignete sich Unerwartetes, da so Mancher wohl auf das Thier, aber auch ebenso schnell wieder herabkam. Trotzdem bot die ganze Scene ein reizendes Bild: die europäischen Reisenden in malerischen, bereits arg bestäubten Trachten, kein Costume dem andern gleich, die Feuerwaffe vor dem Sattel, beritten auf zwar mageren, aber nicht unedlen Maulthieren, diese wieder gezäumt und gesattelt mit allen Erfindungen des Orients und Occidents, hinter den Reitern der lange Zug der bepackten Kameele, von einer ganzen Schaar von Treibern umschwärmt, zur Rechten und zur Linken eingeborene Diener, auch diese mit Gewehren, Sonnenschirmen oder Wasserkrügen beladen.

Im weiten Umkreise hatte sich eine Schaar von Kindern und Weibern gelagert und bildete, in Verbindung mit dem eigenthümlichen Gesträuch und den niederen Strohhütten, eine reiche Staffage, die an Mannigfaltigkeit gewann

durch die Gruppe der zurückbleibenden Damen, mit flatternden, zum Abschied wehenden weißen Tüchern in den Händen. Im fernen Hintergrunde das blaue Hochgebirge und zwischen ihm und dem Vordergrund die im Sonnenlichte glitzernde und zitternde Wüste.

Langsam bog der Zug hinaus in das steinige öde Land. Der Zug bestand aus Prinz Eduard Leiningen, Fürst Hermann Hohenlohe, Dr. Brehm, Gerstäcker, Dr. Hassenstein, Mr. Cameron, Baron van Arkel d'Ablaing, Maler Kretschmer, Reza-Effendi, und der Dienerschaft: Kammerdiener Wenzel, Jäger Martin, Jäger Ebert, Bedienter Schäfer, ferner aus Herrn Wagner, zwei deutschen Arbeitern (Schweizer und Schiller, Handwerksburschen, die auf Irrfahrten bis Abessinien verschlagen waren) und gegen vierzig Eingebornen. Außer den Genannten machte auch Lord John Hay uns die Freude, die ersten Tagereisen unser Gefährte zu sein, bis die Pflicht des Dienstes ihn zurückrief.

Auf der Reise.

Kaum war die Sonne hinter die fernen Gebirge hinabgesunken, so trat auch, nach der Eigenthümlichkeit der Tropen, mit einem Male tiefe Dunkelheit ein. Auf die Bewohner des nördlichen Europas macht der gänzliche Mangel an Dämmerung einen trüben, ich möchte sagen erdrückenden Eindruck. An die Dämmerung knüpft sich so manches herzlich und schauerlich Poetische; sie gehört wie Tag und Nacht zu unserm Leben und vermittelt in unserer Seele den Uebergang zwischen hell und dunkel. Besondere Stimmungen ruft sie hervor; denn wie beim Eintreten derselben die ganze Natur im geheimnißvollen Lichte erst die wahrhaft künstlerische und doch schwer nachahmbare Färbung erhält, so bemächtigt sich auch wieder unseres ganzen Wesens ein Bangen und Sehnen, ein Hoffen und Träumen, das weder unter den Strahlen der alles verklärenden Sonne, noch, wenn uns die tiefsten Schatten der Nacht umgeben, empfunden wird. Dem Süden fehlt dieser geheimnißvolle Zauber; starr stehen die Contraste nebeneinander, und dem europäischen Reisenden, der jene einsamen Länder durchzieht, wird der Mangel seiner lieben heimathlichen Dämmerung recht fühlbar; denn kaum haben die versengenden Strahlen der Tropensonne den nach Schatten und Kühlung lechzenden Fremden verlassen, so legt auch schon die finsterste Nacht ihre feuchte Hand ihm auf die Schulter und ruft ihm ein peremtorisches „Halt" zu.

Auch im Verlauf unserer Reise ward es unmöglich, nur eine Viertelstunde lang in die Nacht hinein weiter zu ziehen: nur heute, am ersten Reisetag, war beschlossen worden, um Zeit zu gewinnen, in den ebeneren Theilen der Samhar einige Stunden während der Nacht fortzuziehen. Glücklicher Weise befanden



wir uns auf einem betretenen Kameelpfad, wodurch die Besorgniß, in der Dunkelheit zu stürzen, ziemlich verringert wurde. Die Nacht wurde jedoch bald so dunkel, daß ich einem Eingebornen eine Laterne in die Hand geben ließ, die ich, solche Fälle voraussehend, in Cairo angeschafft hatte. Unter heiteren Gesprächen und ununterbrochenem Lärmen der Eingebornen zogen wir dahin, meist Einer hinter dem Andern reitend. Trat ein Augenblick Stille ein, so ward unsere ganze Aufmerksamkeit sofort in Anspruch genommen durch das geheimnißvolle Thierconcert, das, wunderbar erregend, aus allen Theilen der einsamen Wüste uns bewillkommte.

Bei allen Reisen in das Innere noch gänzlich uncivilisirter Länder, und besonders bei Expeditionen im Innern Afrikas ist für die Eintheilung der täglichen Reisedauer nur der Umstand maßgebend, ob und an welchem Punkte Wasser zu finden ist. Leben heißt dort Wasser haben. Die interessanteste Forschung, die anziehendste Jagd muß unterbleiben, wenn Wassermangel zu befürchten ist. In allen Berichten der kühnen Entdecker dieses Welttheils, der unerschrockensten, rastlosesten Jäger finden wir hundertmal wiederholt und bestätigt, daß während der meisten Expeditionen genießbares Wasser zu suchen zum Hauptzweck wurde.

Auch unser nächtlicher Ritt ward, nicht zum Verdruß mancher Mitglieder der Gesellschaft, plötzlich aus oben erwähnter Ursache unterbrochen. Wir waren soeben mit aller Vorsicht einen sandigen Abhang hinunter geritten, als die Colonne stockte und die Führer erklärten, nicht weiter ziehen zu wollen, indem an dem oben erreichten Orte die Möglichkeit sei, beim Aufgraben des Sandes für unsere Thiere Wasser (d. h. wasserähnlichen Schlamm) zu finden. Erst in Entfernung von einigen Meilen sollten wir ein vertrocknetes Flußbett kreuzen, wo ähnliche Nachgrabungen zu gleichem Resultate führen dürften. Die Aussicht war wenig tröstlich, die Lage nicht beneidenswerth.

In der engen, von Büschen umgebenen Schlucht konnten wir unmöglich das Lager aufschlagen, abpacken und an Füttern und Tränken denken. Ich erklomm deshalb den jenseitigen Rand und suchte mit Hilfe der Laterne einen ebenen Platz, um unsere Zelte aufrichten und die hunderterlei Kisten und Kasten aufstellen zu können. Nicht ohne Mühe ward eine günstige Stelle gefunden, und nun begann ein saures Stück Arbeit.

Einmal galt es den Boden von Gestrüpp zu reinigen, niedere Bäume und Sträuche abzuhauen und große Feuer anzuzünden; zum andern, bei einer namenlosen Confusion, die mit der Dunkelheit der Nacht sofort eingetreten war, unter den Massen von überall herumliegenden Kameellasten die Gegenstände zusammen zu finden, welche sowohl zur Herstellung von Lagereinrichtung, als zur Erlangung eines nothdürftigen Imbisses nothwendig waren. Wo war das

Nöthige zu suchen, wo war es zu finden? Rufen, Schreien, Zanken wollte kein Ende nehmen. Hermann rannte, die Laterne in der einen Hand, die Liste der Vorräthe in der andern, verzweifelnd einher. Wenzel rang die Hände, da Nummer so und so viel und Nummer so und so viel nicht zu finden war. Hier stürzte man über eine Kiste, dort über einen Sattel, bald wurde man von den gering parfümirten, eigensinnigen und ungeschickten Kameelen beinahe über den Haufen gerannt, bald kam man in unsanfte Berührung mit einem Maulthiere, das, aus Freude seine Bürde losgeworden zu sein, sich mit Sattel und Zeug im Staub wälzte. Christliche und muhamedanische Eingeborne geriethen aufs Neue in unfruchtbaren Streit. Die Dolmetscher kauderwelschten in allen möglichen Sprachen, und unsere deutschen Diener glaubten verständlicher zu sein, wenn sie derbe Jagdflüche den schwarzen Bewohnern der Samhar ins Ohr schrieen. Mit einem Worte, die Verwirrung war allgemein, dabei war man, bei der feuchten Hitze von 28 Grad, wie in Schweiß gebadet. Ich beschloß, nie wieder bei Dunkelheit Halt zu machen und ein Lager zu beziehen, auch wurde dieser Vorsatz während der ganzen Reise festgehalten. Es trat später wohl noch mancherlei Unordnung ein, nie aber erlebten wir eine ähnliche Auflösung aller Ordnung wie in dieser unvergeßlichen Nacht, die auch kein Stern erhellte. Mitternacht war längst vorüber, als wir mit unsern Zelten, Vorkehrungen u. s. w. nothdürftig in die Reihe gekommen waren, mit den Erfrischungen sah es aber schlecht aus. Ein Glas Rothwein und etwas Schiffs-Zwieback vertrat die Stelle des Abendessens.

Der Ort, an dem wir lagerten, wurde von Führern Desset genannt (d. h. die Insel). Es sollten in der Nähe einige dürftige Schohos-Hütten liegen, umgeben von den nur noch wenig bemerkbaren Ruinen einer größeren abessinischen Stadt. Ungefähr 600 Wohnungen sollen nach den nothdürftigen Grundmauer-Resten zu unterscheiden sein. Die Gebäude waren weitläufig angelegt, mit großen Plätzen dazwischen.

Auf einem Kalksteinhügel entdeckte Sapeto ein thurmähnliches Grabmal. Die Bewohner der Umgegend behaupten, es sei das Grab eines Königs der Samhar. Wir sahen auch am nächsten Morgen nichts von alledem.

Noch waren unsere Lagerfeuer nicht zur Hälfte niedergebrannt, als nach der Ermüdung des vergangenen Tages und nach dem mehrstündigen Ritte der Schlaf sein Recht forderte und Jeder, wo es eben ging, sich zwischen Gras, Sand und Steine bettete.

Es war wohl zwischen sechs und sieben Uhr des Morgens, als die feurige Sonnenkugel hinter einem kahlen Kalksteinhügel emporstieg und mit einem Male die Dunkelheit in hellen Tag verwandelte. Die Gegend, deren Anblick uns im

ersten Moment des Tages wurde, blieb jedoch weit hinter unsern Erwartungen zurück. Wir befanden uns in einer wüstenähnlichen, wellenförmigen Ebene, nicht viel unterschieden von der Umgebung von M'Kullu. Der Boden war spärlich mit Büschen und niederen Bäumen weniger bewachsen als überstreut. Nach allen Richtungen hin erhoben sich kleine, kahle Hügel, auffallend roth und gelb gefärbt.

Um einen früheren Aufbruch zu haben, wurden die Kameele schon in der Morgendämmerung herbeigetrieben, und ein lebendigeres Bild läßt sich in der That kaum denken, als solche Scene bietet. Der afrikanische Kameeltreiber hat, im Gegensatze zu den Maulthiertreibern Spaniens und Südamerikas, auch nicht den geringsten Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit. Kommt in jenen Ländern eine Karawane von Maulthieren am Lagerplatze an, so hat jedes Thier in der Reihe des Abladens seine bestimmte Stelle, die Lasten werden im Kreis sorgfältig umhergelegt, in deren Mitte die Leute selbst schlafen; die Packsättel liegen regelmäßig und sorgfältig auf einander geschichtet. Und am nächsten Morgen, sobald die Maulthiere eingefangen sind, stehen sie in langer Reihe aufmarschirt, um ihre Ladung, wie sie am vorigen Abend abgeladen wurde, wieder zu empfangen. Ganz anders verfuhren unsere Kameeltreiber. Haben sie den Lagerplatz erreicht, auf dem sich die Kameele gleich von Anfang an zerstreuen, so springt jeder Treiber auf sein Thier zu, läßt es niederknieen und sich legen, und hakt nun mit den Gefährten die mit starken Seilen umschnürte Last von dem Packsattel los und läßt sie liegen. Die Art ihres Packens ist außerordentlich bequem und rasch, was durch die Form des Sattels, sowie durch den Höcker des Kameels selbst, dessen Form das Rutschen des Sattels verhindert, sehr erleichtert wird. Der Sattel, ein gewöhnlicher Bock, hat oben Kreuzhölzer; die vorher schon von gleichem Gewicht ausgesuchten Ballen oder Kisten werden dann mit starken Stricken umschnürt und mit zwei Schleifen versehen, und diese Schleifen einfach über die Kreuzhölzer gelegt. Sind die Packe erst einmal ordentlich zugerichtet, so ist das Aufladen in kaum zwei Minuten geschehen.

So gern und willig sich das Kameel abladen läßt, so ungern nimmt es die Ladung auf, und beträgt sich dabei nicht selten wie ein kleines ungezogenes Kind. Es klagt, stöhnt und wimmert, sperrt auch wohl das weite, unförmliche Maul auf und beißt nach den Treibern. Ueberall zerstreut zwischen den Mimosen bilden sich da pittoreske Gruppen: Das gelagerte klagende Kameel, die halbnackten schwarzen Gestalten der Abessinier dazwischen, theils an den Kisten hebend, theils die Schnuren fester ziehend — und rings umher die Maulthiere mit den bunt gruppirten Reisenden, die jetzt aufsitzen, oder sich zum Weitermarsch vorbereiten. Alles lebt und tummelt sich in kräftiger Rührigkeit.

Heute galt es, den ersten Versuch zu machen, als Jäger die Gegend zu durchforschen und doch so wenig als möglich von der auf der Karte vorgezeichneten Reiseronte abzuweichen. Jeder erfahrene Jäger wird zugeben, daß es in einer beinahe gänzlich unbewohnten Gegend, deren Beschaffenheit auch keinen Zoll breit bekannt ist, in der man nicht von einheimischen Jagdfreunden begleitet wird, dem reinen Zufall überlassen bleibt, ob man überhaupt Wild antrifft, und noch mehr, ob man solches zu erlegen vermag.

Die Eigenthümlichkeit der Landschaften, die wir durchzogen, zeigte auch bei der oberflächlichsten Beobachtung, daß sie nur wenig wildreich sein konnten. Süd-Afrika bietet mehr grüne Steppen und bewaldetes Hügelland und ist von allen Ländern der bekannten Welt an Wild der verschiedensten Gattungen das gesegnetste. Werden ja noch bis heutigen Tags bei den großen, von den Kaffern veranstalteten Jagden oft tausende von Antilopen in wenigen Stunden niedergemetzelt. Auch die Jagd auf reißende Thiere, wie auf Löwen und Leoparden, ist im südlichen Afrika ergiebiger und leichter auszuführen.

Es mochte 5 Uhr sein, als die Reisegesellschaft mit Ausnahme von Dr. Hassenstein, Maler Kretschmer und Reza-Effendi, welche beim Gros der Bagage blieben, im Sattel war, begleitet von den beiden deutschen Jägern und einigen Dienern und Führern.

Wir hatten uns vorgenommen, die Richtung nach Nordwest beibehaltend, die Gegend bis in die Niederung von Schakat-Quaih zu durchstreifen.

Zu diesem Zwecke löste sich die Gesellschaft in eine große Tirailleur-Kette auf, in der Breite einer guten englischen Meile. Vor uns lag in der Entfernung einiger Meilen ein isolirter Hügel, Coramba; ihn sollten die Jäger, um die Richtung nicht zu verlieren, stets vor Augen behalten.

Unzählige kleine Schluchten mit Euphorbien und Weihrauchssträuchern bewachsen, steinige sandige Flächen, ab und zu mit Mimosenbäumen oder Kameelkraut bedeckt, bildeten unseren vormittägigen Jagdgrund.

Zu unserer Rechten bis ans Rothe Meer lag eine vollkommene Wüste, zu unserer Linken ein aufsteigendes Hügelland, welches vom fernen Horizont durch die blauen Berge von Hamasen malerisch begrenzt wurde.

Man konnte deutlich den großen Gurumba erkennen, welchen Berg Munzinger auf 8000 Fuß schätzt.

Bald fielen Schüsse auf allen Punkten der Linie. Es war ein reizendes Bild: Hier sah man einen Trupp Antilopen (A. Soemmeringii) oder Gazellen flüchtig werden, dort erhob sich eine Kette Frankolinhühner mit Geschrei aus dem Gebüsche, überall tauchten Jäger und Reiter zwischen Felsen und niederem Dickicht auf, große Aasgeier begleiteten in den Lüften die ungewohnte Bewegung in dem sonst öden Lande, ganze Flüge der kleinen abessinischen Sperlingstaube

verließen erschreckt ihre stillen Brutplätze, auch wußte ab und zu einer jener langohrigen Hasen auf gut europäische Art die Schützenlinie zu durchbrechen.

Trotz manches abgefeuerten Flintenschusses und mancher sausenden Kugel war die Beute im Allgemeinen doch gering, da wir mit zwei Hauptnachtheilen zu kämpfen hatten: einmal war es unmöglich, in dem unebenen Terrain Linie zu halten, zum Andern blies, trotz des hellen Himmels und der bereits glühenden Morgensonne, ein heftiger Südwest uns in den Rücken. Alles Wild, so wenig scheu es im Ganzen war, wurde dennoch viel zu früh flüchtig und gewährte wohl manchen, für einen Jäger entzückenden Anblick, aber wenig Gelegenheit, erreicht zu werden.

Gegen 11 Uhr erreichte die Jagdgesellschaft in aufgelöster Ordnung nach und nach, müde und durstig, jene sandige Niederung, welche ein bereits ausgetrocknetes Flußbett umgab. Nicht ohne Mühe gelangten wir zu unserem Gros. Die Kameele waren, wie in vergangener Nacht, wiederum sich selbst überlassen worden, und auch diesmal bot das ganze Lager einen wenig militairischen Anblick, aber desto mehr Gelegenheit für das Skizzenbuch eines Malers. Ein sehr frugales Frühstück wurde eben so rasch verzehrt, als es langsam bereitet worden war, da die arabischen Diener, welche als Köche engagirt waren, sich heute schon als gänzlich unbrauchbar auswiesen. Ein von mir erlegter Gazellenbock und einige Frankolinhühner wurden auf die einfachste Weise zubereitet und, nicht unter den Lobsprüchen der Gesellschaft, verzehrt.

Bis 3 Uhr mußten wir in dem baumlosen, sandigen Flußbette aushalten, und Viele von uns, um nur einigermaßen der Gluth auszuweichen, krochen in den Schatten einiger überhängender Kiesbänke. Selbst in den Zelten war die Hitze kaum zu ertragen. Mein in den Sand gesteckter Thermometer zeigte 49 Grad. Das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben. Die Jagdgesellschaft trennte sich wieder von den Uebrigen und versuchte aufs Neue, die Gegend zu durchstreifen, indem man die Richtung nach Nordwest beibehielt und zugleich die Verabredung getroffen hatte, sich in einem Flußbette, Amba-Scheriffa (kleine Quelle) von den Eingeborenen genannt, gleichwie am Morgen wieder zu sammeln. Trinkbares Wasser wurde uns prophezeit. Da das Terrain am Nachmittag etwas coupirter wurde, so konnte, trotz des schlechten Windes, doch bessere Jagd gemacht werden. Ein Trappe, eine ziemliche Anzahl Frankolinhühner und mehrere Gazellen, sowie auch ein starker Bock der Soemmeringii Antilope wurde erlegt. Die Schützen des äußersten rechten Flügels, und unter ihnen Eduard Leiningen, genossen den aufregenden Anblick, eine starke Löwin über die Hügelebene dahin galloppiren zu sehen.

Schon überrumpelte uns die Dunkelheit wieder, als ich mich mit einigen der Jäger und dem Gros vereinigt hatte und eben im Begriff war, die steinigen

Uferränder in das weite Flußbett hinab zu klimmen. Der Himmel war wolkenlos, und die halbe Mondsichel beleuchtete malerisch den nicht unschönen Platz, den ich zum Lager aufsuchte, und, o Freude, sie spiegelte sich in den Fluthen eines Wasserdümpfels, der neben einer Felswand gefunden wurde. Alles stürzte darauf zu, und ohne zu überlegen und näher zu untersuchen, tranken die Meisten das durch den trügerischen Mond so hell erscheinende und doch heiße und übel riechende Wasser. Zu meinem Leidwesen war ich diese überschnelle Stillung des Durstes nicht früh genug gewahr geworden, um dagegen zu demonstriren. Mit Hilfe der Laterne untersuchte ich den Wasserspiegel und fand, daß derselbe mit einem weißlichen Schleim bedeckt war, den das trügerische Mondlicht nicht augenblicklich erkennen ließ. Die Eingebornen selbst hüteten sich wohl, von dem zu Tag stehenden, in voller Zersetzung befindlichen Wasser zu trinken und gruben in den feuchten Sand mit den Händen kleine Vertiefungen, die sich bald mit trinkbarem Stoff füllten. Meiner festen Ansicht nach wurde an diesem Abend der erste Grund zu dem in den folgenden Tagen immer mehr überhand nehmenden Uebelbefinden gelegt, welches einen Theil der Gesellschaft und der europäischen Diener schon am nächsten Morgen befiel.

Längst waren wir mit unsern Zelten in Ordnung. Ueberall erleuchteten die hell brennenden Lagerfeuer die heitere Scene, als wir noch immer mit Unruhe Hermann Hohenlohe und Dr. Brehm vermißten. Es war augenscheinlich, daß beide Herren sich verirrt haben mußten. Ich ließ sofort auf den steilen Uferrändern Signalfeuer errichten und ab und zu Schüsse abfeuern, eine Maßregel, welche aber erst nach Verlauf mehrerer Stunden zu dem glücklichen Resultat führte, daß die Verlornen das Lager wieder zu finden wußten. In dem Zustande großer Ermattung trafen sie bei uns ein.

Donnerstag den 3. April brachen wir Morgens um 6 Uhr wieder auf. Da auch noch heute die Richtung dieselbe blieb wie gestern, so konnte das großartige Streifjagen fortgesetzt werden, welches uns um so mehr Erfolg versprach, als wir in den feuchteren Theilen des weiten Flußbettes Fährten aller möglichen Wildgattungen entdeckten. Ich war so glücklich, die wohl ausgedrückten Tatzen eines ausgewachsenen Löwen im nassen Sande zu Gesichte zu bekommen. Leider gelang es aber nicht, den König der Thiere selbst aufzufinden, so sehr ich mich auch darum bemühte. Das Terrain hob sich nach und nach, und obgleich der Charakter derselbe blieb, so zeigten sich doch immer mehr bewachsene Hügel, von tiefen felsigen Schluchten umgeben.

Das Gehen und Reiten wurde schwieriger, wir kamen daher nur wenig von der Stelle, sahen aber dafür weit mehr Wild als am vergangenen Tage. Demungeachtet wurde mit nicht mehr Glück gejagt, und die Jäger waren bald

genöthigt, sich mehr zu concentriren, um die Richtung nicht zu verlieren. In einem von Sykomoren und Tamarisken beschatteten Flußbette, welches von Einigen: „Abhan", von Andern „Giurge" genannt wurde, machten wir zur Mittagsruhe Halt. Wahrscheinlich betraten wir das jetzt versandete Bett des in der Nähe von Massahlit in das Rothe Meer sich ergießenden Waldstromes Wakiro. Hier bot sich uns ein überraschender Anblick dar.

Wir trafen nämlich auf einen kleinen Stamm wandernder Schohos, welcher mit einer großen Heerde des schönsten Höcker-Viehes, einigen Kameelen, Eseln und Maulthieren an einem Tränkeplatz Halt gemacht hatte. Die Mädchen und Frauen mit edlen Zügen und von classischem Körperbau waren bald eifrig beschäftigt, aus den frisch angelegten Gruben sich mit Wasservorrath zu versehen; sie waren freundlich, jedoch nicht zudringlich, und verabreichten uns nicht nur von dem mühsam gewonnenen Trinkwasser, sondern auch etwas frisch gemolkene Milch. Die Männer waren emsig um ihre Thiere bekümmert und schienen mit dem muhamedanischen Theile unserer Begleitung bekannt zu sein. Die nackte Jugend mischte sich neugierig unter die europäische Jagdgesellschaft. Das ganze Bild war ein äußerst bewegtes: Unter dem Schatten eines jeden Baumes lagerten bunt durcheinander Europäer und Eingeborene, rings umgeben von unsern grasenden Lastthieren, die sich das wenige, noch üppig stehende Futter vortrefflich schmecken ließen. An dürren Aesten der riesigen alten Bäume hingen geschossene Gazellen, an einem anderen Orte wurde gerupft und gebraten, überall war rege Thätigkeit. Zwischen den Gruppen lag auch wohl mancher müde Jäger im tiefsten Schlafe und ließ sich von seinem schwarzen Diener die zudringlichen Moskitos verscheuchen.

Doch auch diese Scene sollte bald von einem neuen, interessanten Bilde verdrängt werden.

Die in Folge der Ermüdung und Hitze eingetretene Stille wurde plötzlich durch Klänge einer fremdartigen Musik unterbrochen: es war ein Gemisch von Schellengeläut und den Tönen verstimmter Violinen, als Begleitung zu einem näselnden, sehr primitiven Gesang. Ein phantastischer Zug näherte sich dem Lagerplatze und brachte Alles auf die Beine. An der Spitze ritt, auf dem Haupte den weißen Turban, im arabischen Anzuge, ein junger Mann von ernsten ausdrucksvollen Zügen, in würdevoller Haltung; er saß auf einem feurigen und wohlgenährten Maulthiere, das einen dicken Kranz von bronzenen Blättern und kleinen metallenen Schellen um den Hals trug, und damit bei jedem Schritte ein klingelndes Geräusch verursachte. Zur Seite trabte gleichfalls ein jüngerer Mann, wie der erste in einfacher arabischer Tracht; Beiden folgte eine kleine Eskorte halbbekleideter Waffenträger und Diener, von denen einige auf mageren Pferden ritten. Ein schöner Knabe schritt gravitätisch mit dem Schlachtschwerte

und dem Schilde seines Gebieters neben dem einen der vornehmen Araber. Am wunderlichsten aber nahm sich ein Haufe halbnackter Burschen aus, welche, als sie an das Lager herankamen, tanzend, singend und spielend den Anmarsch der Ankömmlinge einleiteten.

Es war Abdul-Kerim, der Naib von Arkiko, welcher nebst seinem Bruder auf Befehl des Paschas zu uns stieß, um uns von da ab auf der weiteren Expedition zu begleiten und den Vermittler zwischen den verschiedenen Völkerstämmen, die wir besuchen sollten, zu machen. Nächst dem Pascha war er der vornehmste Mann aller nicht abessinischen Landschaften, der Fürst des Landes. Bei den Zelten angelangt, stiegen die Reiter ab und wurden von Reza-Effendi sofort zu mir entboten. Der Naib begrüßte mich mit vornehmem Anstand, und da er geläufig arabisch sprach, so konnte, durch die Hilfe Rezas, rasch eine nicht uninteressante Conversation zu Stande gebracht werden. Die schönen ernsten Züge und das fest gehaltene und tactvolle Benehmen nahmen uns sofort für den neuen Reisegefährten ein. Auch hatten wir später nie zu bereuen, diesen, zwar mit europäischer Cultur unbekannten, aber dennoch in jeder Hinsicht feinfühlenden, aufmerksamen und, wo es galt, energischen Mann als Begleiter zu haben.

Während der Naib und sein Bruder, welcher Letztere uns am Nachmittag wieder verließ, auf einem rasch ausgebreiteten Teppich neben uns Platz nahmen, um nach arabischer Sitte eine Tasse schwarzen Kaffee zu schlürfen und einen Tschibuck zu rauchen, stand ihr Gefolge respectvoll hinter ihnen, nur die Musikanten sprangen, singend und spielend, in tactmäßiger Bewegung vor uns herum: sie improvisirten eine Begrüßungsfeier für den Fremden.

Die Instrumente, auf denen die eigenthümliche Capelle sich hören ließ, waren eine Art Mittelding zwischen Guitarre und Violine, jedoch äußerst roh gefertigt. Die Form des Instruments, das aus einer gespannten Haut bestand, war ein verschobenes Viereck, mit einer dick aus Pferdehaaren gedrehten Saite bespannt. An der einen Seite klebte ein Stück Harz, das die Stelle des Colophoniums vertrat, und die Töne wurden wie bei der Violine mit der linken Hand bestimmt. Die Musik war übrigens gar nicht unmelodisch und der wunderliche Gesang, den die lebendigen, fortwährend beweglichen Gestalten dabei vollführten, machte einen eigenthümlichen Eindruck.

Der Naib zog sich bald mit seiner Gesellschaft achtungsvoll zurück, er führte ein eigenes Zelt mit sich, und da er zu den strenggläubigsten Muhamedanern gehörte, so theilte er weder heute, noch an einem der folgenden Tage unser frugales Mahl.

Am frühen Nachmittage wurde wieder aufgebrochen, und wie in den ersten Morgenstunden vertheilten sich die Jäger in die Hügelebene. Wir fanden mehr Grasflächen als bisher und mitunter weitere Thalsenkungen.

Die Richtung wurde nach dem Compaß mehr westlich bestimmt, da wir am folgenden Tage die Gebirge zu erreichen hofften. Ein jeder von den Herren war mit einem kleinen Taschencompaß versehen, da wir, ohne jegliche Spur eines Pfades oder Weges, sonst ganz dem Instincte der Führer überlassen gewesen wären.

Das Nachtlager wurde in einer Niederung aufgeschlagen, die dicht mit Tupa- und Euphorbien-Büschen umgeben war, zwischen denen ab und zu eine alte Tamariske hervorblickte. Die Ermüdung hatte über die Vorsicht gesiegt; die Lagerfeuer waren nicht unterhalten worden, und so ereignete es sich, daß ein reißendes Thier, wahrscheinlich ein Leopard, einen unserer schwarzen Diener sich zum Leckerbissen ausersah. Der Raub gelang aber nicht; der arme Bursche dagegen trug an seinem ganzen Körper die blutigen Spuren der unsanften Begegnung des Raubthieres, welches noch zur rechten Zeit vor dem Geschrei des erwachenden Wilden die Flucht ergriffen hatte.

Am nächsten Morgen, Freitag den 4. April, verließ uns zum allgemeinen Bedauern Lord John Hay, um nach Massaua zu seinem Schiffe zurückzukehren.

Wir wandten uns nun ganz westlich und näherten uns mit jeder Stunde mehr dem grünen, bewaldeten Gebirge. Das Terrain stieg zwar fortwährend, demungeachtet wurde der Weg ebener. Die Hügel, welche sich aus der Ebene erhoben, wurden höher und steiler und glichen einzelnen Felsenriffen im Meere. Die Vegetation nahm zu und mit ihr die Mannigfaltigkeit der Thierwelt. Die Gesellschaft, welche sich über die Fläche vertheilt hatte, stieß heute auf zahlreiche, große Ohrengeier, Frankolinhühner, Pfefferfresser, Glanzdrosseln und andere buntfarbige Vögel. Blühende Mimosenbäume, deren Blüthe den Azaleen ähnlich sah und einen starken Vanillegeruch ausathmete, üppig wachsende Schlingpflanzen, welche die niedrigen Thalgründe in dichten Hecken einschlossen und dem Wild überall ein sicheres Versteck boten, bildeten die Vegetation der Gegend. Die Jäger kamen ganz auseinander. Mit einigen davon stieß ich unmittelbar am Fuß des Gebirges auf ein wohl eingehegtes Hüttenlager.

Die Hitze wurde am heutigen Morgen unerträglich, kein Tropfen genießbares Wasser war seit vierundzwanzig Stunden über unsere Lippen gekommen; wie erfreut waren wir daher, als die wenigen Bewohner, die von dem Nomadenstamme zum Schutz der Hütte zurückgelassen waren, uns gastfrei einließen und in kleinen, korbartig geflochtenen Gefäßen frische Milch darreichten. Leider war auch diese nach dem Gebrauche des Landes geräuchert. Trotz des widerlichen Geruches ward sie aber mit wahrer Begierde genossen. Ich hatte mein müdes Maulthier etwas weiden lassen und war eben im Begriff, es wieder zu zäumen, als ein alter Mann, augenscheinlich im höchsten Greisenalter,

freundlich auf mich zutrat und mit ausgestrecktem Arme (nach abessinischer Sitte) mir die knöcherne Rechte bot. Mein treuer Negusi, der zu gleicher Zeit für mich Führer, Diener und Dolmetscher war, sprang sofort hinzu und erklärte mir, daß der Greis in früheren Jahren der muthige Scheik der Mensa-Völker gewesen sei und noch jetzt großen Einfluß auf die verschiedenen Stämme der Gebirge ausübe.

Er hatte noch nie einen Europäer gesehen, wohl aber von Europa gehört. Natürlich überschüttete er mich mit Fragen, die weniger gewöhnliche Neugierde als wirkliches Interesse verriethen; dabei erzählte er viel von den Mensas, versprach uns vortreffliche Aufnahme bei seinem Volke und gab uns einen kräftigen Burschen zum besonderen Führer mit.

Wir hatten verabredet, bei dem Betreten der Gebirge, wo das einzelne Jagen unmöglich ward, uns Alle wieder zu vereinigen. Ein Gebirgsbrunnen, Schaich-Muhammed genannt, sollte den Vereinigungsplatz bilden und für Menschen und Thiere köstliches Wasser enthalten. Ich erreichte zuerst bei meiner Abtheilung den zwischen dichtem Gebüsch gelegenen Ort; wie groß war aber meine Enttäuschung als, anstatt fließenden Wassers, wir nur eine übelriechende Pfütze fanden, aus der weder Maulesel noch Kameele saufen wollten. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß das Wasser stark schwefelhaltig war.

Dem Brunnen mochte es wahrscheinlich wie den Flüssen ergangen sein; er enthielt eben nur während der feuchteren Jahreszeit wirklich genießbares Wasser.

Nach und nach kam die Gesellschaft zusammen, so wie das Gros der Bagage. Ein Lager zu beziehen, erwies sich wegen Ungeeignetheit der ganzen Localität als unmöglich; auch mußte vor Untergang der Sonne in den Gebirgen ein Tränkplatz gefunden werden, um womöglich an demselben zu übernachten. Die Führer drängten zum Weitermarsch. Doch nun begann eine noch nicht gekannte Schwierigkeit. Es galt, mit Maulthieren und Kameelen, ohne gebahnten Pfad, durch dickes Gebüsch, über Steingerölle und Felsblöcke, eine steile, wohl eine Stunde lange Bergwand zu erklimmen. In Europa würde man dieses Unternehmen für ganz unmöglich gehalten haben; aber hier in unserer kritischen Lage fand dieses Wörtchen keine Geltung.

Also hieß es vorwärts. Ich will hier nicht beschreiben, welchen Mühseligkeiten und Martern unsere armen Thiere, und vor allem die Kameele, nun unterzogen wurden.

Bis auf den Naib waren wir alle abgestiegen und erklommen sogar zu Fuß mit großer Mühe das steile Gebirge. Nach zwei langen Stunden hatten wir den Kamm des Berges erreicht, um auf der anderen Seite, mit nicht geringerer Schwierigkeit, auf eine mit Durhakorn spärlich bewachsene Hochebene hinabzusteigen!

Es war die erste Stelle, an der wir bemerkten, daß Menschenhand versucht hatte, den Boden zu bebauen.

Die Durha bildet nebst Milch und spärlichem Ziegenfleisch die Hauptnahrung der Gebirgsstämme. Sie gleicht in etwas dem amerikanischen Besenkorn, hat ähnliche Blätter und trägt ihre Frucht in Büscheln, wie Zuckerrohr und Mais und viele Schilfarten. Die Körner sind gelb und röthlich, von der Größe einer kleinen Erbse, und außerordentlich mehlreich und wohlschmeckend. Eigen ist auch die Art, wie die Eingebornen ihr Brod backen: Die Körner werden erst zu Mehl gestampft, dann machen sie eine Art Klöße von dem angekneteten Mehl, wobei sie in jeden einzelnen Kloß einen vorher glühend gemachten Stein drücken. So kommt das Gebäck auf die Kohlen und wird zu gleicher Zeit von innen und von außen gar.

Von der Zeit an, wo ihre Durha zu reifen beginnt, wohnen die Familien, denen die Felder gehören, auch in deren Nähe, weil sie die reife Frucht gegen eine Menge von Thieren, besonders gegen die größeren Affenarten, schützen müssen, welche nicht selten in starken Heerden räuberisch einfallen. Ist die Frucht aber eingeerntet, dann laden sie dieselbe auf Ochsen; die rundgebogenen Stäbe ihrer Hüttenbekleidung nehmen die Männer selbst auf die Schultern, und rasch wechseln sie ihren Aufenthalt, um einen Wohnplatz zu suchen, wo ihr Vieh vielleicht bessere Weide und der Stamm reichliches Wasser findet.

Wir befanden uns nun mitten in den Bergen. Wie mit Zauberschlag waren wir aus der öden Wüste Samhar in ein reizendes Alpenland versetzt. Steile Felswände, meist dicht bewachsen, ragten überall empor, und langsam wanden wir uns, nachdem wir die oben genannte Hochebene verlassen, in der Einsenkung zwischen mächtigen Bergwänden dahin. Das Gebirge zeigte sofort die Felsmassen des Urgebirges, Granit; das Gestein war grobkörnig und durch den Einfluß der Abschwemmung sehr zerklüftet, so daß überall lose Felsmassen in den malerischsten Formen umherlagen, zwischen denen die Tropennatur ihre Ueppigkeit entfaltet hatte. Für das Auge boten sich stets neue, überraschende Bilder, für das Vorwärtsschreiten unserer großen Karawane überall neue Hemmnisse dar.

Endlich, am späten Nachmittag, erreichten wir ein schmales, von grotesken Felsen begrenztes Gebirgsthal, in dem zur Freude der ganzen Gesellschaft ein klarer Bach über glänzendes, glattes Gestein dahin rieselte. Ich befahl sofort zu halten, abzupacken und Vorbereitungen zum Lager zu treffen. Einen schöneren Punkt konnte man nicht finden.

Unsere Augen, von dem Staube und der Gluth der Hitze in der Samhar schmerzhaft entzündet, weideten sich an dem üppigen Grün, das uns hier um-

gab, und der nach Kühlung lechzende Körper erfrischte sich wunderbar in dem Schatten der majestätischen Bäume, welche in dichten Gruppen den plätschernden Bach überragten. Auf den Zweigen wiegten sich Vögel aller Art, von dem kleinsten afrikanischen Colibri (Honigsauger) bis zu dem riesigen Ohrengeier.

War noch vor wenigen Stunden die Ermüdung bis zur Unerträglichkeit gestiegen, so trat nach kurzer Ruhe und nach dem Genuß weniger Erfrischungen vollkommene Erholung ein. Ein Jeder griff nach Büchse und Flinte, um noch vor Nacht einen kleinen Pürschgang zu unternehmen; besonders lockten die dreisten Ohrengeier die schießlustigen Jäger. Es wurden deren mehrere erlegt, von denen einer, welchen Hermann schoß, über 8 Fuß von einer Flügelspitze zur andern maß. Der Vogel war noch nicht verendet, als ihn der glückliche Schütze dem Maler Kretschmer brachte, um ihn sofort zeichnen zu lassen. Letzterer mochte wohl über zehn Minuten an dem Conterfei des seltenen schönen Vogels gearbeitet haben, als mit einem Male das verwundete Thier seine Schwingen breitete und mit mächtigem Flügelschlag dem improvisirten Atelier entfloh. Hätte der Fürst nicht die Flinte zur Hand gehabt, so würde unser vortrefflicher Maler sein Bild wohl nie vollendet haben. Ein glücklicher Schuß holte den mächtigen Geier wieder aus der Luft herab.

Schon brannten alle Lagerfeuer, als wir uns wieder zusammenfanden. Gesang und heiteres Geschrei drang bis hinauf in die sonst so einsamen Berge. Leider fanden wir im Lager auch schon einige Patienten. Dr. Brehm hatte bereits einen Fieberanfall und so mancher der Diener die untrüglichen Zeichen jener bedenklichen Unterleibsleiden, denen leider nur wenige europäische Reisende in diesem Welttheile entgehen.

Der Himmel war wolkenlos, und der Mond wetteiferte mit den zahlreichen Feuern, die das Thal erhellten. Die Sehnsucht nach einem Bade und das Bedürfniß, sich endlich einmal wieder waschen zu können, war stärker als das Verlangen nach Schlaf und Ruhe. Ich suchte mir zu diesem Zwecke einen Wasserdümpfel aus. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich anstatt eines kühlen Quells geradezu warmes Wasser fand. Mein Thermometer zeigte bei der Untersuchung 29 Grad. Ja selbst die Granitblöcke, welche den Tag über der Sonne ausgesetzt waren, hatten sich so erhitzt, daß man jetzt am späten Abend noch kaum die bloßen Füße darauf setzen konnte. Nichtsdestoweniger war auch das warme Bad bei allen erschwerenden Umständen ein großes Labsal. Wer nur immer konnte, ahmte meinem Beispiele nach.

Schon am frühen Morgen war Alles in voller Thätigkeit, einige Ordnung in das Gepäck zu bringen.

Der heutige Tag, Sonnabend der 5. April, sollte als ein halber Rasttag gelten, dessen unsere Lastthiere sehr bedurften. Ich bestimmte daher, daß die

Karawane erst Nachmittags aufzubrechen habe, nur zu einem Marsche von vier Stunden. Ich selbst machte mich frühzeitig auf den Weg, um in dem engen Gebirgsthal einen neuen passenden Lagerplatz auszuwählen und zu gleicher Zeit als Jäger mein Glück zu versuchen; ich war nur von Martin und Neguß begleitet. Der höchst beschwerliche Weg zwang uns, meist in niederem Wasser oder in tiefem Sande zu reiten, oft auch über Steine und Felsblöcke hinweg zu klettern; doch die Schönheit der Gegend entschädigte für alle Mühseligkeiten der Wanderung.

Wir befanden uns in dem Flußbett des Lawa und sicher auf dem nächsten Weg nach Mensa; Graf Thürheim hatte, nach Angabe der Petermann'schen Karte, im Jahre 1857 dieselbe Richtung eingeschlagen.

Trotz der glühenden Hitze athmeten wir doch reinere Luft und vermochten oft längere Zeit in dem kühlen Schatten wahrhaft riesiger Bäume zu reiten. In dem feuchten Sande wurde ab und zu ein Leopard gespürt, seltener eine Gazelle oder Antilope. Ich war ungefähr eine Stunde lang geritten, als ein mächtiger silbergrauer Uhu mit lautem Geschrei aus dem Gipfel einer Sykomore abstrich; da er bald wieder aufbäumte, so gelang es mir, ihn anzuschleichen und zu erlegen.

Der prachtvolle Vogel hatte gewiß nicht umsonst so lange ausgehalten, und richtig führte auch die genaue Besichtigung der umstehenden Bäume zu der Entdeckung seines Horstes. Nur mit vieler Mühe gelang es meinen Begleitern, den Baum zu besteigen und einen prächtigen jungen Uhu, allerdings noch in Flaumen, herabzuholen. Der kleine Bursche sah uns gar erstaunt mit seinen großen Augen an und ließ es sich wohl nicht träumen, daß er von nun an unser Begleiter sein würde, bis weit über die Meere ins heimathliche Europa.

Nach einiger Zeit erweiterte sich das Felsenthal, das Wasser verschwand ganz und gar. Die Berge erschienen uns höher und erinnerten immer mehr durch ihre charakteristischen Formen an so manche der lieben Tyroler-Alpen. In ernster Freude schweiften meine Blicke über die grünen Gelände, und die Gedanken machten wohl rasch die Reise zu den blauen Bergen der fernen kühleren Heimath. Es lag ein unendlicher Zauber in der Verbindung der Alpenlandschaft mit der Tropen-Vegetation, und wer nicht als Naturfreund die hinreißende Schönheit beider kennen lernte, wird sich schwerlich die Scenerie vergegenwärtigen können. Wo es irgend möglich war, untersuchte ich mit meinem Fernrohr die kahleren Flächen auf den Bergabhängen und als erfahrener Gebirgsjäger die Punkte über und unter den Felswänden, an denen in europäischen Hochgebirgen Wild irgend einer Art hätte bemerkt werden können. Endlich gelang es mir auch wirklich, zwei Gazellen oder Antilopen mit dem Glase ausfindig zu machen, welche wohl zweitausend Fuß über mir, zwischen dem Labyrinth von

zertrümmertem Gestein, einen sicheren Aesungsplatz gefunden hatten. Beide Thiere machten den Eindruck unserer Rehe im Winterhaar; ich schloß aus Farbe, Gestalt und Bewegung, daß ich Sassa-Antilopen (Antilope saltatrix), die Gemsen des afrikanischen Hochgebirges, vor mir hatte. Sofort beschloß ich einen Pürschversuch zu machen; die Maulthiere wurden im dickeren Gestrüpp festgebunden, und ich kroch vorsichtig, von Martin begleitet, über die offenere Thallichtung, bis ich eine enge Schlucht erreichte, in der ich, ungesehen von den Sassas, in die Höhe klettern konnte.

Wohl nie habe ich unter schwierigeren Umständen Wild angeschlichen.

Dickes Gesträuch mit Dornen reichlich versehen, der Boden mit verschiedenen stachlichten Cacteen-Arten bewachsen, dazwischen glatte Granitfelsen, über welche hinweggeklettert werden mußte, machten jeden Fuß breit zu einem beinahe unüberwindlichen Hinderniß. Von Dornen verwundet, die dürftige Kleidung zu Fetzen zerrissen, gelangte ich endlich in die Höhe und vermochte nun, von einer Felsspitze zur andern kletternd, mich dem Platze zu nähern, auf dem die verlockende Beute ruhig aeste. Ich hatte die Richtung nicht verloren und bekam, in einer Entfernung von ungefähr 180 Schritt, die eine der Sassas zu Gesichte. Da ich nicht weiter zu klettern vermochte, mußte der Schuß gewagt werden, so unbequem auch die Stellung war, in der ich mich befand; weithin schallte der Knall meiner Büchse und hundertfaches Echo gab ihn wieder zurück; die Kugel hatte ihr Ziel nicht verfehlt, das herrliche Thier stürzte unter dem Feuer zusammen.

Mit unsäglicher Anstrengung schleppten wir es auf den Platz, von dem ich geschossen, und gerade in dem Augenblick bog ein Theil meiner Jagdgefährten heraus auf die Thallichtung. Ich ließ einen lauten Jagdruf ertönen und stieß in mein Hifthorn. Wie aus den Wolken kommend, schien es die Uebrigen zu berühren. Ich sah, wie die kleinen Gestalten da unten anhielten und mit ihren Gläsern lange suchten, bis sie mich auf dem Felsen entdeckten. Da ertönte auch von ihnen der bekannte Jagdruf; es flatterten weiße Tücher, der Jäger gab dem Jäger das Zeichen der glücklichen Beute.

Die Sassa-Antilope hat mehr Aehnlichkeit mit dem Reh als mit der Gemse, der Kopf gleicht dem des ersteren am meisten, die Läufe sind jedoch stärker und das Haar rauher; in den Bewegungen erinnert sie aber mehr an letztere.

Noch ehe an die nächtliche Ruhe gedacht werden konnte, überraschte uns im Lager der Scheïch von Mensa, ein großer stattlicher Mann mit finsteren Zügen und von wenig einnehmendem Wesen. Er hatte eine längere Besprechung mit dem Naib und ließ mir durch die Vermittelung von Negusi einen Will-

kommsgruß seines Stammes sagen. Bis auf das übliche weiße Tuch um die Lenden und ein ähnliches, shawlartig um die Schultern geworfenes, war er vollständig unbekleidet; ein langes Schlachtschwert in lederner Scheide führte er in der rechten Hand, am linken Arm hing ein aus Elephantenhaut gefertigter Schild.

Nach einer Stunde brach er, von zwei Kriegern seines Stammes begleitet, wieder auf, nachdem er zuvor einige fruchtlose Versuche gemacht hatte, meinen weißen Sonnenschirm als Geschenk zu erhalten. Da ich aber gerade diesen Gegenstand am wenigsten entbehren konnte, so suchte ich ihn mit Glasperlen und Cigarren zu entschädigen.

Die Nacht wurde unangenehm feucht, und gegen Morgen blies kühlere Gebirgsluft, wenig behaglich, durch unsere Zelte.

Wir erhoben uns früh (Sonntag, den 6. April) und ehe die Sonne in dem engen Thale ihre volle Gewalt erhielt, war das Lager abgebrochen und Alles auf dem Marsch. Wir sollten diesmal mehrere Meilen zurücklegen, ehe wir den Bach wieder auffanden, welcher auf eine so lange Strecke im tiefen Sande verschwunden war.

Obgleich die Form der Berge meist dieselbe blieb, so änderte sich doch ab und zu das Gestein, wir fanden Thon- und Glimmerschiefer, stark mit Quarz durchwachsen. Gerstäcker behauptete, daß es sich der Mühe lohnen würde, nach Waschgold zu suchen, da die Formation derjenigen in Californien sehr ähnlich sei. Wirkliche Versuche konnten jedoch, wegen der mangelnden Zeit, nicht angestellt werden.

Den ganzen Tag über blieben wir im Steigen, die Luft wehte frischer, die Vegetation ward immer üppiger, Lianen und Schlingpflanzen aller Art überzogen die mächtigen Baumgattungen, und die mannigfachsten Vögel enteilten dem kühlen Laubdach, unter dem wir uns oft Viertelstunden langsam dahin wanden.

Erst heute bekamen wir größere Euphorbien-Bäume zu Gesicht, welche in ihrer merkwürdigen Gestalt mehr Interesse als Schönheit bieten. Alle Reisenden in dem Innern Afrikas haben diesen absonderlichen Baum beschrieben, und ich will daher weiter nichts von ihm erwähnen, als daß er, von fern gesehen, den Eindruck eines großen, grünen Candelabers macht; dem fleischigen Stamme entquillt ein milchartiger, ätzender Saft, sowie man ihn durchsticht; auch er ist mit mächtigen Dornen bewaffnet und theilt diese liebenswürdige Eigenschaft nicht nur mit seinen Vettern, den Cacteen- und Aloe-Arten, sondern auch mit all dem übrigen kleinen Volk von Sträuchern und Büschen, die mancherlei Geschlechter der Mimosen nicht zu vergessen. Der Schöpfer scheint der afrikanischen Vegetation ganz besondere Waffen ertheilt zu haben. Die ganze europaeische Reisegesellschaft war in einem fortwährenden Unwillen über diese Eigen-

thümlichkeit, unsere Kleider, wie die Haut an Armen und Beinen, trugen traurige Spuren davon und gaben Anlaß zu mancher komischen Scene. Schon in der Samhar lernten wir den ganz ausgezeichnet mit Dornen und Stacheln bedeckten Strauch kennen, dem die Holländer in den Colonien des südlichen Afrikas den bezeichnenden Namen „Warte Bißchen" gegeben haben.

Die mittägige Rast sollte heute unterbleiben, ich rechnete darauf, am frühen Nachmittag für die Nacht Halt machen zu können.

Noch ehe wir die von den Führern bezeichnete Stelle erreichten, wurde eine für alle Jäger interessante Entdeckung gemacht, die alle Ermüdung sofort vergessen ließ.

Wir fanden nämlich an einem Punkte, wo zwei enge Seitenthäler rechts und links von uns ausliefen, die ersten untrüglichen Spuren eines Elephanten. Das mächtige Thier war eine Zeit zuvor, vielleicht erst wenige Tage vor uns dahergeschritten und hatte sich darin gefallen, mit dem Rüssel Zweige abzureißen und junge Bäume zu entwurzeln, der Boden war wie bestreut davon. Der Elephant mußte in eins der Seitenthäler eingewechselt sein, da wir bald wieder jede Spur von ihm verloren. Im ersten Augenblick konnten wir kaum glauben, daß wirklich ein so riesiges Thier in die steilen Berge sich gewagt, da, wie ich auch noch später erwähnen werde, keiner der wenigen Reisenden, welche das Bergplateau der Mensa besucht, von Elephanten spricht.

Endlich nach einem langen und ermüdenden Marsch, bei dem uns die bereits arg mitgenommenen Maulthiere und Kameele beinahe den Dienst versagten, gelangten wir zu der erwünschten Stelle, wo spärliches Wasser zwischen den Felsen herausquoll und sich nothdürftiger Platz fand, um Zelte aufzuschlagen. Die Jagdlust gestattete aber kaum, einige Nahrungsmittel aus unseren Vorräthen zu entnehmen. Wer von den Jägern nur irgend konnte, suchte die Berge zu ersteigen, um nach Wild zu suchen. Einige von uns gedachten sogar den Mondschein zu benutzen, um an wasserreicheren Stellen in den Nebenschluchten sich anzusetzen, zu dem Zwecke, bei Nacht neue Beute zu erzielen. Wenn ich auch nicht gerade zu den Letzteren gehörte, so hatte ich doch noch eine ziemliche Strecke zu Fuß in den Bergen zurückzulegen, um einen Punkt zu erreichen, an dem ich freiere Aussicht zum Abäugen gewann; ich ward reichlich belohnt, indem ich wohl über zwei Stunden lang, in einer Entfernung von 8—900 Schritten, eine Heerde der großen Mantelaffen (Hamadryas) in ihrem wunderlichen Treiben beobachten konnte.

Bald erschienen mir diese häßlichen, zottigen Thiere, von ferne gesehen, wie Wildschweine, bald wieder, wenn sie von Fels zu Fels gewagte Sprünge machten, wie Gemsen, ab und zu aber auch, zu meinem großen Leidwesen, wenn ein ganz ausgewachsener Affe sich aufrichtete, wie menschliche Gestalten.



Die liebenswürdige Jugend spielte oder zankte mit mächtigem Geschrei unter einander und trieb allen erdenklichen Unfug. Auf unserer Rückreise sollten wir mit diesen heimtückischen, muthig bösen Thieren ein förmliches Gefecht bestehen. Der Thau fiel so stark, daß ich ganz durchnäßt die Lagerfeuer aufsuchen mußte, um mich zu erwärmen.

Montag den 7. April suchten wir das Mensa-Plateau zu erreichen. War schon der gestrige Marsch ein beschwerlicher gewesen, so bot der heutige kaum zu überwindende Schwierigkeiten dar.

Das ohnehin schmale Thal verwandelte sich nach und nach in eine enge Felsschlucht, keine Spur des Pfades war zu finden, durch dickes Gestrüpp und über Felsblöcke hinweg mußte man in die Höhe steigen. Schon längst war es unmöglich zu reiten, ein Jeder führte sein Maulthier, und bewundernswürdig war es, wie diese geschickten Thiere, nicht unähnlich der Gemse, von Stein zu Stein sprangen und Manöver ausführten, welche, als Merkwürdigkeit in einem Circus producirt, massenhaft die schaulustige Menge herbeigelockt haben würden.

Was aber sollte mit den Kameelen werden? Die Führer hatten nicht daran gedacht, daß diese in der Ebene so verwendbaren Lastthiere bei Gebirgspartien, wie man sie ihnen am heutigen Tage zumuthete, unbrauchbar waren. Leider wurde es aus mancherlei Gründen unmöglich, uns von den Mensastämmen durch ausgesandte Boten Lastochsen zu verschaffen. Die Kameele zurückzulassen und uns unserer Bagage und der ohnehin dürftigen Lebensmittel zu entäußern, ward gleichfalls verworfen, es hieß also wiederum: Vorwärts!

Doch hätten auch die Thiere selbst zu der gefährlichen Bahn Lust gezeigt, so würden ihre Führer Protest eingelegt haben. Die ganze Bande der Eingebornen und besonders die Araber aus der Samhar traten dem Weitermarsch trotzig entgegen. Es kam zu heftigen Scenen, und nur der Ruhe und Energie des Naib gelang es, Ordnung und Gehorsam herzustellen und das Wagniß durchzusetzen. Ueberall waren Kameele gestürzt und hatten ihre Last weit von sich geschleudert; die unglücklichen Thiere mußten mit Seilen und Hebebäumen, die rasch aus abgehauenen Bäumen gefertigt wurden, nicht nur wieder auf ihre Beine gebracht, sondern auch an den meisten Stellen auf die Felsblöcke hinaufgehoben und geseilt werden, von denen sie nicht selten, aus Müdigkeit oder bösem Willen, unter fortwährendem Stöhnen und Klagen wieder herabstürzten. Zu dem Ende wurde alle Bagage abgeladen und, wo es eben ging, zwischen Steintrümmern und Büschen niedergelegt. Nach einer Arbeit von mehreren Stunden, in der wir von jedem Thierquäler-Verein zur höchsten Verantwortung gezogen worden wären und doch nur geringen Boden gewonnen hatten, mußte ich nun doch darauf verzichten, noch am heutigen Tage mit Kameelen und Bagage die

Hochebene der Mensas zu erreichen, da wir um keinen Preis wagen durften, uns während des Marsches von der Nacht überraschen zu lassen. Es galt nun, mit dem Nothdürftigsten vielleicht für einige Tage sich selbst zu belasten, das Uebrige in Haufen zu ordnen, Wachen auszustellen, die Kameele mit ihren Treibern für heute ihrem Schicksale zu überlassen und eine vierundzwanzigstündige Hungerkur zu diktiren.

Alle Europäer und die zur Begleitung nur irgend nothwendigen Eingebornen brachen nun allein auf, zur Vollendung des noch übrigen beschwerlichen Tagewerks.

Die wunderbaren Naturschönheiten, die Eigenthümlichkeiten der stets wechselnden Scenerie, die Pracht und Fülle der Vegetation, der Reichthum von allerhand seltenen Vögeln, mußten das Gemüth für die unsäglichen Strapazen entschädigen, denen der Körper, wenn auch unter vielem Murren, unterzogen wurde.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß wir hier zum ersten Male bei einer Höhe von, nach oberflächlicher Berechnung, 4—5000 Fuß eine mächtige Adansonia (Affenbrodbaum) zu Gesicht bekamen. Wunderbarer Weise hatte der merkwürdige Baum seine Blätter noch nicht ganz entfaltet. Die Form ist unschön, die Rinde faltig, am Besten mit einer Elephantenhaut zu vergleichen. Später entdeckten wir bei Mensa Exemplare, die 18 Fuß im Durchmesser hatten. Endlich, endlich erreichten wir die Höhe des letzten Gebirgsrückens; anstatt aber, wie man hätte vermuthen müssen, auf der anderen Seite in tiefe Schluchten und Thäler hinabzuschauen, bot sich den erstaunten Blicken eine weite Hochebene dar, wiederum von riesigen Alpen umgeben. Es war das Plateau, auf dem der muthige Stamm der Mensa seinen Wohnsitz hat, deren flache und düstere Hüttengruppen, mit den weißen und weitscheinenden Grabhügeln, uns auch sofort zu Gesicht kamen.

Mensa.

Der stattliche Gebirgszug, in dessen Gipfel die Hochebene von Mensa gleichsam eingekeilt liegt, bildet, nach der neuesten Karte zu urtheilen, die Wasserscheide zwischen dem Rothen Meere und dem Nil und mag sich in den Theilen, welche wir berührten, zu einer Höhe von 9 bis 10,000 Fuß erheben. Diese sind bis an ihren Gipfel, wo nicht schroffe Granitplatten und steile Felswände jede Vegetation ausschließen, bewaldet, zumeist mit Mimosen, Cacteen, Euphorbien und wilden Olivenbäumen. Oft findet man eine uns ganz unbekannte, niedere Palmenart und einzeln stehende Adansonien. Die Hochebene selbst soll, nach den verschiedenen Angaben, gegen 6000 Fuß über der Meeresfläche liegen und wird durch einen von Granitblöcken überstreuten, niedern Hügel-

rücken, der quer hindurch läuft, in zwei Theile geschieden. Der eine derselben bildet eine wilde, mit Büschen dick bewachsene, sandige Fläche, oft durchschnitten und durchklüftet durch gewaltige Schluchten, eine Folge der häufigen Gewitterregen. Der andere zeigte besseren Boden und wird, unter Benutzung der vielfachen Niederschläge, von den Eingebornen mit Durha und Seifenkraut bebaut.

Das Dorf Mensa bildet zwei Gruppen von Niederlassungen (etwa 100 Hütten), welche ersteren etwa 500 Schritt von einander entfernt sind; sie lehnen sich an die beiden Ränder der Hochebene. Dicht hinter ihnen steigen die bewaldeten Felsenhänge noch kühn und urwaldähnlich empor.

Die Stelle war gut genug gewählt, da sie wohl der reizendste Punkt in dem Bereiche der Mensa zu nennen ist.

Ein klarer Quell tritt zwischen riesigen Granitblöcken zu Tage, und ringsum entfaltet das Gebirge seine ganze Pracht. Dr. Brehm beschreibt jene reizende Stelle ganz richtig, wenn er sagt: „Das nie versiegende Wasser hat tropische Fülle in's Leben gerufen und erhalten. Ein fast oder ganz undurchdringliches Dickicht umgibt das Bett des Bächleins. Hohe Bäume, namentlich Sykomoren, verleihen ihm einen ewigen Schatten. Nur wenige Lichtstrahlen stehlen sich zwischen den Zweigen dieser Bäume hindurch bis zum Wasser. Das Licht blitzt und glitzert in den Kronen der Bäume, spielt mit den an den äußersten Zweigen schwankenden Webervogelnestern. Morgens und Abends klingen tausend und andere Tausende von Vogelstimmen in das heimliche Dunkel hinein. Der heisere Ruf der Glanzdrossel, welche ihr Prachtgefieder im Strahl der Sonne spiegelt, übertönt den Flötenruf des Würgers, das dumpfe Heulen der Helmvögel, das Rucksen, Girren der Tauben."

Jenes schattige Bett des kleinen Baches ist der allgemeine Brunnen, der Wasch- und Badeplatz der Mensaner, die Tränkstelle für unzählige Heerden.

Ehe wir die Strecke von zwei englischen Meilen, die uns noch von dem Dorfe trennte, zurücklegten, wurde ein kurzer Halt gemacht, um auf Wunsch des Naib mit einiger Formalität unsern Einzug halten zu können.

Der Fürst der Samhar erschien heute nicht mehr als unumschränkter Gebieter, sondern nur als Gast der sich noch ganz unabhängig dünkenden Mensaner. Die Völker des Ostens halten viel auf Etikette, und so mußten auch wir es dulden, daß die wunderliche Eskorte des Naib, seine kleine Hofcapelle, tanzend, singend und musicirend unsern Vortrab bildete. Er selbst ritt mir zur Seite, die übrigen Herren folgten. Bald wurden wir auch vom Scheich, den ich am vergangenen Tage kennen gelernt hatte, in aller Form eingeholt, wohl ein Dutzend Krieger waren in seinem Gefolge.

Die Begrüßung war mehr förmlich als herzlich. Erst später, als ich die politischen Verhältnisse des Landes genauer kennen lernte, wurde mir klar, daß

den Mensanern nur wenig daran gelegen sein konnte, mit den Völkern der Samhar in neue Berührung zu kommen; hatten doch vor Kurzem noch blutige Streitigkeiten Statt gefunden, ja es herrschte zwischen ihnen noch Blutrache. Während unseres Aufenthaltes in Mensa gelang es jedoch dem Naib so Manches auszugleichen, auch schieden wir später in voller Freundschaft.

Je mehr wir uns dem eigentlichen Dorfe näherten, desto mehr wuchs unser Zug, da hinter jedem Fels, aus jedem Busch ein neugieriger und noch ziemlich scheuer Eingeborner hervortrat; auch an Jugend beiderlei Geschlechts mangelte es nicht, für deren Bekleidung die lieben Eltern nicht gerade verschwenderisch gesorgt hatten.

So gelangten wir endlich an die Hütten, welche zu unserer Aufnahme auf Dr. Brehms Bestellung aufgeschlagen waren. Dürftig genug sahen sie aus und waren eben nichts weiter als gewöhnliche Laubhütten, die Luft, Sonne und Regen durchließen. Die Seitenwände bildeten noch grüne Baumstämmchen, die nothdürftig zusammengebunden waren, das Dach war aus Aesten mit bereits verdorrten Blättern sehr primitiv gefertigt. An Strohmatten fehlte es ganz.

Doch womit mußten wir nicht zufrieden sein? da es ja unmöglich gewesen war, vor der Hand nur eins der Zelte auf die Hochebene zu schaffen. Frischen Muthes ging es an die Einrichtung, welche bei der geringen Bagage auch nur kurze Zeit in Anspruch nahm. Die Arbeit war kaum beendet, als auch der seit einigen Jahren in Mensa wohnende Missionär des Lazaristen-Ordens Philippini uns aufsuchte. Er erschien mit seinem Maulthier, auf das er dürres Holz für unsern dürftigen Küchenbedarf geladen hatte. Philippini war ein gebildeter Mann, sprach etwas französisch und bot Alles auf, um sich uns liebenswürdig und gefällig zu erweisen. Er selbst bewohnte eine der Hütten der Eingebornen und lebte nicht besser als Jene, vielleicht mit dem Unterschiede, daß er ab und zu durch die Jagd sich frisches Wildpret verschaffen konnte. Die Persönlichkeit war ansprechend, Muth und Energie sowie Schlauheit sprach aus den kleinen funkelnden Augen des Savoyarden.

Sein Missionsgeschäft schien wenig zu gedeihen, wenigstens fanden wir keine Gelegenheit uns vom Gegentheil zu überzeugen. Die Umgegend war ihm natürlich genau bekannt; da ihm die Naturwissenschaften aber fremd waren, so konnte von ihm — ausgenommen was sich auf Jagd bezog — über Botanik und Zoologie sowie über Geognosie nur Weniges in Erfahrung gebracht werden.

Unser Mundvorrath war so gering, daß, wenn uns die Jagdlust nicht ohnedies gereizt hätte, doch alsbald hätte gesorgt werden müssen, für das heutige Mahl Wildpret zu verschaffen: Philippini übernahm es sofort, uns als Führer zu dienen und noch vor Untergang der Sonne auf Hasen, Perl- und Frankolinhühner ein Gefecht eröffnen zu lassen.



Wir durchstreiften zu dem Endzweck die bewachseneren Theile der Hochebene und fanden auch, kaum eine englische Meile von unsern Hütten entfernt, zahlreiche Völker jener Tetrao-Arten; die Jagd war mühsam genug, da das Geflügel nur schwer zum Aufstreichen zu bewegen war und, das günstige Terrain benutzend, stets vor uns herlief. Steingeröll und undurchdringliche kleine Dickungen wechselten mit hohem Gras und tiefem Sande ab, so daß die Verfolgung äußerst schwierig wurde. Dennoch gelang es uns, ausreichende Beute zu erlangen. Neben wohl einem Dutzend Perl- und Frankolinhühnern wurden auch einige Hasen erlegt.

Nach Philippinis Aussage sollte die Hochebene nicht selten von allerhand reißenden Thieren heimgesucht werden; ein Löwe hatte sogar in vergangener Nacht ein geringes Maulthier aus dem Craal, welcher des Missionärs Hütte umgab, hinweggeschleppt, und es wurden uns auch noch in der hohen Dornenumzäunung Haarbüschel aus der zottigen Mähne des gewaltigen Räubers gezeigt.

So heiß die Sonne am Morgen geschienen, so schnell änderte sich das Wetter am Nachmittag; dichter Nebel lagerte sich auf die Kuppen der Berge, ein kühler Wind blies aus Nordwest und trieb zerrissene Gewitterwolken herbei; bald fing es an leise zu regnen, die Nacht wurde kühl und rauh.

Zum ersten Male froren wir, auf dem feuchten Boden gelagert, unter den dünnen Decken und waren genöthigt, um uns zu trocknen und zu erwärmen, frisches Holz auf die bereits halb erloschenen Lagerfeuer zu werfen.

Der Thermometer sank in dieser Nacht auf 13 Grad. Unsere Lage wurde peinlich, von allen Seiten erschollen bittere Klagen, Manchen der Europäer schüttelte bereits ein Fieberfrost; dabei unaufhörliches Lärmen von Menschen und Thieren.

Dienstag, den 8. April 1862. Dickes Gewölk bedeckte den Himmel und eine unheimliche Schwüle folgte auf die kalte Nacht.

Baron D'Ablaing, Mr. Cameron und Dr. Brehm konnten sich in Folge von Fieberanfällen nicht von ihren dürftigen Lagern erheben. Ersterer besonders fühlte sich sehr krank, so daß Dr. Hassenstein ein typhöses Fieber voraussagte. Auch von den Dienern war so Mancher vollständig marode.

Zu allem Unglück konnte auch heute noch nicht auf die nöthige Bagage gerechnet werden, wegen Erschöpfung der Kameele und mehr oder weniger üblem Willen der uns begleitenden Eingebornen. Da in unsern elenden Hütten wenig Freude zu finden war, so suchten die beiden Prinzen, Gerstäcker und ich unser gestriges Jagd-Terrain wieder auf und durchstreiften nach Nord-Nord-West die niederen Hügelreihen. Auch heute wurden wir durch reichliche Beute an Flugwild belohnt. Hunger und Durst trieb uns am frühen Nachmittag wieder heim.

Umsonst versuchte die Sonne durch das schwere Gewölk durchzudringen, welches immer dunkler und drohender aus Westen heranzog. Die Hitze wurde trotzdem beinahe wieder unerträglich. Wenn in unserem „dunkeln Europa" (wie die Araber zu sagen pflegen) ein schweres Gewitter im Anzuge ist, so zeigt die ganze Natur Farben und Bilder, die schon oft den Naturfreund und Künstler entzückt haben; welche Feder vermöchte aber den Wechsel der Beleuchtung, die Pracht der Färbung zu schildern, welche unter den Tropen sich der Erde und des Himmels bemächtigt vor dem Beginn eines jener Orkane, die schon so manchem fremden Reisenden unter jenem Himmelsstrich verhängnisvoll geworden sind. Von Minute zu Minute ward es dunkler, die wenigen Stellen des Himmels, die nicht von Wolken bedeckt wurden, besonders der Horizont gegen Süden, färbten sich vollständig grün; jede der schwarzblauen Nebelmassen, die sich über die steilen Gebirge auf die Hochebene herabwälzten, erschien an ihrem Saume vergoldet.

Der Farbenton der Gebirge selbst zeigte ein tiefes Lila, von einer Schönheit, die auch der geschicktesten Farbenmischung auf der Palette eines Malers Hohn gesprochen hätte. In stiller Andacht erwarteten wir, was da kommen sollte, und wahrhaft trunken ruhten unsere Blicke auf der unvergeßlichen Scene.

Da begann es zu sausen und zu brausen an den Felswänden, und wie Gespenster jagten schneeweiße Wolkenstreifen, von blitzenden Feuermassen gefolgt, einher. Majestätisch rollte der Donner im hundertfachen Echo durch die Berge, und bereits fielen einige heiße Regentropfen.

Doch bald sollten wir nicht mehr Zuschauer in dem Drama abgeben, dessen Einleitung uns so bezaubert hatte. Kaum waren wieder einige Minuten vergangen, so bedeckte uns mit einem Male einer jener drohenden Wolkenberge, und massenhaft stürzten Ströme von Regen auf uns nieder, wie wir sie wohl nie in Europa erlebt hatten. In weniger als acht Minuten standen wir bereits bis an die Kniee im Wasser. Der heulende Sturm schien dabei Alles niederreißen zu wollen. Wo war Obdach, wo Schutz zu finden? Dabei trat noch früher als sonst vollständige Dunkelheit ein, die nur ab und zu durch Blitze erhellt wurde.

Wenn auch im ersten Augenblick ein Jeder nur an sich selbst gedacht hatte, so ließ doch bald der Gedanke an unsere Kranken und die Rettung unserer wenigen Habseligkeiten jeglichen Egoismus verschwinden.

Alles, was wir an Decken besaßen, ward über die Aermsten gebreitet. Hermann und ich griffen nach Hacken und Spaten, welche ich noch in der letzten Stunde in Cairo gekauft hatte, und machten uns daran, Gräben zu ziehen, um dem strömenden Wasser womöglich andere Richtung zu geben.

Nach und nach ward ein Jeder thätig und bald suchte man der übeln Lage,

in welcher wir uns befanden, eine komische Seite abzugewinnen. So vergingen einige Stunden, der Regen ließ nach, und man konnte daran denken, ein Feuer anzuzünden und aus den elenden Hütten, die der Sturm in einen noch traurigeren Zustand gebracht hatte, das Wasser zu entfernen, Geräthschaften, Gewehre zusammenzusuchen und Alles aufzubieten, der durch den Orkan angestellten Verwüstung zu begegnen. Doch viel konnte in der dunkeln Nacht nicht geschehen. Naß, mit Schlamm bedeckt, ohne wirkliches Obdach standen wir da und suchten uns an dem nur sparsam brennenden Feuer zu trocknen. Ein heißer, weißlicher Dunst entstieg dem Boden, während ein kalter Wind über die Hochebene blies. So verging Stunde um Stunde und immer wollte es nicht tagen; dabei verlangte der Schlaf auch sein Recht und Einer nach dem Andern entschlief, oft in sehr komischer Stellung und auf das Uncomfortabelste gebettet.

Endlich stieg in herrlicher Pracht die Sonne empor und beleuchtete die tragi-komische Scene. Bald war Alles wieder in reger Thätigkeit, und ehe wir uns versahen, erscholl vom helllodernden Feuer der erfreuende Ruf unseres stets diensteifrigen Reza-Effendi: „Chocolate is ready", und wahrscheinlich nie hat uns eine Schale Chocolade so gut geschmeckt, wie am Morgen des 9. April.

Unsere erste Sorge war nun, die halb zerstörten Hütten wieder herzurichten, Bäume zu fällen, von den Eingebornen Häute zu entlehnen zur Herstellung provisorischer Bedachung, die Schanzarbeiten der vergangenen Nacht zu vervollständigen und unsere wenigen Effecten gründlich zu trocknen und zu reinigen. Da die eingebornen Mensaner, sowie unsere übrigen afrikanischen Begleiter, zwar bereitwillige, aber müßige Zuschauer abgaben, auch unsere wenigen europäischen Diener ziemlich schwach waren, so ruhte die ganze Arbeit auf den Händen derer, die sich noch muthvoll und gesund fühlten. Es gab ein hartes Stück Arbeit von einigen Stunden.

Bald griffen wir jedoch wieder nach unseren Büchsen, nun nicht mehr, wie früher, zu jagen, sondern Jeder einzeln in verschiedener Richtung die nächste Umgegend und die Gebirge durchstreifend zu untersuchen.

Zu ähnlichem Zwecke wurden die beiden folgenden Tage (der 10. und 11. April) verwendet.

Unendlichen Reiz gewährten diese Excursionen; es bedurfte keiner drängenden Eile mehr, wie bei den kleinen Streifzügen während des Marsches. Von einem einzelnen Mensaner begleitet, zog ein Jeder hinaus in die grünenden Berge, und wo nur dem forschenden Auge ein anziehender Punkt, eine steile Felsenspitze, eine in blaue Schatten gehüllte Schlucht sich zeigte, dahin wurden in dem pfadlosen Labyrinthe die Schritte gelenkt.

Der Jäger und Naturforscher fand Schritt vor Schritt des Merkwürdigen genug, um Bände mit seinen Beobachtungen zu füllen. Oft saß man wohl

auch stundenlang auf einer kahlen Bergkuppe und ließ die Blicke schweifen über die weithin sich ziehenden Gebirgsketten, oder lauschte den unzähligen Vogelstimmen, deren jede dem Ohr des Europäers neue Klänge bot.

Ich hatte es mir zur besonderen Aufgabe gemacht, die Elephanten-Fährten zu spüren und war zu der Entdeckung gekommen, daß vor nicht langer Zeit einzelne sowie ganze Trupps dieser mächtigen Thiere die Gegend besucht hatten; frische Fährten waren nirgends zu finden.

Das Wetter blieb unbeständig, und mehrmals wurden wir bei Tag und trotz aller Vorkehrungen auch des Nachts in unseren Hütten vollständig eingeweicht. Der Energie des Naib war es endlich gelungen, die Kameele sowie alle übrige Bagage auf das Plateau zu schaffen. Im weiten Umkreis lagerten die hart mitgenommenen Thiere um unsere Niederlassung.

Waren die Ermüdungen des Tages nicht allzustark gewesen und gestattete es die Ungunst der Witterung, so wurde der Mondschein eifrig zum nächtlichen Anstand auf mancherlei Raubthiere benutzt, die wie immer durch ihr Geheul unsere nächtliche Ruhe störten. Das Resultat der dreitägigen Excursionen war kein ganz unbefriedigendes.

Für unsere ornithologischen Sammlungen ward eine Reihe interessanter Vögel geschossen. Ich erlegte unter anderen, nach mehrstündiger Bemühung, einen großen Nashornvogel (Bucorax abessinicus), welcher durch die Eigenthümlichkeit seiner Kopf- und Schnabelbildung und seiner merkwürdig großen Ständer unser besonderes Interesse erweckte. Der Vogel hat die Größe eines Auerhahns, erinnert im Fluge an die reiherartigen Vögel, sein Benehmen ist das der Raben, die Farbe ist blauschwarz.

Auch von größeren Raubvögeln wurden: Vultur auricularis, Neophron pileatus und Vultur cinereus erlegt. Von den verschiedenen Tetrao-Arten lieferten wir der provisorischen Feldküche, neben dem in Europa bekannten und einheimisch gewordenen Perlhuhn, die vier Species der Frankolinhühner: Francolinus Erkelii, gutturalis, pectoralis, Rüppellii.

Von Vierfüßlern wurden häufig angetroffen und zum Schuß gebracht, besonders in den höheren Lagen der Gebirge: die Sassa-Antilope, seltener das Kudu (Agaseen, Antilope saltatrixoides). Die größte aller Antilopen-Arten erinnert ebenso sehr an unser Rothwild, wie im Gang an das Elenthier. Sowohl Hermann als ich waren so glücklich, davon einige zu schießen. Ein altes Weibchen maß 7½ Fuß in der Länge; das Wildpret ist schmackhaft. Von den übrigen Antilopen-Arten, die die Samhar bevölkern, fanden wir keine Spur in den Gebirgen.

Neben manchem Klippendachs wurde auch ein schönes Exemplar eines Honigdachses (Ratel) durch Gerstäcker erbeutet. Vollständig mißlang es, ein

Warzenschwein zum Schuß zu bekommen. Eduard erlegte auf dem Nachtanstand eine große gefleckte Hyäne und meine Wenigkeit zwei Schakals, welche hier wesentlich größer als in Nord-Afrika sind.

Das Gebirge wechselt mit Glimmerschiefer und Granit; beide Gebirgsarten erscheinen an ihrer Oberfläche ziemlich zertrümmert und verwittert, daher die merkwürdige Formation einzelner umherliegender Felsblöcke, nicht unähnlich dem Penha-Gebirge im südlichen Portugal.

Von auffallenden Charakterpflanzen fanden wir den wilden Olivenbaum am meisten vertreten, außerdem keine große Verschiedenheit von den bereits beschriebenen Vegetationsverhältnissen. Die Gegend ist durchweg reizend in ihrer Abwechslung und erinnert oft an die Tyroler Alpen.

Wenden wir uns nun zu den Mensanern selbst, so zeigt sich bei diesem noch unvermischten Volksstamme ein gewisses Ebenmaß in den Formen, edle Gesichtszüge und leichte elastische Bewegungen. Die Hautfarbe ist dunkelbraun, das Haar schwarz, glatt, wenn auch ab und zu gekräuselt.

Beide Geschlechter sind nothdürftig bekleidet, oft werfen sie nur ein einziges, leinenes Tuch um ihren Körper, welches dann auch Nachts als Decke dient. Nicht Alle tragen Sandalen; viele Männer befestigen sich am Oberarm ein kurzes dolchartiges Messer.

Die Mädchen umhüllen bis zu ihrer Verheirathung ihre Lenden mit einer Schürze (Rahhad) oder mit einem Fell, scheeren sich das Haar theilweise ab, oder flechten es in unzählige kleine Zöpfe und tragen gern an Handgelenken und Knöcheln silberne Spangen. Mit der Verheirathung tritt ein Wechsel ein: das Umschlagtuch ist reicher, auch spendet der Gatte oft Sandalen. Die Mensa sind vorzugsweise Viehzüchter, Ackerbau treiben sie nur aus höchster Noth in der unvollkommensten Weise. Auch haben sie monatelang große Mühe, die Schaaren von Vögeln und die Heerden größerer und kleinerer Arten Affen von ihren vereinzelt liegenden Feldern abzuhalten. Mehrere tausend Rinder sollen dem Mensa-Stamme gehören. Das Vieh selbst ist edel, leicht gebaut, der Antilope ähnlich; es gehört zu der Race der afrikanischen Buckel-Ochsen.

Zweimal im Jahr wandern die Mensa aus dem höheren Gebirge in die Niederungen bis zur Samhar, die Regenzeit benutzend, welche nach unserer Jahreseintheilung wohl zweimal in 12 Monaten einzutreten pflegt und welche die sonst dürren Strecken der Steppe in saftreiche Wiesen verwandelt und die steilen Gehänge der Berge mit nahrungsreichen Kräutern bedeckt. Das nöthige Gepäck wird den stärksten Ochsen aufgeladen, und in langen Reihen ziehen die Heerden vom Gebirge hernieder. Mit der zunehmenden Dürre ziehen sie wieder aufwärts bis zur Alpenregion, wo durch Nebel und Niederschlag frisches Grün erhalten wird.

Die Mensa hüten ohne Hunde; die Rinder sind gut gezogen und folgen dem Rufe der sie führenden Eingebornen. Nur wenige Kühe werden gemolken, noch seltener wird ein Stück geschlachtet. Der Stolz besteht in der Menge des Viehes, aber man zieht nur geringen Nutzen davon.

Wurde unsere rege Theilnahme von Allem, was die Natur bot, auf den täglichen Ausflügen im höchsten Grade in Anspruch genommen, so fehlte es auch im Lager nicht an anziehenden, oft komischen Scenen.

Mit einbrechender Dunkelheit, ungefähr gegen 1/27 Uhr, sammelte sich gewöhnlich Alles wieder um die Hütten. Die Reconvalescenten krochen, in Decken gehüllt, aus ihren Zelten; wir Jäger saßen um die lodernden Feuer und genossen, unter heiterem Geplauder, unser frugales Mahl, welches zumeist aus einer Suppe von wildem Geflügel mit eingebrocktem Schiffszwieback bestand.

Die Luft zog oft kalt und feucht von Süd-West durch die langgestreckte Hochebene. Nach der Hitze des Tages legte man gerne eine wärmere Bekleidung über.

Nur ab und zu warf der Mond durch die flüchtig dahin eilenden Wolken sein Licht auf das Jägerlager und wetteiferte mit dem Schein des großen Feuers, an welchem außerhalb des Verhaues, womit wir die Niederlassung umgeben hatten, unsere schwarzen Begleiter sich wärmten, dick verhüllt in erbärmliche Lumpen.

Aber auch aus der Ferne trafen merkwürdige Töne unser Ohr, die mehr an ein Thierconcert, als an einen menschlichen Gesang erinnerten und so eigenthümlich klangen, daß wir der Neugierde nicht widerstehen konnten, ihrem Ursprung nachzugehen. Wir griffen nach unseren Büchsen und wanderten hinaus in die Dunkelheit.

Bald befanden wir uns mitten zwischen den Hütten der Mensaner, die nicht unrichtig mit umgekehrten Rabennestern zu vergleichen wären, und betraten nicht ohne Mühe, hin und her stolpernd, einen freien Platz, in dessen Mitte sich ein dunkler, festgeschlossener Knäuel lebender Wesen elastisch auf und nieder bewegte. Näher gekommen, erkannten wir erst die einzelnen Figuren, aus denen er bestand, so dicht waren diese aneinander gedrängt. Das Centrum bildete ein Dutzend Mädchen, von einem Haufen Kinder umdrängt.

Die Mädchen standen alle den Rücken nach außen gekehrt und dicht um sie her waren hinter jedem ein oder zwei Tänzer postirt, welche ihre linke Hand auf die Schulter der vor ihnen stehenden Schönen gelegt hatten, während sie mit der rechten jenen, am oberen Ende etwas krumm gebogenen Stock schwangen, ohne welchen nie ein Mensaner von seiner Hütte geht. Nach dem Takte eines schauerlich klingenden monotonen Gesanges von „La, La, Làà“ bewegte sich die ganze still vergnügte Gesellschaft auf und nieder, ohne jedoch mit den Füßen

den Boden zu verlassen. Keine Pause wurde gemacht, wenn auch Ströme von Schweiß an den glänzenden, schwarzen Schultern niederrieselten.

Leider wurden wir bald erkannt, der Kreis öffnete sich, und freundlich luden uns die Mädchen ein, an ihrem Tanze Theil zu nehmen.

So gern wir uns auch den schwarzen Mädchen verbindlich gezeigt hätten, so war die Zumuthung doch zu stark; auch gelang es uns, die Ordnung wieder herzustellen und das Schauspiel auf's Neue beginnen zu lassen.

Es war ein eigenes, wunderliches Bild, das unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm: der Himmel mit den leichten, fliehenden Nebelschleiern bedeckt, durch welche der Mond nur ab und zu sein volles Licht herabsandte, die hohen, kühn geformten Berge, schroff rings umher aufsteigend, und auf dem düsteren Vordergrunde, mitten zwischen den eigenthümlich gebauten Hütten, dies fremdartige, unheimliche Treiben der dunkeln, halb nackten Gestalten, die zu einem festen Keile zusammengedrängt, wie aus dem gleichfarbigen Boden emporschnellten und dann wieder hineinzutauchen schienen.

Wohl über eine Stunde verweilten wir bei diesem nächtlichen Schauspiel und entfernten uns wieder, nicht ohne allerhand Geschenke den schwarzen Bajaderen gespendet zu haben.

Von Mensa nach Keren.

Die heftigen Gewitterregen der letzten Tage schienen besserem Wetter Platz machen zu wollen. Die nächste Umgebung war genügend durchstreift worden, und unsere Patienten befanden sich so weit auf dem Wege der Besserung, daß ich den Vorschlag machen konnte, in kleiner Gesellschaft nach dem entferntesten Punkte, den unsere Expedition im Auge gehabt, nach Keren, aufzubrechen. Galt es doch vor Allem, unsere Neugierde über den vielversprochenen und uns oft als Jagd-Eldorado beschriebenen mythischen Fluß Ainsaba zu befriedigen.

Die Gesellschaft bestand aus meinen beiden Neffen, dem englischen Consul Cameron, aus Reza Effendi, dem Naib und mir selbst. Die besten Kameele, zwölf an der Zahl, wurden ausgesucht, ein Jeder sattelte sein Maulthier, und da sich das meinige noch nicht von den Strapazen der Reise erholt hatte, so bestieg ich das Streitroß eines der uns begleitenden Beduinen, das mich forttragen sollte. Am 12. April um 11 Uhr Mittags setzten wir uns bei schöner frischer Luft in Bewegung und zogen nordwestlich in der Mensa-Hochebene hin. Nach einem Ritt von zwei guten Stunden hatten wir auch diese im Rücken, und zwischen den rechts und links hoch aufsteigenden Gebirgen bewegten wir uns auf einem sehr hügeligen und steinigen Terrain vorwärts. Die Gegend unterscheidet sich wenig von der Umgebung Mensas, nur daß der Charakter der Hoch-

ebene allmählich verschwindet und mehr den einer weitgedehnten Hügellandschaft annimmt.

Gegen 2 Uhr machten wir in der Nähe des nun verlassenen Dorfes Belta Halt. Der erquickende Schatten einer riesigen Sykomore lud uns zum Lager ein, und einige Perl- und Frankolinhühner, die wir vom Sattel aus herabschossen, würzten unsere Suppe. Nach einer Stunde brachen wir wieder auf und erreichten nach kurzem Ritt einen beträchtlichen Höhenzug, der überstiegen werden mußte, damit wir zu unserm Nachtlager gelangen konnten.

Die Arbeit war aber für unsere armen Thiere entsetzlich schwer, und wir selbst hatten alle Mühe, das Gebirge zu Fuß auf der einen Seite in die Höhe und auf der anderen wieder hinabzuklimmen.

In einem Engpasse begegneten wir einem Trupp wandernder Eingebornen. Obgleich ihre Blicke eben nicht besonders freundlich auf uns ruhten, legten sie doch als Friedenszeichen Schwert und Lanze auf den Boden, und wir wechselten den üblichen Händedruck.

Wir erfuhren von ihnen, daß wir bei nicht zu großer Eile noch vor Sonnenuntergang das Flußbett des Ababa erreichen würden, der noch trinkbares Wasser enthalte.

Es wurde also wacker darauf losmarschirt, und nur ab und zu nach den verschiedenen Hühnergattungen gefeuert, die vor uns aufstanden. Ehe wir aber noch eine längere Strecke zurückgelegt, umwölkte sich der Himmel schon wieder, und ein kühler Wind trieb Massen schwarzen Gewölkes zu uns heran.

Glücklich erreichten wir den für die Nacht ersehnten Lagerplatz, waren aber noch mit Abpacken beschäftigt, als uns ein furchtbarer Platzregen unter die hohen Bäume trieb, welche, wie an allen diesen Strömen, die Ufer beschatten. Nichtsdestoweniger wurden wir vollständig durchnäßt, und erst als es beim Hereinbrechen der Dunkelheit aufgehört hatte zu regnen, war unsere Lagereinrichtung vollendet. Nun aber schürten wir auch, da der Wind eisig kalt durch das Thal wehte, ein mächtiges deutsches Feuer an, bei dem wir uns trockneten und, nach alter Jägersitte, noch lange in der heitersten Laune plauderten. Mit wahrer Wuth hieben wir die oft genug verwünschten Mimosenbäume nieder, und übergaben sie mit ihren dornenreichen Verwandten, aus Rache für die auch auf diesem Ritt wieder gerissenen Wunden, dem Flammentode. Der beste Schlaf erquickte uns, und kaum stieg die Sonne über die zackigen Gebirgsspitzen empor, als auch schon Reza Effendi, mit dem gewöhnlichen freundlichen Gesicht, seinen Ruf ertönen ließ: chocolate is ready.

Bald war Alles auf den Beinen, der warme Trunk genossen, die Thiere wurden eingefangen und gesattelt und weiter ging es am Flußbette hin. Doch nicht lange durften wir uns des Reitens auf dem weichen Boden erfreuen.

Wir mußten das Flußbett wieder verlassen, um aufs Neue eine ähnliche Wasserscheide wie gestern Abend zu überschreiten, was uns eben so hart ankam, wie den armen Maulthieren und Kameelen.

Doch von jetzt an änderte sich die Gegend. Sie wurde offener, wenn auch nicht ebener; Hügel reihte sich an Hügel, weit rückwärts ragten jedoch noch immer die hohen Berge von Mensa über Alles hinweg, und vor uns stieg in einer Entfernung von etwa vier oder fünf Meilen eine Gebirgskette empor, an deren Fuß das in den Berichten der Heuglinschen Expedition so viel genannte Keren liegen sollte.

Es ist von dem Strombette des Ainsaba, das nun zwischen jenem Ort und unserm heutigen Nachtquartier lag, etwa vierthalb Meilen entfernt.

Auf der damaligen Karte Petermanns (Bogos- und Habab-Länder) war jener Fluß nicht eingezeichnet, dafür aber eine lange Gebirgskette, welche er Eibaba nennt, und die sich parallel mit dem Ainsaba von Süden nach Norden erstreckt. Ich zweifelte, daß die Karte richtig wäre; nach ihr hätten wir das Land San nahi betreten, welches nach der Aufzeichnung wie eine Ebene erscheint, jedoch, im Widerspruch damit, ähnlicher dem von Heuglin aufgenommenen Special-Aufriß ist. Auch dieser enthielt freilich viele Unrichtigkeiten, da Heuglin selbst nicht über Mensa nach Keren gekommen ist.

Die Gegend hatte sich jetzt in jeder Weise verändert. Die reiche Vegetation des Mensathales war fast ganz verschwunden; die Bergrücken schienen meist ganz kahl und nur an den Abhängen zeigten sich Mimosen und verkrüppelte Oliven. In den tieferen Thaleinschnitten dagegen wuchsen so riesige Exemplare von Affenbrodbäumen und Euphorbien, wie wir sie bisher noch nicht gesehen. Auch einzelne schöne Tamarisken und Tamarinden wurden ab und zu angetroffen. Die Granitformation des Mensagebirges veränderte sich hier ebenfalls zu Glimmerschiefer und einem mit Kiesel, Feldspath und Thonschiefer vermischten Gestein. Der Boden erschien, je mehr wir von dem höhern Gebirgsland herabstiegen, auch viel heißer, und trotz des vielen Regens, der auch diese Gegend heimgesucht, zeigte sich doch beinahe nirgends grünes Gras.

Heute war der Himmel rein, und vom frühen Morgen an brannte die Tropensonne unbarmherzig auf uns herab. Nach einem Ritte von mehreren Stunden, der nicht das geringste Anziehende bot, erklommen wir ein felsiges Plateau, auf dem das nicht unbedeutende Dorf Gabei-Alabu lag. Die Bevölkerung war zu Hause, was in dieser Jahreszeit bei den meisten Dörfern nicht der Fall ist, und über vierzig Krieger kauerten in ihrer gewohnten Weise um eine nur dürftigen Schatten bietende Sykomore mitten zwischen den Hütten.

Auch hier schien unser Kommen wohl Erstaunen, aber wenig Freude hervorzurufen, und es bedurfte einer längeren Unterredung zwischen dem Naib und

dem Scheich des Dorfes, um freundliche Mienen zu gewinnen. Bald wurden wir in den Kreis eingeladen, ich wechselte mit den Kriegern den Händedruck, stieg vom Pferde und genoß mit unendlichem Behagem frische Milch, die uns im Ueberfluß gereicht wurde.

Wir hielten uns jedoch nicht lange auf. Der Scheich und einige Krieger erboten sich, uns an den Strom zu geleiten und trieben noch eine Kuh herbei, die für uns zum Geschenk bestimmt war. Am Abend erfuhr ich von dem Naib, daß auch zwischen den Bewohnern der Samhar, deren Fürst er ist, und den Nomadenvölkern dieser Gegend Blutfehde bestanden habe, daß er aber jetzt mit ihnen, auf Wunsch der türkischen Regierung, vollen Frieden zu schließen gedächte. Kleine Fehden finden aber auch in diesem, weder der Pforte, noch dem Kaiser von Abessinien gehörenden Landstriche fortwährend statt, und erst wenige Tage vor unserer Ankunft in Gabei-Alabu waren einige Krieger bei einem Streit mit den Bewohnern eines benachbarten Dorfes erschlagen worden.

In keiner Weise jedoch konnten wir auf der ganzen Reise zwischen diesen wilden Völkerstämmen auch nur über die geringste Unbill klagen, und ich muß lobend erwähnen, daß uns zuletzt mit aufrichtiger Freundlichkeit und Gastfreundschaft begegnet wurde.

Noch waren keine zwei Stunden vergangen, als unsere Führer auf ein dunkelgrünes Band zeigten, welches sich malerisch zwischen das reiche braungelbe Gebirge hineinzog. Es war das Flußbett des Ainsaba. Bald hatten wir dasselbe erreicht; der Strom hielt noch etwa dritthalb Fuß Wasser und floß silberhell und reißend dahin. Wie erquickten sich unsere Augen an der so lange entbehrten lebendigen Fluth! Eine bequeme Furt war bald gefunden, und wir lagerten uns dicht am Strom auf einem kleinen, von uralten Bäumen beschatteten Grasflecke.

Jener mythische Fluß, welcher in den hohen Felsengebirgen Abessiniens entspringt und sich nach meilenweitem Nordlauf im Sande der Wüste verlaufen soll, hatte da, wo wir ihn trafen, ungefähr die Breite des Mains bei Lichtenfels. In unendlichen Windungen sendet er sein klares Wasser durch das Gebirgsland und erquickt mit seinen zweimal im Jahr austretenden Fluthen, auf beiden Seiten des Ufers, etwa in der Breite von dreihundert Schritt die durstige Erde. Soweit dies der Fall ist, zeigt auch der Boden die ganze Fülle der Tropenvegetation; wunderbar geformte Bäume, dicht mit Lianen überzogen, wechseln malerisch mit haushohem Schilf, und dieses umgibt wieder kleine grüne Flächen voll üppigen Blumenflors. Tausende von Vögeln aller Art bevölkern diesen schmalen Streif Erde, der gleich einer Oase meilenlang den Strom begrenzt, alle Thiere der Gegend kommen früh oder Abends zu ihm gewandert, um sich an seinen klaren Fluthen zu erquicken. Im hohen Sommer soll sich

aber auch schon in dieser Gegend das Wasser, mit Ausnahme weniger Stellen, total verlieren. Wir trafen erträglich hohes Wasser, aber dieser Umstand war für die erwartete Jagd ein höchst kläglicher. Man hatte uns nämlich sicher versprochen, daß wir am Ainsaba, durch Ansetzen an den Tränkplätzen, Löwen und Rhinoceros zu sehen bekommen könnten. Jetzt war natürlich keine Aussicht dazu, da jene hier ohnehin nicht häufig vorkommenden Thiere auf viele Meilen hin gegen Süd und Nord reichlich Wasser fanden. Dennoch sollte, wie wir später in Keren erfuhren, ein altes männliches Rhinoceros erst vor kurzer Zeit ganz in der Nähe unseres jetzigen Lagerplatzes erlegt worden sein.

Während man die Zelte aufschlug und Holz zum Feuer zusammentrug, rasteten wir Jäger aber nicht. Ein Jeder streifte nach Gutdünken in den schmalen Streifen Urwald hinein, und bald krachte es in allen Richtungen. Ich selbst schoß an diesem Tage sechs verschiedene Arten von Hühnern. Doch wir hielten uns nicht allein dabei auf, für die Küche zu sorgen, sondern erlegten auch eine Menge anderer Vögel, Tauben, Papagaien, Paradiesfinken u. s. w., und erst der Hunger trieb uns bei Sonnenuntergang ins Lager zurück. Ich selber hatte noch wenige Schritte zu meinem Zelte und bereits die brennenden Lagerfeuer vor Augen, als mich ein auffallendes Zusammenlaufen unserer Schwarzen dem Ufer zu stutzig machte.

Ehe ich sie aber erreichen konnte, fiel ganz in meiner Nähe ein Schuß, und ich erkannte jetzt inmitten der Gruppe den englischen Consul, der mit abgeschossener Büchse heftig gestikulirend dastand, und vernahm den Schrei: Ein Löwe — ein Löwe!

Cameron erklärte mir, er habe auf ein vierfüßiges Thier geschossen, das von der anderen Seite des Flusses herübergeschaut, und er glaube getroffen zu haben. So großen Zweifel ich auch hatte, daß das Thier ein Löwe gewesen, so sprang ich doch sofort ins Wasser und watete ans andere Ufer. Hier aber war es in dem niedergetretenen Gras ganz unmöglich ein Fährte zu unterscheiden, und auch nach langem Suchen in der Näh und Ferne weder ein Tropfen Schweiß noch irgend sonst etwas zu finden, was auf einen glücklichen Schuß hätte deuten können. Nach Camerons Beschreibung mochte sich das Thier, wenn es wirklich ein Löwe gewesen, noch im Flügelkleide befunden haben, und ich glaube weit eher, daß er nach einem Leoparden oder Wolf geschossen.

Heiter erregt nahmen wir, auf dem grünen Teppich gelagert, unsere Mahlzeit ein. Der Abend brachte uns erwünschte Kühlung. Dicht neben uns ging es lustig zu. Unsere Schwarzen hatten die geschenkte Kuh bereits geschlachtet, und unter Gesang und ewigem Geschrei, an das wir uns von Mensa her schon ziemlich gewöhnt hatten, gingen sie an die einfache Zubereitung ihrer Speise. Kaum mochte eine Stunde vergangen sein, als einige der Eingebornen zu uns

heraneilten und wiederum von einem Löwen faselten, der sich aber diesmal an den Ueberresten jenes geschlachteten Rindes vergnügen sollte.

Rasch griff ich zu meiner Doppelflinte, da ich diese bei der zweifelhaften Beleuchtung wie bei der größeren Nähe, in welcher geschossen werden mußte, der Büchse vorzog, und eilte dem kaum ein Paar hundert Schritte von unserem Lager entfernten Schlachtplatze zu.

Natürlich hatte das Thier Reißaus genommen.

Mit Mühe jagte ich die Eingebornen zurück und suchte ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, sich ruhig zu verhalten. Ich selbst drückte mich im tiefsten Schatten hinter einen dichten Busch, so daß ich den improvisirten „Luderplatz", der ziemlich hell vom Monde beschienen war, etwa fünfzig Schritte vor mir hatte.

Der Wind war nur mittelmäßig, und ich begann schon daran zu zweifeln, ob sich irgend ein Raubthier nahen würde, als plötzlich geräuschlos und halb vom Monde beschienen, halb von einem niederen Baume beschattet, ein katzenartiges Raubthier mir zu Gesichte kam.

Ich konnte unmöglich die Farbe erkennen und kaum, daß es zum Katzengeschlecht gehörte; auf gut Glück feuerte ich und mag den Zeichen nach eine gute Portion Rehposten in das sammetartige Fell gejagt haben. Das Thier selbst aber war, trotz des eifrigsten Suchens, in der Nacht sowohl mit der Laterne, als auch am nächsten Morgen bei Tageslicht, nicht aufzufinden.

Erst spät kamen wir zur Ruhe, und merkwürdigerweise blieben unsere bisherigen Begleiter, die Hyänen, diese Nacht aus.

Am andern Morgen wurde beschlossen, unsern herrlichen Lagerplatz für diesen Tag beizubehalten, sofort aber nach Keren aufzubrechen, die heißesten Stunden des Tages dort zuzubringen, und in der Abendkühle unser kleines Paradies wieder aufzusuchen.

Nachdem wir Alle gebadet, ohne gerade sehr erfrischt zu werden, da das Wasser mehrere zwanzig Grad Reaumür hatte, setzten wir uns zu Pferde und erklommen die den Strom einschließende Hügelkette. Das rauhe Gebirgsland war nun wieder betreten, von dem üppigen Grün, von der wuchernden Vegetation keine Spur mehr. Bergauf, bergab ging es nun Keren zu, welches elende Dorf — denn etwas Anderes ist es nicht — wir bald am Saum einer ziemlich offenen Hochebene vor uns liegen sahen. Wir mochten kaum dritthalb Stunden geritten sein.

Als wir näher kamen, erkannten wir auch, etwas abseits von den Hütten, zwei größere Gebäude, die Wohnung des weit und breit bekannten einsamen Missionärs Stella. Dieser wandten wir unsere Schritte zu. Die Einwohner mochten von unserem Herannahen Kenntniß haben, denn von überall her sahen wir die nackte, schwarze Bevölkerung nach derselben Richtung kommen.



Der Naib fand sich jetzt veranlaßt, in Ceremoniell einzuziehen. Seine Musikanten und Waffenträger eilten voran, bildeten eine gerade Linie, und bald ertönte ihre herzzerreißende Musik. Er selber lud mich freundlich ein, an seiner rechten Seite zu reiten, und so zogen wir denn in die Umzäumung des Missionärs ein. Stella war ein kleiner untersetzter Mann mit stechenden, klugen Augen, aber sonst wohlwollenden Zügen. Er gehörte zu dem Orden der Lazaristen, welche in Paris ihren Superior haben.

Unstreitig war er, nach Allem, was ich über ihn gehört und gelesen hatte, zu den wenigen intelligenten Europäern zu rechnen, welche, von allem europäischen Leben abgeschnitten, seit einer Reihe von Jahren das Innere Afrikas bewohnen. Durch seinen hervorragenden Charakter, seinen Muth und sein kluges Benehmen war er zu einer bedeutenden Person geworden. Er war nicht nur bei der ganzen Bevölkerung der Bogos bis weit hinein zu den Barkastämmen höchst angesehen, sondern stand auch in einer gewissen Verbindung mit dem Kaiser Theodor und den ganzen politischen Verhältnissen Abessiniens. Da er gut französisch sprach, hatte ich hinreichend Gelegenheit, Interessantes von ihm darüber zu vernehmen.

Die Ausbreitung der katholisch-christlichen Religion scheint ihm hier nicht allein am Herzen zu liegen. Er schien nach Allem, was ich vernommen, vorzugsweise Rathgeber und Vermittler bei obwaltenden Streitigkeiten der Stämme zu sein. Ein Gehalt, der ihm, wie er mir sagte, regelmäßig ausgezahlt wurde, und der Besitz einigen Grund und Bodens, eine gut ausgesuchte Heerde, machten ihm, bei den wenigen Bedürfnissen des Landes, ein angenehmes Leben möglich. Arzneimittel und Pulver lernte er sich selbst bereiten; eine Anzahl schwarzer Diener, unter denen tüchtige Jäger sind, die auch mit dem Schießgewehr umzugehen verstehen, führen sein Hauswesen und verstehen auf europäische Art zu kochen.

Stellas Wohnhaus bestand aus einer einfachen Strohhütte, deren Dach durch mehrfach aufeinandergelegte Matten und Häute einen weit besseren Regenschutz gewährte, als unsere Hütten in Mensa, sich aber sonst von diesen nur wenig unterschied.

Freundlich kam uns Stella entgegen, und wir hatten bald Gelegenheit, uns bei einem saftigen Frühstück von der Vortrefflichkeit seiner Kochkunst zu überzeugen. Nur mit den Getränken war es nicht gut bestellt. Das abessinische Bier, aus Honig bereitet, wollte uns durchaus nicht munden, desto besser schien aber der von uns mitgebrachte Cognac unserm Wirthe zu behagen.

Nach dem Frühstück ließen es sich meine beiden Neffen nicht nehmen, den dicht hinter den Hütten emporsteigenden Berg Sewán zu besteigen. Nach zwei Stunden kehrten sie, entzückt von der herrlichen Aussicht, die sie dort oben ge-

nossen, wieder zurück. Ich und der englische Consul benutzten dagegen die Zeit, um von unserm Wirthe Nachricht über die Landesverhältnisse einzuziehen.

Wie erwähnt, liegt das Dorf Keren auf einer Hochebene, der von Mensa ähnlich, ungefähr viertausend Fuß über der Meeresfläche. Der Boden ist fruchtbar, wird aber nur ab und zu mit Durha, etwas Taback und dem gewöhnlichen Seifenkraute bepflanzt. In der Regenzeit finden dort zahlreiche Heerden vortrefflichen Grasboden. Nach Osten und Süden steigen rauhe Gebirge in die Höhe, während sich die im Norden liegenden Ketten mehr und mehr abflachen. Nach Westen zu sieht man den Bergen deutlich an, daß sie aus einer Ebene emporsteigen, denn unmittelbar hinter ihnen beginnt die unabsehbare Barka-Steppe.

Wasser enthält die Hochebene so viel wie gar nicht; ein von Stella erst gegrabener Brunnen versieht ihn selber dürftig mit dem nöthigen Trinkwasser, und auch dieses ist wenig schmackhaft. Trotzdem würde sich die Gegend von Keren, gleichwie die von Mensa, vortrefflich zu Wein- und Tabacksbau eignen, auch dürften hier wohl veredelte Oliven einen großen Ertrag liefern.

Bei den jetzigen Verhältnissen des Landes, der dürftigen Bevölkerung und der Energielosigkeit der Bedjekstämme ist jedoch an ein besseres Bebauen des Bodens nicht zu denken. Nach Stellas Ansicht befanden sich die Eingebornen noch genau in den nämlichen Verhältnissen, wie vor tausenden von Jahren, als die Griechen zuerst jene Gegenden besuchten. Deren Spuren sind aber jetzt verschwunden und bis auf wenige griechische Gräber, die in der Umgegend noch ziemlich gut erhalten sein sollen, finden sich keine Anzeichen mehr von den früheren Entdeckern dieses abgelegenen Theiles der Welt.

Ehe ich, um den Rückweg anzutreten, mein Pferd wieder bestieg, erfreute mich Stella mit einem werthvollen Geschenk, und zwar mit einem kostbaren Manuscript, den Psalmen Davids in altabessinischer Sprache, auf Pergament geschrieben, aus dem elften Jahrhundert. Das Buch ist jedenfalls eine Seltenheit, da die Cultur in Abessinien von Jahrhundert zu Jahrhundert zurückging.

Obgleich sich die Einwohner mit Stolz Christen nennen, scheinen sie doch, mit Ausnahme der Erinnerung an unsere Christfesttage, wie Weihnachten und Ostern, wenig mehr von dem Christenthum zu wissen.

Kirchen gibt es nirgends, obgleich sich uns Schwarze präsentirten, die sich für Geistliche ausgaben. Gottesdienst im Freien oder Gebete habe ich nie verrichten sehen. Nach Stellas Angabe soll aber im Innern von Abessinien das kirchliche Verhältniß ein etwas geregelteres sein. Der Muhamedanismus wird gehaßt und gefürchtet, da er sich seit Jahrhunderten immer mehr von Osten und Norden ausbreitet und gerade nicht dazu beiträgt, die Civilisation zu fördern.

So wild und uncivilisirt auch die Bewohner dieser Gebirge sein mögen, so leben doch in ihren Volkssagen Rückerinnerungen an eine graue Vorzeit, in der sie eine wichtigere Rolle als jetzt gespielt. Unter Anderem behaupten sie, der Fluß Ainsaba habe seinen Namen nach der Königin von Saba bekommen, welche an diesem Flusse ihr Reich gehabt. Auch sollen sich einzelne hervorragende Männer stolz darüber ausgesprochen haben, daß sie die Nachkommen der alten Aethiopier wären.

Im Wegreiten besichtigten wir noch flüchtig die Grundmauern einer kleinen Kirche, welche Stella mit eigenen Händen aus Stein langsam erbaute. Der liebenswürdige Mann machte uns die Freude, uns zu begleiten, und sagte auch zu, die Nacht bei uns im Lager verweilen zu wollen. Noch vor Dunkelwerden erreichten wir dasselbe wieder, und schon von ferne schallte uns der laute Gesang aus tausend Vogelkehlen entgegen.

Ueberall girrte und zwitscherte es; viele verschiedene Hühnerarten riefen ihre Völkchen zu den Ruheplätzen zusammen, und erst als der Mond hinter den Bergen heraufstieg, verstummten die gefiederten Sänger.

Gleich wie gestern hatten wir unsere Büchsen kaum in die Zelte gebracht, als wiederum vom Flusse her der Alarmruf erschallte. Hermann und ich eilten zur Stelle und erblickten auch wiederum, bei sehr zweifelhafter Beleuchtung, ein Thier von der Größe eines Hühnerhundes am jenseitigen Ufer. Unsere beiden Büchsen krachten zu gleicher Zeit, das Thier stürzte und wurde im Triumph an das diesseitige Ufer gebracht. Es war leider nur eine jener kleinen Wolfsarten, welche, etwas größer als ein Schakal, sich besonders merkwürdig dadurch vor dem europäischen Wolfe auszeichnen, daß sie ungewöhnlich breite und lange Lauscher haben. Das Fell war aber, der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit wegen, nicht zu gebrauchen.

Dieser glückliche Schuß ließ in uns die Jagdpassion wieder erwachen; kaum war der letzte Bissen genossen, so zog auch Jeder von uns mit seiner Decke und Büchse nach irgend einem ihm passend scheinenden Versteck am Ufer, und allerhand Knochen und Ueberreste von Schlachtvieh wurden mitgeschleppt. Ich hatte mir, mit Hermann zusammen, auf dem Stumpf einer von den Fluthen umgestürzten uralten Tamariske einen herrlichen Sitz bereitet. Vor uns lag ein grüner Rasenfleck, der, ebenso wie der neben uns rauschende Strom, taghell vom Monde beschienen war. Wir lösten uns im Wachen getreulich ab, vernahmen aber nichts als das Quaken zahlloser Unken und das Summen der Mosquitos um uns her, die unsere Geduld auf eine harte Probe setzten. Auch erschien nicht einmal ein Wiesel bei der von uns ausgelegten Lockspeise. Nach mehreren Stunden kehrten wir denn auch, vom Thau durchnäßt, zu unseren Zelten zurück, um uns eines kurzen Schlafes zu erfreuen, da der nächste Morgen zu einem Pürschgang bestimmt war.

Kaum dämmerte es, so verließen wir unsere Lagerstätte; ein Jeder zog allein aus und kam nach Verabredung gegen Mittag wieder zurück. Es war manches Interessante von Vögeln — ganz abgesehen von vielen Perl- und Frankolinhühnern — erlegt worden. Ich selber hatte einen weiten Schuß nach einer sehr großen gestreiften Hyäne gemacht und würde, da mich das Thier nicht gesehen, und mit dem günstigen Wind, unfehlbar zum zweiten Male zum Schuß und dann um hundert Schritte näher gekommen sein, wenn der mich begleitende Wilde nicht durch unvorsichtige Bewegungen unsere Nähe verrathen hätte.

Trotz der glühenden Sonne wurde das Lager abgebrochen und der Rückweg angetreten.

Wir setzten es durch, die Wasserscheide noch an demselben Tage zu überschreiten und machten in der kleinen Mahabar-Ebene Halt, um zu übernachten.

Am andern Morgen wurde früh aufgebrochen, um Mensa noch an demselben Tage zu erreichen, was auch bei einbrechender Dunkelheit geschah. Wir hatten nur kurze Zeit während der heißen Stunden gerastet.

Mit Freuden wurden wir in Mensa in unserem Lager begrüßt. Die zurückgelassenen Patienten hatten sich erholt, und das rauhe, regnerische Wetter schien doch endlich der trockenen Jahreszeit Platz gemacht zu haben.

Der 17. April 1862. Obgleich dieser Tag zum Ausruhen bestimmt war, duldete es uns nicht im Lager, magisch zogen uns die immer grünen Gebirge wieder an; schon am frühen Morgen eilte ein Jeder von uns hinaus in die Waldeinsamkeit.

Hermann hatte dasselbe gethan, von einem einzigen schwarzen Diener, Takulu, begleitet, dem einige Jagdgeräthschaften und eine Flasche Rum aufgepackt waren. Rüstig klommen sie die Gebirge entlang und waren schon mehrere Stunden gewandert, als der Schwarze, von Neugierde und Naschlust gereizt, mit der Rumflasche Bekanntschaft schloß. Er nippte im Geheimen so lange und so oft, bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig war; nur taumelnd folgte er dem emsig forschenden, vor ihm schreitenden Jäger. Erst als es zu spät war, wurde dieser den trunkenen Zustand seines Begleiters gewahr und konnte Letzteren nicht verhindern, bei einem Fehltritt auf einer glatten Granitplatte von dieser herab in die dornigen Büsche zu stürzen. So unsanft der Fall auch gewesen war, so umfing den trunkenen Wilden doch bald ein betäubender Schlaf, und Hermann blieb nichts weiter übrig, als sich mit Allem zu beladen und bei bereits glühender Sonnenhitze den Rückweg allein anzutreten. Als er ins Lager heimkehrte, wurden Takulus Gefährten von dem Unfall in Kenntniß gesetzt und beauftragt, den Trunkenbold aufzusuchen und zurückzubringen. Nach Verlauf

weniger Stunden kehrten die ausgesendeten Schwarzen in nicht geringer Aufregung zurück, da sie ihn nicht gefunden; ihre drohenden Mienen und Geberden gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie Hermanns Aussage nicht trauten und irgend einen andern Zusammenhang der Geschichte ahnten.

Auch erschien bald ein ganzer Schwarm Eingeborner in höchster Erregtheit und ließ durch die Dolmetscher erklären, wie sie vermutheten, daß Hermann ihren Freund erschossen und im Gebirge liegen gelassen habe; Takulu sei Muhamedaner, und dessen Tod durch die Hand eines Christen würde sofort blutigen Streit zwischen den Glaubensgenossen der verschiedenen Religionen erregen, Blutrache müsse gesühnt werden. Es kam zu eben so langen als lauten Verhandlungen, welche auf tragikomische Weise nur dadurch beendet wurden, daß der Fürst sich entschloß, von einigen Wilden als Zeugen begleitet, den trunkenen Diener selbst wieder aufzusuchen. Takulu wurde noch im sanften Schlafe angetroffen, geweckt und, von seinen Freunden geführt, zurückgebracht. Als der Zug das Lager betrat, herrschte von Seiten der Eingebornen freudige Ueberraschung, während die übrigen Jäger die komische Procession mit lautem Lachen empfingen.

Noch saßen wir Alle im heiteren Kreise beisammen, die frische Nachtluft genießend, scherzend und lachend, gehüllt in die Rauchwolken der unvermeidlichen Tschibuks, als aus dem Dunkel mit lautlosem Schritt ein wild aussehender Eingeborner in unsere Mitte trat.

Seine kleinen Augen funkelten, und mit erregter Miene hielt er einen längeren, uns natürlich ganz unverständlichen Vortrag. Mein treuer Negust wurde herbeigerufen und verdolmetschte zu unser Aller Freude folgenden Bericht: Der vor ihm stehende Bogos sei der erfahrene Jäger Sagudo, der, uns von Keren folgend, von mir den Auftrag erhalten habe, die höheren Gebirge zu durchsuchen, um womöglich Nachricht zu bringen, ob wirklich noch Elephanten in unserer Nähe weilten. Wir hatten nämlich, trotz der vorgefundenen Spuren, stets daran gezweifelt.

Der Bericht lautete weiter, daß der Jäger mehrere Trupps jener riesigen Thiere einige deutsche Meilen von uns in nordwestlicher Richtung an den Abhängen des hohen Gebirgsstocks Beit-Shakhan ruhig habe weiden sehen, und daß er vermuthe, die verheerenden Gäste dürften die Gegend nicht so bald wieder verlassen.

Die Aufregung war groß, und wenn auch von mancher Seite nicht geringe Zweifel erhoben wurden, so beschlossen wir dennoch einen Jagdzug auf den folgenden Tag. Meine Wenigkeit, Hermann und mein deutscher Jäger Martin sollten den Vortrab bilden, um die Stellung der Elephanten auszumachen und danach den Angriffsplan zu entwerfen; Eduard, Mr. Cameron und Baron

d'Ablaing sollten, von einem zweiten Elephantenjäger, in Person eines unserer Kameeltreiber, geführt, uns etwas später folgen und an einem bestimmten Punkte mit uns zusammentreffen. Ferner wurde bestimmt, daß ein junger Mensaner und einer der uns von M'Kullu gefolgten deutschen Handwerksburschen sich den Jägern anzuschließen, und auf ihren Rücken einige Lebensmittel mitzunehmen hätten. Die übrigen Herren waren theilweise nicht wohl genug, um sich der beschwerlichen Expedition anzuschließen, theilweise trauten sie auch nicht dem zweifelhaften Unternehmen.

Wir gönnten uns nur wenige Stunden Schlaf, wer hätte auch vor aufregender Erwartung einen ruhigen Schlummer finden können!

Um 3 Uhr Morgens, beim herrlichsten Mondschein, brachen wir auf und stiegen ununterbrochen, nur einzelnen Wild- oder Elephantensteigen folgend, bis gegen 9 Uhr aufwärts. Wir mußten die das Mensathal begrenzenden Berge überschreiten, um eine andere Gebirgskette zu erreichen.

Nach einem kurzen Halt gewannen wir noch Mittags die Höhen des Beit-Shakhan, wahrscheinlich die Spitze des Merraraberges, die wir zwischen 8 und 9000 Fuß schätzten. Von hier aus wollte Sagudo die Elephanten gesehen haben.

Die Aussicht war allerdings weit genug. Ein Panorama lag vor uns, wie ich es nur an wenigen Orten Tyrols und der Schweiz getroffen habe. Ein unabsehbares Meer grüner und brauner Berge, hier in den schönsten und weichsten Formen gelagert, dort wieder scharf gezeichnete Felsspitzen in pittoresken Gestalten vorstreckend, bot sich unseren Blicken. In weiter Ferne nach Osten bezeichnete ein goldener Streif die Fluthen des Rothen Meeres, nach allen übrigen Himmelsrichtungen reihten sich Gebirge an Gebirge, meist von gleicher Höhe. Wenn auch keine Elephanten getroffen werden sollten, so war das schwierige Besteigen jener Alpen schon hinreichend durch die unbeschreibliche Aussicht belohnt, deren wir uns hier zu erfreuen hatten. Ein kleiner Imbiß stärkte sowohl uns, als die jetzt mit uns vereinigten Freunde. Die Sonne war glühend, dennoch erfrischte uns ein kühler Luftzug, und ausgestreckt im hohen Gras, schwelgten wir in den Genüssen der Natur.

Da trotz des schärfsten Beobachtens mit unsern besten Gläsern nirgend an den Abhängen jene grauen Ungethüme zu entdecken waren, und ich schon stark zu zweifeln begann, ob nicht die ganze Erscheinung der Elephanten vielleicht eine Mythe sei, so schickte ich mißmuthig die beiden Elephantenjäger ab, um an tiefer liegenden Felshängen, die wir vermöge der Schatten und der eigenthümlichen Verschiebung der dortigen Gebirgsformation nicht gut übersehen konnten, nach unserem Wild zu forschen. Auf ein verabredetes Zeichen sollten wir dann der Richtung, welche die Jäger genommen hatten, folgen.

Es mochte wohl zwischen 2 und 3 Uhr sein, als ein für uns kaum hörbarer Ton das Ohr des uns begleitenden jungen Eingebornen traf. Wie eine Schlange schnellte die nackte schwarze Gestalt aus dem Gras empor, und die heftigste, sich in den wunderlichsten Gesten kundgebende Aufregung bewies uns, daß ein Zeichen von unten gegeben sei. Rasch wiederholte er einen pfeifend gellenden Schrei, der nun auch, von der Alpenluft getragen, aus einem fernen, abgrundähnlichen Thalkessel zu unseren Ohren heraufdrang.

Wie durch einen Zauberschlag berührt, sprangen wir jetzt auf die Füße und griffen zu unseren Büchsen. Die reizende Aussicht war, wie die Müdigkeit, für uns verschwunden, die Sonnenstrahlen erschienen nicht mehr heiß, und ohne weiter zu überlegen, was eigentlich geschehen sollte und was das Zeichen bedeute, trabte die ganze Gesellschaft über Steinblöcke und durch Dick und Dünn der Tiefe zu, aus der in abwechselnden Zwischenräumen das schon vorher gehörte Zeichen wiederholt wurde.

Der junge Mensaner, mit Schild und Speer an der Spitze, führte den Zug, und da ihn weder Kleidung noch Corpulenz am Laufen hinderten, so fiel er in ein wahrhaft gefährliches Tempo, für das nur die jüngsten Beine geschaffen zu sein schienen.

Der englische Consul und unser deutscher Provisionsträger blieben bald zurück. Wir Uebrigen hielten aber, wie eine gute Meute Hunde, zusammen. Erst nach anderthalb Stunden trafen wir die beiden Elephantenjäger. Nur einige hundert Schritt folgten wir ihnen und sahen schon, zum allgemeinen Entzücken, auf der gegenüber liegenden Bergwand, zwischen dem Gestrüpp und unter alten Euphorbienbäumen, Elephanten ruhig ihr Diner verspeisen.

Auch in weiterer Entfernung gewahrten wir mit dem Glas einen größeren Trupp Elephanten an einem anderen Bergeshang.

Hier hätte nun ein Kriegsrath gehalten werden müssen, um, wie vorher verabredet, die Jagd zu besprechen. Hierzu ließen uns die aufgeregten Eingebornen aber keine Zeit. Sagudo ergriff mich beim Arm, schüttelte mich, als ob es gälte Aepfel von einem Baum zu schütteln, wies mit grimmigen Geberden auf die unten äsenden Elephanten und riß mich mit sich fort. Hermann und mein Jäger folgten, während der andere Wilde Eduard und den Baron aufhielt, um in einer anderen Richtung mit ihnen zu verschwinden. Wir konnten nur so viel entnehmen, daß die Jäger beabsichtigten, mich und Hermann pürschend an einen Elephanten zu bringen, während die anderen Herren an einen sicheren und gezwungenen Wechsel gestellt werden sollten. Später bewies sich meine Annahme als richtig.

Vorwärts ging es nun wieder in vollem Laufe durch Aloe, Cactus und Mimosen. Bald waren die ohnehin defecten Hemden und Beinkleider zerrissen,

und die glühende Sonnenhitze badete uns im Schweiß. Mit einem Male hielt der Jäger an, schnitt mir ein wüthendes Gesicht und klopfte mit dem Lauf seiner riesigen Muskete auf meine Schuhe. Sein Wunsch war augenscheinlich der, daß ich von jetzt an die Pürsche barfuß — wie er ging — fortsetzen solle.

Aus meinen ebenso grimmigen Mienen und bezeichnenden Gesticulationen mochte er jedoch wohl entnehmen, daß die Sohlen unserer Füße nicht, wie die seinen, für Dornen und scharfe Steine geschaffen seien, und weiter ging es, eine Lehne hinab, durch einen ausgetrockneten Sturzbach hindurch und drüben einen steilen Graben hinauf. Wir folgten genau, in dem sonst undurchdringlichen Dickicht, den Windungen der kleineren Pfade, welche die Ungethüme sich, vor uns äsend, erst im Augenblick getreten hatten. Noch eine Weile und wiederum ging es eine Wand hinunter, und in langen Sätzen wollten wir eben die Felsen eines zweiten Sturzbachs überschreiten, als wir auf fünfzig Schritt vier Elephanten unter uns denselben Bach kreuzen sahen.

Athemlos hielt Alles still. Ich riß meine Büchse an die Backen und wollte eben den größten der Elephanten aufs Korn nehmen. Da fiel mir der Jäger in den Arm und machte solche furchtbaren Grimassen, daß ich nicht anders glauben konnte, als er halte es noch für zu weit.

Die Elephanten, welche schlecht äugen, gingen unter uns vorüber.

Kaum waren sie aber auf der entgegengesetzten Wand verschwunden, als das Rennen unmittelbar auf ihrer Fährte wieder begann. Hiernach schien es die Absicht des Jägers zu sein, die Thiere einzuholen und mit den letzten auf wenige Schritte zusammen zu kommen.

Die Leidenschaft hatte uns Alle erfaßt und jeglicher Ueberlegung der drohenden Gefahr, in der wir uns befanden, beraubt. Kaum mögen acht Minuten vergangen gewesen sein, als wir, der vermeintlich abwärts führenden Spur in langen Sprüngen von Fels zu Fels folgend, mit dem vordersten der Elephanten auf drei Schritte zusammentrafen. Die Thiere hatten einen auf uns zurückführenden Pfad eingeschlagen. Noch einen Schritt weiter und wir wären sämmtlich verloren und zu Brei getreten gewesen.

Mit kühner Geistesgegenwart erfaßte der Jäger den Augenblick, und indem er einen gellenden Schrei ausstieß, stürzte er sich — gleich wie der Schwimmer von einem Springbrett in das Wasser — von dem erhöhten Standpunkte etwa zehn Fuß tief in ein wildes Cactusdickicht hinein. Zum Besinnen hatten wir auch keine Zeit und machten fast instinktmäßig, den sicheren Tod vor Augen, das Manöver nach.

Auf das Furchtbarste zugerichtet, drückten wir uns, wie ein Kitt Hühner unter eine Krautstaude, hinter einen Granitblock. Die Elephanten hatten, durch die wunderbare Erscheinung erschreckt, selber eine Bewegung halbrechts gemacht,



dergestalt, daß sie uns schräg abwärts in einer Entfernung von vielleicht zehn bis fünfzehn Schritt, jedoch ohne im Geringsten flüchtig zu sein, die Flanke zeigten.

Der Augenblick zum Handeln war gekommen. Der Jäger, Hermann und ich waren mit einem Sprunge beinahe zu gleicher Zeit auf dem Felsen, der uns gerettet, die Büchsen flogen in die Höhe, und vier Spitzkugeln bohrten sich hinter das riesige Gehör des Ungethüms. Der Elephant war tödtlich getroffen. Er hielt an und stieß jenen durch Gordon Cumming so wohl beschriebenen Schmerzenston aus, und wäre unsere Lage nicht so mißlich gewesen, hätten wir ruhig sein Verenden abwarten können. Hier galt es aber augenblickliche Vernichtung, und mit Büchsen à la Lefaucheux bewaffnet, ward es uns eine Leichtigkeit, in wenigen Minuten gegen vierzehn Kugeln dem schon wankenden Koloß hinter Blatt und Gehör zu senden.

Ein zweiter Elephant, durch das Schießen beunruhigt, kreuzte den Verwundeten. Auch er erhielt von Hermann eine Kugel auf das Blatt, welche ihm ebenfalls jenen Schmerzensschrei entlockte, aber nur dazu zu dienen schien, seine Flucht zu beschleunigen. Unser erstes Opfer schwankte noch einige Male, indem es sich langsam umdrehte, hin und her. Da erhielt es aus der Muskete unseres Jägers, die vorher fünfmal versagt hatte, den letzten Gnadenschuß durchs Herz.

Das Thier stürzte mit einem furchtbaren Getöse und rollte — wie ein Hase auf einem gefrornen Abhang — die Bergwand wohl 500 Schritt hinunter, Bäume und Felsen vor sich her wälzend.

Die Straße, die sein Körper beschrieben hatte, glich einem jener Lawinenstreifen, die man so oft im Hochgebirge auf der Gemsjagd antrifft. Mit einem Freudengeschrei jagten wir dem verendeten riesigen Thiere in den Abgrund nach, wo wir es tief unten, zwischen zwei Granitblöcken eingeklemmt, noch gewaltig mit seinen Füßen arbeitend, liegen sahen.

Wir wären auch unvorsichtig genug gewesen, den letzten Felsenabhang augenblicklich hinabzuklettern, wenn uns nicht Sagudo mit Gewalt daran verhindert hätte.

Er zeigte zugleich auf einen herbeieilenden jungen Elephanten, der den Tod seiner Mutter zu rächen wohl hinlänglich Kraft besessen hätte.

Wir waren wieder in einer schwierigen Stellung, halb hängend, halb sitzend, halb liegend an der Felslehne; Hermann sogar auf einem isolirten Steinblock kauernd, von dem er wohl hinab, aber nicht wieder zu uns herauf konnte. Ich eröffnete das Feuer auf das jüngere Thier und brachte es mit den beiden ersten Kugeln, auf etwa zwanzig Schritt wohl aufs Blatt gezielt, zum Niederknieen. Wüthend raffte es sich aber wieder auf und stürzte über Wurzeln und Felsblöcke gerade auf Hermann los. Zu seinem Glück befand sich dieser auf seinem precären Sitze zu hoch, um niedergerannt werden zu können, und gerade

hoch genug, um die tödtliche Kugel dem Thier in den Schädel zu jagen, welches auch augenblicklich verendend zusammenbrach.

Die Jagd war vollendet, die höchste Aufregung vorüber, und die letzten Strahlen der glühend untergehenden Sonne beschienen dieses wilde und für einen Waidmann hochentzückende Bild. In wenigen Minuten standen wir auf dem riesigen Leibe des alten, unterdeß verendeten Elephanten, und Ermüdung und Anstrengung hatten uns beinahe sprachlos gemacht.

Bald kamen auch Eduard und der Baron herbei. Sie hatten zu tief gestanden, und die übrigen Elephanten mochten wohl von ihnen Wind bekommen haben, denn auch in diesen Gebirgen, wie in den Alpen, zieht in der Sonne der Wind von unten nach oben. Was sollte nun geschehen? Die Dunkelheit brach plötzlich herein, wo waren wir hingekommen, wo sollten wir Obdach, wo einen Tropfen Wasser finden? Endlich nach langem Suchen fand sich eine grüne Pfütze, aus der getrunken wurde, und auf einer Felswand ein kleines Plateau, auf dem wir die Nacht zubringen konnten. Die wenigen Lebensmittel, nur für ein Frühstück berechnet, waren längst verzehrt, und es galt nun ein Feuer zum Schutz gegen die überall herumstreifenden Raubthiere anzuzünden und Aeste abzuhauen, um ein provisorisches Lager herzustellen.

Wir waren eben damit beschäftigt, als wir zu unserem Schrecken den Deutschen vermißten, der etwas weniges Zwieback und unsere Röcke trug. Seit Nachmittag sollte er schon von unserer Spur abgekommen sein: was war aus ihm geworden? Schüsse wurden abgefeuert, die Eingebornen abgesandt; es ward gerufen, geblasen, und erst später entdeckte ihn Einer der Leute durch einen reinen Zufall, wie er hinter einem Busch, von Hunger und Ermüdung erschöpft, fest schlief. Er wurde ans Feuer gebracht, und nun erst war unsere Freude vollkommen, da die Sorge um den in solcher Wildniß vermißten armen Gesellen keine geringe gewesen.

Ein schwerer Schlaf bemächtigte sich bald der glücklichen Jäger, aus dem sie erst durch den eisigen Thau und die ersten Strahlen der heiß genug herunter brennenden Sonne geweckt wurden. Hungrig ward der Rückweg angetreten; aber so schnell auch am vergangenen Tag die Strecken zurückgelegt worden, so langsam schritten wir jetzt vorwärts und erreichten erst spät am Nachmittag unser Lager in Mensa. Doch was waren Ermüdungen und Entbehrungen gegen die Freuden eines solchen Jagdtages.

Von Mensa nach M'Kullu.

Da uns Tage und Stunden gezählt waren, die wenigen Provisionen an Wein, Cognac, Zucker, Kaffee u. s. w. zur Neige gingen, und da unsere Patienten wenigstens so weit hergestellt waren, daß sie wohl mehrere Stunden am Tage auf dem Marsch, ohne bedenklichen Nachtheil für ihre Gesundheit, zubringen konnten, so ward mit schwerem Herzen der Entschluß zur Rückreise gefaßt und der 20. April (der erste Osterfeiertag) zum Aufbruch bestimmt.

Obgleich wir nicht gerade mit offenen Armen von den Mensas empfangen worden waren, so hatte sich doch ein gemüthliches Verhältniß zwischen uns und jenen einfachen Naturmenschen in kurzer Zeit hergestellt, und als es nun galt Abschied zu nehmen, so wurden uns doch von Vielen Ausdrücke des wahrhaften Bedauerns zu Theil. Die halbe Bevölkerung umlagerte stundenlang unsere Zelte und theilte sich in all die Kleinigkeiten, die wir zurückließen, da wir uns ja nur mit dem Nothwendigsten bepacken wollten. Die nackte Jugend war unersättlich nach Glasperlen, Hemdknöpfchen, Nadeln u. s. w.

Gegen Mittag war Alles im Sattel. Des schwierigen Terrains wegen hatte ich nur einen kurzen Marsch für heute angesetzt, wir sollten an der nämlichen Stelle lagern, an der auch bei der Herreise Halt gemacht worden war. Die Zelte waren aufgeschlagen und wir wollten es uns unter denselben eben bequem machen, um die zurückgebliebenen Kameele mit den Provisionen zu erwarten, als wir durch einen Ruf emporgeschreckt wurden, der etwa ähnlich wirkte, wie in hoher See auf einen Wallfischfahrer der elektrisirende Ruf: There she blows: „Die Elephanten kommen!"

Das Gespräch der ganzen kleinen Expedition hatte sich in den letzten Tagen beinahe ausschließlich um unsere glückliche Elephantenjagd gedreht. Wie rasch daher bei jenem Ruf ein Jeder nach seiner Büchse griff und in die Höhe sprang, läßt sich denken, das wo? wo? klang von allen Seiten.

Einer der Eingebornen, die Augen wie Teleskope haben, deutete hoch hinauf an eine Bergwand, auf die sich jetzt, ohne den geringsten Erfolg, sämmtliche Gläser richteten.

Nicht einmal mit diesen war auch nur das geringste lebende Wesen in jenem Gewirr von Felsblöcken, Mimosenbüschen und Euphorbien zu entdecken, und dennoch zeigte der ausgestreckte Arm des Abessiniers immer nach einer bestimmten Richtung hin, bis er selbst nach einer kurzen Zeit das Ziel seiner Aufmerksamkeit verloren hatte.

Martin, dessen Falkenauge sich selten irrte, behauptete, das vorhin entdeckte Thier habe ein Geweih auf dem Kopfe. Wie dem auch war, es blieb keine Zeit zum Berathen, die edle Passion bemächtigte sich unser, und fort

stürmte Alles die steilen Felsen hinan. Erst nach einer Weile, nachdem wir ziemlich außer Athem waren, gelangten wir zu der Ueberzeugung, daß wir auf die begonnene Weise des Wildes nicht würden habhaft werden.

Hermann und ich besetzten daher sofort eine enge Schlucht, während Eduard, Gerstäcker, Martin und der Naib, nebst einigen Wilden, unter der Führung eines schon früher genannten Elephantenjägers, durch Dick und Dünn thalaufwärts vordrangen, um womöglich dem Wild hinter den Wind zu kommen. Mit unglaublicher Geschwindigkeit hatten jene, die Eingebornen an der Spitze, die Höhe erklommen, als Eduard, kaum des Wildes ansichtig, und ohne in dem Gestrüpp erkennen zu können, was für eine Wildgattung es sei, seinen Schuß abgab; das Thier wechselte rasch weiter, und nach stürmten die Nimrode, ohne zu überlegen, welcher Gefahr, sollte es ein Elephant sein, sie sich dadurch aussetzten. Nach wenigen Schritten schaute, statt eines Elephanten, das riesige Haupt eines Kudu-Bocks Eduard hinter einem Felsen auf etwa zehn Schritte an. Ein wohlgezielter Schuß, der dem Thier mitten durch den Kopf ging, streckte dasselbe todt zu Boden, was mit einem gellenden Freudengeschrei aus Aller Kehlen begrüßt wurde.

Der Bock war von so mächtiger Größe (er mochte zwischen 5—600 Pfund wiegen), daß es unmöglich war, denselben unzerlegt den Berg herunter zu schaffen. Ein Theil des Halses mit dem Kopfe wurde vom Rumpfe getrennt und im Triumph ins Lager getragen, während die übrigen Theile einem Kameel aufgeladen wurden. Eduard wußte sich vor Freude kaum zu fassen. Ein sehr vergnügtes Diner schloß diesen Tag.

Am andern Morgen, den 21. April, wurde sehr früh aufgebrochen. Von hier aus war der Weg für die Kameele wieder leichter zu begehen, denn die schlimmsten Schroffen waren überwunden. In den engen Felspässen blieb aber immer noch eine Schwierigkeit und zwar das Begegnen zahlreicher Viehheerden, die jetzt, da es in der Samhar anfing an Wasser zu fehlen, die damit mehr bedachten Gebirge aufsuchen mußten. An manchen Stellen war der Paß so eng, daß sich die beiden Züge kaum ausweichen konnten; gewöhnlich gingen die Rinder aber still an uns vorüber, und nur ein einziges Mal nahm ein bösartiger Stier eins der Kameele an und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, ihm ernstlichen Schaden zu thun.

Es mochte zwei Uhr Mittags sein, und der Zug schlängelte sich eben in Indian file, oder ein Mann hoch, wieder durch eine sehr enge, an beiden Seiten von steilen, aber überall bewachsenen Granitwänden eingeschlossene Schlucht, als rechts vom Weg und von dem Gebüsch so ziemlich verdeckt, eine Anzahl der großen Mantelaffen entdeckt wurde. Der Mantelaffe ist einer der bösartigsten seines Geschlechts und hat vielleicht das wenigst Menschenähnliche. Von

Charakter wild und muthig, kann er sehr gefährlich werden, um so mehr, da er an Gestalt wie an Gebiß stärker als ein Leopard ist.

Die Thiere waren überrascht worden, und ehe sie nach allen Richtungen hin zu fliehen vermochten, hatte das tödtliche Blei aus Hermanns Büchse ein altes Männchen todt niedergestreckt. Auch Eduard und ich sendeten den Flüchtigen einige Kugeln nach. Augenscheinlich suchten sie das Thal zu kreuzen, um auf der anderen Seite zu einem sicheren Versteck zu gelangen. Rasch sprangen wir aus dem Sattel, denn es galt im vollen Lauf, über Stock und Stein, den flüchtigen Thieren den Weg abzuschneiden. Nur halb gelang uns der Plan. Dreißig bis vierzig Stück erreichten vor uns den Engpaß, die übrigen, wohl mehr als hundert, schreckten zurück und nahmen unter furchtbarem Geheul, nachdem schon einige von ihnen verwundet worden waren, eine feste Stellung auf der Felswand über uns ein. Nun begann ein merkwürdiger Angriff. Die wüthenden Thiere hatten ihre Feinde erkannt und schleuderten Steine von allen Größen ins Thal herab; rasch mußten wir uns zu decken suchen, um hinter Felsblöcken und Bäumen gesichert, ein Feuer zu eröffnen, welches durch einen ununterbrochenen Steinhagel erwidert wurde. Hermann wäre beinahe von einem großen Felsstück, welches ein riesiger Affe nach ihm geschleudert, getroffen worden. Unheimlich war es anzuschauen, wie die weiblichen Affen ihre Jungen im Arm oder auf dem Rücken davon trugen, und wieder andere ihre verwundeten Cameraden mit sich fortschleppten. Nur wenig Gefallene kamen in unsere Hände; unter Anderen war es mir gelungen, einen der stärksten der ganzen Heerde von einem Felsen herab zu schießen. Nach und nach zogen sich unsere wilden Feinde höher hinauf in die Gebirge, und noch lange hörten wir ihr Jammer- und Wuthgeschrei.

Die ganze Karavane hatte natürlich Halt gemacht und war aufmerksamer Zeuge des Gefechts gewesen.

Wir hielten an diesem Tage keine Mittagsrast und suchten noch vor Sonnenuntergang das fließende Wasser im Bett des Laba, das uns bereits bei der Hinreise so erquickt hatte, zu erreichen. Auch heute wurde mit wahrem Entzücken ein erfrischendes Bad genommen und auf unserem alten Lagerplatz ein heiterer Abend zugebracht.

Ich war noch einmal glücklich; es gelang mir nämlich, mich an einen der schönsten, seltensten und scheuesten Adler Afrikas anzupürschen und ihn aus dem Gipfel einer riesigen Tamariske herab zu schießen, ohne das wundervolle Gefieder zu sehr verletzt zu haben. Der Adler ist unter dem Namen der Gaukler (Aquila ecaudata) bekannt.

Wiederum wurde am andern Morgen (den 22. April) mit Tagesanbruch die Reise in etwas veränderter Richtung fortgesetzt. Schon gegen Mittag er-

reichten wir den Fuß der grünen Berge, und vor uns lag in Gluth und Hitze, wie ein Meer von Feuer, die Samhar ausgebreitet. Da es uns wiederum an Mundvorrath fehlte, so breiteten sich die Jäger in langgedehnter Linie über die Wüste aus.

Viele Gazellen-Arten wurden angetroffen, von denen auch einige zur Beute fielen. An mehreren Stellen wurden wir im frischen Sande Löwenfährten gewahr; leider gelang es auch diesmal nicht, den Fürsten der Wüste zum Schuß zu bringen, dafür traf Eduard auf eine Gesellschaft Strauße, denen aber auch nicht beizukommen war.

Schon waren die Sterne am Himmel sichtbar, als wir endlich Halt machten nach einem beinahe zwölfstündigen Ritt und Marsch. Nach der Gebirgsluft, die wir bisher geathmet, ward uns die drückende Schwüle der Wüste um so unbehaglicher, und um nur etwas Kühlung zu erhalten, ließ ich das Lager auf einer kleinen Höhe aufschlagen, da doch weit und breit kein Wasser zu finden war. Ich konnte trotz aller Ermüdung lange nicht Ruhe finden, hatte mich abseits von den Cameraden auf einen noch höheren Sandhügel niedergelassen, und blickte hinaus in die dunkle, weite Ebene. Auch konnte ich von meinem Standpunkt aus unser kleines Lager übersehen und beobachtete lange das ungewöhnliche Bild, das sich mir nun zum letzten Male auf unserer Expedition zeigen sollte: Weit auf der Wüste lag die Nacht, aber gleich glühenden Augen blickten da und dort die Lagerfeuer durch die Dunkelheit und beleuchteten phantastisch die kleinen weißen Zelte. Wie Gespenster schritten die ihrem Instinkte überlassenen Kameele auf dem dunkeln Hintergrunde einher, die eigenthümliche Beleuchtung verlieh ihnen bald die, bald jene Gestalt. Um die Feuer herum wimmelte es dagegen von kleinen dunkeln Figuren, die wie von ungefähr in den Lichtschein traten, um schnell wieder zu verschwinden. Geisterhaft tönte es dabei durch die ganze unabsehbare Fläche, denn die Millionen Stimmen aller lebenden Wesen, von der Grille an bis zum Schakal und der Hyäne, schienen heute in einen Generalton übergegangen zu sein.

So viel wir körperlich gelitten, mit Hunger und Durst gekämpft und die glühende Hand der Tropensonne über uns gefühlt hatten, mich erfüllte doch der heutige Abend mit Wehmuth. Das wilde Jägerleben ging zu Ende, bald hieß es Abschied nehmen von all dem Ungewöhnlichen und Absonderlichen, was uns bisher so sehr erregt hatte.

Der glühende Sonnenball stieg soeben zwischen schweren Wolkenmassen empor, als Alles zum Aufbruch drängte. Es galt heute (den 23. April) M'Kullu zu erreichen, und freudig schlugen unsere Herzen bei dem Gedanken der Wiedervereinigung mit den Lieben, die wir in nicht zu beneidender Lage in der öden Steppe zurückgelassen hatten.



Wir waren kaum einige Stunden geritten, als das drohende Gewölk sich in einen heftigen Platzregen auflöste; wiederum stürzten Massen von gekochtem Wasser auf uns herab, bei einer Wärme von über 30 Grad; dies Bad war nicht erquickend! Nach kaum zwanzig Minuten vertrieb ein glühender Südwest das noch übrige Gewölk, und nach Verlauf einer Stunde wirbelten schon wieder Staubwolken aus der Wüste empor.

Da es heute auf die Richtung nicht ankam und M'Kullu vor Nacht noch erreicht werden konnte, so hatten diejenigen aus der Gesellschaft, welche noch kräftig genug waren, um dem edlen Waidwerk obliegen zu können, sich auch bald von der Karavane getrennt, um zum letzten Male dem Wild der Samhar den Krieg zu machen.

Mit Beute beladen trafen wir, ungefähr eine halbe Meile vor dem Ziele unserer Reise, Alle wieder zusammen.

Die Stimmung war eine gehobene; Sonnengluth und Ermüdung wurden nicht geachtet, im Trab und Galopp, was nur die armen magern Thiere noch zu leisten vermochten, eilte Alles der Niederlassung zu, deren buschartige Umgebung uns schon in weiter Ferne sichtbar ward.

Komisch war es anzusehen, wie ein jeder der Reiter den andern durch Schnelligkeit zu überbieten suchte; auch die Maulthiere fingen an zu ahnen, um was es sich handelte; die sonst so geduldige Rosinante unseres vortrefflichen Kretschmer ging in ihrem Entzücken doch zu weit; sie schlug so heftig mit den Hinterfüßen aus, daß der ziemlich ermattete Reiter mit allen seinen Malergeräthschaften, Sonnenschirm und Waffen weit weg in die Dornen geschleudert wurde. Ihm folgte Zaum und Sattel, und laut wiehernd nahm nun das aller Bürde ledige Thier die Spitze des Zuges. Zum Halten war keine Zeit, lachend und schreiend trieb Alles vorwärts. So gelangten wir endlich am späten Nachmittag zu den Hütten der Damen.

Mit inniger Freude wurden die bärtigen, braun gebrannten und zerlumpten Jäger aufgenommen; was gab es nicht zu erzählen und zu berichten! — Wie freudig schlugen aber unsere Herzen bei der Nachricht, daß alle Zurückgebliebenen mit Muth und Ausdauer den Einflüssen des Klimas getrotzt und allen Unbequemlichkeiten unverzagt die Stirn geboten hatten.

Diener, schwarze und weiße, die halbe Bevölkerung von M'Kullu drängte sich zum Empfang heran, selbst der Pascha war aus Massana herbeigeeilt, um uns zu bewillkommnen. Es währte nicht lange, so erhoben sich zwischen den Bäumen die Zelte der Jäger rings um die Hütte der Herzogin.

Die Heimreise.

Die beiden Tage nach meiner Rückkehr von Mensa und Keren (der 24. 25. April) wurden ausschließlich benutzt, um die Vorbereitungen zur Abfahrt zu treffen.

So Manches war gesammelt worden, was uns als Erinnerung und Merkwürdigkeit in den heimathlichen Welttheil begleiten sollte. Auch an lebenden Thieren fehlte es nicht; neben verschiedenen Vögeln, einem Affen, einem Ziegenbock, waren auch zwei schöne Löwen (das freundliche Geschenk des Paschas), eine Hyäne und ein junger Wolf auf dem Schiffe unterzubringen.

Ich benutzte einige Stunden am Tage, um dem Pascha meinen Besuch zu machen, der es nicht unterließ, mich mit allen militairischen Ehren in Massaua zu empfangen; ich besah dann die Elfenbein-Niederlage und fuhr schließlich noch an Bord der „Victoria," um mit Capitain Chitty über die Abreise und die Einquartirung auf dem Schiffe das Nöthige zu besprechen.

So erbarmungslos auch am Tage bei wolkenlosem Himmel die Sonne ihre glühenden Strahlen auf uns herabsandte und ein heißer Süd-Ost uns in Wolken von Staub hüllte, so trat des Nachts doch nichts von der erwarteten Kühlung ein. Schweres Gewölk zog gewöhnlich nach Untergang der Sonne heran, und im Verlauf weniger Stunden wurden wir so zu sagen von unseren Lagerstätten weggeschwemmt. In den Zelten war die Hitze unerträglich, man war gezwungen unter freiem Himmel Ruhe zu suchen. Wie unerfreulich daher die improvisirten Regenbäder wurden, bedarf keiner Erwähnung. Die eine Nacht brachte ich auf einem Stuhle schlafend zu und hatte mir meinen bereits sehr defecten Sonnenschirm als Schutz gegen den Regen an der Lehne festgebunden. Der übrigen Gesellschaft war es nicht besser ergangen, sogar die Herzogin wurde auf ihrem Lager in der Hütte durch und durch geregnet.

So kam der letzte Abend heran. Alles war so ziemlich in Ordnung zur Einschiffung, und nun galt es, noch den Rest der Vorräthe zu verzehren. Wir hatten den Pascha, die Officiere der „Victoria", Mr. Walker und Frau und unseren treuen Naib zum Abschiedschmaus gebeten. Ein improvisirtes Souper war von uns im Freien gerichtet worden, Laternen und Lichter aller Art an Bäumen und Büschen befestigt. Aus den zerbrochenen Kisten und allem erdenklichen Gerümpel fertigten wir nothdürftige Tische und Stühle. Der Koch sollte sein Möglichstes thun, und wirklich kam ein possirlicher Küchenzettel zu Stande. Wir hatten dabei aber gänzlich unsere alten Bekannten, die Käfer und Heuschrecken, vergessen; diese ungemüthlichen Thiere wurden durch den hellen Lichterglanz unwiderstehlich herbeigelockt, und Schwärme von ihnen warfen sich im eigentlichen Sinne des Wortes über uns her.

Ein Jeder mußte seinen Imbiß vertheidigen, mit jeder Minute ward die Scene komischer, da Hunger und Verzweiflung zur äußersten Anstrengung trieben. Noch jetzt, wenn ich an die absonderlichen Scenen zurückdenke, an den Uebermuth der Damen, welche die üble Laune einzelner Herren laut verhöhnten, an die nicht zu beschreibende Toilette der ganzen Gesellschaft, so kann ich mich noch jetzt eines fröhlichen Lachens nicht enthalten. Wie heiter waren wir an diesem letzten Abend zusammen! Vermochten wir doch nicht zu ahnen, wie viel Trübes und Schmerzliches wir in der nächsten Zeit erleben sollten!

Am Nachmittag des 25. April setzte sich Alles in Bewegung; truppweise und in nicht geordnetem Zug wanderte man dem Strande entgegen, und ehe die Sonne hinter den blauen Bergen versunken war, bargen die Räume unseres herrlichen Steamers die ganze Gesellschaft.

Das Schiff war mit äußerstem Comfort eingerichtet und, bis auf die Matrosen, ausschließlich mit Indiern bemannt.

Nichts konnte größer sein, als der Contrast zwischen dem wilden Jägerleben in der sonnenverbrannten Steppe, oder den waldigen Bergen der Mensa und Bogos, und der Ordnung und dem mit peinlicher Genauigkeit aufrecht gehaltenen Gebrauch in der Lebensweise einer englischen Fregatte. Europäische Zustände wehten uns wieder an, und schon lag die letzte Vergangenheit wie ein schöner Traum hinter uns.

Nicht ohne Schmerz trennten wir uns von liebgewonnenen Menschen, von denen wir nun Abschied nehmen mußten, um sie in dem glühenden Lande zurück zu lassen. Mit tiefer Besorgniß sah ich Mr. Cameron und Baron d'Ablaing von uns scheiden, Beide vom Fieber kaum nothdürftig genesen.

Wegen des gefährlichen Fahrwassers mußte der Morgen des 26. April abgewartet werden, um die Anker zu lichten, und ehe noch das mächtige Gestirn in all seiner Glorie aus der blauen Fluth emporgestiegen war, dampfte die „Victoria" unter dem Salut der Kanonen des Forts lustig in die stille, spiegelglatte See hinaus.

Die ersten beiden Tage blieb das Wetter herrlich, wir athmeten mit nicht zu beschreibender Wonne die frischere feuchte Seebrise und mit jeder Stunde schien der Körper, nach den überstandenen Drangsalen, an Kraft und Elasticität zuzunehmen. Schon am 28. April wurde jedoch die Brise stärker, die See hob sich immer mehr und ein kühler Nordost hemmte den Lauf des ohnehin nicht rasch fahrenden Dampfers.

Die meisten der Gesellschaft zwang die leidige Seekrankheit, die Kajüten auch am Tage zu beziehen. Major von Reuter und Dr. Billhartz wurden außerdem von einem Fieberfrost befallen; auch die Herzogin, die nie der

Seekrankheit unterworfen ist, ward durch Gliederschmerzen verhindert, das Verdeck wieder zu betreten. Ich hatte mir, da ich nicht krank wurde, ein provisorisches Lager auf dem Verdeck eingerichtet, brachte jedoch auch keine genußreichen Stunden zu, da es, wegen der starken Bewegung des Schiffes, beinahe unmöglich war zu gehen. Das Wetter blieb stürmisch bis zum Abend des 1. Mai.

Am 2. Mai kam zuerst wieder das Sinaigebirge in Sicht, wir fuhren in die Straße von Tjubal ein, und während des ganzen Tages blieben in herrlicher goldener Färbung die Nubischen Gebirge wie die Arabiens sichtbar.

Längst war es Nacht geworden, als wir auf der Rhede von Suez, wieder bei ruhiger See, vor Anker gingen. Raketen-Signale riefen ein kleines Dampfboot herbei, durch das wir auf den kommenden Tag einen Extrazug nach Kairo bestellen konnten. So lag eine achttägige, wenig genußreiche Seereise hinter uns.

Der Krankenbericht lautete aber nicht günstig; die Herzogin, Major von Reuter, Dr. Billharz, Consul Gerhard und Kämmerer Lamouche waren in einem nicht unbedenklichen, fieberhaften Zustande, auch Dr. Brehm und ein Theil der Dienerschaft fühlten sich noch matt und angegriffen. Unmöglich wurde es daher, in aller Frühe des 3. Mai das Schiff zu verlassen, erst in der Mittagsstunde landeten wir in Suez und fanden für einige Stunden vortreffliche Unterkunft in dem Hotel. Zum letzten Male gelang es, die ganze Reisegesellschaft, trotz des Unwohlseins der oben Genannten, bei einem reichlichen Luncheon zu vereinigen.

Gegen 2 Uhr bestiegen wir den Extrazug und dampften nun durch die langgedehnte Wüste, bei nicht zu beschreibender Hitze, der schönen Weltstadt Kairo entgegen, die wir in $4^1/_2$ Stunden erreichten. Auf dem Bahnhof angelangt, wurden wir von den Behörden und dem Hofstaate des Vicekönigs empfangen und in unser reizendes Palais Kasr Nusha geleitet.

Schon auf dem Bahnhof verließ uns unser treuer Freund Billharz mit dem Versprechen, am nächsten Tage die übrigen Patienten besuchen zu wollen. Man schüttelte sich die Hände und rief sich ahnungslos ein „auf baldiges Wiedersehen“ zu, und doch sollte Keiner von uns mehr in seine lieben Augen schauen und Freude und Genuß finden in dem Umgange mit dem ebenso liebenswürdigen wie bedeutenden Mann.

Ich richtete sofort in dem kühlen und mit allem Comfort versehenen, orientalischen Feenschloß ein kleines Spital ein; die Kranken wurden alle zu Bette gebracht und für ihre Wartung u. s. w. Sorge getragen.

Wir gingen einer trüben Zeit entgegen, für mich um so schwieriger, da nun, mehr als je, Alles auf mir lastete und ich heiter scheinen mußte, trotzdem die

schwersten Sorgen mein Innerstes bewegten, um Entmuthigung und Hoffnungslosigkeit nicht eintreten zu lassen.

Noch an demselben Abend erklärte Dr. Hassenstein, die Patienten seien von einem typhösen Fieber ergriffen. Ein schlimmes Wort, so weit von der Heimath entfernt, in dem fremden Land, wo mit jedem Tage die Hitze um mehrere Grade steigen mußte. Der nächstfolgende Tag, der 4. Mai, bestätigte leider Hassensteins Aussage.

Der Zustand der Kranken hatte sich verschlimmert, auch am 5. Mai war noch keine Wendung zum Bessern erfolgt, da traf uns am Morgen des 6. Mai, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, die Nachricht von dem Dahinscheiden unseres lieb gewonnenen Freundes Billharz.

Der tiefste Schmerz erfüllte uns Alle, er wurde getheilt von vielen Hunderten, die diesem Ehrenmanne auch hier unter der glühenden Sonne Aegyptens Liebe und Achtung geschenkt hatten. Der Vicekönig verlor in ihm einen gewissenhaften Beamten, Deutschland einen Mann von nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung, Eltern, Geschwister und Bekannte den liebevollsten Sohn und Bruder, den treuesten Freund. Die Theilnahme war allgemein, und seiner Leiche folgten Christen wie Muhammedaner in Menge.

Ein tiefes Weh bemächtigte sich aller Derer, die von dem Dahinscheiden des hochverehrten Reisegefährten Kunde hatten. Den Kranken mußte natürlich der Trauerfall verschwiegen bleiben, und es erforderte keine geringe Selbstbeherrschung, den Thränen zu gebieten, wenn der und jener Patient theilnahmsvoll sich nach dem Befinden des Gefährten erkundigte, während dieser längst schon im kühlen Grabe ruhte.

Erst am 11. Mai trat wirkliche Besserung bei den Kranken und darnach vollständige Reconvalescenz ein.

Ich zögerte nun nicht länger, da ein Steamer des Lloyd Alexandrien für Triest verlassen sollte, meine beiden Neffen, Maler Kretschmer und Dr. Brehm mit Frau, welcher Erstere sich so ziemlich erholt hatte, zur Abreise nach Europa zu bestimmen.

Bei mir blieben Gerstäcker, Hassenstein und Reza-Effendi in Kairo zurück und theilten mit aufopfernder Bereitwilligkeit die Pflege der nur langsam Genesenden.

Als die Patienten nicht mehr meiner unmittelbaren Pflege bedurften, und durch die normal vorschreitende Reconvalescenz die Hoffnung auf baldige Erlangung der vollen Gesundheit bei uns wieder rege wurde, athmete man wieder freier, das Gemüth ward heiter und manche Stunde fand sich, die man der Beobachtung des so merkwürdigen Lebens und Treibens der großen Stadt widmen konnte.

An dem Kammerherrn des Vicekönigs, Habib-Bey, der als eine Art Majordomus uns beigegeben war, fanden wir einen bereitwilligen Dolmetscher und einen liebenswürdigen Vermittler für alles das, was wir zu sehen wünschten. Wir besichtigten unter anderm zwei ausgezeichnete Gestüte in Shmora und in der Abasie, den Mitgliedern der Königlichen Familie gehörend. In beiden vortrefflich eingerichteten Etablissements fanden wir das beste Blut des Orients vereinigt, ebenso werthvolle Hengste wie Stuten.

In den Nachmittagsstunden begaben wir uns oft auf die Ezbekieh, sahen die elegante Welt, christliche wie muhammedanische, auf und ab gehen und Erfrischungen nehmen, und hörten eine schlechte europäische Capelle, welche oft gehörte Melodien aus Verdis Opern mißhandelte.

Größere Beachtung verdienten die stattlichen Reiter, die sich auf werthvollen Rossen der Wüste in reicher und geschmackvoller Tracht dem Publikum zeigten und ebenso den Werth ihrer Thiere wie die Geschicklichkeit ihrer Reitkunst kokett producirten. Seitwärts aber von dem ägyptischen Elegant ritt ernst und düster, vom Kopf bis zum Fuß in den weißen Burnus gehüllt, nur das sonnenverbrannte Antlitz und die funkelnden Augen zeigend, der Scheich irgend eines Beduinen-Stammes, und während sein edles Thier in höchster Aufregung pirouettirte, ruhte der stolze Mann unbeweglich wie angegossen im Sattel; die ganze Welt dünkte er sich unterthan, und hochmüthig blickte er herab auf die Schaar der Fußgänger.

Da ich den Belustigungsort oft besuchte, wurde ich mit dem und jenem reichen Aegypter oder Araber bekannt und schüttelte manchem Besitzer eines edlen Pferdes die dargebotene Hand. Ueberall begegnete ich würdevollem Anstand und guter Form. Als Pferdefreund kam ich bald zur Bekanntschaft so manches dieser orientalischen Ritter und erhielt nicht selten von dem Einen oder dem Andern schon in früher Morgenstunde einen Besuch; wir setzten uns dann zusammen in den kühlen Schatten unseres marmornen Hauses, und bei dem Genusse des üblichen Kaffees und der unvermeidlichen Pfeife unterhielten wir uns wohl stundenlang über die prachtvollen Pferde, auf denen die Araber geritten kamen, oder die sie mitbrachten, um sie mir vorzuführen. Zuweilen wurde auch ein wenig gehandelt, und ich konnte mir den Genuß nicht versagen, zwei edle Hengste durch Kauf an mich zu bringen.

Nur ein einziges Mal, als das Befinden der Kranken nicht mehr Besorgniß einflößte, verließ ich Kairo auf 24 Stunden, um mit Gerstäcker und Habib auf dem Mariat-See auf Flamingos zu jagen. Mit einem Extrazug fuhren wir nach Alexandria, wo wir übernachteten. Am anderen Morgen brachte uns wieder ein besonderer Zug an den Theil des See's, wo schon ein Nachen für uns zur Jagd bereit lag. Am Nachmittag kehrten wir nach Kairo zurück. Flamingos

trafen wir zu Tausenden, jedoch waren die Vögel so scheu, daß nur ein einziger mit der Büchse erlegt werden konnte. Die übrige Beute bestand in verschiedenen Möven- und Entenarten.

Mit jedem Tage stieg die Hitze, und schon begannen die heißen Winde — Chamsin — zu wehen, welche dem Europäer so gefährlich und selbst dem Araber oft verhängnißvoll sind. Das Thermometer stieg bis auf 30 Grad im Schatten.

Am 20. Mai wurde die Luft wieder etwas kühler.

Schon mehrere Tage zuvor hatten unsere Patienten sich mit äußerster Vorsicht im Freien bewegen dürfen, wir hatten inzwischen alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen und am 21. Mai verließen wir unser kleines Feenschloß, ein Extrazug entführte uns rasch dem unvergeßlichen Kairo.

In Alexandria bezogen wir dasselbe Palais, welches uns vor so viel Monaten bei unserer Ankunft von Europa der gastfreundliche Vicekönig zur Disposition gestellt hatte.

Inzwischen war auch das für uns durch die Gnade und Aufmerksamkeit der Königin Victoria bestimmte Schiff — das Linienschiff „Queen" — aus den griechischen Gewässern eingetroffen und auf der Rhede, eine Meile in See, vor Anker gegangen.

Am 23. Mai Morgens nahmen wir von den ägyptischen Bekannten Abschied, das Wetter war herrlich, eine leichte Brise uns günstig.

Mit einem kleinen Gouvernements-Steamer fuhren wir hinaus, wo in offener See unser königliches Fahrzeug lag. Als wir die Landungsbrücke verließen, donnerte das riesige Schiff seinen Eisengruß herüber, auf allen Raaen waren die Matrosen in Parade aufgestellt, und geisterhaft schienen sie über dem weißlichen Pulverqualm in der Luft zu schweben, während über ihnen zahllose bunte Flaggen lustig wehten.

Wenige Minuten später hoben sich die Anker, die Maschine fing an zu arbeiten, der Koloß drehte sich vom Lande ab, und während die klare Fluth unter dem Bug schäumte, zog die „Queen" majestätisch dem Abendlande zu. Bald bezeichnete ein weißer silberner Streif die Stelle, an der wir die ägyptische Küste vermuthen mußten, auch jener helle Schein verschwand, und das tiefe Blau des Himmels vermischte sich mit der gleichen Farbe der Wogen. Die Erinnerung haftete in Wehmuth an dem goldenen Lande mit seinem ewigen Lichte, Gedanken und Hoffnungen eilten der dunkeln, aber doch so lieben Heimath zu.

Capitain Hillyar, Musterbild eines englischen Seemanns, zugleich ein liebenswerther und unterhaltender Mann, und die Gentlemen seines auserlesenen

Officiercorps wetteiferten, uns das Leben auf der See so angenehm als möglich zu machen. In Eile waren die bequemsten Kajüten für die Damen eingerichtet worden; kurz man hatte an Alles gedacht, was für Comfort am Bord nur zu wünschen war; nicht zu vergessen Hillyars ausgezeichnete Küche und ein gut geschultes Musikcorps, das uns durch seine anerkennenswerthen Leistungen manche Stunde unterhielt. Das Wetter blieb herrlich, von den Unbequemlichkeiten einer Seereise war auf dem riesigen Schiffe nichts zu fühlen, die ganze Fahrt bis Triest konnte als eine Lustfahrt angesehen werden.

Die Patienten erholten sich sichtlich, Alles war in gehobener Stimmung, und in Wonne sog man die feuchtwarme Luft ein. So dampften wir wacker vorwärts. Bald hatten wir die größte Breite des Meeres hinter uns, passirten die Insel Candia und erreichten am 27. Mai Abends Corfu. Hier wurde vor Anker gegangen, um zu kohlen. Wir benutzten die Gelegenheit, noch an demselben Abend sowie am andern Morgen Spazierfahrten auf der wunderbaren Insel zu machen, deren unvergleichliche Schönheit uns aufs Neue entzückte. Ehe die Sonne unterging, wurden die Anker wieder gelichtet, um bei dem günstigen Winde das Adriatische Meer hinauf zu laufen.

Kein Unfall störte die glücklich begonnene Fahrt, am Vormittag des 30. Mai langten wir vor Triest an.

Es war ein schneller und verhältnißmäßig kurzer Ausflug gewesen. Aber wer nach der Rückkehr auf die Reise zurückblickte, der fand eine überwältigende Menge von Erlebnissen und Bildern einer fremden Welt in den Zeitraum weniger Wochen zusammengedrängt. Erst nach und nach gewann das Gemüth die Ruhe, diese Eindrücke zu ordnen und die liebsten derselben durch Schrift und Farbe sich zu befestigen.

Zeitlebens haben sich die Theilnehmer an meiner kleinen afrikanischen Reise in treuer Erinnerung verbunden gefühlt, und die Schicksale jedes Einzelnen bildeten einen Gegenstand meiner Aufmerksamkeit bis in die spätesten Jahre. Am bekanntesten wurde die Lebensgeschichte und das traurige Ende des Mr. Cameron, mit dem ich in Verbindung geblieben war und dessen Aufenthalt in Abessinien als englischer Geschäftsträger schließlich zu den Verwicklungen und dem Kriege Englands mit dem Kaiser Theodor geführt hat. Als ein kleines Nachspiel meiner afrikanischen Reise will ich nicht unterlassen zu erzählen, wie ich selbst durch Mr. Cameron mit dem nachher so berühmt gewordenen tragischen Helden von Abessinien in Beziehungen gekommen bin.

Wie man sich erinnert, waren bei meiner Rückfahrt von Massaua Mr. Cameron und Baron van Arkel D'Ablaing mit weiteren Reiseabsichten in Afrika zurückgeblieben. Mr. Cameron hatte von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, sich als Consul zum Kaiser Theodor zu begeben, dessen Regierung und Eroberungspläne die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu ziehen begannen. Um unseren beiden Reisegefährten bei dem Herrscher des abessinischen Volkes vielleicht eine bessere Aufnahme zu sichern, und um durch einen angenehmen Eindruck möglicherweise den Deutschen, die das Schicksal in jene Länder verschlagen, sowie zukünftigen Reisenden Nutzen zu gewähren, beschloß ich dem König Theodor meinen Hausorden zu übersenden.

Wie mir nun von Mr. Cameron schon am 31. October 1862 gemeldet werden konnte, wurde auch dieser Zweck vollkommen erreicht, und „His Majesty" — so schrieb mir Mr. Cameron, — was much flattered of this mark of good feelings from an European Prince, made many inquires regarding Your Royal Highness shooting excursion in his country and wrote your Royal Highness a letter of thanks, which I have now the honour to forward.

Indessen hatte nicht viel gefehlt, wie mir Baron d'Ablaing später erzählte, daß die Uebergabe des Hausordens durch einen bösen Streich vereitelt worden wäre. Denn da die schwarze Majestät die europäische Gesandtschaft feierlich zu empfangen beschlossen hatte, waren die Geschenke vor viel versammeltem Volke auf einer Art von Tisch ausgelegt worden. Als aber die beiden Herren ihre Blicke einen Moment abwendeten, war der Orden wie durch ein Wunder verschwunden. Je gefährlicher es nun gewesen wäre, dem Kaiser in Mitte seines schwarzen Volkes eine Enttäuschung zu bereiten, desto glücklicher waren die Ueberbringer des Ordens, als sie den Dieb in der Person eines gewandten kleinen Jungen noch rechtzeitig entdeckt hatten, welcher, in Ermangelung passender Rocktaschen, die europäischen Kostbarkeiten rasch in den Boden vergraben hatte.

Es wird auch heute noch manchen Leser interessiren den Wortlaut des Schreibens des abessinischen Herrschers kennen zu lernen, und ich will daher nicht unterlassen eine englische Uebersetzung des in amharischer Sprache verfaßten Schriftstücks, welche demselben gleich beigefügt war, mitzutheilen*):

„In the name of the Father and of the Son and the Holy ghost, the chosen of God and man, Theoderos, Emperor of Athiopia, to Ernest, Duke of Saxe-Coburg. I hope you are in good health. I thank God, ome well, my fathers having forgotten their Creator, He gave their Kindom to the

*) Ich lasse das seltsame Schriftstück selbstverständlich diplomatisch treu abdrucken.

Gallas and Turks, but now having created me, my maker took me up from the dust, gave me power and enabled me to hold this kindom and by his power I drow away the Gallas, but when I told the Turks to leave my fathers land, they refused now and by the power of God, I am going to struggle against them. Your countrymen and Mr. Kinslen have told me of you, that there was a christian King who loved the christians, I was very glad. Have received your order and I am very happy. By the power of God I have received it and it gave me great pleasur, I thank you. To you, my friends and relations, I was going to send Ambassadors, but I was prevented by the Turks, arrange for some one to receive the presents of love, I wish to send you at Massowa.

See how the Islam oppress the Christian.

30th of October 1862

in the camp of the provence of Gojdame.

Sig. impr. ein gekrönter Löwe mit Umschrift in alhambr. Sprache.

Adresse: His Royal Hynness Ernest Duke of Saxe Coburg.

In einem Schreiben vom 10. November durfte Mr. Cameron noch die Bemerkung über den King Theodor machen: „He is a very fine character, and I fear, Mr. Speedy may do him injustice in Europe.“ Gleichzeitig theilte mir Mr. Cameron mit, daß Baron d'Ablaing ihn zu verlassen gedenke und die für mich bestimmten Geschenke, unter andern von Mr. Cameron selbst zwei Giraffen, nach Massaua zu bringen beabsichtige.

Wenige Jahre später traf uns die Nachricht von dem schrecklichen Schicksal Mr. Camerons unerwartet, da man nach dem Vorhergegangenen von der abessinischen Majestät eine bessere Meinung gefaßt hatte. Als König Theodor in Folge seiner Verwicklungen mit Frankreich und England 1866 zu der barbarischen Gewaltthat schritt, alle Missionäre und Europäer in seinem Lande gefangen zu nehmen, hatte man Grund über die ganz besondere Grausamkeit zu erstaunen, mit welcher der König seinem Hasse gegen England dadurch Ausdruck gab, daß er Mr. Cameron in einen eisernen Käfig sperrte. Den wahren Grund dieser Missethat mochte man kaum in den öffentlichen und officiellen Blättern besprechen. Denn der abessinische König hatte sich, da er von der Wittwenschaft der Königin von England gehört hatte, in den Kopf gesetzt, dieselbe zur Gemahlin zu nehmen. Dies war nun die Ursache, weshalb die verweigerte Antwort Englands den barbarischen Herrscher in so hohem Maße erbitterte, während der französische Consul, der von dem Kaiser Napoleon auch nur ablehnende Antworten in Betreff der Bündnißverträge zu bringen hatte, weit glimpflicher davonkam.

Nachdem Mr. Cameron mit den gefangenen Missionären durch die Expedition von Sir Robert Napier im April 1868 befreit worden war, kam er nach Europa zurück und lebte in Deutschland und in der Schweiz unter sehr ungünstigen Verhältnissen und in einem leidenden Gesundheitszustand. Die Erinnerungen an meine afrikanische Expedition waren durch das Schicksal des trefflichen Reisegefährten und dessen wiederholte Besuche in Coburg mehrfach aufgefrischt worden, bis derselbe 1870 in Genf starb.

Drittes Capitel.

Das Frankfurter Schützenfest.

Während meines Aufenthaltes im schwarzen Welttheil waren in Gotha alle Vorbereitungen zur Veranstaltung des ersten deutschen Bundesschießens getroffen worden. Der Ausschuß des im Jahre zuvor gegründeten Schützenbundes hatte sich schon im Herbste mit dem Frankfurter Schützenverein in Verbindung gesetzt, und der Senat der freien Stadt ertheilte im October die Genehmigung zur Abhaltung eines allgemeinen deutschen Schützenfestes.

Von da ab richteten sich die Blicke von ganz Deutschland auf die alte Reichsstadt mit einer Art von vorahnendem Gefühl, als müßte sich dort Etwas zutragen, was sich in entsprechender Reihenfolge an die parlamentarischen Einheitsbestrebungen der Jahre 1848/49 anschließen ließe. Alle Welt war geneigt, die zu erwartenden Ereignisse zugleich als politische aufzufassen, und jedermann erblickte in dem allgemeinen deutschen Schützenbunde eine Phalanx nationaler Bestrebungen. Der Ausschuß scheute sich auch nicht, diese Idee zu unterstützen und zu stärken, und als er im Februar 1862 die Einladungen zur Betheiligung am deutschen Bundesschießen ergehen ließ, schrieb er rückhaltlos die in der Zeitströmung liegende Tendenz auf seine Fahne.

„Deutsches Volk!" — so hieß es in dem Rundschreiben — „du willst die Einheit deines Vaterlandes! Laß das erste deutsche Bundesschießen ein treues und wahres Zeugniß sein des Einheitsgedankens und deines Einheitsstrebens."

Es war eine bewegte Zeit! Mochten die Ideen, von welchen man beseelt war, mancherlei Illusionen enthalten, und mochte sich der nüchterne und kritische Beobachter schon damals gesagt haben, daß Staaten und Nationen nicht durch Singen und Scheibenschießen gegründet werden, so dürfte doch das große Fest, zu welchem man in ganz Deutschland sich vorbereitete, in seiner Bedeutung nachträglich ebenso unterschätzt worden sein, als es damals von einem oder dem anderen Theilnehmer vielleicht überschätzt wurde.

In den Schützenvereinen war, wie schon bemerkt*), im Allgemeinen ein guter und wohlhabender Theil der Bevölkerungen vertreten, Leute, welche in ihren Kreisen meist eine angesehene Stellung einnahmen und nicht selten Einfluß auf Gemeinde- und Landesvertretung hatten. Wenn sich tausende von Männern aus diesen Ständen unter der ausdrücklichen Erklärung ihrer patriotischen und nationalen Gesinnung zu dem großen Feste rüsteten, so lag hierin ein unvergleichliches Moment einer bislang durchaus fehlenden wirklichen Annäherung der verschiedenen Stämme und Staaten Deutschlands an einander, wie dies auf keinem anderen Wege zu erreichen war.

Besonders in den kleineren Ländern hatte man davon auch ein deutliches Gefühl, und während hier seit dem Jahre 1848 die Demokratie mit weit mehr Glück als in den großen Staaten den Glauben zu verbreiten wußte, daß die künftige Einheit der Nation doch nicht anders als durch die Beseitigung der monarchischen Zustände zu erreichen wäre, übte die Schützenbewegung eine überraschende Wirkung in gerade entgegengesetztem Sinne aus.

Es mag parador klingen, und doch ist nichts richtiger, als daß der Bruderkrieg vom Jahre 1866 vielleicht am deutlichsten die nationale Annäherung bewiesen hat, welche sich auf dem Wege der arg verlästerten nationalen Festlichkeiten vorher bereits vollzogen hatte. Wer nur die inneren Gegensätze, die noch in unserer Jugend in Deutschland herrschten, betrachtete, der hätte erwarten müssen, daß ein Krieg wie der vom Jahre 1866 einen unheilbaren, fast unauslöschlichen Bruch unter den Deutschen herbeiführen müßte. Statt dessen hat kaum ein anderes Volk jemals ein unglückliches Ereigniß dieser Art, nachdem es unvermeidlich geworden war, so rasch und dauernd überwunden. Denn alle Ursachen tieferer Entfremdung und wirklicher Feindseligkeit unter den Stämmen waren durch die nationalen Bestrebungen der vorhergegangenen Jahre thatsächlich beseitigt. Unmittelbar aus der Entzweiung hat sich das deutsche Volk zu seiner nationalen Wiedergeburt zu erheben vermocht. Nichts war mir hierfür charakteristischer, als daß ich vier Wochen nach der Beendigung des Krieges von 1866 bayrische und thüringische Vereine wieder in die freundschaftlichsten Berührungen treten sah, wie wenn nichts Ernstliches dazwischen gelegen hätte. Nirgends konnte von einer nachhaltigen Verbitterung die Rede sein. Die Einigung der deutschen Gemüther, gefestigt durch Ereignisse wie das Schützenfest von Frankfurt, überwand eine politische Differenz, die in früheren Zeiten und unter anderen Umständen erst nach Generationen vergessen worden wäre.

---

*) S. oben über die Gründung des Schützenbundes S. 82.

Als ich im Juni von meiner Reise nach Coburg zurückgekehrt war, trat die Frage an mich heran, ob ich dem Frankfurter Feste beiwohnen solle oder nicht. Manche Gründe sprachen dafür, manche dagegen. Die Besorgniß vor den zu erwartenden Mißdeutungen zog ich dabei kaum in Betracht; dagegen war ernstlich zu befürchten, daß der heftige politische Gegensatz zwischen den republikanisch und monarchisch gesinnten Parteien unter den deutschen Schützen ein völliges Mißlingen des geplanten Festes herbeiführen könnte.

Von Seite meiner politischen Freunde wurde mir dringend abgerathen, in Frankfurt zu erscheinen, weil man nicht mit Unrecht fürchtete, daß es dort zu den gefährlichsten republikanischen Demonstrationen kommen werde und kommen müsse. An die Spitze des Frankfurter Festausschusses war Dr. Sigmund Müller gestellt worden, dessen vorgeschrittene Richtung nach der äußersten Linken nicht besonders einladend für mich sein konnte. Es liegt mir noch heute die ziemlich gereizte Correspondenz vor, welche zwischen dem Herrn Dr. Müller und Herrn Sterzing in Gotha wegen meiner Betheiligung geführt wurde und die einen deutlichen Beweis von dem Formalismus gibt, dessen sich auch Demokraten zu bedienen wissen, wenn es ihnen eben paßt.

Thatsächlich war von der Partei des Herrn Müller direkt und indirekt Alles geschehen, um mein Erscheinen zu verhindern, und so trat mir bei der Sache die fast komische Erscheinung entgegen, daß mich die conservativsten und die fortgeschrittensten Männer, ohne ihrerseits diese gleichartigen Bestrebungen zu kennen, stürmisch fernzuhalten wünschten. Da nun von der letzteren Fraction des deutschen Schützenbundes sicherlich nicht das Beste zu erwarten war, so glaubte ich mich um so mehr berufen, ihre Pläne auf alle Weise zu durchkreuzen. Blieb ich weg, so war die ganze Bewegung aus dem nationalen Geleise heraus in die Bahn republikanischer und demokratischer Verirrungen gebracht; erschien ich, wozu ich als Ehrenpräsident des deutschen Schützenbundes gerade bei dem ersten Feste dieser Art allen Anlaß hatte, so konnte hieraus für mich eine und die andere Unbequemlichkeit entstehen, aber der Zweck des mühsam vollbrachten Werkes war unzweifelhaft mehr gesichert.

Schließlich durfte man auch hoffen, daß, wenn der Ausschuß sich mit Einladungen an andere fürstliche Personen in entsprechender Form wenden würde, doch noch mancher von den Frankfurt benachbarten Bundesfürsten zu einem Besuche des Festes sich bereit finden dürfte.

So entschloß ich mich, am 20. Juni in Coburg eine Einladungsdeputation zu empfangen, welcher ich das Versprechen gab, daß der Gründer des allgemeinen deutschen Schützenbundes in Frankfurt nicht fehlen werde. Noch an demselben Tage gab der Ausschuß die Nachricht in officieller Form: „der Herzog von Coburg-Gotha werde als Ehrenvorsitzender des Ausschusses für

den deutschen Schützenbund bei dem bevorstehenden Schützenfeste in Frankfurt anwesend sein."

Man glaubte damals, daß durch diese Erklärung das Uebergewicht der loyal denkenden Parteien bei dem bevorstehenden Feste am besten constatirt und das Vertrauen auf den Gang und die Leitung der Dinge gehoben werden könnte. Später, als Alles im besten Sinne vorübergegangen war, wollten diejenigen, welche sich um ihre Hintergedanken betrogen gesehen hatten, aus meiner öffentlich angekündigten Betheiligung an dem Feste den Beweis einer persönlichen Ambition liefern, deren fast kindliche Voraussetzung so recht die Unfertigkeit, Unklarheit und Unfreiheit der damaligen Zustände in Deutschland bezeugte.

Bei den reiferen westlichen Nationen Europas würde es Jedermann als selbstverständlich betrachtet haben, wenn sich ein gesellschaftlich hervorragender Mann an die Spitze einer populären Festlichkeit gestellt hätte, wie sie der Schützenbund veranstaltete; in Deutschland dagegen wurde man damals und später nicht müde, die thörichtsten Motive für die einfachsten Handlungen aller in der Oeffentlichkeit erscheinenden Personen zu suchen.

Unmittelbar vor der Eröffnung des Frankfurter Festes war ich noch zu einer Reise nach England genöthigt, so daß ich nur wenig von der gewaltigen Bewegung empfand, die sich immer lauter und lauter durch alle Gauen des deutschen Vaterlandes hinzog. Beschreibungen von den großartigen Vorbereitungen, welche die Stadt Frankfurt für das Schützenfest traf, füllten Wochen lang die Spalten aller Journale.

Als ein Elementarereigniß den größten Theil der Bauten auf den Festplätzen zerstört hatte und der Senat der alten Reichsstadt den Beschluß faßte, alle Schäden auf Kosten der Gemeinde in so kurzer Zeit wiederherzustellen, daß eine Verschiebung des Festes nicht einzutreten brauchte, war des Lobes und der Verherrlichung Frankfurts kein Ende.

Wer immer in deutschen Landen als Meister der Büchse galt, mußte sich rüsten, um am 12. Juli beim feierlichen Einzug der deutschen und Schweizer Schützen und alsbald am Kampfplatze erscheinen zu können.

Mein Aufenthalt in England war durch die Vermählung der Prinzessin Alice mit dem Prinzen und späteren Großherzog Ludwig von Hessen-Darmstadt veranlaßt worden. Es war, im Hinblick auf das noch nicht vollendete Trauerjahr nach dem Tode meines Bruders, eine stille Hochzeit, die wir am 1. Juli in Osborne feierten. Mir war die schmerzliche Aufgabe zugefallen, die Stelle des fehlenden Brautvaters einzunehmen, und indem die Königin sich nach der kirchlichen Trauungsfeierlichkeit sofort zurückzog, wurde mir die Ehre zu

Theil, bei diesem Familienfeste die Honneurs zu machen. Niemand hat damals vermuthet, daß der jugendlichen Braut ein so kurzes Lebensglück beschieden sein werde.

Die Prinzessin gehörte schon in frühester Jugend zu den feinsten und klarsten geistigen Individualitäten, die ich kennen gelernt habe. Sie hat später in Deutschland die beste innerliche Entwickelung durchgemacht und sich in Bezug auf ihren Charakter und ihren Geist sehr wesentlich über das gewöhnliche Niveau der sogenannten Londoner Gesellschaftskreise erhoben. In den Briefen, welche sie an ihre königliche Mutter vom Tage ihrer Abreise an mit gewissenhaftester Pünktlichkeit geschrieben hat, und die jetzt veröffentlicht und auch in Deutschland außerordentlich verbreitet sind, wird der Leser mit Vergnügen den edlen Ausdruck ihres vorurtheilsfreien Denkens wahrnehmen, doch kommt darin, wie sich leicht versteht, ihre ganze Individualität nicht eben voll zum Ausdruck. In der veröffentlichten Correspondenz war es ihr nicht immer möglich, sich völlig frei und ungebunden gehen zu lassen; sie war eine zu reizende und fein beobachtende Natur, als daß es nicht jederzeit ihr Wunsch gewesen wäre, ihre Briefe mit der Absicht zu schreiben, der Königin durch dieselben jede mögliche Freude zu bereiten.

Ich hatte England gleich nach der Hochzeit meiner Nichte nach kurzem Aufenthalte wieder verlassen müssen und konnte der großen Weltausstellung, welche als die edelste Hinterlassenschaft meines Bruders nun zum zweiten Male in London in Scene gesetzt worden war, leider nur geringe Aufmerksamkeit schenken.

In den denkbar größten Dimensionen hatte sich das Schauspiel von 1851 wiederholt. Ganz Europa schien auf der Wallfahrt nach London begriffen, und die Ausstellungsräume waren von Besuchern überfüllt. Doch war es, als hätte sich der gesammte Charakter des großen Unternehmens gegen die erste Londoner Ausstellung wesentlich verändert. Hatte diese ein mehr nationales aristokratisches Gepräge, so schien auf der zweiten Ausstellung das Geschäftliche im Vordergrunde zu stehen. Im Geiste meines Bruders lag der Gedanke, daß zu gewissen Zeiten Industrie und Kunst dem vergleichenden Studium und Urtheil der Kenner sich vorzustellen hätten, um Preis und Richtung zu empfangen; in der thatsächlichen Entwickelung des Ausstellungswesens dagegen trat im Jahre 1862 der kaufmännische Standpunkt in den Vordergrund und beherrschte Publikum und Jury.

Ich war unterdeß am 5. Juli über Dover in Paris eingetroffen und eilte nach kurzer Rast von da nach Coburg und nach Gotha, wo mich der Vorstand des Schützenbundes mit Ungeduld erwartete. Man hatte den Wunsch, daß ich an der Spitze des Ausschusses in Frankfurt eintreffen möchte, und ich hielt es

auch von meinem Standpunkt für richtig, in keiner anderen Eigenschaft als derjenigen zu erscheinen, welche mir vermöge des Ehrenpräsidiums des Schützenbundes zukam.

Wie jeder andere Theilnehmer am Bundesschießen erschien ich auch äußerlich im Schützenkleide, ohne jeden Anspruch auf eine andere Auszeichnung als jene, welche mir der Ausschuß selbst freiwillig gewährt hatte. Aber es war bezeichnend für die hochgehenden Wogen der politischen Stimmung, daß vielen Mitgliedern des Bundes selbst im Schützenkleide der Fürst nicht sehr sympathisch war, wenn sie auch gegen den Menschen als solchen persönlich nichts einzuwenden haben mochten, während anderen wieder der Schützenrock an meiner Person ganz besonders mißfiel.

Als Haupt und Leiter der schon bezeichneten fortschrittlichen Richtung trat Dr. Siegmund Müller auch bei dem Feste selbst hervor. Um ihn schaarte sich, außer einem Theile der Frankfurter, nur eine geringe Zahl von Männern west- und süddeutscher Schützenvereine, denen die Anwesenheit der Schweizer die Gelegenheit verschaffen sollte, die republikanische Staatsverfassung zu feiern; es waren meistens Leute von wenig deutscher und patriotischer Gesinnung. Ihre Organe waren es, welche die Furcht verbreitet hatten, es möchte sich eine revolutionäre Schilderhebung an das Fest in Frankfurt anschließen. Doch war diese Partei, so sehr sie sich auch immer vernehmlich machte, thatsächlich in der Minderzahl; das weitaus größte Contingent von Festtheilnehmern hatten jene Länder gesendet, in denen bis in die neueste Zeit der starrste Particularismus seinen Hauptsitz hatte. Wenn es bei dem Feste gelang, diesen zahlreichen Männern conservativer Richtung einen Tropfen nationaler deutscher Gesinnung einzuimpfen, so durfte man sich glücklich schätzen und einen guten Zweck als erreicht ansehen.

Endlich verschaffte sich aber eine dritte Richtung ein gewisses moralisches Uebergewicht und jedenfalls den größten Einfluß, sie war durch Thüringer und Sachsen, Hessen und Hannoveraner vertreten; dazu gesellten sich gewiegte Patrioten aus den preußischen Provinzen. An Männern von politischer Bedeutung, wie v. Roggenbach, v. Bennigsen, Schulze-Delitzsch, Auerbach u. a., hatte es von Anfang an in Frankfurt nicht gefehlt, später fanden sich auch die Vertreter der Berliner liberalen Parteien: Franz Duncker, v. Hoverbeck, v. Bunsen u. a. ein. Die Anwesenheit aller dieser parlamentarischen Größen gab dem Schützenfeste nun vollends einen hochpolitischen Charakter.

Die weitaus größte Zahl von Schützen hielt am 12. Juli ihren Einzug in der alten Reichsstadt. Ich hatte Wohnung bei dem Consul Seyfferheld in der

Mainzerstraße genommen, in welcher ich bei meiner Ankunft ein dichtgedrängtes Spalier von Menschen vorfand, die mich, trotz des strömenden Regens, erwarteten und bewillkommneten. Kaum war ich auf dem Balkon des Hauses erschienen, als zahlreiche Schützen- und Turnerzüge vorbeikamen und laute Ovationen darbrachten oder mit den Gewehren salutirten. Ersichtlich hatte mein Kommen eine gute Wirkung geübt, und ich durfte mich sogleich auf einige Erfolge stützen, als ich mit dem Vorstande des Festcomités über den ceremoniellen Theil der Feierlichkeiten nachher in Berathung trat.

Ich erklärte Herrn Müller sofort, daß ich gerne mit ihm Hand in Hand für die Ordnung der Dinge wirken wollte, daß ich aber jede Ausschreitung auf das Bestimmteste verbäte. Bei dem Festeinzuge der Schützen am folgenden Tage fiel mir die Aufgabe zu, die Bundesfahne dem Frankfurter Schützenvereinsausschuß zu übergeben, nachdem Dr. Siegmund Müller die Heranziehenden auf dem Roßmarkt bewillkommnet haben würde.

Sonntag den 13. Juli versammelten sich gegen 12000 deutsche Schützen aus aller Herren Ländern außerhalb der neuen Mainzerstraße und begannen um 12 Uhr den Marsch durch die glänzend geschmückten Straßen der Stadt. Erst nach fünf Stunden waren die letzten Reihen des gewaltigen Zuges auf dem Festplatze angelangt. Voran kamen Reiter und bewaffnete Turner mit aufgepflanzten Bajonetten, dann ein Musikcorps zu Pferde. Hierauf folgte ein historischer Zug, der die Geschichte des bewaffneten deutschen Volkes versinnbildlichte: Urgermanen mit dem Speere, Bogenschützen, Armbrustschützen und ritterliche Bannerträger; dann die Landsknechte des 15. Jahrhunderts mit den ältesten Schußwaffen bis zu den Feuerschloßschützen des 30jährigen Krieges. Diesen schlossen sich Reiter mit dem Frankfurter Stadtbanner und die Männergesangvereine von Frankfurt an.

Hinter den Frankfurter Schützen folgten die Festjungfrauen, endlich von einem berittenen Musikcorps begleitet die zu einem Ganzen vereinigten Fahnen der deutschen Schützenvereine, 150 an der Zahl, danach die fremden Schützen in endlosen Reihen, die Schweizer voran.

Auf dem Roßmarkte war eine Tribüne errichtet worden, auf welche ich mich vom englischen Hofe aus, wo ich das Herannahen des Zuges erwartet hatte, begab. Hier übergab ich das Bundesbanner der Obhut der Stadt Frankfurt, als dermaligem Festvororte. Es war etwa um zwei Uhr, als sich die heranziehenden Massen um die Tribüne gruppirt hatten.

Herr Dr. Müller hatte den Willkommsgruß mit einem dreimaligen Hoch auf unser ganzes großes einiges Deutschland geschlossen, und ein brausender

Jubel erfüllte weithin den ganzen Platz und die nächsten überall von freudigen Menschen besetzten Straßen.

Jetzt entfaltete man das Bundesbanner, welches sechs Fuß breit und acht Fuß lang von einem Querstabe herabhängt, der mit grünen Schnüren an der Fahnenstange befestigt ist. Auf dem rothen Seidendamast prangte in Gold gestickt die Inschrift: Deutscher Schützenbund, gegründet in Gotha 13. Juni 1861. In der erwartungsvollen Stille, welche eintrat, als ich die Tribüne betrat, war es mir leicht möglich, mich mit den folgenden Worten weithin verständlich zu machen:

„Vor noch kaum einem Jahre ward mir die Ehre und Freude, unter Jubelruf den deutschen Schützenbund zu verkünden. Heute gilt es, dem nunmehr vollendeten Bau die äußere Weihe, dem Bunde sein Symbol zu geben. Der Krieger schwört bei seiner Fahne. Ihm gleich, lassen Sie mich in Ihrer Aller Namen, im Namen so vieler Tausende, die von den Dünen der Nordsee bis zu den schweizer Alpen hierhergezogen, bei dieser Fahne geloben: Treu zu stehen zum Vaterland und seines Rufes gewärtig zu wehrhaftem Bunde waffengeübt zu werden."

„Und so mag es wehen, dies herrliche Banner! Von Frauenhand gewoben sei's Eurer Ehre angetraut, ein deutsches Banner, das deutsche Männer vereinigt."

„Ich übergebe hiermit diese Fahne der Stadt Frankfurt, als dermaligem Festort. Möge das Gut, das uns Allen gehört, in Ihren Händen treu behütet sein."

Noch bevor ich die letzten Worte aussprechen konnte, war ein Alles übertäubender Sturm von Hochrufen losgebrochen, der Minuten lang fortbrauste und, wie ich nach vielen Jahren oftmals erfahren habe, Allen in tiefer Erinnerung geblieben ist, die an diesem begeisterten Feste Antheil genommen haben.

Nach beendigter Uebergabe-Feierlichkeit traten der Bundesvorstand und das Centralcomité wieder in die Reihen des Zuges. Ich schritt an der Spitze des Vorstandes, welchem die Bundesfahne, von drei Männern getragen, folgte. Es war vier Uhr längst vorüber, als der imposante Zug auf dem Festplatze anlangte, wo die Gesangvereine ein: „Großer Gott, Dich loben wir" anstimmten und Dr. Passavant eine kurze Eröffnungsrede hielt, welcher bei dem allerdings etwas tumultuarischen Festdiner eine Reihe von Toasten folgte, die sofort mitten in das politische Gebiet hineingriffen.

Die Unzahl von Reden, welche an diesem und den folgenden zehn Festtagen bei den Mittags- und Abendessen gehalten worden sind, hat ein gütiges Geschick nicht vollständig aufbewahrt. Es war überhaupt eine verständige Ein-

richtung, daß die Redner Gelegenheit bekamen, vor der Mittheilung ihrer Worte in der officiellen Festzeitung eine Revision vorzunehmen. Häufig fand auch der Preßausschuß Veranlassung, aus eigener Machtvollkommenheit einzugreifen. Die sogenannten wilden Toaste wurden principiell unterdrückt und blieben den vertraulichen Berichterstattungen vorbehalten, durch welche die deutschen Diplomaten fast in allen Staaten von Frankfurt aus vierzehn Tage lang in Athem gehalten wurden.

Auch unter den Bundestagsgesandten in Frankfurt selbst sah man zuweilen bekümmerte Mienen, und ich erlebte am Dienstag Abend des 15. Juli bei einer Soirée, welche der Vertreter der sächsischen Curie, Herr von Fritsch, mir zu Ehren gab, eine tragikomische Scene, die Herr von der Pfordten herbeigeführt hatte. Die Tagesereignisse wurden von allen Seiten lebhaft besprochen und, indem man im Allgemeinen den guten Geist anerkannte, welcher sich bei dem Feste bisher gezeigt hätte, wurde mir von einigen der Herren viel Verbindliches über meine Betheiligung an dem Feste ausgesprochen. Daß bei den am Mittag desselben Tages gewechselten Tischreden eine Differenz zwischen der großdeutschen und kleindeutschen Richtung deutscher Patrioten vorgekommen war, hielt man nicht für besonders störend, zumal sich die Oesterreicher bald überzeugt zu haben schienen, daß sie sich etwas voreilig in einen ganz unnöthigen Kampf eingelassen hätten. Der Bundestags-Präsident Graf Thun war eine Persönlichkeit von so feinem Verständniß für die Lage, daß er kaum ein Gewicht auf die angebliche Beleidigung Oesterreichs zu legen schien. Alles schien im Ganzen in bester und zufriedenster Stimmung, als Herr von der Pfordten abgerufen wurde. Bei seiner Rückkehr in den Salon trat er rasch und in anscheinend großer Unruhe auf mich zu, indem er bemerkte, er müßte mir eine wichtige Meldung machen. Er sei soeben von einem ganz verläßlichen Agenten unterrichtet worden, daß in der Schützenhalle diesen Abend große Volksmassen versammelt wären und daß tumultuarische Scenen stattfänden. Man habe die deutsche Republik proklamirt und erhitze sich in den gefährlichsten Reden.

Ich erwiderte hierauf, daß ich die ganze Nachricht für falsch hielte und keinen Augenblick Bedenken trüge, mich selbst an den gefährlichen Ort zu begeben.

Wiewohl die Nachricht auf die meisten der versammelten Herren keinen sehr tiefen Eindruck machte, so suchten mich Einige unter ihnen doch abzuhalten, indem sie mir vorstellten, daß die Lage dadurch nur verwickelter werden könnte, wenn ich in irgend einer Weise einer Insulte ausgesetzt wäre. Mein Entschluß stand indessen fest, der ganzen Sache auf den Grund zu kommen und den Thorheiten, wenn sie etwa doch vorgekommen sein sollten, entgegenzutreten.

Ich fuhr also sofort auf den Festplatz, wo ich die Halle allerdings zahlreicher besucht fand, als man um diese Stunde der Nacht hätte erwarten sollen. Es war mannigfaltiges Volk versammelt, eigentliche Schützen in der Minderzahl. Man erkannte mich und es entstand eine Bewegung durch den Saal, wobei sich alsbald viele Schützen um mich drängten und mich mit Acclamation empfingen. Ich war genöthigt von einem erhöhten Standpunkte aus weithin vernehmlich zu sprechen und nahm die Gelegenheit wahr, mit ein paar Worten zu erzählen, daß in der Stadt sonderbare Gerüchte verbreitet wären über Ereignisse, die sich hier zugetragen hätten. Dem gegenüber sei es mir ein Bedürfniß gewesen, zu ungewohnter Stunde hier zu erscheinen, ich müßte meine Befriedigung darüber aussprechen, daß ich mich von der Grundlosigkeit jener Meldungen überzeugen konnte, und mich nun freue, an der harmlosen Heiterkeit des Abends Theil nehmen zu können.

Obgleich die versammelte große Masse des Volkes thatsächlich wenig Beruhigendes bot, so gelang es mir doch im persönlichen Meinungsaustausch mit zum Theil ganz fremden Personen, die Sache in ein unbefangenes Geleise zu lenken.

Als ich in die Soirée zu Herrn von Fritsch zurückgekehrt war, durfte ich die Versicherung geben, daß die Republik, wenn sie ja proklamirt worden wäre, jedenfalls in den Fluthen reichlich fließender Quellen wieder untergegangen sei. Herr von der Pfordten hatte in Folge dessen manche Bemerkung über die Genauigkeit seiner Berichterstatter zu hören und wurde in bester Stimmung den ganzen Abend hindurch zur Zielscheibe des Scherzes gemacht.

Man trennte sich in später Nachtstunde mit der Ueberzeugung, daß die gefürchteten Ausschreitungen nunmehr für das diesmalige Bundesschießen in das Reich der Fabeln gesetzt werden dürften; und in der That hatte man allen Grund, nach dem günstigen Verlauf der ersten entscheidenden Festtage auf ein gutes Ende der großen patriotischen Feier zu schließen.

Wenn man alle bedeutenderen Momente der zahlreichen Versammlungen dieser Tage unbefangen ins Auge faßte, so konnte darüber kein Zweifel sein, daß sich ein durchaus ruhig denkender und besonnener Theil der deutschen Bevölkerungen hier nur in einer einzigen Idee völlig geeinigt und in großer gemeinsamer Ueberzeugung zusammengefunden hatte. Dies war das offen ausgesprochene Verlangen nach einer einheitlichen Vertretung des gesammten deutschen Volkes.

Schulze-Delitzsch gab dieser Tendenz gleich in den ersten Tagen einen sehr drastischen Ausdruck, indem er in seiner Tischrede die Bedeutung des Turner- und Schützenbundes darin erblicken wollte, daß sie eine Art Vorparlament wären, welches uns wirklich zum deutschen Parlament führe. Diese praktische

Anspielung auf die vornehmste und wichtigste Errungenschaft des Jahres 1848 machte inner- und außerhalb der Festkreise die nachhaltigste Wirkung. Man blieb dabei, daß die nächste Forderung, welche das deutsche Volk zu stellen habe, in einer gemeinschaftlichen Vertretung aller Stämme und Länder zu suchen sei.

Wenn man daneben viel von der Wehrhaftigkeit des Volkes sprach, so lag die Beziehung zu diesem Gegenstande bei den Schützen zu nahe, als daß man sich darüber hätte verwundern dürfen. Allein in Berlin hatten gerade solche Ausblicke böses Blut gemacht, weil man in allen Reden über Volksbewaffnung in diesem Augenblicke nichts anderes als eine Bewegung in Sachen der preußischen Armeereorganisation erblicken wollte.

Eine solche Absicht war keineswegs bei allen denen vorhanden, welche sich das gefährliche Thema zum Gegenstande ihrer Tischreden erkoren hatten, allein im Allgemeinen ließ sich nicht leugnen, daß die Leute, welche so trefflich mit der Waffe umzugehen wußten, sich vielfach in die Idee hineingeredet hatten, alle deutschen Armeen wären eigentlich neben dem wehrhaft gemachten Volke unnöthig.

Ich hatte vielfach davor gewarnt, diesen thörichten Anschauungen Raum zu gönnen, allein hier war man durch die zahlreichen Schweizer und durch die republikanisch gesinnten süddeutschen Fractionen — ich möchte sagen — in eine politische Sackgasse hineingetrieben worden, aus der zunächst kein Ausweg vorhanden zu sein schien. Eine stärkere Beziehung auf die speciell preußischen Kämpfe und inneren Conflicte erhielten die in Frankfurt vorwaltenden Ideen durchaus erst in den letzten Tagen des Festes, als die Berliner Abgeordneten der Linken in Frankfurt angelangt waren, und der Verfassungsstreit der preußischen Kammer unmittelbarer in den Bereich der Frankfurter Schützenpolitik hineingezogen wurde.

Zu dieser Zeit hatte ich aber längst das Fest verlassen, und ich brauche kaum zu versichern, daß es reine Erfindung demokratischer Journale war, wenn man mir selbst Reden in den Mund legte, nach welchen ich mit den Berliner Abgeordneten, die meine Anschauungen in dieser Beziehung seit Jahresfrist kannten, die preußische Armeefrage irgendwie neuerdings erörtert hätte.

Was man während meiner Anwesenheit über die Wehrfrage sprach und hörte, war nach meiner begründeten Ueberzeugung durchaus harmlos. Jeder militairische Fachmann war von selbst davor bewahrt, den unreifen Erörterungen dieser Dinge besondere Aufmerksamkeit an diesem Orte zu schenken, da sich ihm die Sache leicht verständlich nur als eine der vielen Eintagsfliegen politischer Bewegungen kenntlich machen konnte. Mochten in den späteren Tagen des Festes die Redner sich zuweilen in der Kräftigkeit der Behauptungen zu

überbieten gesucht haben, so muß man sich erinnern, daß einerseits die Ermüdung und Gleichgiltigkeit gegenüber den hunderten von officiellen und nichtofficiellen Trinksprüchen und andererseits das Interesse für den eigentlichen Zweck des Festes, für die auf der Scheibe ersichtlich gewordenen Leistungen und für die mit einander ringenden Hauptschützen, mit jedem Tage wuchsen.

Mittwoch am 16. war der Festplatz von frühem Morgen an mehr als gewöhnlich besucht, und auch zum Bankett hatte sich eine große Zahl von Theilnehmern gemeldet. Es war bekannt geworden, daß ich die Absicht hätte, mich für meine Person mit einem Trinkspruch zu verabschieden, und es hatten sich viele Neugierige um die Tribüne versammelt, welche in der Mitte der Festhalle aufgeschlagen war.

Nachdem die officiellen Reden bei dem Festmahl in ziemlich unpolitischer und anspruchsloser Weise mit einem Toaste auf die Frauen eingeleitet worden waren, sprach ich einige Worte des Dankes für die mir erwiesenen Ehren und brachte den Frankfurter Bürgern ein Hoch aus:

„Von dieser Tribüne herab reiche ich Ihnen Allen die Hand zum Dank und Abschied, und mit mir rufen alle Schützen, die hier versammelt sind: die biedern Bürger Frankfurts leben hoch!"

Am folgenden Tage fand im großen Saale des Frankfurter Saalbaues die ordentliche Versammlung des Gesammtausschusses vom deutschen Schützenbund statt. Als Hauptgegenstand der Verhandlungen stand die Wahl des nächsten Festvorortes für das zweite zu veranstaltende Bundesschießen auf der Tagesordnung; außerdem waren Anträge auf Abänderung der Statuten und Revision der Schießordnung gestellt worden. Es hatten sich nicht weniger als 65 Vertreter der im Bunde vereinigten Schützen eingefunden, deren Zahl nach dem von Herrn Sterzing mitgetheilten Berichte von 9111 Mitgliedern während des Frankfurter Festes auf über 11 000 gestiegen war.

Ich eröffnete die Versammlung mit folgender Ansprache: „Meine Herren! Als Ehrenpräsident des deutschen Schützenbundes begrüße ich Sie, die Neuerwählten. Als es mir zum letztenmal beim Schützentag zu Gotha vergönnt war, vor den versammelten Schützen zu stehen, verlangte ich eine patriotische That; mit Begeisterung wurde sie vollbracht — der Schützenbund gegründet."

„Heute nach einem Jahre trete ich wieder vor Sie hin und erwarte wieder ein patriotisches Handeln, treues Beharren auf dem festen Grunde der Bundessatzung; Versenken jedes Einzelwillens in den mächtigen Strom des Allgemeingefühls; jene Einmüthigkeit verkörpert, von der gesagt und gesungen wird. Dieser Geist walte über uns! Und in diesem Geiste heiße ich Sie willkommen."

Meine Mahnung zur Eintracht war am Platze, denn unter den Vertretern der Schützenvereine hatte sich ebenfalls eine Art von republikanischer Oppositions-partei Geltung zu verschaffen gewußt. Auch in Bezug auf die Wahl des nächsten Vorortes war eine starke Differenz zwischen den Nord- und Süddeutschen hervorgetreten, der gegenüber meine Intervention nicht unnützlich zu sein schien. Denn als Präsident Schröder aus Bremen im Auftrage des Bremer Schützenvereins die Hansestadt zum Festorte vorschlug, traten Münchener Schützen mit Einwendungen hervor, und nur dem vermittelnden Auftreten des Herrn Dr. Mittermaier aus Heidelberg war es zuzuschreiben, wenn endlich die Wahl Bremens, besonders im Hinblick darauf, daß eigentlich kein anderes Angebot vorlag, einstimmig erfolgte. Die Anträge auf Abänderung der Statuten und Revision der Schießordnung gingen an Commissionen von je fünf Mitgliedern, welche beim nächsten Schützentage im Jahre 1864 Bericht erstatten sollten.

Auf diese Weise war die Zukunft des Schützenbundes gesichert, und ich konnte Frankfurt noch am Abend desselben Tages in der Ueberzeugung verlassen, daß das große Fest ungestört seinem Ende entgegengehe. Mit wachsendem Interesse und Erstaunen wurden die Berichte über dasselbe in ganz Deutschland gelesen und übten, je nach der Stellung der Parteien, ihre verschiedenartige Wirkung aus.

Es war wieder ein Beweis mehr geliefert, daß das deutsche Volk in seinen besten Kreisen entschlossen sei, auf die seiner nationalen Würde entsprechenden politischen Institutionen nicht zu verzichten. Im Wesentlichen durfte man auch das Fest als einen großen Triumph der Einheitsbestrebungen über das unklare und zum Theil wüste Parteitreiben der Republikaner betrachten. Nur da, wo man überhaupt allen in den breiteren Massen des Volkes sich geltend machenden Ueberzeugungen ein gleichsam unüberwindliches Mißtrauen entgegenbrachte, vermochte der doch praktische und tüchtige Kern des deutschen Festes nicht zur Anerkennung zu kommen.

Ich hatte gleich nach Beendigung des Schützentages die Wirkungen desselben an meiner Person selbst zu erfahren. Einerseits zeigte sich in den weitesten Kreisen der Bevölkerung eine gehobene Stimmung, die sich mir gegenüber nicht nur in Gotha, wohin ich zurückgekehrt war, sondern auch an andern Orten, wo mich der Zufall hingeführt hatte, in bezeichnender Weise aussprach; andererseits war durch mein Auftreten eine stärkere Feindseligkeit gegen mich erwacht, als ich bei meiner höchst unbefangenen Betrachtung der Dinge es wohl verdiente.

Gegen Ende des Monats, als das Schützenfest nur noch in der Erinnerung seiner Theilnehmer zu leben schien, war ich nach Halberstadt gekommen,

wo ich das siebente Cürassierregiment, in meiner Eigenschaft als dessen Chef, inspicirte. Schon auf dem Bahnhofe zu Aschersleben waren mir unerwartete, mich sogleich etwas erschreckende Ovationen zu Theil geworden, die sich in Magdeburg nachher noch steigerten.

Es konnte nicht fehlen, daß in manchen Kreisen diese Erscheinungen übel gedeutet wurden. Man kämpfte für und wider mich, und es kam in Berlin zu Erörterungen, welche einen meiner nächsten Verwandten, der in alter Herzenstreue seinen Ehrenschild über mich hielt, sogar einigen schwierigen Situationen aussetzte.

Ich würde diese Dinge hier lieber nicht andeuten, wenn sie nicht zur Kenntniß der damaligen Verhältnisse unbedingt nöthig wären. Denn so ganz und vollkommen verschieden war die politische Entwickelung, welche wir in Deutschland durchmachten, von derjenigen, welche etwa Italien in jener Zeit erlebte, daß dem Geschichtsschreiber späterer Zeiten wesentliche Mittel der richtigen Erkenntniß fehlen würden, wenn diese starken Gegensätze der Vergessenheit anheimfielen.

Dieselben Parteien, welche noch kurz zuvor mir den Scherz anthaten, mich mit Garibaldi zu vergleichen, wußten auch jetzt das Ohr des Königs zu gewinnen, um die Ereignisse als eine Bedrohung der preußischen Armee erscheinen zu lassen. Meine Person speciell wurde durch entstellte Berichte als Feind der von dem Könige ins Leben gerufenen großartigen Organisation, für welche ich stets mit Wort und That eingetreten bin, proklamirt.

So war es dahin gekommen, daß ich von dem Könige endlich folgendes Schreiben erhielt:

Schloß Babelsberg 28. Juli 1862.

„Es geht durch alle Zeitungen die Nachricht, Du habest an hiesige Mitglieder des Abgeordnetenhauses die Aufforderung ergehen lassen, in ihrer Opposition gegen mich, meine Regiernng und also namentlich gegen die pomme de discorde die Militair-Organisation festzuhalten, weil dann der Sieg ihnen verbleiben werde. Ich muß Dich auf das Bestimmteste auffordern, mir zu erklären, ob Du wirklich im angegebenen Sinne Dich gegen Mitglieder meines Abgeordnetenhauses ausgesprochen hast. Ist es der Fall gewesen, so vermag ich ein solches Beginnen nicht mit Deiner persönlichen Stellung zu mir, am wenigsten aber mit Deiner Stellung in meiner Armee zu vereinigen. Jeder Officier, der der activen Armee angehört, würde über dergleichen Ansichten zur Verantwortung gezogen werden. Das kann ich bei Dir nicht eintreten lassen, aber meiner Armee bin ich es schuldig, zu wissen, wie ein Souverain Deutschlands, der in der preußischen Armee Chef eines Regiments ist, über dieselbe und ihre Organisation denkt und ob er wirklich gesonnen ist, dieselbe gegen den Willen seines Königs zu ruiniren.“

„Was ich seit Jahr und Tag bei jeder Gelegenheit ausgesprochen habe, daß nämlich es der demokratischen Partei gar nicht um die Geldbewilligung zu thun ist, die sie der Armee verweigern will, sondern um dieselbe durch schwache numerische Friedenszahl, durch kurze Dienstzeit und durch Vermengung der geistig gebildeten Officiere mit Unterofficiers-Officieren in ihrer Einheit zu stören und zu disharmoniren, um durch alle diese Mittel den Geist der Treue und Anhänglichkeit der Armee an ihren König und Kriegsherrn zu untergraben, damit das Heer eine Parlaments-Armee werde und keine königliche mehr sei! Dies Alles hat in Frankfurt am Main Schulze-Delitzsch klar und unumwunden ausgesprochen und uns dadurch die beste Waffe in die Hand gegeben. Ein Volksheer hinter dem Parlament, so lauteten seine Worte. Ist das klar?? Und solche Ansichten solltest Du in meiner Armee unterstützen wollen, indem Du Schulzes Collegen zum Verharren auf diesem encouragirst."

„Ich ersuche Dich also um eine bestimmte und klare Antwort. Dein 2c.

Wilhelm."

In dem Schreiben des Königs hatte ich, wie ich später in Erfahrung bringen sollte, lediglich einen abermaligen Beweis seiner freundlichen und mir wohlwollenden Gesinnungen zu erkennen. Denn meine Gegner hatten einen schlimmern Plan entworfen, um das Frankfurter Fest nicht unbeantwortet zu lassen. Eine Anzahl von Personen aus den damaligen Hofkreisen wollte gerne meinen Austritt aus der preußischen Armee bewirken und dachte den König zu einem Schritte bestimmen zu können, der möglichst auffallend hervortreten sollte. Diese Absichten wurden nun durch Niemand anders als durch den König selbst vereitelt, welcher in seiner treuen und offenen Denkungsweise erklärte, er werde die Sache mit mir selbst persönlich abmachen. So kam es zu seinem Schreiben, welches ich leicht zur vollen Zufriedenheit des Königs beantworten konnte, da ich in der Zwischenzeit die in den Zeitungen verbreiteten Entstellungen ohnehin schon dementirt hatte.

Am 30. Juli schrieb ich:

„Allergnädigster König!

„Soeben erhalte ich Dein gnädiges Handschreiben vom 28. d. M. und beeile mich, meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen für die unumwundene Art und Weise, in der Du zu einem Dir ergebensten Anhänger gesprochen, als ein Zeichen, mit welchem Interesse Du den Wegen Derer folgst, die Dir als lang bewährte Freunde einst nahe standen."

„So hoch erfreut ich durch Dein Vertrauen bin, so tief schmerzlich ergriffen war ich durch die Erfahrung, daß Du mir gerade Gesinnungen und Aeußerungen

zutrauen konntest, die im absolutem Widerspruche stehen zu meinen seit Jahren offen ausgesprochenen Ansichten und klar vor Augen liegenden Handlungen."

„Ich bin stolz darauf, unter allen Verhältnissen treu bei dem von mir als Recht erkannten stehen geblieben zu sein."

„Ich habe der Consequenz meines Benehmens oft die Gnade mächtiger Herrscher, den meist trügerischen Beifall des großen Publikums zum Opfer gebracht. Wie sollte ich gerade jetzt meinen ganzen Bestrebungen zum Hohn in einem Augenblicke, wo bei dem von mir hervorgerufenen Feste zu vermitteln und auszugleichen meine Aufgabe war, mich berufen gefühlt haben, Mitglieder der preußischen Kammern in ihrer Opposition, wie Du glaubst gegen Deine Person, oder wenigstens gegen die Vorlagen in Betreff der Militairorganisation zu bestärken?"

„Sollten wirklich in Deiner Nähe keine Personen mehr zu finden sein, die sich erinnern könnten meiner Anstrengungen, gerade in der bezeichneten Richtung meine Bekannten im Abgeordnetenhause Deinem persönlichen Wunsch geneigt zu machen? Konntest Du mir so wenig vertrauen, um einem Zeitungsartikel Glauben zu schenken, der den Stempel böswilliger Verläumdung an der Stirne trägt und vielleicht gerade von denjenigen Personen ausgegangen sein kann, die emsig bemüht sind, meine Person auf jede Weise zu verdächtigen?"

„Was die Sache selbst anbelangt, so wirst Du, ehe noch diese Zeilen an Dich gelangen, längst einen Widerruf in allen mir befreundeten Zeitungen gefunden haben, der, wie das Datum beweist, eingesendet war, lange ehe ich das Glück hatte, Dein Handschreiben zu empfangen. Es bedarf daher wohl kaum der Versicherung, daß es mir nie eingefallen, in dem Sinne jenes Artikels zu meinen Bekannten gesprochen zu haben."

„Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach war die ganze Armeeorganisationsfrage nur noch eine Frage der Finanzen, es galt, bei den dem Lande aufzulegenden Opfern die Pille zu vergolden und durch eine glückliche Combination die ganze Angelegenheit gleich in den ersten Sitzungen durchzubringen."

„Die Ursachen, daß es anders gekommen, wage ich nicht weiter einer Kritik zu unterwerfen. Was zu jener Zeit leicht war, ist jetzt schwer, um so schwerer, da die beiden extremen Parteien, die in einem jeden Volke anzutreffen sind, die Militairfrage benutzen, um sich zu bekriegen. Von beiden Seiten werden oft unlautere Mittel gewählt, um augenblickliche Siege zu erringen, es wird gelogen und verdächtigt, und es gehört in der jetzigen Zeit ebensoviel Muth als Consequenz dazu, den richtigen Mittelweg zu gehen."

„Bei Deiner hohen Weisheit und Welterfahrung dürfte es für Dich nicht so schwierig sein, den für Preußen und für Deutschland richtigen Weg zu finden. Die Geschicke beider sind nicht von einander zu trennen, soviel auch von

mancher Seite aus in entgegengesetzter Richtung intriguirt wird. In einer baldigen und glücklichen Lösung der deutschen Frage liegt auch die Lösung sämmtlicher übrigen Fragen. Noch immer sehen wir Alle in dieser Beziehung mit Vertrauen zu Dir empor und sind stündlich bereit, Deinen Anordnungen zu folgen und mit Gut und Blut Dir zur Seite zu stehen."

„Je länger die Lösung aber auf sich warten läßt, desto verwickelter werden die Verhältnisse, desto mehr gelingt es der Rückschrittspartei, die höchstregierenden Herren vom Volke zu trennen. Dem Patriotismus des Volkes im Allgemeinen kannst Du sicher noch vertrauen, was auch Einzelne schreiben und reden mögen."

„Dein gnädiges Handschreiben gab mir die Veranlassung, mich vielleicht freimüthiger zu äußern, als ich es sonst gewagt hätte. Einem Dir treu ergebenen Herzen mußt Du die ungeschminkten Worte schon zu Gute halten. Ich schließe in dem festen Vertrauen, daß es nicht so bald wieder den mir längst bekannten Feinden gelingen möge, den Glauben an die Lauterkeit meiner Gesinnungen als Patriot, Politiker, Soldat und Dir getreuer Anhänger wankend zu machen, und verbleibe in tiefster Ehrfurcht Dein

Dir stets ergebener

Ernst."

In der Antwort, welche der König schon nach wenigen Tagen auf mein Schreiben folgen ließ und mit welcher die unliebsame Correspondenz über das Schützenfest ihren Abschluß fand, war die Besorgniß auffallend, die der König in Bezug auf die gesammte Lage Deutschlands zu hegen schien.

„Wie Du richtig voraussetzest — schrieb mir der König am 2. August 1862 von Babelsberg — so hatte ich und zwar Tags darauf, nachdem ich Dir geschrieben hatte, zuerst durch Sammer mitgetheilt, den Widerruf des Zeitungsartikels gelesen und freue ich mich durch Deinen offenen Brief die Bestätigung jener Erfindung zu erfahren, wofür ich Dir meinen besten Dank sage. Da dieser Widerruf indessen fast 14 Tage auf sich warten ließ, so konnte ich nicht länger anstehen, Dir in gedachter Art selbst zu schreiben. Niemand hat um meinen Brief an Dich gewußt, noch weniger hat irgend Jemand mich zu demselben veranlaßt; es war allein mein eigenes Gefühl als Kriegsherr gegen einen seiner Regiments-Chefs, welches mir die Feder an Dich in die Hand gab."

„Daß ich aber momentan an eine solche Handlung Deinerseits glauben konnte, wirst Du nicht so ganz unbegreiflich finden, wenn Du Dir Alles zurückrufen willst, was in Frankfurt a./M. gesprochen und gedruckt worden ist."

Inzwischen gingen die Wogen des Parteikampfes innerhalb wie außerhalb Preußens höher und höher. Die im Mai neu gewählte Kammer war im September

endlich in die Debatte über die Militairvorlagen getreten und verwarf nach siebentägigem Redekampf das von der Regierung vorgelegte Budget. Das Ministerium fiel, und die Worte von der Heydts, „daß Umstände eintreten können, unter denen irgend Etwas geschehen müsse, was nicht ausdrücklich in der Verfassung geschrieben sei“ — erhielten eine prophetische Bedeutung.

Fast zu gleicher Zeit tagten in Weimar am 28. September etwa 200 Abgeordnete aller deutschen Kammern, und wieder acht Tage später fand in Coburg die Generalversammlung des Nationalvereins statt. Hier und dort wurde gegen „die dürftige Ausbesserung einer Bundesverfassung protestirt, deren innerstes Wesen die Zersplitterung und politische Ohnmacht ist“. Hier und dort wurde der preußische Verfassungskampf gleichsam über die Grenze hinausgetragen und die Theilnahme Deutschlands zur Lösung der inneren Schwierigkeiten aufgerufen.

Während in Berlin der Traum mancher Politiker, als könnte die Gelegenheit benutzt werden eine parlamentarische Regierung und Verwaltung einzurichten, unnachsichtig zerstört wurde, ergingen sich die Vertreter der verschiedensten deutschen Kammern in Weimar in den Phantasien einer rechtsgiltigen Wiederaufrichtung der deutschen Verfassung von 1849. Während die Regierung in Preußen den letzten Faden der Verständigung mit den Abgeordneten zerschnitt, erklärte Schulze-Delitzsch, daß die Krise in Berlin geeignet wäre, das ganze preußische Volk in die deutsche Idee zu versenken und in das deutsche Reich hinein zu zwingen.

Die Anerkennung, welche der Abgeordnetentag der preußischen Kammer wegen ihres Verhaltens in der Militairfrage votirte, verschärfte den Zwiespalt, und wenn König Wilhelm noch vor wenig Wochen die Wiederholung von 1849 prognosticirte, so gab ihm die Nationalvereins-Versammlung in Coburg einen wirklichen Grund zur Beschwerde, indem sie nun wirklich zum Aeußersten schritt und die Reichsverfassung vom 28. März 1849 sammt Grundrechten und Wahlgesetz für das Ziel aller nationalen Bestrebungen erklärte.

Im Laufe des Monats September hatten sich viele hohe Herrschaften in Reinhardsbrunn und Coburg eingefunden. Die Königin von England war mit ihren Kindern hier eingetroffen. Es erschien Prinz Ludwig von Hessen mit seiner jungen Gemahlin, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen.

Es läßt sich kaum schildern, wie in diesem Augenblicke eine Art von Angst und Schrecken bis in die höchsten Kreise verbreitet war. Niemand mochte an eine gedeihliche Zukunft glauben. Väter und Söhne schienen durch alle Stände hindurch entzweit zu sein, Zerfahrenheit und Zerwürfnisse erfüllten jedes politische und selbst persönliche Verhältniß.

So standen die Dinge, als am 9. October eines der folgenreichsten Ereignisse der neuesten Geschichte Deutschlands eintrat.

Herr von Bismarck wurde vom König zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er war schon am 24. September bei der Enthebung des Ministers von der Heydt an Stelle des Prinzen Hohenlohe provisorisch und ohne besonderes Portefeuille mit dem Vorsitz im Staatsministerium betraut worden, und eröffnete seine entschlossene Thätigkeit mit der Zurückziehung des Budgets für 1863, „nachdem das Haus alle Reorganisationsausgaben für 1862 abgesetzt hat und die Regierung annehmen muß, daß dieselben Beschlüsse sich für 1863 unverändert wiederholen würden".

Drei große geflügelte Worte waren seit dem 30. September von Herrn von Bismarck über ganz Deutschland bis in die fernste Hütte mit Windeseile verbreitet, welche er in der Budgetcommission geäußert haben sollte, deren Wortlaut indessen authentisch niemals festgestellt worden ist und die daher auch nur das Charakteristische geflügelter Worte behalten haben. „Die catilinarischen Existenzen", die ein großes Interesse an Umwälzungen in Preußen hätten, — „eine zu große Rüstung für den schmalen Leib" die ungünstigen Grenzen Preußens — und endlich „Blut und Eisen", durch welche, und nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse wie 1848 und 1849, die großen Fragen der Zeit entschieden werden würden.

In der Nationalvereins-Versammlung zu Coburg hatte eines der preußischen Mitglieder unter einem Sturm von Beifall gegen die angeblich beabsichtigte Politik von Blut und Eisen demonstrirt und behauptet, Preußen werde nie anders als gegen das Ausland die Waffen ergreifen. Dabei war es aber höchst charakteristisch, daß man die mannigfaltigsten Anekdoten von dem neuen Ministerpräsidenten umhertrug, welche nur dazu dienen konnten, die Empfindung der Thatkräftigkeit zu kennzeichnen, deren man sich gleich von allem Anfang an von Herrn von Bismarck zu versehen hatte.

So erzählte derselbe preußische Abgeordnete in Coburg, er hätte den Ministerpräsidenten, der nach Luckenwalde fuhr und ihn bereits auf dem Bahnhof gesehen habe, im Eisenbahncoupé getroffen. Nachdem sie zuerst eine Weile Gleichgiltiges gesprochen, wäre jener selbst zur Politik übergegangen, indem er gesagt hätte: „Nicht wahr, da bin ich in eine schöne Schmiere hinein gerathen." Im ferneren Verlauf des Gesprächs hätte er sich beklagt, daß seine Worte vielfach mißverstanden worden seien.

Die Erzählung, in welcher noch hinzugefügt wurde, daß Herr von Bismarck sich wenig verbindlich über seine Vorgänger von Schleinitz und von Bernstorff geäußert hätte, wurde in Coburg vertraulich verbreitet und in der vorliegenden

Form mir schriftlich mitgetheilt, so daß ich diese Lesart wohl hier verzeichnen durfte, da später das ganze Gespräch des neuen Ministerpräsidenten in mannigfachen Variationen in den Zeitungen breit getreten worden ist.

Was ich selbst über das epochemachende Ereigniß im Wechsel des preußischen Ministeriums dachte, läßt sich kaum mit wenigen Worten sagen. Doch darf ich mich auch an dieser Stelle wohl auf das berufen, was ich schon früher mitgetheilt habe*), daß die Candidatur des großen Staatsmannes für das auswärtige Amt bereits zur Zeit des Ministeriums des Fürsten von Hohenzollern aufgestellt worden war.

Jetzt dürfte seine Ernennung vielleicht auch die Folge des immer mehr hervortretenden Mangels jeder anderen Persönlichkeit gewesen sein, welche geeignet schien, das Staatsschiff durch die unglaublich aufgethürmten Wogen der Zeit zu steuern. So half das Schicksal den rechten Mann an die Spitze der Geschäfte zu bringen, von dem man wußte, daß er vor kleinen Rücksichten nicht zurückschreckte. Wenn er die deutsche Frage behandelte wie der Diamant die Glastafel, so konnte man nicht anders erwarten, als daß der Rahmen, nach welchem zugeschnitten werden mußte, doch der sein werde, den wir seit 1850 bereit gehalten haben.

Im Kampfe um die Methode ist von allen Seiten viel Hartes und Herbes gesagt worden, ich aber bin glücklich, die Zeit erlebt zu haben, wo jeder Deutsche sich freudig dazu bekennt, den 9. October 1862 als einen Glückstag in seiner Geschichte anzusehen.

Speciell in jenem Augenblicke wollte es übrigens der Zufall, daß ich über die eben in Coburg gefaßten Beschlüsse des Nationalvereins in einigen Zwist mit den Ausschußmitgliedern gerieth. Aus Tirol, wo ich mich im October wie gewöhnlich aufhielt, hatte ich ein mißbilligendes Schreiben an die Herren gerichtet, da ich der Meinung war, daß die immerwährende Wiederholung von der Rechtsbeständigkeit der Reichsverfassung von 1849 schließlich nur schädlich sein könne, ohne irgend etwas Neues zu schaffen.

Da man die Empfindlichkeit des Königs in diesem Punkte schon hinreichend kannte, so hätte es mir erwünscht sein müssen, wenn Coburg in diesem Augenblicke geschont worden wäre. Hatte ich doch erfahren müssen, daß im December in Berlin sogar ein Plan aufgekommen sei, mich für geistesgestört zu behandeln, ein Versuch, der wieder durch die persönliche Dazwischenkunft des Königs vereitelt wurde. Einige von einem ehemaligen Secretair meines Cabinets gegen mich soeben gerichtete Pamphlete sollten meinen Gegnern die Handhabe bieten.

---

*) S. Band II. S. 497.

Indessen tauchten alle persönlichen Fragen zunächst in der allgemeinen Auflösung und Verwirrung unter, welche seit dem Schlusse des preußischen Landtags am 13. October wie eine Meerfluth hereingebrochen war. Loyalitätsdeputationen der Conservativen an den König auf der einen Seite, festlicher Empfang der rückkehrenden Oppositionsmitglieder in ihre Wahlbezirke andererseits, — wo man hinblickte kampfgerüstete Gegner, und bei alledem die lauernden Feinde Preußens an allen Grenzen Deutschlands. Mehr und mehr sonderte sich im ganzen übrigen Deutschland die nationale Strömung von dem isolirten Preußen, und kehrte sich in immer weitern Regionen dem alten Kaiserstaate an der Donau zu, wo man auf die veränderte Lage neue Pläne baute. In den Mittelstaaten schien die Politik von Würzburg den höchsten Triumph zu feiern, und die Träume von der deutschen Einheit mit der vielberufenen preußischen Spitze waren in dieser großen Krisis selbst in ernsten Schriftstücken nicht selten mehr ein Gegenstand fast scherzhafter Behandlung geworden.

Viertes Capitel.

Griechische Throncandidatur.

Das Jahr 1862 endete im fernen Südosten von Europa mit einer Revolution, welche die orientalische Frage neuerdings zu entrollen schien. Während der König und die Königin von Griechenland am 13. October eine Rundreise in den Peloponnes angetreten hatten, kam es in Vonizza, Patras und Athen zu Aufständen und zur Einsetzung einer provisorischen Regierung, an deren Spitze der Senator Bulgaris, der Admiral Kanaris und der Chef der provisorischen Regierung von Patras, Rufos, standen.

Das erste Decret dieser Nationalregierung enthielt die lakonische Erklärung: das Königthum Otto's ist abgeschafft, das Vicekönigthum der Königin Amalie ist abgeschafft; eine provisorische Regierung ist eingesetzt; eine constituirende Nationalversammlung wird sofort zusammenberufen, um die Regierung zu bilden und einen neuen Souverain zu wählen.

Bevor man noch in Europa sich über diese Ereignisse recht zu orientiren vermochte, wurde man bereits durch die weitere Nachricht überrascht, daß der König Otto sich auf der Heimreise nach Bayern befände und in einer Proclamation, in einer mehr gemüthvollen als hochpolitischen Form, seinen Abschied von den Griechen genommen hatte. Von einer Verzichtleistung auf die griechische Krone war indessen weder in Bezug auf die Person noch auf das bayrische Haus die Rede, und da es ein englisches Schiff war, auf welchem Otto und seine Gemahlin von Salamis nach Triest fuhren, so war die öffentliche Meinung in Deutschland sehr geneigt, das Ganze für ein geplantes Werk des englischen Cabinets zu halten.

Diese Ansicht wurde auch durch den Umstand unterstützt, daß in Griechenland sofort die Throncandidatur des Prinzen Alfred aufgetaucht und für den noch so jungen Sohn der englischen Königin eine plötzliche Begeisterung entstanden war, die man sich nicht gut ohne Einwirkung englischer Freunde von Griechenland zu erklären vermochte.

Es liegt mir an dieser Stelle fern, die Katastrophe der bayrischen Dynastie in Griechenland in ihren Ursachen zu erörtern und den allmählichen Fall des Königs zu schildern. In München wurde das Ereigniß selbstverständlich als eine große Kränkung empfunden, und der alte König Ludwig erblickte darin den Zusammenbruch einer Stellung seines Hauses, die er in der Begeisterung seiner jungen Jahre mit den äußersten Opfern erkämpft und welche ihn immer mit einem gewissen idealen Stolz erfüllt hatte.

In der Bewegung der Griechen kam seit der Zeit des Krimkrieges unzweifelhaft eine nationale Idee zum Ausdruck, welche der kleine mittellose Staat nicht zu erfüllen vermochte. Der nimmer endende Ruf nach Erweiterung der griechischen Grenzen gab den Schutzmächten nur die erwünschte Gelegenheit, sich immerfort in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen, und der geringste Aufstand wie die unbedeutendsten Militairrevolten nahmen seit längerer Zeit jedes Mal sogleich den Charakter einer auswärtigen Verwicklung an.

Eine starke persönliche Abneigung, welche überdies in den hohen politischen Kreisen von England gegen den griechischen Hof herrschte, gestattete der türkischen Gesandtschaft jeder Zeit mit dem größten Erfolge allerlei Ränke zu spinnen, und die Härten der englischen Diplomatie gegenüber ihren Schützlingen auf den verschiedenen von ihr geschaffenen Thronen wurden nicht, wie in anderen Fällen, durch ein Freundschaftsverhältniß zwischen den Kronen selbst gemildert und ausgeglichen. Man mochte an der Regierung Ottos Manches auszusetzen finden, aber wie sehr die Grundlagen des von den europäischen Mächten geschaffenen griechischen Staates selbst durch und durch ungenügend waren, konnte nun nicht mehr geleugnet werden. In diesem Betracht war der Untergang von Otto's Königthum eine große Bestätigung der Ansichten und Vorhersagungen meines Oheims und meines Vaters, welche beide genau aus denselben Gründen den griechischen Thron abgelehnt hatten, aus denen der Sturz der bayrischen Dynastie nunmehr erfolgte.

Mein Vater hatte vielleicht noch bestimmter als mein Oheim, wie man sich aus meinen früheren Erzählungen erinnert*), die äußere und innere Basis des griechischen Königthums vor dreißig Jahren verworfen. Ein Lebensalter wurde geopfert, um einen Staat zu erhalten, welcher zu klein und zu groß war und dem fast alle Mittel innerer Entwicklung abgeschnitten waren. Die Frage war nun, ob die europäischen Großmächte, voran England, zu besserer Einsicht gekommen seien.

---

*) Bd. I. S. 30, 31, 56—58.

Man zeigte sich jetzt auch in der That bereit, den alten Fehler durch die Einverleibung der Jonischen Inseln einigermaßen gut zu machen. Bald nach dem Sturze König Otto's war die Idee in den officiellen englischen Kreisen aufgetaucht; einem neuen Könige konnte durch diese Mitgift der seebeherrschenden Nation allerdings ein wenig Boden unter den Griechen geschafft werden, aber der Zweifel blieb fortbestehen, ob das englische Cabinet die Neigung hätte, das griechische Königthum auch auf eigene Füße zu stellen.

In diesem Stadium der Angelegenheit war mir ohne die mindeste Ahnung oder vorhergegangene Erörterung die griechische Krone, gleichsam wie ein ererbtes Verhängniß des Hauses Coburg, angeboten worden; und ich war noch vor dem Schlusse des Jahres 1862 vor die grausame Alternative gestellt worden, entweder ein Opfer meiner Person darzubringen, oder aber die unserem Hause wiederholt zu Theil gewordenen Anerbietungen einer vielleicht zukunftsreichen Krone für immer zu stören.

Man wird begreifen, daß diese Situation keine leichte war und ich dabei nicht nach bloßen Neigungen handeln konnte. Ich lebte und webte in der deutschen Entwicklung, ich hatte die Ueberzeugung, daß es nur noch eine kurze Zeit dauern konnte, bis sich endlich das Schicksal unseres Vaterlandes erfüllt haben werde. Ich hatte diesen großen Proceß seit seinem Ursprung verfolgt und an demselben mitarbeitend Theil genommen, ich konnte nur schwer den Gedanken ertragen, daß ich, wenn die erhofften besseren Zeiten für unser deutsches Vaterland endlich herankämen, es gleichsam für meine Person aufgegeben haben sollte.

Aber trotz aller persönlich zu bringenden Opfer würde ich dennoch geneigt gewesen sein eine große und ehrenvolle politische Aufgabe zu übernehmen, wenn ich bei scharfer Kritik hätte zur Ueberzeugung kommen können, daß die Möglichkeit, in jenem Königreiche segensreicher als die bisherige Regierung zu wirken, von Seite der Großmächte wirklich geschaffen und gegeben würde.

Dagegen hatte mein Oheim in Brüssel, wie man erwarten konnte, der griechischen Sache eine zähe Sympathie bis in sein Greisenalter bewahrt und es war, wie wenn ihn die neue Wendung im fernen Lande mit jugendlichem Interesse und wiederkehrendem Philhellenismus erfüllt hätte. Obwohl er den politischen Ereignissen in Griechenland stets und auch noch in der letzten Zeit mit großer Sachkenntniß gefolgt war, so sprach er sich doch sehr überrascht über die schnellgefaßten Entschlüsse des Königs Otto aus.

Er hatte beim Ausbruch der Revolution wohl vermuthet, daß sich derselbe kaum mehr lange behaupten dürfte, doch meinte er noch am 1. December: „Die griechische Geschichte ist auf eine unbegreiflich rasche Art abgemacht

worden, und jetzt ist es ein Embarras nicht geringer Art. Der Wunsch, die Acquisition von Alfred zu machen, war leicht begreiflich, sie gedachten dadurch viel englisches Geld zu bekommen und wohl auch die Jonischen Inseln. Es hätte jedoch für England große Complicationen verursacht. Hätte Wellington und Aberdeen im Jahre 1830 die Sache nicht muthwillig verdorben, so wäre es mir vielleicht gelungen, jetzt ist's viel schwerer."

In der That fand die Throncandidatur des Prinzen Alfred nur zu rasch den Widerspruch Rußlands, und wenn mein Oheim geneigt schien, den hellenischen Enthusiasmus für den Sohn der Königin auf sehr materielle Gründe zurückzuführen, so war es jedenfalls merkwürdig, daß man für den von Rußland und Frankreich begünstigten Herzog von Leuchtenberg in Griechenland selbst so gut wie keine Partei zu gewinnen wußte. Schon am 4. December war man in London einig darüber, daß von der Candidatur aller den großen regierenden Häusern angehörigen Prinzen ferner nicht die Rede sein dürfe. Man erneuerte die alten Verträge, durch welche die regierenden Familien der drei Schutzmächte ausdrücklich und gleichmäßig vom griechischen Thron ausgeschlossen bleiben sollten.

Bei der Verlegenheit, in welche die englische Regierung gerathen war, schien der Umstand, daß man nur so rasch wie möglich, man möchte fast sagen im Handumdrehen, eine königliche Regierung in Griechenland wiederherstellen wollte, das Schlimmste. Denn wer auch den Entschluß fassen mochte, die dornenvolle Krone anzunehmen, kein politisch-denkender Fürst konnte sich bedingungslos in das Abenteuer stürzen. Es war daher kein eben aussichtsvoller Gedanke, unseren Vetter, den König Ferdinand, für den Platz auszuersehen, welcher für den Prinzen Alfred unerreichbar war.

Gewiß wäre die Persönlichkeit, welche in frühester Jugend in eine ähnlich schwierige Stellung in Portugal eingetreten war und sich hier auf's Trefflichste bewährt hatte, wie keine andere geeignet gewesen, auch den griechischen Thron mit Ehren zu besteigen; aber eine reiche Erfahrung ließ dem Könige Ferdinand kaum einen Zweifel darüber, daß es nichts Bedenklicheres gebe, als in einem fremden Lande von der englischen Diplomatie allzusehr abhängig zu sein. Auch lag die Vermuthung nicht zu fern, daß es manchen Mitgliedern des englischen Gouvernements nach dem plötzlichen Tod des Königs Pedro nicht gerade unerwünscht erscheinen möchte, einen erfahrenen, nicht unter allen Umständen schmiegsamen Rathgeber der neuen Regierung aus Lissabon zu entfernen.

König Ferdinand hätte unter diesen Umständen nur dann gewonnen werden können, seinen portugiesischen Ruhesitz zu verlassen, wenn ihm ausreichende Garantieen einer selbständigen Gewalt gegeben worden wären. Die englische Regierung wollte dagegen rasche und ergebene Entschlüsse und meinte, binnen

wenigen Wochen in dem griechischen Reiche einen neuen König einsetzen zu können, wie man etwa beim Abgang eines Statthalters von Bengalen einen Ersatzmann stellt.

Unter solchen Umständen lehnte König Ferdinand den Antrag in bestimmtester Form ab. „Es wird Dich interessiren," schrieb mir König Leopold am 24. December, „zu hören, wie es mit Ferdinand aussieht. In England haben sie diese Candidatur erfunden; ich fürchtete von Anfang an, daß Ferdinand es nicht annehmen wird. In seiner Stelle würde ich das portugiesische Verhältniß sichern, und die Sache als eine voyage pittoresque annehmen, mit der Absicht, bald, im Falle es unangenehm würde, einen Substituten zu bestellen. Das ist die einzig verständige Manier, die Sache zu probiren. Mir waren seiner Zeit alle englischen Verhältnisse vorbehalten, die Portugiesen müßten dasselbe für Ferdinand thun. Er selbst wird aber nicht wollen. Da man in England darauf drang, so habe ich J. Devaux, v. Pradts Neffen, nach Lissabon expedirt; meine Argumente sollten Eindruck machen; ich habe sogar gesagt, die Schönheit der Levantinerinnen sei bekanntlich sehr groß!"

Als König Leopold dies mittheilte, war man indessen in London schon genöthigt gewesen, die portugiesische Candidatur fallen zu lassen, und hatte mit Windeseile einen neuen Gedanken gefaßt. Schon nach wenigen Tagen machte sich König Leopold zum Vermittler desselben, in einem Schreiben, welches für meine eigene Person entscheidend werden mußte. Ich selbst war plötzlich in den Vordergrund der Frage gestellt und als griechischer Throncandidat proclamirt worden. Der König schrieb:

Laeken, den 25. December 1862.

„Mein theurer Ernst!

„Die Veranlassung zu meinem heutigen Brief sind die griechischen Angelegenheiten. Ursprünglich wurden sie von dem Herzog von Wellington und Aberdeen influencirt, von Metternichs damaligen Ansichten total ruinirt. Den Zusammenhang der Dinge wirst Du in dem neuesten Theil von Gervinus finden, der im sechsten Bande die allerwunderlichsten Dinge gesagt hatte*). Der arme Otto hat aber wirklich auch über Vieles zu klagen gehabt."

„So wie Griechenland gemacht wurde, konnte es nicht wohl übernommen werden; mit den Jonischen Inseln stellen die Sachen sich nun besser heraus,

*) Der König hat die verbessernde Erklärung, welche Gervinus im 7. Bande S. 745 gab, nachher selbst veranlaßt, vgl. oben Bd. I. S. 6 mit der Verweisung auf deutsche Revue 1884 Juni: König Leopold als Kritiker.

und könnte ich 20 Jahre meines Alters abschütteln, so würde ich die Leitung der Dinge dort übernehmen, da denn doch eine große Zukunft in Aussicht steht, selbst ohne Constantinopel."

„Niemand wäre mehr geeignet, energisch und muthig etwas der Art zu führen als Du. Ich hatte dies früher schon ausgesprochen, nun hat Lord Russell mir geschrieben, was wohl Deine Ansicht sein möchte. Sei so gut und laß mich wissen, was Du von der Sache denkst. Der große Wunsch in England und anscheinend in Griechenland ist, daß der zukünftige Chef unserer Familie angehören möchte."

„Eine Idee ist auch nicht ganz zu verwerfen, daß Jemand die Sache dort einrichtet und sich dann einen Substituten anschafft."

„Be it as it may, so würde ich Dich bitten, mir Deine Ansichten auszusprechen, ich will mit meiner Antwort an Lord Russell bis dahin warten. Wenn's möglich ist, soll der zu wählende Protestant sein; Ferdinand ist es nur in einem Sinne, videlicet, daß er sehr protestirt aus seinem dolce far niente herauszugehen."

„Ein neues Jahr ist vor der Thür, möge es für Dich und die gute Alexandrine ein recht erfreuliches sein: und nun lebe wohl und sei so gut, mir zu antworten. Mein theurer Ernst,

Dein treuer alter Onkel

Leopold."

Ich verfehlte nicht, die gewünschte Antwort meinem Oheim so bald wie möglich zu geben, und ich glaube auch heute meinen Standpunkt dem überraschenden Antrag gegenüber nicht ruhiger darlegen zu können, als mit den Worten, die ich damals niederschrieb:

„Gnädigster Onkel!

„Für Deine lieben Zeilen, die ich gestern Morgens erhielt, meinen herzlichsten Dank, doch ist es mir in dem Augenblick noch unmöglich, ein Ja oder Nein so decidirt auszusprechen, daß daraufhin wirkliche Verhandlungen beginnen könnten. Der Grund ist wohl einleuchtend, da mir der Gedanke, selbst berufen zu sein dem Wirwarr in dem unglücklichen Lande ein Ende zu machen und ein neues, vielleicht mächtiges Reich zu bauen, bisher doch ferne gelegen hat. Seit dem Tod des armen Albert bin ich leider von den laufenden größeren politischen Angelegenheiten fast nur noch durch die Zeitungen benachrichtigt worden, während ich ja früher doch ziemlich genau instruirt war und dann und wann meine Ansicht auch aussprechen konnte. Daher kommt es, daß ich in den griechischen Angelegenheiten, wie sie jetzt stehen und in den letzten Zeiten standen, vollständig im Unklaren bin. Ich würde also, ehe ich Dir etwas Genaueres zu schreiben

vermag und ehe ich meine Ansicht, betreffend meine Person, bestimmter aussprechen kann, bitten, mir sowohl einige Fragen beantworten zu wollen, als durch ein vielleicht kurz gefaßtes Memoire mich in den Stand setzen zu wollen, die wirklichen Ursachen übersehen zu können, die dem König Otto ein Verbleiben in seiner Stellung unmöglich machten."

„Ich würde fragen:

1. Wie denken Frankreich, Rußland, Oesterreich über die Zukunft Griechenlands?

2. Werden sie sich zu einer gemeinsamen Anschauung vereinigen können?

3. Denkt man wirklich daran, jenem Lande eine Lebensfähigkeit durch veränderte Grenzen und größere Subsidien zu geben, oder will man nur einen zeitweiligen Regenten haben, um dem Proclamiren der Republik für den Augenblick vorzubeugen?

4. Wie soll das Verhältniß zur Pforte geregelt werden?

5. Was ist der wirkliche Wille der griechischen Bevölkerung, in welche Parteien verzweigt sich diese und wie unterscheiden sie sich von einander?

6. Kann irgend mit einem Fürsten verhandelt werden, ehe König Otto vorher abgedankt hat?"

„Alles dies sind Fragen, die wohl einem Jeden zuvor zu beantworten sein dürften, dem die Leitung jenes Staates, in welcher Stellung es auch sein möge, in Aussicht gestellt wird, ehe er zu irgend einer Art von entscheidender Ansicht gelangt."

„Ich glaube, daß, wenn irgendwo der Wille eines ernsten Mannes und die Thatkraft eines in den Geschäften Erfahrenen nothwendig ist, sie wohl in jenem Lande zur Hauptbedingung werden. Auch stimme ich mit Dir überein, wie erwünscht es ist, daß unserm Hause die Gelegenheit nicht entgehe, in einer Weltgegend festen Fuß zu fassen, die wohl noch die größte Zukunft haben dürfte."

„Halte mir diese Zeilen zu gute, lieber Onkel, ich bin aber nie leichtsinnig in irgend eine Sache hineingegangen und habe bisher auch noch nie etwas übernommen, was ich nicht durchzuführen im Stande war. Ich muß also klar sehen, ehe ich zu urtheilen vermag."

„Wird mir dies möglich, so glaube ich vielleicht Vorschläge machen zu können, die ebenso wohl in Betreff meiner Person, als für das Gedeihen der ganzen Sache annehmbar sein dürften."

„Ich darf wohl annehmen, daß nur Du und Lord Russell um die Idee in Betreff meiner wissen? — Der Träger dieser künftigen Stellung muß aber meiner unmaßgeblichen Ansicht nach sowohl ein vom Volke gewählter, als ein von den Großmächten gegebener sein. Dein &c.

Ernst."

Gotha 3. Januar 1863.

Inzwischen hatte Lord Palmerston in einem höchst beachtenswerthen Memoire an die Königin am 2. Januar meine Candidatur in officieller Weise aufgestellt und begründet und die Zustimmung der Königin sofort erhalten.

Palmerston erklärte, er hätte das größte Interesse daran, die günstige Stimmung der Griechen für England zu nützen und zu unterstützen. Alles käme darauf an, den richtigen Candidaten für den Thron zu finden, da andernfalls das Königthum durch unweise Agitationen in Gefahr kommen könnte. Die Bedingungen einer guten Candidatur für den griechischen Thron seien sehr mannigfaltig. Die zu wählende Person dürfte weder mit Rußland noch mit Frankreich, weder durch Geburt noch durch Verheirathung, zusammenhängen. Der Hof von Griechenland würde sonst ein Centrum der Intrigue gegen Oesterreich oder die Türkei oder gegen beide, und zugleich ein Herd von Feindseligkeiten gegen die englischen Interessen im mittelländischen Meere. Aus diesem Grunde müßte Prinz Wilhelm von Baden ebenso wie der Herzog von Aumale ausgeschlossen sein.

Ebenso wollte Lord Palmerston die Candidatur eines jungen unerfahrenen Prinzen nicht zulassen, weil derselbe zu leicht den fremden Einflüssen ausgesetzt wäre. Er stellte vielmehr die positive Bedingung, daß der aufzustellende Candidat ein in der Verwaltung erfahrener Mann von liberalen constitutionellen Principien sein müsse, was die Forderung eines reiferen Alters in sich schlösse. Der enge Zusammenhang eines solchen mit Ihrer Majestät Königreich gelte bei den Griechen selbst als eine so nothwendige Sache, daß Einige unter ihnen sogar die absurde Idee verträten, ihre Krone irgend einem englischen Edelmann anzubieten, da der Prinz Alfred nicht angenommen werden könnte.

Unter allen diesen Umständen — heißt es in dem Memoire Lord Palmerstons weiter — und in Betracht aller dieser Erwägungen würde Viscount Palmerston bitten, erklären zu dürfen, daß Herzog Ernst von Sachsen-Coburg die beste Wahl für England wie für Griechenland wäre und daß, wenn derselbe Willens wäre, den Antrag anzunehmen, die Griechen hiefür sofort gewonnen werden müßten.

Man verkannte im Uebrigen nicht die Schwierigkeiten, welche dieses Arrangement mit sich brachte, und Lord Palmerston erörterte die Frage der unmittelbaren Nachfolge des Prinzen Alfred im Herzogthum Coburg mit anerkennenswerther Vorurtheilslosigkeit. Da er jedoch einzusehen schien, daß ich meine Regierungsrechte in Deutschland unmöglich ein- für allemal abzutreten im Stande sein würde, wußte der englische Minister selbst nichts Besseres in Vorschlag zu bringen, als eine Reihe von Provisorien sowohl in Griechenland wie auch in Deutschland. Daß das englische Gouvernement die Krone von Griechenland mit Garantien umgeben sollte und müßte, welche die Annahme derselben ver-

lockend und vielverheißend gemacht hätte, davon war aber in dem Memoire Lord Palmerstons am wenigsten die Rede.

Indessen war die Königin ganz und sofort für das Projekt gewonnen. Sie erkannte in ihrer Antwort „die große Kraft der Palmerstonschen Argumente“ an und sprach sich hoch erfreut aus, daß einer ihrer Verwandten zu so großen Aufgaben berufen sei. In einem Briefe an den König Leopold malte sie mit freundlichster Empfindung die Gründung eines neuen königlichen Zweiges des coburgischen Hauses, der durch Adoption begründet werden könnte, während ihrem Sohne Alfred der Besitz von Coburg jetzt schon zufallen würde.

Es war natürlich, daß mein Oheim die Sache mehr in staatsmännischem Sinne faßte und von vornherein überzeugt war, daß ohne eine sachlich befriedigende Lösung der ganzen Angelegenheit sein Neffe schwerlich dem Phantome eines Königsglückes im fernen Osten nachzujagen den nöthigen Ehrgeiz haben dürfte. Er bemühte sich daher vor Allem die von mir an ihn gerichteten Fragen in einem Schreiben zu beantworten, welches für die ganze politische Lage auch heute noch Interesse hat.

Laeken d. 4. Januar 1863.

„Soeben ist Dein treuer Lamouche angelangt, und morgen mit dem Schnellzug expedire ich ihn zurück. Die Idee mit Ferdinand wäre nur dann möglich gewesen, wenn seine portugiesische Stellung ganz unabhängig wäre; sie war in England in's Leben getreten und ging nicht von mir aus. Ich hatte, als ich consultirt wurde, gleich ausgesprochen, daß meiner Meinung zu Folge Du auf alle Weise der Passendste sein würdest. Victoria hatte jedoch etwas zu schnell an Ferdinand geschrieben und das Cabinet ersuchte mich, die Sache zu unterstützen. Ich habe es ehrlich gethan, doch Alles ihm wahr berichtet; meiner Ansicht nach konnte er es nur unternehmen als un voyage pittoresque für einige Zeit und bei vollkommener Sicherheit für seine portugiesischen Verhältnisse, die nun freilich nicht so existirt, als wie ich geglaubt und als wie es bei mir der Fall gewesen sein würde, da meine Revenues vollkommen gesichert waren. Den Anstoß für Otto hat wohl das Garibaldische Wesen gegeben; doch beweist sein gänzliches abandonnirt sein, wie unglücklich die Bayern die ganze Sache betrieben haben.“

„Gleich nach der Revolution zeigte sich eine leidenschaftliche Annäherung an England, die sich in der Wahl von Alfred bewies. Unmöglich mit irgend einer Consistenz konnte Alfred annehmen.“

„So wurde denn die Sache abgelehnt, doch beweist die Copie von Palmerstons Brief, wie sehr die Griechen darauf bestehen, einen mit England in naher Verbindung stehenden Souverain zu haben. So wie Ferdinand refüsirte,

drehte sich das englische Cabinet und selbst Victoria, die erst wegen Coburg nicht dafür gewesen war, Dir zu, was, ich gestehe es, mir große Freude macht."

„Nun nach diesem Prolog zu Deinen Fragen:

1. Frankreich, nach England das wichtigste Element, hat die Sache ganz in Englands Hände gegeben. — Rußland hätte gern Leuchtenberg gehabt, hat sich aber auch England angeschlossen. Oesterreich, was mit vorzüglich daran schuld war, daß Wellington und Aberdeen mir die Sache verdarben, wünscht auch, daß nur englischer Einfluß dort regiere, was dann ganz in ihrem Interesse ist, zumal wenn, wie dies geschehen, die Jonischen Inseln von England abgetreten werden, was für das Adriatische Meer von größter Wichtigkeit ist. Preußen und die übrigen Staaten können gegen Deine Wahl nicht wohl irgend etwas einzuwenden haben. Selbst den Türken wirst Du als mein Neffe Vertrauen einflößen.

2. Die Mächte, die ursprünglich mit mir verhandelten — England, Frankreich und Rußland, — sind gewissermaßen gezwungen, sich zu vereinigen wegen deren früherem Protokoll. Oesterreich stimmte in der Sache in omnibus wie England.

3. Die bereits von England auf den Fall, daß es mit dem neuen Souverain zufrieden ist, ausgesprochene Abtretung der Jonischen Inseln ist eine große Sache. — Von Republik will man in England durchaus nichts wissen, die Griechen selbst sind nicht für die Idee der Republik. Abtretungen von der Pforte können im ersten Augenblicke nicht erwartet werden. Am nächsten in diesem Sinne läge Candia, von der mir Admiral Malcolm immer sagte: „Das schönste Kingdom of the whole world."

4. Wie ich bereits gesagt habe, die unmittelbaren Verhältnisse mit der Pforte sehr gut. Fast alle Agenten der Pforte sind Griechen: Callimachi, Mussurus und andere.

5. Der wirkliche Wunsch der Griechen war, einen Souverain zu haben, der mit den großen Mächten und vorzüglich mit England in Verbindung sein würde. Otto behagte ihnen aus diesem Grunde niemals, denn sie sind gescheidt, und unter Bayern zu stehen, kommt ihnen nicht verlockend vor. Der Bauer sah nur den König, aber die Gebildeteren wußten, daß er unter den großen Mächten doch isolirt war. Es war offenbar Sache von keiner der großen Mächte, Otto zu schützen und zu stützen. Daß das die Griechen wußten, war ihm höchst schädlich.

6. Ueber die Parteien werde ich nach und nach genauere Auskunft geben können. Eines kann ich mit gutem Gewissen sagen, Nationalgeist steckt in Allen, mehr vermuthlich wie in den meisten Völkern. Rußland hat in dieser Hinsicht nicht gewonnen, die Neigung ist für den Westen.

7. Die Mächte, die mir ursprünglich die Sache übertragen hatten, glauben sich competent, ohne Ottos Abdankung vermöge seiner Flucht einen neuen Zustand der Dinge anzuerkennen. Vielleicht wäre es jedoch zu wünschen, daß Otto erst abdanke."

„Soweit die Fragen; nun will ich sagen, wie ich die Sache betrachte:

a) Du bist bereits Souverain und bleibst es. Nichts von Deiner deutschen Stellung muß aufgegeben werden. Du mußt in der Lage bleiben, ihnen den Stuhl vor die Thüre zu stellen, nicht sie. Konnten die hochmütigen Engländer fünf Souveraine von Hannover verdauen, um so viel mehr die Griechen. Drei von den Hannoveranern waren noch dazu eigentlich in Unterthansverhältnissen zum deutschen Reiche.

Alfred würde von Dir als Regent eingesetzt, und bekäme die Stellung, die Georg IV. als Prinz-Regent 10 Jahre hatte. Er signirte in the name and behalf of H. R. etc. Alfred müßte, wenn er in England of age ist, auch einen englischen Titel bekommen, zu dem er alles Recht hat. Die ganze Sache müßte so gestellt sein, daß Du jeden Augenblick als Souverain das thun könntest, was Dir convenirt. — Ich hatte mit der Zustimmung Englands alle meine Verhältnisse so gestellt, daß ich sie jeden Augenblick wieder einnehmen konnte, was sogar auch jetzt noch der Fall ist.

b) Was das Land anbetrifft, so will ich alle nur mögliche Auskunft sammeln. Fast alles Grundeigenthum gehörte den Türken und ging vor der Constitution, die Otto aufgedrängt wurde, in die Hände der königlichen Regierung. Jetzt sind es Staatsdomänen, bestehend aus cultivablem Land und nicht unbedeutenden Forsten.

c) Ueber die Liste civil will ich Auskunft verlangen. Man sagt, daß das Staatseinkommen in diesem Jahre ungefähr 25 Millionen francs betragen würde. Bei verständiger Behandlung müßte dies bedeutend steigen.

d) Proportion gardée sind zu viele quasi gentlemen Griechen und nicht genug Bauern. Die griechische Bevölkerung ist von den Türken in gebirgige der Agricultur nicht günstige Lage gedrängt. Zu meiner Zeit war mir gerathen worden, etwas bulgarische und macedonische Bauern zu importiren, die den Feldbau lieben.

e) Der Handel hat sich bereits sehr gehoben, nach richtigen Angaben soll die Zahl der Matrosen sich auf dreißigtausend belaufen. Der Handel im schwarzen, mittelländischen und adriatischen Meere ist ganz in ihren Händen.

f) An Producten wäre kein Mangel, doch fehlt das Geschick, und die Communicationen sind ganz vernachlässigt. Oel, Seide, Früchte, Färbestoffe, Wein sind mit die Hauptgegenstände.

g) Eine Landresidenz wäre wünschenswerth, ich hatte an den Abhang des Pentelikon in schönster gesundester Lage nahe an Athen gedacht.

h) Das Militairwesen taugt nicht viel. Die Gensdarmerie wird gelobt und sie wird in den ersten Zeiten die wichtigste Waffe sein.

i) Das Klima ist bekanntlich sehr schön und bietet den Vortheil, daß man sich alle erdenklichen Temperaturen geben kann, wegen der schönen Gebirge.

k) Nur einen Nachbar zu haben, die Türken, ist eine große Sache und gibt für die Zukunft denn doch sehr mächtige Aussichten.

l) Die Griechen sind nicht in Griechenland allein, sondern überall, selbst jetzt in England und Frankreich bedeutend. Alle haben ein starkes Nationalgefühl, Alle sahen schon in mir vor 32 Jahren ihren Chef und werden ihn jetzt in Dir sehen. Die Regierung Otto's erschwerte ihnen allen Aufenthalt und Handel in Griechenland, was denn unglaublich einfältig war.

m) Ueber die Verwaltung will ich ausführlich berichten. Die alte Form ist die beste, die Commune durch die sogenannten Primaten, die Aeltesten, regieren zu lassen. Dies war meine Ansicht und die eines der befähigtesten Griechen, Coletti, der leider gestorben ist.

n) Maurocordatos, England sehr ergeben, lebt noch. Ich will suchen, eine Statistik aller dieser Leute Dir zu verschaffen.

o) Ich habe schon an Russell geschrieben, daß man verhindern soll, daß ohne des Souverains Approbation eine Constitution fabricirt werde. Dies ist von größter Wichtigkeit. Man sagt, daß Otto ziemlich Alles von den Repräsentanten erlangen konnte, was er wünschte. Vorzüglich müßten die Deputirten nicht per Monat gezahlt werden, sondern per Session. Uns macht die Monatzahlung Alles schwierig.

p) Die Successionssache sollte so in der Façon arrangirt werden, wie Napoleon III. sie gestellt hat, i. e. daß in Ermanglung eigener Descendenz der Souverain die Adoption eines Nachfolgers bestimmt. Die Sache muß in Deiner Hand bleiben.

q) Die Religion ist mehr Prätext und wurde von Rußland aufgeschürt; doch lieben sie die Katholiken nicht. Die Question bleibt am besten vor der Hand dormante. Von Dir, als jetzigem Souverain, wird überhaupt nichts verlangt.

r) Wie eigen die Schicksale der Erdenkinder sind! Unser geliebter Albert hatte so sehr den Königstitel gewünscht und fand es jedoch schwierig. Als Ferdinand ein König wurde, fühlte man in England, daß die Sache nicht recht paßte. Vielleicht hätte damals noch etwas im Stil von William und Mary geschehen können, doch waren die Verhältnisse damals anders, und legal ein Prinz von Wales nicht wohl wegzuschieben. Und jetzt wird dieser Titel Dir

mit einer weit schöneren Laufbahn geboten. Wenn ich noch lebe nächsten Winter, so komme ich zum Besuch und kann vielleicht nützlich sein.

s) Da Du der Gesuchte bist, so mußt Du Dir Deinen Wirkungskreis recht sichern und bis zuletzt die Sache in der Hand behalten.

t) Die Mächte haben auf mein Verlangen im Jahre 1831 sechzig Millionen Frcs. garantirt; man muß sehen, wie man vielleicht ohne Interesse dies betreiben könnte und jährlich kleine Amortisationszahlungen machte. Ein Theil der Domainen dient als Hypothek. Ich werde suchen, dies anzuregen; die alte griechische Anleihe war Duperie ohne Gleichen. Eine Bank existirt und kann gute Geschäfte machen, da die Interessen sehr hoch stehen.

u) Ich lege bei: Copie von Palmerstons Brief an die Königin und ihre Antwort, ferner ein Papier, was ich für Gervinus als Berichtigung bestimmt habe, der im 6. Theil seiner Geschichte ganz falsche Dinge sagte. Es kann auch Dich interessiren. Wenn die Engländer die Grenzen von Volo nach Arta gegeben hätten, so war ich gefangen."

„Verzeihe meine Schmiererei, ich bin furchtbar leidend. Von England aus werden sie auf Ja oder Nein bald dringen. Ich hoffe, meine Ansichten conveniren Dir. Ich werde mich Dir ganz als Geschäftsmann decouvriren, als Freund bin ich es ohnedies.

Immer Dein treuer alter Onkel

Leopold."

„P. S. Sei so gut, mir die Briefe zurückzuschicken, aber Copie zu behalten. Victoria ist doch sehr geschmeichelt, that you are called to a throne."

So freundlich die Mittheilungen meines Oheims gemeint waren, so konnten sie mich doch in keiner Weise befriedigen. Weder persönlich noch sachlich schienen mir die Absichten begründet, welche man englischerseits hegte und zu deren Vermittler sich König Leopold gemacht hatte. Wie bei der Auflösung der griechischen Armee und bei der pecuniären Hilflosigkeit der Krone ein segensreiches Regiment in Athen geschaffen werden sollte, blieb ebenso unklar, wie die Stellung, welche mir in meinen Herzogthümern vorbehalten bleiben mußte.

Ich machte den Vorschlag, daß ich nach Griechenland gehen und die Administration übernehmen wollte, mit dem Rechte, einen der Prinzen unseres Hauses als künftigen König zu adoptiren. Mit allen königlichen Rechten ausgestattet, wollte ich als Regent mich der souverainen Leitung der Angelegenheit bis zu dem Moment unterziehen, wo der Nachfolger volljährig und regierungsfähig wäre. Meine Stellung in den deutschen Herzogthümern durfte hierbei in keiner Weise verändert werden. Für die Regierung derselben, während meiner Abwesenheit, konnte nach den bestehenden Gesetzen vorgesorgt werden. Für die

Ordnung der griechischen Verhältnisse wäre jedoch eine Reihe von Bedingungen aufzustellen gewesen, deren Erfüllung die Großmächte zu übernehmen gehabt hätten.

Mein Oheim war indessen der Ansicht, daß in Beziehung auf weitere Begünstigungen des griechischen Staatswesens vor der Hand nicht viel zu erwarten sein möchte. Namentlich hielt er dafür, daß türkische Abtretungen nicht zu erlangen wären. Die Mächte seien durch den Tractat von Paris zu sehr gebunden, und verlorene Mühe wäre es, ihnen hierüber Propositionen zu machen. Günstiger dagegen urtheilte der König über meine persönlichen Forderungen und fand es billig, daß ich keines meiner Rechte in Deutschland aufgeben mochte. Er führte zur Unterstützung meiner Auffassung das Verhältniß der hannöverschen Dynastie in England an und bemerkte, daß selbst noch König Georg IV. oft zu sagen pflegte: „I shall go to Hannovre if they plague me too much“.

Inzwischen waren auch schon am 9. Januar die Antworten Lord Russels in Bezug auf meine Anfragen eingetroffen. Er versicherte, daß die drei Mächte denjenigen bestimmt als König anerkennen würden, welchen die Griechen wählten, und was die Wahl betreffe, so brauche England nur meine Genehmigung im Allgemeinen, um sie zu bewirken. Die Form einer Regentschaft, in welcher ich die Regierung übernehmen wollte, fand aber wenig günstige Aufnahme bei dem englischen Cabinet, welches nun einmal der Ansicht war, daß man rasch und mit vollendeten Thatsachen zu Werke gehen müßte.

Diese gewiß sehr merkwürdige und auffallende Eile in einer so wichtigen Angelegenheit, bei welcher auch noch der Rechte Bayerns und des Königs Otto zu gedenken war, schien es im hohen Grade nöthig zu machen, die Sache persönlich zu verhandeln, und ich verabredete daher mit dem Könige Leopold eine Zusammenkunft auf den 18. Januar, wobei sich auch von englischer Seite ein Abgesandter einfinden konnte. Man veranstaltete unter dem Vorwande eines Familienbesuches wegen des leider thatsächlich bestehenden ernsteren Unwohlseins des Königs eine Conferenz in Brüssel, zu welcher von englischer Seite General Grey gekommen war und bei welcher ich mit meinem Minister von Seebach und meinem Rath Sammer erschien.

Bevor indessen noch die Zusammenkunft stattfinden konnte, war das ganze Projekt durch eine nicht aufgeklärte Indiscretion in die Oeffentlichkeit gekommen und machte, namentlich in Bayern, das peinlichste Aufsehen. Wiewohl nun der Minister v. Seebach gleich auf die ersten Veröffentlichungen der Sache nicht säumte, dem bayrischen Ministerium loyale Erklärungen zu geben, so zeigte sich doch in der Antwort des Freiherrn von Schrenk die außerordentliche Erbitte-

17*

rung, welche man an dem so unglücklich betroffenen Hofe von München über England empfand:

„Eurer Excellenz telegraphische und schriftliche Mittheilungen vom 15. und 18. d. habe ich zu empfangen die Ehre gehabt und ich beeile mich, Ihnen hiermit den verbindlichsten Dank für die hierdurch bethätigte Berücksichtigung meines beim Abschiede ausgedrückten Wunsches darzubringen."

„Es ist also wahr, daß man von London aus unter fortgesetzter Ignorirung der in Mitte liegenden Verträge und anscheinend in Verfolgung eigennütziger Pläne Seiner Hoheit dem Herrn Herzoge, Ihrem gnädigsten Herrn, zumuthet, sich die dornenvolle Krone von Hellas auf das Haupt zu setzen, ohne sich im voraus darum zu kümmern, ob die Griechen, welchen unter Berufung auf das Princip der Nichtintervention angeblich vollste Freiheit der Selbstbestimmung eingeräumt wird, auch dazu geneigt sein werden, von England, nachdem dieses der Wahl des Prinzen Alfred eine Folge zu geben sich weigert, einen anderen Thronfolger oder Lordstatthalter sich octroyiren zu lassen."

„Es ist dieses Vorgehen des Cabinets Ihrer britischen Majestät ein ganz eigenthümliches, ich hoffe aber, des Princips wie der Sache wegen, mit Zuversicht, daß Lord Feuerbrand von Seiner Hoheit, dem Herrn Herzoge, eine wohlverdiente Lehre empfangen werde, indem Höchstdieselben es ablehnen, sich von ihm als Candidat für einen Thron vorschieben zu lassen, von welchem ein deutscher Fürstensohn in unwürdiger Weise verdrängt worden ist und auf welchen im Erledigungsfalle ein deutscher Prinz ein vertrags- und verfassungsmäßiges Anrecht hat."

„Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn es Ihnen möglich sein und zulässig erscheinen würde, mir vertraulich über den weiteren Verlauf der Angelegenheit noch Mittheilungen zu machen, benütze indessen mit Vergnügen diesen Anlaß, um die Versicherung ausgezeichnetster Hochachtung zu erneuern, mit der ich verharre

Ew. Exellenz ganz ergebenster

Freiherr v. Schrenk."

München, d. 21. Januar 1863.

Ich war weit entfernt zu verkennen, daß die bayrische Regierung sich gegenüber der Rücksichtslosigkeit des englischen Cabinets im vollen Rechte befand, wenn sie darauf hielt, daß keine präjudicirlichen Beschlüsse über den Thron von Griechenland gefaßt würden, und ich hatte, wie in meinem ersten Schreiben an den König Leopold so auch bei den späteren Conferenzen, stets auf die nothwendige Verzichtleistung und Einwilligung des Königs Otto gedrungen. Von Seite Bayerns aber war es kaum begründet, wenn es sich

einer Täuschung darüber hingab, was es von den Großmächten in dieser Angelegenheit erwarten konnte.

Man hätte denken sollen, daß der deutschen Mittelstaatspolitik nie ein augenscheinlicheres Beispiel für die Werthlosigkeit ihrer Großmachtsspielereien vorgeführt worden sei, als in dem vorliegenden Falle. Die wahrhaft beschämende Geringschätzung, welche man bei den auswärtigen Regierungen deutschen Fürstenhäusern und Fürstenrechten zu Theil werden ließ, hatte ich bei dieser Gelegenheit wieder aus erster Hand kennen zu lernen vermocht.

Daß aber die bayrische Regierung, durch Erfahrungen solcher Art gewitzigt, endlich auf die Nothwendigkeit einer nationalen deutschen Politik gelenkt worden wäre, und das Bedürfniß der einheitlichen Führung der auswärtigen Angelegenheiten durch ein Bundesoberhaupt sich zur Erkenntniß gebracht hätte, war leider nur zu wenig der Fall. Man schluckte vielmehr die bittere Pille eines thatsächlich ganz vertragswidrigen Vorgangs in der griechischen Sache hinunter. Die Schreiben und Proteste im Sinne der griechischen Anrechte der bayrischen Dynastie fielen zu Boden und wurden leider von Niemandem beachtet außer von mir, der sich jede Loyalität in der Sache gegen den bundesverwandten Hof zur Pflicht gemacht hatte.

Inzwischen hatte die verabredete Conferenz in Brüssel stattgefunden. Mein Oheim war noch immer und trotz aller Schwierigkeiten, welche sich aufgethürmt, so sehr für das Unternehmen eingenommen, daß er keine Anstrengung scheute, um eine Verständigung mit dem Abgesandten der englischen Regierung herbeizuführen. Er war unzufrieden, daß der Minister von Seebach nicht leicht die Hand bieten mochte zur Veränderung derjenigen Bestimmungen des Hausgesetzes, welche in Coburg und Gotha eine zeitweilige Resignation zu Gunsten des Prinzen Alfred ausschloß.

Herr v. Seebach erzählte oftmals später, daß er durch die Aufrechthaltung seines Standpunktes die große Gunst, in welcher er bei dem Könige früher gestanden, nahezu verscherzt hätte. In meinem Oheim schienen alle philhellenistischen Träume seiner Jugend wieder erwacht zu sein.

Leider hatte die englische Regierung sich meiner Auffassung der Dinge durchaus nicht entgegenkommend gezeigt. Lord Russell hatte schon am 15. Januar in einem Memorandum meine Bedingungen heftig bekämpft. Er erklärte mein Verlangen, daß die Großmächte die Bayrische Familie zur Verzichtleistung bestimmen möchten, für unnöthig und unzulässig, ja er behauptete: the greek nation would not look favourably upon a Candidate for the throne of Greece, who implied a denial of the right of the Greek to expell King Otho, and such a denial would be implied, by requiring as a preliminary or as a completing and regularizing step, that the throne should be

made indisputably vacant by the formal abdication of King Otho and his family.

Auch was die von mir gewünschte Einsetzung durch einen übereinstimmenden Act der Großmächte betraf, so wollte Lord Russell dies nur insofern für nöthig erachten, als England, Rußland und Frankreich in Bezug auf die Ausschließung der Mitglieder ihrer Dynastien in gewissen Vertragsverhältnissen mit einander standen. Der griechischen Nation aber sei das Recht unverkümmert, zum Könige zu wählen, wen dieselbe wolle. Gegen die Regentschaft, die ich anbot, erhob sich der englische Minister ebenfalls mit voller Bestimmtheit und selbst die von mir verlangten Hilfsmittel zur Herstellung einer neuen Ordnung der Dinge hielt er für nebensächlich.

Als ich einige Monate später in London weilte, brachte Lord Palmerston genau unter denselben Gesichtspunkten, welche in dem Memorandum Russells hervortraten, die griechische Sache zur Sprache. Er behauptete, daß meine Bedingungen ganz unpraktisch gewesen wären, und bedauerte von ganzem Herzen, daß er mich vor der Entscheidung der Sache nicht habe sprechen können. Aber seine Ansichten über die Stellung eines Königs von Griechenland waren von der Art, daß ich es kaum zu bedauern Ursache hatte, wenn meine Candidatur fallen gelassen wurde.

Lord Palmerston stellte bei dieser Gelegenheit die Behauptung auf, daß eine Armee und eine Flotte für Griechenland nur schädlich und nachtheilig sein könne, indem sie den Staat in Complicationen verwickeln müßten, welchen der König weder im Innern noch nach Außen gewachsen wäre. Was man in Griechenland brauche, sei lediglich eine gute Gensdarmerie.

Ich sprach meine Verwunderung aus, daß er hiermit ein Princip empfehle, welches er in Bezug auf Neapel auf das Eifrigste bekämpft und als einen Grund angeführt hätte, weshalb die Bourbons gefallen wären. Eben durch das dort herrschende Polizeiregiment hätte man den Abscheu der Engländer gegen die italienischen Dynastien immer begründet.

Es war kein Zweifel, daß Russell sowohl wie Palmerston schon zur Zeit, als sie den General Grey nach Brüssel sendeten, fest entschlossen waren, auf eine Lösung der Frage, wie ich sie meinerseits ins Auge gefaßt hatte, nicht einzugehen*).

---

*) General Grey hat die Unterredung, welche ich mit ihm am 19. Januar hatte, sorgfältig ausgearbeitet, und sie ist in folgender Gestalt dem englischen Cabinet zur Kenntniß gebracht worden: Minute of a conversation with H. R. H. the duke of Saxe-Cobourg:

Meine Erklärungen, gegenüber dem General Grey, konnten daher kaum eine andere Folge haben, als die, welche bald darauf wirklich eintrat. Meine Candidatur wurde fallen gelassen.

The Duke entered fully into the circumstances under which it was proposed to him to become a Candidate for the Greek crown and discussed the answers contained in L'd Russel's Memorandum to the conditions attached by H. R. H. to his acceptance of the Greek crown if offered to him. H. R. H. does not find those answers on all points conclusive. He admits that the arguments contained in the Memorandum against the title of „Regent“ and in favour of the Royal title have great force. But in consenting to accept this title he asserts with the most energy the necessity of retaining the full exercise of his Ducal rights and of his maintaining intact, as it now exists, his position as a member of the German Confederation. He believes that this maintenance of his existing rights is not only in conformity with the interests of the Duchies of Cobourg and Gotha, but is also commanded by the throne of the Greeks who must understand, that the social position of their Sovereign does not depend solely upon them.

It would be his task to make with the consent of the Cobourg-Gotha Parliament those arrangements which would be necessary for this purpose; and as he would assume this not very enviable crown for no personal interest, but (in addition to those of the Greek Nation) in the interests of his family, he believes, that he would meet in making those arrangements with the hearty support of all the members of his family. — H. R. H. meant that he should be at liberty, if he thought fit to resign the Greek Government in favour of his successor to be named at once not by his sole authority but by the Greek Parliament in the same vote which should elect himself king.

He would in fact, accept the Sovereignity of Greece with the power of laying it down again in favour of a particular person recommended by himself, but elected as he would himself be by the Greek Nation.

There would be no occasion to fix at present the moment for his resignation which would of course depend upon future circumstances.

But there are other questions, to which the Duke would have a right to expect answers, before he could unconditionally accept the Greek crown. Greece is absolutely without an Army; the territorial extension and the resources of the country are insufficient and the frontier is a bad one, the source of constant and increasing discontent.

Has the English Government or the English Government in connection with the other Powers any proposition to make or guarantee to offer on these points, which would afford a fair hope of the position of the new king of Greek being rendered tenable?

These are questions H. R. H. says that any Prince who may be selected as



Daß die Unterredung zwischen mir und dem General Grey das englische Cabinet nicht befriedigen werde, hatte ich vermuthet; erstaunt war ich jedoch, daß nach meiner am 21. Januar erfolgten Abreise von Brüssel fast vierzehn Tage lang überhaupt keine Nachrichten mehr aus London einliefen. Wie ich später in Erfahrung brachte, hatte die Königin Anstoß an der nothwendigen Aenderung des Hausgesetzes und der Verfassung der Herzogthümer genommen, während das Ministerium meine ausgesprochene Absicht, die Regierung von Griechenland nur bis zur erlangten Reife eines der jüngeren Prinzen unseres Hauses in den eigenen Händen zu behalten, bekämpfte. Man hatte daher in der Zwischenzeit von Seite der englischen Regierung einige andere Candidaturen für die griechische Königskrone in Aussicht genommen. Man glaubte des Prinzen Leiningen oder des Prinzen Hohenlohe sicher zu sein, und außerdem wandte man sich an den Prinzen Eduard von Weimar, erhielt aber von allen Seiten abschlägige Antworten.

So geschah es, daß man am 27. Januar meine Bedingungen doch nicht für völlig unerfüllbar gehalten haben mußte, indem an diesem Tage Lord Russell, ohne meine geringste Zustimmung, dem Präsidenten der provisorischen Regierung in Athen meine Throncandidatur mit dem Zusatze ankündigte: „Der Herzog nehme die Krone, wenn sie ihm angeboten werde, unter der Bedingung an, so lange es ihm gut scheine, zugleich Herzog von Coburg und Gotha zu bleiben."

Der General Grey hat später in Abrede gestellt, daß vom englischen Gesandten in Athen erklärt worden sei, ich hätte meine Zustimmung gegeben, aber nach allen Zeitungsberichten wurde dies wenigstens in Griechenland geglaubt, und ich fürchte auch heute noch sehr, daß mein Freund Grey in der Sache selbst getäuscht war.

---

a Candidate for the Throne of Greece may fairly expect to have satisfactory answered before accepting a position of so much difficulty and danger.

There it is by no means unimportant in H. R. H. opinion that some steps should be taken to put an end to the treaties which bind the Protecting Powers to the Bavarian Family not with a view to questioning any rights of the Greek People, but from his belief that the Treaty obligations of the Protecting Powers are not dissolved by the expulsion of King Otho and also from the consideration of his personal relations of the Bavarian family. Moreover he thinks that nothing but the abdication of King Otho could deprive the factions of a discontented, of whom there will surely be many of a powerful means of annoying the new Government which the pretext of supporting the Treaty rights of the Bavarian Family would afford them. H. R. H. would be ready to consider his recognition by the Powers of Europe as a sufficient proof of their approval of his Election.

Erst am 2. Februar, nachdem eine vollendete Thatsache durch die Empfehlung meiner Candidatur in Griechenland geschaffen worden, traf die Antwort des General Grey auf die von mir in Brüssel gestellten Bedingungen in Gotha ein.

Zugestanden wurde in dem Schreiben die Aufrechthaltung meiner bisherigen Stellung in den deutschen Herzogthümern und die anerkannte Befugniß, die griechische Krone niederzulegen, wann und wie ich es für gut fände. Dagegen wurde statt der geforderten Auflösung der Verträge mit Bayern und der Abdankung des Königs Otto nur das Versprechen gegeben, daß dem bayrischen Hofe Erklärungen zugehen sollten, durch welche klargestellt werden würde, wie die bestehenden Verträge als erloschen zu betrachten seien.

Was die von mir gestellten Fragen in Bezug auf die griechischen Angelegenheiten selbst anbelangte, so wurde die Erklärung abgegeben, daß ich von England durch direkten Einfluß und durch die Mittelmeerflotte unterstützt werden sollte; direkte Geldunterstützung aber sei überhaupt nicht und Territorialvergrößerung auf Kosten der Pforte für jetzt nicht möglich.

Ich telegraphirte noch am Morgen des 2. Februar an den General Grey, daß ich die ohne meine Zustimmung in Athen geschehenen Schritte bedauere, daß der Brief jede Hoffnung auf einen Erfolg fernerer Verhandlungen abschneide, und daß ich definitiv ablehnen müsse.

Am darauffolgenden Tage sprach die griechische Nationalversammlung die Absetzung der bayrischen Dynastie aus und proklamirte die Wahl des Prinzen Alfred zum König. Aber mit dieser Wendung der Dinge war die griechische Frage nur in eine neue Schwierigkeit getreten. Denn von der Annahme der Krone seitens des Sohnes der englischen Königin konnte jetzt so wenig wie vor zwei Monaten die Rede sein. Das englische Cabinet befand sich daher in einer um so größeren Verlegenheit, je zuverlässiger darauf zu rechnen war, daß nach den Erklärungen, die man von Seite Englands dem bayrischen Hofe gegenüber zu gewärtigen hatte, kein deutscher Prinz in der Lage gewesen wäre, einen Thron zu besteigen, welchen ich, von allen übrigen Gründen abgesehen, soeben schon aus Rücksicht für das bundesverwandte Haus abzulehnen genöthigt war.

In dieser Noth kam dem englischen Cabinet, wie im Jahre 1852 aus Anlaß der dänischen Thronfrage, jetzt abermals das Holstein-Glücksburgische Haus zu Hilfe. Der zweitgeborene Sohn des zum König von Dänemark designirten Prinzen Christian war Wilhelm, damals kaum achtzehn Jahre alt, Bruder der Prinzessin Alexandra, welche in kurzer Frist die Gemahlin des Prinzen von Wales werden sollte.

Das englische Cabinet spannte alle Segel an, um der schweren Niederlage zu entgehen, welche ihm unvermeidlich drohte; und die Großmächte wetteiferten, den alten Palmerston, der für jede unter ihnen eine besondere Landplage bereit zu haben schien, bei guter Laune zu erhalten. Oesterreich durch Venetien, Rußland durch Polen bedroht und der schlaue Kaiser an der Seine mit Amerika gekitzelt, so fanden es die Großmächte als das Klügste, dem englischen Cabinet die Sorge für den Orient zu überlassen.

Am 30. März setzten die Engländer in Athen die Wahl des neuen Candidaten durch, und am 5. Juni wurde der Prinz von den Schutzmächten unter dem Namen Georgios als König von Griechenland anerkannt. Ueber die völkerrechtlichen Verträge vom Jahre 1832 ging man mit leichtem Herzen hin, und am 14. November wurde ein Protokoll in London unterzeichnet, durch welches die jonischen Inseln an Griechenland abgetreten wurden.

Daß der Kelch an mir vorübergegangen war, habe ich persönlich immer als ein großes Glück betrachtet und fand mich in dieser Meinung durch die zahlreichen Beweise der Theilnahme bestärkt, welche mir auf die Nachricht von meiner Ablehnung der griechischen Krone von nah und fern entgegengebracht wurden.

Endlose Adressen und Deputationen beglückwünschten mich zu dem Entschlusse, daß ich im Vaterlande geblieben sei, und von so vielen damaligen Parteigenossen erhielt ich warme und freudige Betheuerungen, daß ich es durchaus unterlassen zu sollen glaube, mein ziemlich großes Archiv von Liebenswürdigkeiten dieser Art zu plündern.

In Frankreich und England schien dagegen, wie ich mich bald nachher persönlich überzeugen konnte, eine Anzahl von Politikern meine Ablehnung der Candidatur des griechischen Thrones ernstlicher bedauert zu haben, als ich aus der Ferne geahnt hatte.

Die Königin von England war geneigt, die Gründe des Fehlschlagens ihrer so freundlichen und ehrenvollen Erwartung auf Mißverständnisse zurückzuführen. Der König Leopold, welcher die griechische Idee, mit der er das coburgische Haus verwachsen glaubte, am Ende seines Lebens definitiv gescheitert sah, zürnte meinem Minister v. Seebach, weil er meinte, daß die Schwierigkeiten, welche die Verfassung meiner Länder und die Hausgesetze bereiteten, nicht zuvorkommend genug hinweggeräumt worden seien. Kaum Jemand aber anerkannte, so weit ich sah, die eigentlich sachlichen Motive meiner Ablehnung, obwohl dieselben keine anderen waren als jene, welche meinen Oheim selbst und später meinen Vater zu gleichen Entschlüssen bestimmt hatten.

Daß England die ganze griechische Frage unter dem Gesichtspunkte eines Vasallenstaates auffaßte, war unverhohlen aus den Verhandlungen hervorgetreten. Ich hatte daher von Anfang an wenig Hoffnung auf eine Verständigung mit den englischen Politikern. Auch später noch wiederholte Lord Palmerston immer wieder seine Ansicht, daß es sich nur um eine gute Gensdarmerie handelte und alle militairischen Versuche vom Uebel wären; er hatte diese Ueberzeugung nach allen Seiten hin mit so viel Fleiß und Geschick verbreitet, daß mich auch der Kaiser der Franzosen, als ich ihn bald nachher zu sehen Gelegenheit fand, mit liebenswürdigem Tadel überhäufte, weil ich diese vielversprechende Krone aus Englands Händen nicht angenommen hätte.

Das schöne Beispiel dieses großmächtlichen Verfahrens mag es denn auch gewesen sein, welches Louis Napoleon verführte, sich in Mexiko einen ähnlichen Schauplatz vasallitischer Staatenleitung gründen zu wollen, ein Unternehmen, welches Frankreich materiell und moralisch ungleich theuerer bezahlte, als England.

Was die persönliche Auffassung der Königin Victoria von der Sache betraf, so hielt sie sich in den strengsten constitutionellen Grenzen, und so mag der kurze Briefwechsel hier Platz finden, mit welchem die Angelegenheit ihrem definitiven Ende zugeführt worden ist.

Osborne, am 29. Jan. 1863.

„Theurer Ernst!

„Wenn auch ich bis jetzt aus Discretion und weil die ganze Sache vom Onkel Leopold und dem hiesigen Gouvernement ausging, geschwiegen habe, so kann ich doch nicht den Courier mit dem Briefe vom General Grey abgehen lassen, ohne Dir ein Lebenszeichen zu geben und Dir zu sagen, wie viel ich an Dich und Alexandrine gedacht habe. Wie aber unser Schutzengel und der weiseste Rathgeber dabei gefehlt hat und fehlt, können wir Alle nicht beschreiben. Mir kommt es im verödeten Haus vor, als ob wir Schafe ohne einen Hirt wären! Doch meiner Sache bin ich gewiß, daß ich nicht anders gehandelt habe, als mein Engel in ähnlichem Fall gethan haben würde. Was ich thun kann, ohne die Rechte unserer Kinder und das Wohl des geliebten Ländchens zu beeinträchtigen, um Schwierigkeiten wegzuräumen, kannst Du gewiß sein.“

„Von meiner schwesterlichen Liebe bist Du gewiß, so wie auch von der ungeheuern Liebe zu Coburg und dem ganzen Lande. Wir hoffen mit Gewißheit, daß Ihr zur Hochzeit von Bertie kommen werdet.“

„Mir geht es recht schlecht und diese ganze griechische Sache hat mich entsetzlich angegriffen. Viel zu viel lastet auf mir als armen Frau, die so allein dasteht mit den vielen Kindern, und täglich, stündlich fühle ich mehr die gräß-



liche Lücke, die immer größer und furchtbarer wird. Gott mit Euch! Ich schicke zwei Bücher für Alexandrine. Ewig

Deine treue
unglückliche Schwester und Freundin

Victoria."

„Heute sind es 19 Jahre, daß der geliebte Papa uns entrissen wurde."

Ich antwortete hierauf:

„Liebe Victoria!

„Herzlichen Dank für Deine lieben Zeilen, aus denen ich mit tiefem Bedauern ersah, daß zu allen Gemüthsleiden, die ja noch so frisch Deine ganze Seele umfangen halten, nun auch noch die Sorge und Unruhe in der griechischen Kron-Frage hinzugetreten ist. So Manches würde Dir erspart worden sein, wenn von Beginn an die Frage einer anderen Behandlung unterzogen worden wäre, wenn man darauf bedacht gewesen wäre, anzuerkennen, was ich zu fordern genöthigt war, falls ich auf die mir gemachte Offerte eingehen sollte! Das Wohl meines Landes und die Bewahrung der Rechte eines jeden Theiles meiner Familie, deren Chef ich bin, lag mir ebenso am Herzen, als der ernste Wille, in Griechenland das zu vollbringen, was ich meiner eigenen Ehre und dem Beruf, dem ich mich widmete, schuldig gewesen wäre. Die ganze Frage wurde aber weder mit dem gewünschten Ernste noch mit der nöthigen Vorsicht betrieben, und so bin ich nun gezwungen, um nicht ferner in der öffentlichen Meinung darunter zu leiden, eine Proposition abzulehnen, die mir von Außen gemacht worden, und auf eine Stellung zu verzichten, die nicht meinen Wünschen entsprungen war und die ich doch nur aus Rücksicht auf Deine Wünsche, auf die Stellung der Familie und die politisch-europäischen Verhältnisse angenommen haben würde."

„Aus Deinen lieben Zeilen und der ganzen Art, wie Du Dich in den Verhandlungen zu meinen Herzogthümern gestellt, habe ich mit Freude gesehen, wie Du mit ganzem Herzen unseren kleinen Verhältnissen Deine Theilnahme schenkst und ängstlich besorgt bist um das Wohlergehen meines Landes. Dieser Umstand wird so Manches erleichtern, was im umgekehrten Falle nicht ohne gewisse Schwierigkeiten zu erledigen wäre. Ich stimme vollkommen mit Dir in dem Wunsche überein, um auch Alfred in eine seinem einstigen Beruf nützliche Thätigkeit eintreten zu lassen."

„In der jetzigen Zeit und besonders in Deutschland, wo noch so Vieles persönlich ist, muß ein junger Mann, der zum Thron berufen ist, er sei auch noch so klein, einen reichen Schatz von Wissen in sich aufgenommen haben, der

ihn gerade für die künftige Stellung befähigt. Ich werde mir daher erlauben, binnen Kurzem in Betreff Alfreds einige Vorschläge Deiner Prüfung zu unterbreiten. Auch im Land sind nach dieser Richtung hin mehrfache Wünsche laut geworden."

„Den Plan, zur Hochzeit zu kommen, habe ich sicher noch nicht aufgegeben. Ich hoffe nur, daß der Zeitpunkt, über den mir leider noch nichts bekannt ist, kein Hinderniß werden möge. Auch in dieser Beziehung gedenken wir Deiner soviel, und wie bei den tausenderlei größeren und kleineren Fragen unser unvergeßlicher Albert Dir fehlen muß. Wir sind leidlich wohl und wünschen Dir von ganzem Herzen physische Kraft, wenn auch das Gemüth an der ewigen Wunde blutet. Wie immer

Dein
treuergebener Bruder
Ernst."

Gotha, den 3. Februar 1863.

In der Antwort, die mir die Königin nach Empfang dieses Schreibens zukommen ließ, wurde übereinstimmend mit der Auffassung, welche General Grey auch noch später geltend gemacht hat, die Voraussetzung festgehalten, daß das englische Gouvernement, wenn ich nur die Krone angenommen hätte, alle meine Wünsche erfüllt haben würde. Ich erwiderte daher am 14. Februar der Königin selbst:

„Deine freundliche Antwort auf mein Schreiben vom 3. hat mich unendlich erfreut. Der vortreffliche Grey versucht zwar auf die liebenswürdigste Art mir zu beweisen, daß man allen meinen Wünschen in gewisser Weise gewillfahrt hätte, dennoch steht es aber fest, daß Dein Gouvernement keinerlei wirklich positive Zusicherungen, wie ich deren bedurfte, gemacht hat, und daß Manches geschehen ist, was mir die Behandlung der Sache erschwerte und mich schließlich bewegen mußte, sie rasch zu beenden."

Vier Wochen später hatte ich in London Gelegenheit, die ganze Sache auch noch mündlich mit aller Welt durchzusprechen, denn die in dem voranstehenden Briefe der Königin in Aussicht genommene Vermählung des Prinzen von Wales fand endlich am 10. März statt.

Ich begab mich auf den wiederholten Wunsch der Königin nach London, wo ich am 5. März eintraf. Politische Rücksichten wären eher geeignet gewesen, mich zurückzuhalten, denn die Stimmung in Deutschland war seit der Verlobung in Bezug auf ein Ereigniß nicht freudiger geworden, welches bei dem bald zu erwartenden Tode des Königs von Dänemark die Meinung erwecken konnte, England werde sich noch mehr von der deutschen Sache abwenden.

Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten ward mir um so mehr die Rolle zu Theil, meinen armen Bruder zu vertreten, als die Königin wegen der tiefen Trauer bei den officiellen Acten nicht erschien.

Die Vermählung ging in Windsor mit all dem Glanze und in den strengen Formen vor sich, welche das englische Hof- und Staatswesen vorschreibt. Die Prinzessin Alexandra imponirte durch ihre außerordentliche Schönheit und ihr sicheres sympathisches Wesen den Engländern aller Stände vom ersten Augenblicke an, und man konnte leicht voraussehen, daß die junge Prinzessin bald zu einer großen Popularität gelangen werde. Sie wußte sich auch dadurch als eine Dame von feinstem Verständniß zu erweisen, daß sie allen Versuchungen der Politik ganz fern blieb. Die Befürchtungen, die man in deutschen Kreisen wegen der dänischen Verwandtschaft hegte, haben sich glücklicherweise gar bald als völlig gegenstandslos gezeigt.

Ich verließ Windsor schon am 11. März und hielt mich auf der Rückreise einige Tage in Paris und Brüssel auf. In Paris stieg ich bei meinem damaligen Bevollmächtigten, dem Consul Königswarter ab, dessen Gemahlin von der Kaiserin Eugenie freundschaftlichst gewürdigt wurde.

„In den Tuilerien“, so konnte mir die liebenswürdige Hausfrau in Folge ihrer Verbindungen versichern, „hat man heute nur für Polen ein Interesse.“ Und diese Behauptung fand ich bald nur allzusehr bestätigt, da wenigstens die Kaiserin einen so großen Enthusiasmus für die Wiederherstellung von Polen an den Tag legte, daß sie damit die ganze französische Presse, die Minister und vor Allem den Kaiser in Athem und in Aufregung zu erhalten wußte.

Der Eindruck, welchen mir in Folge dessen der Hof Napoleons machte, war etwas verschieden von meinen früheren Erfahrungen. Wenn man sonst auf die Gegensätze lauschte, die zwischen den Tuilerien und dem Palais Royal bestanden, so war jetzt der Kampf um die „Principien“ in die kaiserlichen Gemächer eingedrungen. Es war die Zeit gekommen, wo die Kaiserin ihre eigene politische Stellung behauptete. Sie war vom tiefsten Schmerze über die Unterdrückung der armen Polen erfüllt. Man hatte ihr offenbar viel von den Leiden der katholischen Kirche daselbst erzählt, und Prinz Chimay versicherte mich, daß die polnischen Emigranten ein förmliches Hauptquartier bei der Kaiserin aufgeschlagen hätten.

Ich machte dem Kaiser gleich nach meiner Ankunft am 12. März einen Besuch und wurde sofort von ihm empfangen. Außer der griechischen Sache, deren Auffassung von seiner Seite ich schon im Zusammenhange meiner Erzählung früher erwähnt habe, besprach er die tollen Vorgänge im russischen

Antheil von Polen, welche schon seit Monaten die Mitte zwischen Anarchie und Despotie hielten. Er bemerkte, gleichsam entschuldigend, daß die polnischen Sympathien den Franzosen nun einmal nicht auszureden seien, er selbst könne sich nicht dagegen setzen, obwohl er weit entfernt sei, sich in so gewagte Unternehmungen einzulassen.

Als ich am folgenden Tage zum Diner beim Kaiser geladen war, erhielt ich eine deutliche Illustration zu den Bemerkungen desselben. Denn bei Tische brachte die Kaiserin das Gespräch sofort auf die polnischen Leiden und Heldenthaten.

Nach dem Diner nahm sie den Grafen Walewski bei Seite und schien ihn Mehreres gefragt zu haben, was dieser nicht zu ihrer Zufriedenheit beantwortete. Denn bald kam es zu einem Wortwechsel, der immer lauter und heftiger und endlich von Seite der Kaiserin so leidenschaftlich geführt wurde, daß Napoleon die Gesellschaft entließ, mich aber beim Arm nahm und mit erzwungenem Lächeln in sein Arbeitszimmer führte.

Als wir hier eingetreten waren, sagte er, wir wollen bei einer Cigarre noch einiges besprechen. Hierauf suchte er mich über die Bedeutung des eben stattgefundenen Vorfalls, der ihm nicht angenehm zu sein schien, einigermaßen aufzuklären. Er entwickelte ein Bild der Lage mit Rücksicht auf die ungeheuerlichen Berichte, welche aus Polen vorlägen, und bemerkte mit großer Lebhaftigkeit, daß die Kaiserin die Sache rein vom Standpunkte der Humanitätsideen behandle. Er selbst habe außerordentlich wenig Vertrauen zu der ganzen sogenannten polnischen Revolution; die armen Leute opferten sich und ihr Vermögen einer hoffnungslosen Sache.

Als ich gleich darauf nach Brüssel kam, erzählte ich meinem Oheim meine Erlebnisse mit dem Kaiser und der Kaiserin, aber die Mittheilung von meinen Gesprächen vermochte ihn nicht im Mindesten zu überraschen. Vielmehr versicherte er mich, die ganze Aufwiegelung Polens sei lediglich durch die Hände der Kaiserin und ihrer ultramontanen Freunde gegangen und sei eine „Schurkerei", bei welcher die armen Polen schließlich sitzen gelassen würden.

Im Uebrigen war es unvermeidlich, bei meinen Unterredungen mit dem König in Laeken auf die griechische Sache zurückzukommen, welche ihm so sehr am Herzen gelegen hatte und die so wenig zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war. Meine persönlichen Erfahrungen in London waren von der Art, daß der König die Fehler des englischen Cabinets nicht zu leugnen vermochte.

Er mußte schließlich zugestehen, daß die officielle Behandlung der Frage sich nicht wesentlich seit Wellington und Aberdeen verändert habe, nur daß die Methode Lord Palmerstons um einige Grade schärfer und herrischer geworden sei.



Ein großer Widerspruch schien es aber dem Oheim so gut wie mir zu sein, wenn mir Palmerston noch jüngst in London gesagt hatte, Griechenland könne ohne fortwährende Gefahr für den Frieden niemals eine Kriegsflotte haben, während er gleichzeitig Vorbereitungen machte, den Griechenstaat in maritimer Richtung auszubehnen, um seinen Territorialbestand in der alten Einschränkung zu erhalten.

Zwölftes Buch.

Bundesstreit und Dänenkrieg.

Erstes Capitel.

Der Streit um die Bundesreform.

Seit man von österreichischer oder wenigstens Oesterreich befreundeter Seite im August 1861 für die Veröffentlichung eines Theils meiner Denkschrift über die Bundesreform Sorge getragen hatte, war ohne Zweifel ein ernsterer Ton in die publicistische Besprechung der Frage gekommen. Ich hatte mich, wie man sich erinnert, genöthigt gesehen, auch die Motivirungen zu dem Texte der von mir aufgestellten Punkte in ihrem ganzen Umfange dem deutschen Publikum mitzutheilen*). Indem meine Vorschläge für die Bundesreform wesentlich den Standpunkt inne hielten, welchen auch der Nationalverein einnahm, mußte sich die gar Vielen peinliche und Andern wieder erfreuliche Ueberzeugung aufdrängen, in Oesterreich habe man Etwas in Bezug auf den deutschen Bund vor, irgend eine Action stehe von dieser Seite in Aussicht. Ohne daß ich die inneren Vorgänge in dem auswärtigen Amte in Wien zu kennen in der Lage gewesen wäre, schien mir doch Alles den Eindruck zu machen, als sei es ein kaum genug anzuerkennendes Verdienst des Herrn v. Gagern gewesen, durch die schon erzählten Schritte uns in Deutschland wesentlich geholfen zu haben, daß die Bundesreform officiell auf die Tagesordnung gesetzt blieb.

Vor Allem begannen die Mittelstaaten seit diesen Anregungen von 1861, von Neuem und mit größerer Energie ihre älteren Reformideen in den Vordergrund zu stellen. Sachsen trat mit einem Male für das Projekt ständischer Delegirtenversammlungen ein und wurde der Anwalt einer parlamentarischen Staatenvertretung am Bunde. Während aber in der Sommerschwüle von 1862 Manche schon glaubten, daß man vor einem neuen Jahr 1848 stände, unterhielten sich vorerst die deutschen Bundesgesandten über die Frage, ob es nach den bestehenden Gesetzen, Rechten und Verträgen überhaupt nur möglich

*) s. oben III S. 137.

wäre, zur Berathung von Gesetzentwürfen über Civilproceß und Obligationenrecht eine Delegirtenversammlung einzuberufen oder nicht.

Am 14. August wurde von Oesterreich, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, den beiden Hessen und Nassau ein Antrag gestellt, welcher aus den einzelnen deutschen Ständekammern gewählte Delegationen sofort zur Thätigkeit am Bunde in Bezug auf die laut Bundesbeschlusses vom 6. Februar auszuarbeitenden, oben bezeichneten Gesetzentwürfe berief.

Es war ja nicht zu leugnen, daß seit dem Wiederaufleben des Bundestags ein ähnlicher Gedanke noch niemals officiell vernommen wurde, und wenn man auch leicht erkannte, daß die mit Oesterreich verbündeten Mächte mehr gegen Preußen demonstriren als eine wirkliche Bundesreform schaffen wollten, so war doch das Projekt immerhin bedeutend genug, um Preußen aus seiner negativen Haltung herauszutreiben.

Graf Bernstorff, der damals noch an der Spitze der auswärtigen Geschäfte stand, erklärte den „Wiener Conferenzstaaten" gegenüber, daß er ihre Anträge vom Boden des alten Bundesrechts bekämpfen werde und nicht die Absicht habe, die Bundesreform am Bunde zu betreiben, sondern eine engere Verbindung mit einem kleinen Kreise von Staaten anzubahnen. Im weiteren Verfolge des Depeschenkriegs wurde die preußische Regierung von Schritt zu Schritt aus ihrer bisherigen Politik der Verneinung herausgedrängt. Vor Allem war es wichtig, daß der König selbst viel weitergehende Vorschläge in Bezug auf die Reform des Bundes gutheißen mußte. In der von Preußen abgegebenen Erklärung hieß es: „Die große nationale Bewegung ist in erster Linie auf eine erhöhte Machtstellung nach Außen gerichtet, welcher man in einer gekräftigten Executivgewalt, sowie in einer damit zusammenhängenden National-Repräsentation Ausdruck geben möchte." Es war unmöglich, hinter Oesterreich zurückzubleiben.

In dieser zuverlässigen Erwartung verwarfen bei der Abstimmung am 22. Januar 1863 neun Curien im Anschlusse an Preußen das Delegationsprojekt, indem sich die meisten Regierungen und so auch die meinige vollständig den Gründen anschlossen, welche das Votum Preußens für die Ablehnung enthielt. Man wußte, daß der inzwischen an Graf Bernstorffs Stelle getretene Herr von Bismarck noch einmal an dem Versuche arbeitete, mit Oesterreich eine direkte Verständigung herbeizuführen; die Frage, welche alle Welt beschäftigte, war nur, ob dem offenen Absagebrief, welchen der Minister am 24. Januar gegen den Bundestag in Form einer Circulardepesche publicirte, Thaten folgen würden oder nicht. Denn wenn die preußischen Noten Wahrheit enthielten, so mußte man erwarten, daß der König demnächst mit einem Antrag auf Berufung eines Parlaments anstatt der von Oesterreich und den Mittelstaaten begünstigten

Delegationen hervortreten würde. Dazu aber schien für's Erste noch wenig Aussicht zu sein. Niemand wird sich indessen heute zu scheuen brauchen, das Eingeständniß zu machen, daß damals die gesammten liberalen sowohl, wie deutsch-patriotischen Parteien das große Schriftstück im Wesentlichen unterschätzten, mit welchem Herr von Bismarck seine Action gegen den Bundestag recht eigentlich eröffnet hatte.

Es waren schwerer wiegende Worte, als man nach der damaligen Stimmung des Tages im Allgemeinen begreifen wollte, welche der Ministerpräsident in seiner entscheidenden Circulardepesche vom 24. Januar aussprach: „Nach meiner Ueberzeugung müssen unsere Beziehungen zu Oesterreich entweder besser oder schlechter werden.“ Indem er hierauf die Stellung der beiden Großmächte zu einander, im Falle europäischer Verwickelungen, rückhaltlos erörterte, gestand er offen, daß die Lage der Dinge im deutschen Bunde den letzten Grund der Unzufriedenheit bilde und ein weiteres Vorschreiten der Majorität unzweifelhaft den Bruch des Bundes voraussehen lasse, da in diesem Falle der königliche Bundestagsgesandte ohne Substitution abberufen werden würde.

Noch wurden Versuche gemacht, die beiden Minister von Oesterreich und Preußen zu einer persönlichen Zusammenkunft zu veranlassen, und Herr von Bismarck erklärte sich zu einer solchen gern bereit. Aber schon am 28. Januar beantwortete Graf Rechberg die preußische Circulardepesche mit einem Schriftstück, welches die Differenz zu einer unheilbaren machte: „Wenn man uns von Berlin aus“, sagte Graf Rechberg, „die Alternative stellt, entweder uns aus Deutschland zurückzuziehen, den Schwerpunkt unserer Monarchie — wie der preußische Minister meinte — nach Ofen zu verlegen, oder im nächsten europäischen Conflicte Preußen auf der Seite unserer Gegner zu finden, so wird die öffentliche Meinung Deutschlands über solche Gesinnung urtheilen, die Ereignisse werden sie richten, wenn sie je zur That werden sollte. Uns aber kommt es zu, den Vorwand, den man sich in Berlin zurechtlegen zu wollen scheint, rechtzeitig als einen solchen zu kennzeichnen.“

Zu solcher Sprache ließ sich Oesterreich insbesondere durch den Umstand hinreißen, daß der Conflict zwischen dem Ministerium Bismarck und den preußischen Kammern täglich größere Dimensionen annahm und auch der Nationalverein in Deutschland, der bis dahin als der Ausbund aller Feindschaft gegen Oesterreich gegolten, sich jetzt in drohenden Worten gegen die neue preußische Regierung zu erheben begann.

Die Hoffnungen, in welchen sich die meisten Nationalvereinsmitglieder so lange gewiegt hatten, waren freilich mit sehr harter Hand zerstört worden. Im März 1863 wurde die Süddeutsche Zeitung und die Wochenschrift des

Nationalvereins im ganzen Umfange von Preußen verboten. Im Mai richtete der Ausschuß eine dem entsprechende Ansprache an die Mitglieder des Vereins: „Wenn aber diejenigen," hieß es da unter Anderem, „die jetzt an der Spitze des preußischen Staates, vom eigenen Volke verurtheilt, am Ruin der preußischen Staatsmacht arbeiten, vollends nach der Leitung Deutschlands greifen wollten, so würden sie in der ersten Reihe der Kämpfer gegen eine solche Vermessenheit dem Nationalverein begegnen."

Zieht man die volle Zerfahrenheit in Betracht, welche in jenem Augenblicke herrschte, so kann man es begreiflich finden, daß man in manchen Kreisen am Vorabend eines Zusammenbruchs der deutschen Verhältnisse zu stehen meinte. Ich habe meinerseits weder der Meinung gehuldigt, daß die Deutschen eine Revolution machen würden, noch verkannte ich die Energie, welche endlich in der neuen und ungewohnten Sprache preußischer Erklärungen über die Bundesreform jetzt zu Tage gekommen war. Es schien mir aber die Methode, durch welche der gewaltige Staatsmann in Berlin über die öffentliche Meinung hinwegschritt, damals noch nicht nothwendig geboten zu sein. Ich gestehe vielmehr, daß ich zwar die Kühnheit der eingeschlagenen Politik anerkannte, aber entschieden der Ansicht war, es werde sich auf diesem Wege zwar eine Auflösung der bestehenden Bundesverhältnisse vollziehen, aber eine positive neue Gestaltung kaum erreichen lassen.

Ich hatte zur Zeit meiner Rückkunft von London und Paris im Frühjahre 1863 die Meinung, es müsse und werde gelingen, die Mißverständnisse in Berlin zu bannen und durch eine direkte Aussprache der deutschen Fürsten die furchtbare Eventualität zu vermeiden, welche nun in Reden und amtlichen Schriftstücken des preußischen Ministeriums kalt ins Auge gefaßt wurde, und die Graf Rechberg als eine leere Kriegsbedrohung ohne Hintergrund auffassen zu wollen schien.

Unter diesen Umständen suchte ich meine Ansichten über die Lage dem Könige in einer Denkschrift zur Kenntniß zu bringen, welche ich im März an den Kronprinzen richtete. Ich hatte dem letzteren genauere Mittheilungen über meine Erlebnisse in London, Paris und Brüssel gemacht und benutzte diese Correspondenz, um auch auf die vaterländischen Angelegenheiten zurückzukommen.

Das Schriftstück, welches ich dem Kronprinzen damals zukommen ließ, ist dadurch merkwürdig geworden, daß es der König selbst nicht nur mit Aufmerksamkeit gelesen, sondern auch mit Anmerkungen versehen hat.

Nach einer kurzen Einleitung allgemeiner Art ging ich zur folgenden Schilderung der Lage über:

„Als Wilhelm I. die Regierung Preußens übernahm, mußten seine Freunde und Europa glauben, daß er ernstlich gesonnen sei, gestützt auf die Ideen der Neuzeit, Preußen zu einem großen constitutionellen Staat zu machen und, die patriotischen Bestrebungen des deutschen Volkes unterstützend, zu einer Umgestaltung des deutschen Bundes hilfreiche Hand zu leihen. Der Gedanke lag nahe genug, daß Preußen nur in der Verbindung mit Deutschland seine volle Großmachtsstellung erlangen würde. Man war um so mehr geneigt, dies zu glauben, als der König sich mit Männern umgab, welche sowohl in Preußen als in Deutschland Vertrauen genossen und sicher nicht als illiberal galten."

„Der König selbst erfreute sich einer bisher in der neueren deutschen Geschichte noch ungesehenen Popularität, die weit über die Grenzen des eigenen Staates hinausging. Die Verhältnisse, dem Auslande gegenüber, waren nicht ungünstig. Mit Frankreich war die Verbindung eine durchaus freundliche; gegen Oesterreich schien die alte Politik verlassen zu sein; England sah mit Vertrauen und Freude der neuen Regierung entgegen; und in Preußen selbst erwartete die Mehrzahl ein nach Innen liberales, nach Außen ehrfurchtgebietendes Regiment. Die Kammern traten zusammen, zum ersten Male hatte das Volk unverkümmert, unbeeinflußt wählen können."

„Da kamen die italienischen Verwickelungen. Der Wille und die Absicht des Königs war ebenso staatsmännisch klug, wie im hohen Grad patriotisch und edel. Und wäre es dem König gelungen, seinem Ministerium und einer doctrinären krankhaften Stimmung der Kammern gegenüber seinem erleuchteten Willen vollständig und zur rechten Zeit Geltung zu verschaffen, so würde der Friede von Villafranca nicht geschlossen worden sein."

„Seit dem Jahre 1859 trat die Ohnmacht Deutschlands in ihrer ganzen Größe so recht vor die Augen des Volkes. Eine durchweg edle und loyale Erregung bemächtigte sich aller deutschfühlenden Gemüther. Der Kaiser Franz Joseph fand sich genöthigt, um seinen Kaiserstaat vor dem Untergang zu retten, das alte System der Habsburger aufzugeben und in großartiger Weise der Stimme seiner verschiedenartigen Völker durch Verfassungen Geltung zu verschaffen. Oesterreich betrat den Weg der Verjüngung und ist bis jetzt nicht daran gehindert worden, weder durch innere noch durch äußere Verwickelungen."

„Zugleich befestigte sich im deutschen Volk der Glaube immer mehr, daß Preußen ernstlich gesonnen sei, nicht auf dem Wege einer königlichen Revolution nach dem Vorbild Victor Emanuels, sondern auf der Bahn loyaler Reform, auf dem Wege der Verhandlungen mit den übrigen Regierungen, Garantien zu schaffen, welche das gesammte große Vaterland, Oesterreich mit eingeschlossen, vor äußeren Angriffen schützen und die ruhige Entwickelung der inneren Verhältnisse auf verfassungsmäßiger Basis fördern würden."

„Was that nun Preußen? Preußen ließ ganz Europa glauben, daß es nach einem festen Plan ruhig und entschlossen jenen Weg betreten würde, und nicht umsonst erzitterten alle diejenigen Regierungen Deutschlands, welche ihr Heil in dem starren Festhalten an den zwar gegebenen, aber doch von Allen als unhaltbar erkannten Bundesverhältnissen zu finden glauben. Die Bewegung in Deutschland für Preußen gewann mit jedem Tag mehr Umfang und Wichtigkeit."

„Während jedoch die deutsche Bewegung immer noch von Preußen unterstützt zu werden glaubte, trübten sich die Verhältnisse in Preußen selbst. Das feste Vorwärtsschreiten auf einem constitutionellen Weg fand von oben herab nicht die genügende Billigung; das Ministerium trat planlos den Kammern gegenüber. Diese wieder, aus Mangel an Disciplin, aus Mangel an begabten Führern, schlugen den Weg einer meist ungeregelten Opposition ein. Einige geistreiche Redner wußten in der loyalsten Bestrebung, aber mit vollständig unstaatsmännischer Taktik, die Majorität mit fortzureißen und erschwerten dem neuen und nicht starken Ministerium, die einzig heilsame Bahn wirklich zu betreten; das Ministerium verlor durch eigene Schuld sowie durch die der Opposition seinen Halt."

„Alte Einflüsse, die schon so viel Unheil über Preußen und Deutschland gebracht, traten wieder in den Vordergrund, und die unglückliche Behandlung der Frage über die so nothwendige und vom König persönlich gewünschte und mit vieler Umsicht ausgearbeitete Reorganisation der Armee schlug dem Fasse den Boden aus. Mißverständnisse, Gereiztheit auf beiden Seiten, Lügen und Verläumdungen und manches unvorsichtige Wort brachten den König und sein Volk in eine ganz schiefe Stellung zu einander. Der König wähnte die Verfassung nicht zu brechen, aber das constitutionelle Princip mit seinen Consequenzen wurde ihm verhaßt gemacht. Sein liberales Ministerium mußte fallen, er fand sich genöthigt, Männer zu berufen, zu denen das Land unmöglich unbedingtes Vertrauen haben konnte, noch die dazu geeignet waren, ihm ein Programm vorzulegen, welches auf der einen Seite einen Ausweg aus den Verwickelungen mit den Kammern bot, auf der anderen Seite die Möglichkeit zeigte, den früher Deutschland gegenüber betretenen Weg fortzugehen."

„Fassen wir nun die europäischen Verhältnisse näher in's Auge, welches Bild zeigt sich uns da?"

„Das deutsche Volk im Allgemeinen sieht sich von Preußen verlassen. Süddeutschland tritt entschieden auf die österreichische Seite, die preußenfeindlichen reactionären Regierungen machen so recht officiell Preußen unpopulär und kokettiren mehr als je mit Oesterreich. England wendet sich unwillig ab; eine feste Unterstützung im Falle der Noth, wo nicht englische Interessen geradezu verletzt werden, ist für den Augenblick undenkbar. Oesterreich schreitet ruhig in seiner Regenerirung fort; und da bei Preußen die Umgestaltung Deutschlands

völlig in den Hintergrund getreten, — dürfte nicht das kaiserliche Cabinet, durch die Umstände getrieben, sich der deutschen Bewegung ernsthaft bemächtigen?"

„Frankreich sieht den Augenblick gekommen, die polnischen Aufstände sowie die ebenso unglückliche als überflüssige Convention, diesen ersten politischen Act des Ministeriums dazu zu benutzen, den alten Plan wieder aufzunehmen einer womöglich festen Allianz mit Oesterreich. — Der Kaiser selbst sagte mir u. a. bezeichnend: C'est seulement une Prusse libérale qui me donne les garanties que je désire. — Frankreich sucht in der österreichischen Allianz zugleich die Rettung des Papstes. Bei den nahe bevorstehenden Verwickelungen im Oriente sodann scheint es Oesterreich Vortheile bieten zu wollen, welche den Kaiserstaat möglicherweise bewegen könnten, gewissen Vergrößerungen Frankreichs geneigter zu werden."

„Unbedingt zieht Frankreich sich jetzt von Preußen zurück, trotz Handelsvertrag und allen etwaigen Versicherungen. Rußland endlich dürfte weit entfernt sein, sich für alle Eventualitäten mit Preußen zu verbinden; es bedarf Frankreichs wieder in der orientalischen Frage."

„Welche Stellung nimmt dem Allen gegenüber Preußen ein?! — Es steht verlassen vom deutschen Volk, dieses mehr als zur Hälfte im feindlichen Lager; die deutschen Regierungen zum größten Theil entweder gradezu feindlich, oder wenigstens gleichgiltig; ohne Allianz mit England, gegenüber dem nahezu verbündeten Frankreich und Oesterreich als katholischer Allianz, und Rußland als zweifelhafter, jedenfalls ohnmächtiger Freund!"

„Ist diese Stellung beneidenswerth und erwünscht? Und würde Preußen zu derselben gelangt sein, wenn der König, über den Parteien stehend, den betretenen Weg wirklich beschritten hätte?"

„Wer möchte das behaupten! Jetzt ist diese Stellung politisch mehr als bedenklich, strategisch unhaltbar."

In der Antwort, welche mir der Kronprinz auf mein umfangreiches Schreiben ertheilte, beklagte er insbesondere die Isolirung Preußens mit Rücksicht auf dessen in der polnischen Frage eingenommene so unnöthig prononcirte und russenfreundliche Stellung. Wie außerordentlich empfindlich der König in Bezug auf alle oppositionellen Regungen geworden war, ging aus einer Mittheilung des Kronprinzen hervor, nach welcher ein in Coburg gedruckter Aufruf zur Unterstützung des polnischen Aufstandes den übelsten Eindruck gemacht hatte und der König mich fragen ließ, ob solche Aeußerungen meine Billigung haben könnten. Ich konnte glücklicherweise antworten, daß der Aufruf von einem völlig namenlosen, nichts bedeutenden Individuum herrührte, dessen Thätigkeit nur die Sache compromittiren könne, der sie dienen wollte.

Von unendlich größerer Wichtigkeit waren freilich die Randglossen, welche der König zu meiner Denkschrift hinzugefügt hatte. Ich lasse dieselben in der Weise hier folgen, wie sie mir vom Kronprinzen mitgetheilt worden sind:

„Die Situation ist drohender, als man in Berlin sie anzusehen gesonnen ist.“

Bemerkung des Königs: „Aus welchem Grunde glaubt man, daß in Berlin man blind ist? Unser Gesandter ist mehr als alarmirt, ich selbst sehe sehr schwarz in Napoleons Pläne, selbst wenn sie für jetzt nicht ausführbar wären.“

„Verbindung Preußens mit Frankreich.“

„An eine solche Allianz habe ich nie gedacht und werde ich nie denken. Gegen wen soll sie denn gehen?“

„Das deutsche Volk sieht sich von Preußen verlassen.“

„Umgekehrt! Deutschland verläßt Preußen, weil dies nicht in die revolutionären Ideen der Fortschrittspartei eingeht und jenes nicht einsieht, daß Preußen das Bollwerk gegen die Republik ist.“

„England wendet sich unwillig ab.“

„Auf Englands materielle Unterstützung ist überhaupt auf dem Continent nicht zu rechnen. Seine moralische Unterstützung ist aber vom höchsten Werth und die hat Preußen soeben erfahren, indem es die Napoleonischen Gelüste auf das linke Rheinufer contrecarrirte. Die Abwendung der englischen Regierung scheint also doch nicht so schlimm zu sein.“

„Oesterreich dürfte sich der deutschen Bewegung ernsthaft bemächtigen.“

„Was wird unter ernsthaft gedacht? Etwa die Wiederaufnahme der Delegirten oder dergl.? Preußen hat niemals die sogenannte Umgestaltung Deutschlands aufgegeben, wohl aber sein December-Bernstorff-Programm ajournirt, weil keine Aussicht zur Durchführung vorhanden ist.“

„Der Kaiser sagte: c'est seulement une Prusse libérale.“

„Soll auf solches „mot“ Preußen seine ganze Politik basiren? Das ist wenigstens nicht meine Politik.“

„Frankreich scheint bei der Verwickelung im Orient Oesterreich Vortheile bieten zu wollen, die es bewegen könnten, gewissen Vergrößerungen Frankreichs geneigter zu werden.“

„Sehr möglich, wie es mir 1859 halb Deutschland anbot. Es kommt nur darauf an, was Andere dazu sagen und bei wem Rechtlichkeit die Basis bildet — 1859 hatte ich diese Basis.“

„Rußland dürfte weit entfernt sein, sich für alle Eventualitäten mit Preußen zu verbinden."

„Ist auch nicht Preußens An- und Absicht. Es hat die Grenzconvention geschlossen zur Sicherung der preußischen Interessen und hat dies vollkommen erreicht. Sollte Preußen etwa Frankreichs Gunst wegen in das polnische revolutionäre Horn stoßen? Oesterreich trägt jetzt Kosten und Unannehmlichkeiten als Lohn seines Kokettirens mit Polen."

„Napoleon will Rußland für seine geheimen Wünsche empfänglich machen."

„Sehr möglich. Jeder Tag hat seine Geschäfte."

„Preußen ist ohne Allianz."

„Sobald eine Gefahr droht, ist Preußen wiederum von Allen gesucht — das lehrt die Geschichte."

„Die Stellung ist politisch mehr als bedenklich."

„Sie ist ernst, aber nicht bedenklich; es müßte denn angenommen werden, daß Oesterreich und Deutschland mit Frankreich eine Allianz gegen Preußen schlössen. Ist dies anzunehmen?"

gezeichnet
Wilhelm.

14. April 63.

Unter den voranstehenden Bemerkungen des Königs schien mir die Erklärung, daß die im December noch von Bernstorff formulirten Absichten auf Deutschlands Bundesreform definitiv vertagt seien, weitaus das Wichtigste. Indessen antwortete ich dem Kronprinzen doch unter lebhaften Ausdrücken der Freude, daß sich der König überhaupt mit meiner Denkschrift beschäftigt hatte: „Ich glaube, daß Se. Majestät den Fortschritt und den Zeitgeist im Allgemeinen, der von Sicilien bis nach Norwegen die Völker bewegt, mit den Bewegungen einer kleinen Fraction der Preußischen liberalen Kammern verwechselt. Die jetzige Zeit gestattet nicht, — wie wohl keine Zeit in der Geschichte, — das augenblicklich und unbedingt Nothwendige auf unbestimmte Zeit zu „ajourniren". Warum sollte es unmöglich sein, daß Oesterreich endlich einmal die Wünsche des deutschen Volkes verstände und sie mit seinen eigenen vereinigte?"

Um den preußischen Herrschaften noch deutlicher vor Augen zu führen, wie wenig ein Stillstand in der Umgestaltung der europäischen Karte zu erwarten sei, glaubte ich in meinem Antwortschreiben an den Kronprinzen auch von

Nachrichten Gebrauch machen zu sollen, welche mir gerade aus Paris über die weitere Entwickelung des blutigen polnischen Aufstandes zugekommen waren.

Man hatte von dort die Weisung gegeben, die Polen möchten die von Rußland eben damals angebotene Amnestie ausschlagen, den Krieg auf dem Lande fortsetzen, die Städte den Russen überlassen, die Truppen des Czaren im Guerillakampf ermüden und den Krieg ohne größere Action nur immer hinausziehen, bis endlich die Zeit zu einer internationalen Action gekommen sein werde.

Die allgemeine Lage Europas war durch Polen und durch Schleswig-Holstein alarmirt. In beiden großen Fragen konnte jeden Augenblick eine Wendung eintreten, die den allgemeinen Krieg zum Ausbruch brachte. Um das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich noch mehr zu verwickeln, war die Gefahr nahe gerückt, daß der von Preußen in Aussicht genommene Handelsvertrag den Zollverein sprengen werde, während in der schleswig-holsteinischen und der polnischen Sache die Stellung Preußens gegen Frankreich immer feindseliger wurde.

Der Traum vom linken Rheinufer gewann in Frankreich in demselben Maße festere Gestalt, in welchem gewisse Schwärmereien für Polens Königthum, von denen man sich in Oesterreich niemals frei zu machen wußte, mehr hervorgetreten waren.

Auf den letztern Umstand baute die Kaiserin in Paris ihre katholisirenden und Prinz Napoleon seine national-demokratischen Pläne zur Kartenregulirung von Europa. Meine Berichte aus Paris wie alle Informationen, die mir durch meinen Oheim in Brüssel zukamen, stimmten darin überein, daß der Kaiser seit meiner Anwesenheit am Hofe der Tuilerien mit jedem Tage mehr dem Einflusse der beiden mächtigen Parteien unterlag. Die gleichzeitige mexikanische Expedition absorbirte das Interesse des Publikums nicht hinlänglich und verstärkte nicht das gute Verhältniß zu England, welches seinerseits wieder dringend die Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen wünschte, um gegen die beiden großen Continentalstaaten ein Gegengewicht zu schaffen.

In England war man nun nicht bloß über die äußere, sondern auch über die innere Politik Preußens erzürnt, und Sammer, welcher Ende April in London mit Palmerston und Russell verkehrte, meldete mit Erstaunen, daß diese alten Feinde Oesterreichs jetzt die besten und achtungsvollsten Reden über den Kaiserstaat und sein Verhalten gegenüber Rußland hielten. Nur freilich in Bezug auf Venetien, versicherten die englischen Staatsmänner, könne Oesterreich keine Unterstützung erwarten.

Trotzdem war nicht zu leugnen, daß die Lage Oesterreichs im Vergleich zu der Preußens eine günstigere geworden war. Da die polnische Sache wohl

zu großen diplomatischen, aber zu keinen kriegerischen Verwickelungen führte, so hatten sich die Gegensätze, welche zwischen den Ministerien des Aeußeren und des Inneren in Wien eine Zeitlang darüber zu Tage getreten waren, wieder beschwichtigt. Die antirussische Politik des österreichischen Cabinets flößte den deutschen Liberalen einiges Vertrauen ein.

Unter diesen Umständen glaubte ich mich mit dem Staatsminister von Schmerling in Verbindung setzen zu sollen, und machte demselben am 20. April den Vorschlag zu einer vertraulichen Besprechung über die deutschen Angelegenheiten, indem ich ihm zugleich meine Absicht ankündigte, in einiger Zeit selbst nach Wien zu kommen, um für die Neugestaltung Deutschlands auch an höchster Stelle womöglich das Wort zu führen. „Sollte der Augenblick" — schrieb ich an Herrn von Schmerling — „nicht gekommen sein, wo Oesterreich, rühmlichst eingetreten in die Sache der constitutionellen Staaten, seine neue hohe Bestimmung darin finden könnte, in einer großen und nationalen That das deutsche Einigungswerk aufzunehmen?"

Ich hatte dann noch auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche aus der allgemeinen Lage entsprangen, und sprach die Hoffnung aus, daß man in Oesterreich sicher die Ueberzeugung gewonnen haben werde: der Augenblick, wo gehandelt werden müsse, sei unwiderruflich gekommen.

Herrn von Schmerlings Antwort lautete:

„Eure königliche Hoheit geruhen meinen ehrfurchtsvollen Dank für das gnädige Schreiben vom 20. d. M., mit dem ich ausgezeichnet wurde, huldvoll entgegenzunehmen und die Versicherung zu empfangen, daß ich den hohen Werth desselben zu erkennen weiß. Eurer königlichen Hoheit erlaube ich mir geziemend zu bemerken, daß bei den vielen Angelegenheiten, die in den Bereich meiner Thätigkeit fallen, die deutsche Frage stets Gegenstand meines lebendigsten Interesses war und ist und ich die Lösung derselben als eine gerade für die österreichische Regierung bedeutende Aufgabe betrachte."

„Ich habe mich daher mit der Frage der Reform des deutschen Bundes unausgesetzt beschäftigt und bin mir klar, wie weit hierin die österreichische Regierung vorgehen könne."

„Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß diese Angelegenheit geordnet werden könne und geordnet werden müsse, halte ich jede Verzögerung, jede Vertagung für schädlich; die Lösung wird um so schwieriger, je später sie unternommen wird. Auch ich verkenne nicht, daß man bisher von allen Seiten viel zu wenig Nachgiebigkeit gezeigt, ja sich gefallen hat, kleine Kämpfe zu suchen, statt große Interessen zu fördern."

„Eure königliche Hoheit geruhen aus diesen meinen Aeußerungen gnädigst

zu entnehmen, wie sehr ich bereit bin, mitzuwirken, um die deutsche Frage zu behandeln und daß ich mich sehr glücklich und ausgezeichnet finde, dazu mit Eurer königlichen Hoheit in Verbindung treten zu dürfen."

„Ich würde es als eine besondere Gunst preisen, wenn es mir möglich würde, Eurer königlichen Hoheit persönlich meine Ehrfurcht bezeugen zu können, da eine mündliche Besprechung der deutschen Frage gewiß die Verständigung darüber anbahnen würde. Aber die Entfernung von Wien nach Gotha ist zu groß, als daß ich, der ich Wien für längere Zeit nicht verlassen kann, auf eine Reise einen Plan bauen könnte."

„Ich werde daher dem Glücke, Eurer königlichen Hoheit mich vorstellen zu dürfen, entsagen müssen, bis Eure königliche Hoheit Wien oder doch Oesterreich mit dem beabsichtigten Besuche beehren werden."

„Bis dahin wage ich Ew. königl. Hoheit weiteren gnädigen Mittheilungen entgegensehen zu dürfen. Genehmigen 2c. 2c.

Schmerling."

Wien, den 24. April 1863.

Wiewohl mir das voranstehende Schreiben eine ernste Bereitwilligkeit zeigte, auf Unterhandlungen über die deutsche Frage einzugehen, so konnte doch nicht mißverstanden werden, daß Herr v. Schmerling, sei es aus persönlichen, sei es aus allgemeinen politischen Rücksichten, nicht in der Lage war, in voller Oeffentlichkeit vorzugehen.

Ein von mir schon am 27. an ihn gerichtetes Schreiben hatte daher den Zweck, eine Zusammenkunft an irgend einem dritten Orte zu veranlassen, worauf aber nach längerer Verzögerung die Antwort erfolgte, daß dies dem Staatsminister unmöglich wäre und er eine Besprechung erst bei einem von mir geplanten Besuche in Wien für erwünscht und möglich hielte.

Augenscheinlich waren in der österreichischen Hauptstadt zweierlei Richtungen vorhanden, wovon die eine sich mehr an die Traditionen der alten Metternichschen Staatskunst, die andere an die besseren Erinnerungen aus der Zeit der österreichischen Reichsverweserschaft in Frankfurt anlehnte. An übermäßiger Klarheit des Wollens schien weder auf der einen noch auf der anderen Seite ein Ueberfluß zu sein.

Da es unter diesen Umständen sehr unsicher war, ob ich mich bei unvorbereiteten persönlichen Schritten in Wien nicht starken Enttäuschungen aussetzte, so beschloß ich zunächst meinen Cabinetsrath von Meyern dahin zu senden, um die Lage der Dinge genauer zu erforschen. Meyern war seinerseits immer mehr österreichisch als preußisch gesinnt, und während ich ihn in der letztern Richtung oft nur wider Willen zu halten vermochte, war er die geeignetste Persönlichkeit, um in Wien zu wirken. Er hatte zugleich die Aufgabe, meinen Besuch für den

Fall, daß sich die Verhältnisse günstig gestalteten, für die nächste Zeit in Aussicht zu stellen.

Ich hatte Meyern instruirt, zu erklären, ich hielte die Lage jetzt für günstig, daß Oesterreich in Deutschland vorginge, da die Gefahren vor Napoleon und vor der Demokratie gleich große wären, und also den loyalen Mächten es dringend darauf ankommen müsse, durch Zugeständnisse an das deutsche Reich ihre Stellung zu sichern. Vorschläge ernster Art, ein Parlament und die Bildung einer Centralgewalt, würden zu erwarten sein und, Angesichts der drohenden Lage, von den Mittelstaaten angenommen werden, wenn man sähe, daß Oesterreich ernstlich wolle. Ich ließ auch erklären, daß ich nicht für mich allein meine Propositionen machen möchte, sondern im Namen zahlreicher Freunde. Es sei vielleicht das letzte Mal, daß sich die nationale Partei an Oesterreich wende. Kehre ich mit ablehnender Antwort zurück und wäre von Oesterreich jetzt nichts zu hoffen, so würden meine schlimmsten Befürchtungen für Deutschland und Oesterreich zugleich sich als nur zu gegründet erweisen.

Meyern fand es nicht ganz leicht, mit diesen Anschauungen bis in das Cabinet des Grafen Rechberg vorzudringen. Ein ausgezeichneter, sehr eingeweihter und vertrauter Politiker machte Meyern mit den eigenthümlichen Verhältnissen, wie sie augenblicklich lagen, bekannt und gab auch Rathschläge für mein eigenes Verhalten in Wien. Die Aeußerungen dieses Mannes sind von solcher Wichtigkeit, daß sie zur Kenntniß der Situation völlig unentbehrlich erscheinen.

Im Interesse der vorzutragenden Angelegenheiten, so äußerte sich unser Vertrauensmann, sei für den Herzog vor Allem Personalkenntniß und die sorgfältigste Rücksichtnahme auf diese nöthig. Die Hauptperson sei und bleibe, auch in der äußeren Politik, der Kaiser. Man würde sehr irren, wenn man glaube, daß er von diesem oder jenem Minister oder überhaupt von Personen ohne weiteres geleitet werde. Er höre Alle, überlege sich das Gehörte für sich und entscheide sich schließlich allein. Er sei fast vollständig au fait der inneren sowie der äußeren österreichischen Verhältnisse, auch der deutschen. Auch habe er Interesse für die deutsche Reform, er kenne nicht nur die Geschichte seines Hauses, sondern auch die Deutschlands ganz wohl. Doch sei ein Grundzug seines Charakters: Nichts zu überstürzen, sondern womöglich mit Festhaltung des legalen Bodens vorzuschreiten, wenn er die Nothwendigkeit des Vorschreitens eingesehen. Von dem Werth der öffentlichen Meinung und der Rathsamkeit, sie nicht zu unterdrücken, sondern zu leiten, sei er überzeugt, und nachdem er 1859 den constitutionellen Staat geschaffen, werde er, trotz aller Insinuationen von höchsten Verwandten oder dergleichen, an demselben festhalten.

1. Der Herzog werde erst eine Luftschicht bei ihm durchdringen müssen, ehe er sein deutsches Reformprojekt entwickeln könnte, die des Mangels an Vertrauen; denn er sei natürlich vielfach bei ihm in ein falsches Licht gestellt worden.

2. Graf Rechberg sei ursprünglich ein Staatsmann der alten österreichischen Schule durch Compromiß neben dem liberaleren Schmerling unter dem Minister-Präsidium des Erzherzogs Rainer. Er kenne die Verhältnisse der deutschen Mittelstaaten sehr genau, fast besser als Schmerling. Auch er sei nichts weniger als zu einem gewissen schwunghaften Vorgehen in Deutschland geneigt, und der Herzog werde, wenn Rechberg sich überhaupt auf eine Discussion mit ihm einlasse, eine noch stärkere Luftschicht bei ihm zu durchdringen finden.

3. Zugänglicher werde der aus Grundsatz liberale Schmerling sein; aber auch bei ihm werde der Herzog Zurückhaltung finden.

4. Die Hauptperson in deutschen Angelegenheiten sei v. Biegeleben. Er habe das Reformprojekt ausgearbeitet, das eben jetzt zum Vortrag liege. In wichtigen Fällen habe dieser persönlichen Vortrag beim Kaiser. Er sei der Schrecken der hiesigen Diplomaten, bis obenhin boutonnirt; nichts aus ihm herauszubringen. Wenn der Herzog ihn ohne Auftrag des Kaisers spräche, werde er kaum ein Wort zu hören bekommen. Uebrigens sei er rechtschaffen und discret. Die deutsche Frage werde von Rechberg, Schmerling und Biegeleben zu dritt berathen, wozu Gagern ins Vertrauen gezogen werde.

5. Nicht zu übersehen für den Herzog sei der Ministerpräsident, Erzherzog Rainer, ein ebenso gescheidter wie liberaler und unterrichteter Herr.

Im weitern Verlaufe seiner wichtigen Mittheilungen glaubte unser Vertrauensmann unbedingt rathen zu sollen, „daß der Herzog, wenn er nach Wien käme, vor allem Andern eine Unterredung mit dem Kaiser über seine Auffassung der Lage anstreben müßte".

„Aber bei Leibe dürfe der Herzog, weder bei ihm noch bei Andern, mit „Demokratie", „Reichsverfassung", „Gefahren für Oesterreich" und dergleichen vorgehen". Gegen letztere namentlich sei man hier so dickhäutig, daß sie nur noch den entgegengesetzten Eindruck machten. Ungarische und italienische Verschwörer würden täglich denuncirt, und selbst die Leidenszeit von 59 habe hier in Wien Niemanden aus der Gemüthlichkeit gebracht; hierin denke man gewissermaßen großartig.

Der Herzog müßte den Kaiser besuchen als ein deutscher Souverain, der nichts zu cachiren oder zu verheimlichen habe und der als liberal-constitutioneller Fürst dem jetzigen Oesterreich die Hand biete. Daß so und soviel Nationale hinter ihm ständen, davon würde er an des Herzogs Stelle vorerst gar nichts erwähnen; diese Erwähnung finde sich später von selbst. Würde nun der Kaiser

auf ein Bundesreformgespräch eingehen, dann müsse der Herzog ihm nichts octroyiren wollen, sondern dem Kaiser selbst das auf die Zunge legen und ihn aussprechen lassen, worauf es ihm — dem Herzoge — ankomme: „Er habe gehört, man habe hier wieder Reformpläne, er würde gern seine Hand bieten." „Ob der Kaiser erlaube, daß er mit seinen Ministern darüber spräche; ob er Biegeleben vielleicht ermächtigen wolle, mit ihm darüber zu conferiren." Denn nur durch Auftrag des Kaisers würden sowohl die Minister, wie namentlich Biegeleben dazu zu bewegen sein, überhaupt zu sprechen. Sonst würden sie einfach den Herzog sprechen lassen und das Gehörte ad referendum nehmen."

„Würde es aber in Folge einer Ermächtigung des Kaisers zwischen dem Herzog und den Ministern und Biegeleben zu einer Besprechung kommen, so müsse er auch diesen gegenüber sich hüten, etwas zu sagen, was wie ein Schreckschuß aussehe; auch nicht eher, als bis es sich vergleichsweise anbringen ließe, die „Reichsverfassung" mit geeigneten Veränderungen und österreichischer Spitze als empfehlenswerth anführen."

„Das jetzt fertig daliegende Reformprojekt enthalte nämlich wiederum nur ein Minimum von dem, was die deutschen Nationalen erwarteten; aber selbst dieses Minimum müsse der Natur der Dinge nach gegen Preußen gerichtet sein. Wenn man sich also schon genire, Preußen in der deutschen Reformfrage auch nur zart anzufassen — eben wegen des vorsichtigen Charakters aller hiesigen Staatsmänner — so würde eine Erwähnung der Reichsverfassung, unter Voraussetzung des österreichischen Kaiserthums selbst, sicher als ganz ungeeignet befunden werden. Hätte man nur überhaupt erst einen Reformantrag durchgebracht, so werde sich derselbe — das sei hier die Meinung — schon von selbst fortentwickeln."

Als Herr von Meyern nach diesen ihm zu Theil gewordenen Informationen sich am 5. Juni sowohl zum Minister Graf Rechberg wie auch zu Herrn von Schmerling begab, fand er die Anschauungen unseres Vertrauensmannes im hohen Grade bestätigt. Der Staatsminister von Schmerling zeigte sich voller Bereitwilligkeit, mich zu empfangen und anzuhören, aber in Bezug auf alle eigentlichen Fragepunkte zunächst streng verschlossen. Er versicherte, daß ich mich in Wien überzeugen würde, wie wenig man Deutschland hier „vergessen" hätte; aber er bemerkte auch, daß der Ausbau Oesterreichs allen anderen Dingen vorangehe.

Er lächelte, als mein Bevollmächtigter erwähnte, daß man mich wohl in Oesterreich vielfach in falsches Licht gesetzt hätte, und er nickte verbindlich und zustimmend, wenn jener versicherte, daß ich mir nur consequent geblieben wäre und die nationale Sache unparteilich den beiden Großmächten gegenüber ver-

treten hätte. Als Meyern von den Ideen der einheitlichen Spitze und der Volksvertretung Deutschlands sprach, zeigte der Staatsminister sofort die von dem Vertrauensmann schon am Tage vorher angekündigte Zurückhaltung. Es war also richtig, daß man ohne ausdrückliche Ermächtigung des Kaisers nicht viel von dem „Schmerlingschen Programm" in der deutschen Frage erfahren konnte.

Ebenso verlief das Gespräch v. Meyerns mit dem Grafen Rechberg, nur mit dem Unterschiede, daß der Minister des Aeußern sich offener über die Stellung Oesterreichs zu den deutschen Staaten verbreitete, aber auch sich weniger geneigt zeigte, gerade mit mir in ernstere Verhandlungen einzutreten; denn er war in der Sache ganz entschlossen, den formalen gesetzlichen Boden bei den Bundesreformplänen nicht zu verlassen, den deutschen Gouvernements nichts zuzumuthen, nicht mit denen zu gehen, welche er Demokraten nannte und worunter er vorzugsweise den Nationalverein verstand, und endlich mit Berlin gut zu bleiben.

Insbesondere verdient seine Bemerkung aufbewahrt zu werden, daß nach seiner Ueberzeugung „die deutschen Gouvernements nie von ihren Souverainetätsrechten lassen und im Falle eines Krieges lieber einen Rheinbund bilden würden". Im Uebrigen ließ mir Graf Rechberg officiell erklären, daß er gespannt sei, mich selbst zu sprechen, und jederzeit bereit sein werde, mich hier zu diesem Zwecke zu empfangen.

Als mir Meyern von den in Wien erhaltenen Aufträgen zuerst telegraphische Mittheilung machte, war ich bereits auf der Reise nach meinen österreichischen Besitzungen begriffen. Nachdem ich noch Ende Mai mit von Bennigsen die Hoffnungslosigkeit der preußischen Verhältnisse besprochen hatte und durch Sammer, der in Berlin war, versichert werden konnte, auch die kronprinzlichen Herrschaften wären der Meinung, daß es nur durch einen großen äußeren Anstoß besser werden könnte, so schien es mir nicht zweifelhaft, daß meine Anknüpfung in Oesterreich politisch richtig gewesen sei; wäre es auch nur zu dem Zwecke, um Preußen vorwärts zu drängen und durch die hergebrachte Eifersucht der beiden Großmächte auf einander unsere unglückliche deutsche Frage in's Rollen zu bringen.

Ich reiste mit der Herzogin und deren Schwägerin, der Prinzessin Wilhelm von Baden, am 6. Juni von Coburg nach Greinburg in Oberösterreich und traf daselbst bereits den von Wien zurückkehrenden Meyern. Die von ihm mitgebrachten Informationen, insbesondere diejenigen unseres Vertrauensmannes — des trefflichen Kenners der österreichischen Verhältnisse — waren so werthvoll, daß ich sogleich erkannte, wie bei geschickter Benutzung jener Winke der Zeitpunkt

richtig gewählt wäre, um in dem großen schwer zu bewältigenden Räderwerk der österreichischen Staatsmaschine sich vortheilhaft zu bewegen.

Schon am 9. Juni fuhr ich mit dem Dampfschiff nach Wien, auf welchem mich die Herzogin sowie der inzwischen bei uns eingetroffene Prinz Wilhelm und dessen Gemahlin bis Melk begleiteten. Als ich am späten Nachmittage in Wien eintraf, besuchte mich Herr von Gagern in meinem Hôtel und bestärkte mich sofort in der Absicht, vor jedem andern Schritte bei dem Kaiser selbst den Versuch zu machen, eine Geneigtheit dafür zu bewirken, daß sich die officiellen Persönlichkeiten auf Verhandlungen mit mir einlassen dürften.

Ich erbat und erhielt auch gleich am folgenden Tage eine Audienz bei Sr. Majestät, welcher mich sehr gnädig und freundlich empfing. Alle meine Erwartungen in Bezug auf das Interesse, welches der Kaiser den deutschen Angelegenheiten entgegenbrachte, wurden weit übertroffen.

Es waren viele Jahre vergangen, seit ich den Kaiser zuletzt gesehen hatte, und aus dem jugendlich anmuthigen Manne war ein erfahrener, über alle Verhältnisse gut unterrichteter und in politischen Dingen sich völlig sicher bewegender Herrscher geworden. Meinen ersten Eindruck, den ich nachher nur immer von Neuem bestätigt fand, habe ich damals sofort in die Worte zusammengefaßt: „Von allen Staatsmännern, welche sich in Oesterreich mit den deutschen Fragen beschäftigen, finde ich den Kaiser ganz persönlich als den bei Weitem bestunterrichteten, unbefangensten und klarsehendsten. Bei den meisten Andern herrschen Illusionen oder große Unkenntniß der maßgebenden Kreise des deutschen Volkes."

In Graf Rechberg trat ja der diplomatische Routinier selbstverständlich in aller Schärfe hervor, aber auch mit den gefährlichsten Seiten desselben, der großen Ueberschätzung des Kleinkrams der Politik. Er sah lauter Schwierigkeiten in den Personen sowohl, wie in den Sachen und hatte nicht die leiseste Absicht zu ernstlichen Zugeständnissen, Preußen oder der nationalen Sache gegenüber. Sein Hintergedanke schien zu sein, daß es Oesterreich gegenwärtig wegen der europäischen Lage nützlich sein möchte, Deutschland das Schauspiel eines brillanten Feuerwerks zu bieten; er unterhandelte aber dabei fortwährend mit Preußen in dem Sinne, daß doch nichts zu Stande kommen werde. Es war eine merkwürdige Mischung von Mißgunst gegen und Freundschaft für Preußen bei ihm vorhanden, welche bewirkten, daß die Dinge während meines Aufenthaltes in Wien fast täglich eine andere Färbung annahmen.

Nichts aber war richtiger, als die Herrn v. Meyern gleich anfangs von unserem vielerwähnten Vertrauensmann gemachte Versicherung, daß ich ohne ausdrückliche Ermächtigung des Kaisers nach keiner Richtung hin und von Niemandem reinen Wein erhalten würde. So dankte ich es also ohne Zweifel

nur meiner Audienz bei Sr. Majestät, wenn mein Besuch bei dem Grafen Rechberg sich nicht ganz nutzlos gestaltete.

Als ich den Kaiser zuerst sprach, glaubte ich mit Rücksicht auf die von der österreichischen Regierung vorbereitete Reform die Frage vorsichtig stellen zu dürfen, ob Oesterreich an der Bundesacte festhalten wolle, oder ob es dieselbe auch in wesentlichen und entscheidenden Punkten aufzugeben gedächte. Ich erhielt die erfreuliche Antwort, daß nun einmal der bestehende Bund doch gar zu verhaßt sei, um ihn länger aufrecht halten zu können.

Wie ich es nun glücklich für Deutschland pries, daß der Kaiser davon sich überzeugt habe, trug er mir selbst an, mich bei den Ministern über den Stand der Angelegenheit und über die Bestimmungen der Reformacte unterrichten zu dürfen. Es war die wohlthuendste Offenheit und Unbefangenheit, mit welcher der Kaiser — sachlich und völlig vorurtheilsfrei — über die Dinge sprach.

Wenn man in späteren Stadien der Entwickelung demselben einen Gedanken an die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums zuschrieb, so muß ich sagen, daß ich in der Geburtsstunde der Idee des Fürstentages auch nicht die mindeste Beobachtung zu machen im Stande war, die bei dem Herrscher Oesterreichs eine derartige Ambition hätte voraussetzen lassen. Im Uebrigen theilten damals viele Personen mit mir die Ansicht, daß die Lösung der deutschen Frage immer wieder mißlingen werde, wenn nicht die deutschen Fürsten selbst und persönlich sich über dieselbe verständigen würden. Während meiner Anwesenheit lag gleichsam diese Sache in der Luft*).

Als ich am 11. Juni zuerst mit Rechberg und dann mit Schmerling conferirte, war der Letztere in so siegesgewisser Stimmung, daß er sich in Erinnerungen an Frankfurt und sein Reichsministerium, nicht ohne vielfache Vergleichung mit der gegenwärtigen Lage der Dinge, erging und die Hoffnung aussprach, bei den zu erwartenden Conferenzen noch einmal in die alte Reichsstadt zu kommen.

Was die Reformfrage des deutschen Bundes in sachlicher Beziehung anbelangte, so zeigte sich Herr von Schmerling über die bestehenden Projekte weniger genau unterrichtet, und ich war in dieser Beziehung lediglich auf die Mittheilungen des Grafen Rechberg angewiesen.

*) Das Projekt eines Fürstencongresses wurde meines Wissens zuerst in einer Broschüre des Jahres 1862 ausgesprochen: Oesterreichs und Preußens Mediatisirung, die conditio sine qua non, und monarchisch parlamentarische Lösung des deutschen Problems. Der Verfasser war Graf Vitzthum von Eckstädt, der in seinen neuesten wichtigen Erinnerungen in der Einleitung S. 18 auf die Sache zurückkommt.

Daß zwischen den beiden Ministern ein scharfer Gegensatz und von Seite Rechbergs gegen Schmerling eine starke Eifersucht im Spiele waren, trat unverkennbar hervor. Graf Rechberg versicherte außerdem, daß das Reformprojekt noch keineswegs zur völligen Reife gediehen sei, und versprach, mir dasselbe zur Einsicht zu senden, sobald es festgestellt wäre.

An demselben 11. Juni war ich von Sr. Majestät zum Diner in Schönbrunn geladen und hatte Gelegenheit, nach demselben neuerdings das große Interesse zu beobachten, welches der Kaiser persönlich der deutschen Frage, und zwar von ganzem Herzen, zuwendete. Ebenso bestimmt ging jedoch seine Ansicht dahin, daß man ohne Preußens Mitwirkung nicht leicht etwas thun und noch weniger etwas erreichen könne.

Der Kaiser schien unablässig auf dem Standpunkt stehen bleiben zu wollen, welchen die Beziehungen der beiden Höfe seit so langer Zeit an die Hand gegeben hatten. Am wenigsten war von einer persönlichen Entfremdung zu bemerken, welche damals und später von dem Publikum vorausgesetzt worden ist und die man heute als eine Legende jener Jahre bezeichnen möchte.

Noch am 15. sagte mir der Kaiser in der Abschiedsaudienz, die ich erhalten hatte, daß er persönlich Alles anwenden wolle, um mit dem König von Preußen gemeinschaftlich vorgehen zu können.

In den acht Tagen, welche ich in Wien zubrachte, hatte sich die Situation indessen oftmals geändert, und als ich mich am 16. von dem Erzherzog Rainer verabschiedete, so bemerkte dieser in der leutseligen und liebenswürdigen Weise, welche ihn auszeichnete, daß man sich nicht zu viel von den Reformen, die im Werke wären, versprechen dürfe, es sei vielmehr eine stark retrograde Tendenz, welche das Uebergewicht gewänne. Auch Herrn von Schmerling fand ich bei einem späteren Besuch ziemlich kleinlaut und bereits mit Vorahnungen erfüllt, daß es ihm schwerlich gegönnt sein werde, einen unmittelbaren Antheil an der weiteren Entwickelung der Dinge in Deutschland zu nehmen.

Da ich den Wunsch hatte, möglichst viel und Detaillirtes über die Absichten des österreichischen Cabinets zu erforschen, so ließ ich schon am 11. den Staatsrath Francke von Coburg nach Wien kommen, insbesondere, um Auskünfte und Mittheilungen über die schleswig-holsteinische Frage geben zu können. Derselbe hatte mit allen einflußreichen Staatsmännern längere Conferenzen, gewann aber auch alsbald den Eindruck, daß die Richtung Rechbergs dominire und man daher nur ein Minimum, wenn nicht gänzlich Unzulängliches in Bezug auf die Reform so wie in der schleswig-holsteinischen Frage zu erwarten haben werde.

Francke, welcher ein sehr treues Gedächtniß besaß, schrieb seine Unterredungen mit den österreichischen Ministern und den Räthen des auswärtigen Amtes fast wörtlich nieder, und hat charakteristisch genug seinen Bericht damit geschlossen, daß er erzählte, Graf Rechberg habe ihm die Hoffnung ausgesprochen, ihn binnen Kurzem wiederzusehen, wozu er jedoch nach Allem, was er gehört hätte, gar keine Neigung verspüre.

Besonders bedenklich erschien es, daß einer der Räthe des Ministeriums Francke die Versicherung gab, es wäre eigentlich mehr die polnische als die deutsche Frage, welche in jenem Augenblicke die österreichische Politik beherrsche; man fürchte insbesondere Rußland, weil man sich den Westmächten zu sehr genähert habe, und suche aus diesem Grunde wohl am meisten ein besseres Verhältniß zu Deutschland. Es machte den Eindruck, als ob die Aufstellung der Bundesreform mehr einen Schachzug in der allgemeinen europäischen Entwickelung, als eine auf sich selbst gestellte politische Action darstellen sollte. Auch war man im auswärtigen Ministerium durch die schleswig-holsteinische Frage sehr beunruhigt und getraute sich in dieser Angelegenheit keinen Schritt von der Politik Preußens abzuweichen.

Was Herrn v. Schmerling betraf, so fand ihn Francke mehr enthusiastisch für die Bundesreform im Allgemeinen eingenommen, als eigentlich eingeweiht, und obwohl er betheuerte, daß meine Anwesenheit für das Projekt sehr fördernd gewesen wäre, so versicherte er doch auch, daß er die Rückwirkung desselben auf die inneren Verhältnisse Oesterreichs noch nicht völlig in Erwägung gezogen habe. Er meinte, daß die verschiedenen Völkerschaften, namentlich die Ungarn, aus der Furcht vor Germanisirung der Sache nicht günstig sein würden, wenn auch die Schwarzenbergische Idee, alle österreichischen Kronländer in den Bund eintreten zu lassen, bestimmt aufgegeben sei. Herr v. Schmerling verwahrte sich insbesondere dagegen, daß er mit dem Grafen Rechberg über die Reformen einig geworden sei, und erwartete dies erst von einer Besprechung, die noch stattfinden sollte. „Schmerling macht den Eindruck," versicherte Francke, „eines abgearbeiteten müden Mannes, der sich anmerken läßt, daß seine Thätigkeit durch heterogene Einflüsse gelähmt ist."

Auffallend war es, daß die liberalen Blätter in Wien, welche mit dem Ministerium Schmerling in Zusammenhang zu stehen schienen, der ganzen deutschen Frage wenig Aufmerksamkeit zuwendeten. Einer der Leiter derselben, Herr Kuranda, machte dem Staatsrath Francke die unumwundensten Erklärungen, daß es eigentlich mit Deutschland nichts wäre und eine deutsche Reform überhaupt nicht gelingen könne. Merkwürdig war nur, daß diese liberalen Kreise Oesterreichs trotz solcher Ansicht sich doch seit Jahren nicht abhalten ließen,

in taktlosester Weise gegen die Bestrebungen des Nationalvereins Front zu machen, und daß sie jede Minderung des österreichischen Regierungseinflusses in Frankfurt fast als eine Beleidigung jedes einzelnen deutschen Oesterreichers behandelten.

Die gesammte Situation zur Zeit meiner Anwesenheit in Wien schien um so schwieriger beurtheilt werden zu können, als sich bis in die höchsten Kreise überall die schärfsten Parteigegensätze beobachten ließen. Doch glaubte ich meine Eindrücke in folgende Sätze zusammenfassen zu dürfen, von welchen ich bei meiner Rückkunft nach Coburg sowohl dem Kronprinzen wie auch meinem Oheim in Brüssel Mittheilung machte:

„Die constitutionelle Monarchie ist in Folge der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit aufgerichtet. Der Kaiser ist fest entschlossen, nicht zu früheren Zuständen zurückzukehren. Ueberall herrscht die Empfindung und der Wille vor, die Gesammtmonarchie zu erhalten, wenn man sich auch nicht verhehlt, daß in einzelnen wichtigen Punkten den Ländern gegenüber noch zu größeren Concessionen werde übergegangen werden müssen."

„In der deutschen Frage herrscht durchweg die Ansicht, sich um keinen Preis aus Deutschland verdrängen zu lassen. Das alte Programm, den Eintritt Gesammt-Oesterreichs in ein deutsches Parlament zu verlangen, ist aufgegeben. Kaiser und Gouvernement wünschen die Bundesreorganisation mittelst Verständigung mit Preußen in einer Form auszuführen, die es auf der einen Seite ermöglicht, der Mehrzahl der Bevölkerungen zu genügen, und zugleich auf der andern Seite den deutschen Regierungen nicht eine Unmöglichkeit zu freiwilliger Beistimmung bereitet. Nationale Kokarde und Farben, Handelsflagge und thätige Mitwirkung zur Gründung einer deutschen Flotte will man gern zugestehen."

„In europäischen Beziehungen legt man ganz besonderen Werth auf Erhaltung der englischen Allianz. Man wünscht keine Feindschaft mit Frankreich, auch nicht mit Rußland; doch hat man den festen Willen, sich von keiner der beiden Mächte, weder durch Drohungen noch durch Versprechungen, zum Nachtheil deutschen Gebietes und deutschen Interesses beeinflussen zu lassen. In der polnischen Frage wünscht man soviel als möglich mit den Westmächten zu gehen, ohne jedoch den Russen zu wehe zu thun. Man glaubt ihnen nicht mehr zumuthen zu können, als man bei sich selbst den Ungarn zugestanden hat oder ihnen wahrscheinlich wenigstens noch zugestehen wird."

„In der schleswig-holsteinischen Angelegenheit hat man die unglückliche Idee, Execution in Holstein einlegen zu wollen, um von den Dänen das Halten der Verträge von 51 zu erzwingen. Es würde dies rein im dänischen Sinne sein, indem gegen jene Verträge schon damals die deutschen Bevölkerungen und viele deutsche Regierungen protestirten, und die Ausführung derselben für die



Herzogthümer unheilvoll ist. Möglich jedoch, daß man von dieser Idee noch wieder abgeht.“

„Was meinen Aufenthalt in Wien anbelangt,“ fügte ich meinem Schreiben vom 29. Juni an den König Leopold hinzu, „so kann ich in politischer Beziehung im Allgemeinen mit dem Resultate desselben zufrieden sein. Die Hauptsache bleibt immer noch, daß man die Wege, die man zu gehen hat, dort genau kennt und nicht durch unnöthiges Zaudern und Zeitverlieren die günstige Lage der Dinge sich verändern läßt.“

„Die Sache ist so einfach. Oesterreich muß die deutsche Frage in die Hand nehmen und das sofort, den Regierungen bestimmte Propositionen machen und an die Bevölkerungen mit einem Manifest hervortreten. Die Modalitäten der Regelung selbst sind: ein permanenter Executionsausschuß unter Oesterreich und Preußen, ihm zur Seite ein Fürstencolleg, für die Hauptinteressen des Gesammtvaterlandes ein Parlament, aus freien Wahlen hervorgegangen, zu denen Oesterreich nur seine rein deutschen Provinzen wählen läßt, deutsche Flagge, Flotte, Kokarde zugestanden.“

„Ich habe aufrichtig in Wien gesprochen und viel verhandelt, man mußte mir in Allem Recht geben und hat weitgehende Versprechungen gemacht. Ich wiederhole aber, tritt Oesterreich nicht binnen jetzt und vier Wochen hervor, so wird die Stellung schon schwieriger; in Frankfurt hat dann die Abgeordnetenversammlung — eine Art Vorparlament — getagt, und eine Menge einflußreicher Männer werden präjudicirliche Beschlüsse gefaßt haben. Du würdest sehr günstig einwirken können, wenn Du zur nothwendigen Action treibst. Ueber die Situation im Allgemeinen habe ich ein kleines Resümé beigelegt. Bis auf den Kaiser, der stets zuvorkommend und gentlemanlike sich benimmt, war man von Seite der Minister ziemlich kühl und unverbindlich gegen mich.“

Inzwischen waren zwei Wochen vergangen, ohne daß ich seit meiner Abreise von Wien etwas Näheres über den Fortgang der Angelegenheit gehört oder den mir vom Grafen Rechberg versprochenen Reformentwurf zur Einsicht erhalten hätte. Erst am 7. Juli schrieb mir Herr von Gagern in Folge einer dringenden Bitte um Aufklärungen, daß die Angelegenheit ins Stocken gekommen wäre. Der König von Preußen, der sich in Karlsbad zur Badekur aufhielt, war zunächst nicht in der Lage, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich zu wünschen, und dieser wollte in der Reformangelegenheit nicht einen einzigen Schritt unternehmen, bevor er sich nicht mit dem Ersteren persönlich verständigt haben würde. „Davon“ — so schrieb Herr von Gagern — „scheint nicht allein die Einleitung, sondern selbst die letzte Feststellung der schon reifen Entschlüsse abzuhängen.“

Ich habe niemals erfahren, welche Hindernisse die von Seite des Kaisers von Oesterreich beabsichtigte Verständigung zwischen den beiden deutschen Großmächten vereitelt haben; der äußere Gang der Thatsachen dagegen ist verhängnißvoll genug gewesen, indem der Kaiser von Oesterreich bekanntlich erst am 2. August in die Möglichkeit gesetzt wurde, den König von Preußen in Gastein aufzusuchen, wo sich der Letztere zur Nachkur befand. Da aber die formelle Einladung zum Fürstencongreß schon vom 31. Juli datirte und am 3. August gleichzeitig dem Könige von Preußen wie allen übrigen deutschen Fürsten überreicht wurde, so konnte Herr von Bismarck mit Recht später den Vorwurf erheben, Oesterreich habe keinerlei ernsten Versuch gemacht, sich mit Preußen über die Reformfrage vorher zu verständigen.

Eine nicht geringe Anzahl von Fürsten, zu denen ich zählte, hegte die Hoffnung, daß durch persönlichen Austausch der Meinungen unter den Souverainen sich jene Modificationen in der vorgelegten österreichischen Reformacte wohl ergeben müßten, welche für die Stellung Preußens zu fordern waren. Daß sich um den König von Preußen auf einem Fürstentage sogleich eine feste Partei gruppirt hätte, war selbstverständlich; und eine offene Frage der Geschichte wird es immer bleiben, ob bei dem damaligen persönlich guten Willen des Kaisers von Oesterreich nicht die vereinigten Forderungen Preußens und seiner Anhänger vollen Eingang gefunden haben würden.

Doch fielen alle Reflexionen solcher Art in nichts zusammen gegenüber Geschehnissen, welche in Karlsbad und Gastein sich vollzogen hatten. Indem ich Vermuthungen darüber nicht weiter verfolge, soll es vielmehr mein Bemühen sein, die Ereignisse der nächsten Wochen, die unter allen Umständen merkwürdig und in gewisser Art einzig in der Geschichte unserer Zeit waren in strengster Sachlichkeit zu erzählen und der Vergessenheit zu entreißen. Es leben heute nur noch so wenige Theilnehmer an den Begebenheiten jener Tage, welche im vollsten Umfang als Zeugen gelten können, daß man es begreiflich finden mag, wenn sich meine Darstellung etwas ausführlicher entwickelt, als durch die Erfolge des Frankfurter Fürstencongresses vielleicht an und für sich gerechtfertigt sein möchte.

Zweites Capitel.

Der Fürstencongreß zu Frankfurt.

Der Monat August des Jahres 1863 begann an allen deutschen Höfen mit einer Art von ängstlicher Spannung in Betreff der Entschlüsse, welche der Kaiser von Oesterreich über die deutschen Bundesangelegenheiten zu fassen im Begriffe war. Niemand wagte zu behaupten, daß das höchst persönliche Eintreten der deutschen Präsidialmacht für eine Neugestaltung Deutschlands nicht von durchschlagendem Erfolge werden könnte. Die preußische Regierung befand sich in einem Momente gefährlicher Erregung wie nie zuvor und niemals wieder nachher. Wird der König von Preußen der Aufforderung Kaiser Franz Josephs Folge geben? Wird es zu einer Verständigung der beiden deutschen Großmächte kommen?

Ich erhielt von allen Seiten Anfragen und Mittheilungen, und weil man wußte, daß ich zuletzt in Wien persönlich in ähnlichen Angelegenheiten thätig gewesen, so meinte man, mir auch einen hervorragenden Antheil an den Bundesreformprojekten selbst zuschreiben zu sollen. Allein thatsächlich hatte ich auf die Feststellung des sogenannten Entwurfs, wie der Leser weiß, auch nicht den leisesten Einfluß genommen noch nehmen können.

Auch der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen empfanden die Schwierigkeit der Situation und erfreuten mich mit Mittheilungen merkwürdiger Art, welche leider einer gewissen bangen Sorge der patriotisch denkenden und wohlwollenden hohen Herrschaften nicht entbehrten. Ich suchte nach allen Seiten zu beruhigen und meiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß, so sehr auch über die Methode zwischen den Gouvernements Streit sein möchte, doch in wesentlichen Dingen eine große Zahl von Fürsten sich niemals von den Interessen Preußens trennen werde und könne.

Endlich war am 6. August das an alle deutschen Fürsten gerichtete Einladungsschreiben des Kaisers von Oesterreich auch meiner Regierung zugekommen. Es lautete:

„Durchlauchtiger lieber Oheim und Herzog!

„Beseelt von dem Wunsche zur Wohlfahrt Deutschlands beizutragen, und der Ueberzeugung Mich nicht verschließend, daß die Verfassung des deutschen Bundes in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht mehr in genügendem Maße dem Zweck entspreche, ein stetes Band der Einigung für Deutschlands Fürsten und Völker zu bilden, halte Ich es als Bundesfürst für Meine Pflicht, Meine ganze Sorgfalt von Neuem der sich immer dringender gestaltenden Aufgabe einer zeitgemäßen Reorganisation des Bundes zuzuwenden."

„In der Hoffnung, Mich hierin mit den Gesinnungen und Bestrebungen Meiner Bundesgenossen zu begegnen, habe Ich Mich entschlossen, den souverainen Fürsten und freien Städten Deutschlands die Eröffnung einer gemeinsamen Berathung über die Frage vorzuschlagen, wie die deutsche Bundesverfassung unter Aufrechthaltung ihrer wesentlichen Grundlagen, aber zugleich unter wohlerwogener Berücksichtigung der politischen Bedürfnisse der Gegenwart neu befestigt und ausgebildet werden könnte."

„Sowohl die hohe Wichtigkeit dieser Frage, als die Erwägung, daß die Lösung der vielfachen mit derselben verbundenen Schwierigkeiten einen unmittelbaren Meinungsaustausch zwischen den Souverainen leichter, als einer Unterhandlung durch Bevollmächtigte gelingen könne, haben Mir zugleich den Wunsch eingegeben, es möge Meinen hohen Verbündeten genehm sein, Sich in Person mit Mir zu der gedachten Berathung zu vereinigen."

„Eurer Liebden zu einer solchen Versammlung einzuladen, ist die Bestimmung des gegenwärtigen Schreibens. Auf Kräftigung des Bundesprincips gerichtet, würde der Zweck dieser Zusammenkunft schon in der Wahl des Ortes einen passenden Ausdruck finden, wenn diese Wahl auf die Bundesstadt Frankfurt fiele, und Ich würde es daher Eurer Liebden Dank wissen, wenn es Denenselben gefallen würde, Mir in der genannten Stadt, wohin Ich Mich am 16. August zu begeben die Absicht hege, zu dem bezeichneten heilsamen und der Mitwirkung Eurer Liebden so würdigen Werke als Bundesgenosse und als Freund der Sache Deutschlands die Hand zu reichen."

„Indem ich die Versicherung hinzufüge, daß Eurer Liebden Zustimmung Mir zu besonderer Genugthuung gereichen werde, ergreife Ich zugleich diesen Anlaß, um Denenselben den Ausdruck der vollkommenen Hochschätzung zu erneuern, womit Ich bleibe

Eurer Liebden gutwilliger Oheim

Franz Joseph."

Wien, den 31. Juli 1863.



In dem Begleitschreiben, durch welches Graf Rechberg seinen Bevollmächtigten die Ueberreichung der Einladung auftrug und von welchem Abschrift gegeben wurde, erklärte das österreichische Gouvernement den Entschluß des Kaisers als einen höchst persönlichen. „Im Geiste Sr. Majestät des Kaisers," — hieß es in der Circularnote, — „unseres allergnädigsten Herrn, ist daher der Gedanke entstanden, daß die deutschen Fürsten in Person, die Regierer der Staaten, deren Bund befestigt werden soll, die obersten Interessenten an der Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands, sich durch einen unmittelbaren Meinungsaustausch leichter und vollständiger als durch Mittelspersonen über eine heilsame Neugestaltung der Bundesverhältnisse einigen würden."

In den Erläuterungen bemerkte das österreichische Cabinet noch ferner, daß der kaiserliche Hof seit der Abstimmung vom 22. Januar 1863 über die Einberufung von Delegirten aus den deutschen Ständekammern zur Berathung der Gesetzentwürfe über Civilproceß und Obligationenrecht sich immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt gefunden habe, daß Deutschlands politische Verfassung nicht länger ohne die ernstlichsten Gefahren in ihrem gegenwärtigen gelockerten Zustande belassen werden könne.

So unumwunden und rückhaltlos hatte seit dem Jahre 1848 die österreichische Bundes-Präsidialmacht über den Zustand Deutschlands nicht den Stab gebrochen, und wenn man geschichtlich das Datum feststellen sollte, an welchem der seit 1852 wiederbelebte Bund seinen Todesstoß erhalten hat, so schien mir immer der Monat August von 1863 entscheidend zu sein, denn nach Erklärungen solcher Art war zwar noch möglich, die Bundesreform mißlingen zu lassen, aber ohne Schamröthe konnte von jenem Augenblicke an doch wohl keine Regierung die Vertheidigung des bestehenden Zustandes übernehmen. In diesem Sinne erlaubte ich mir auch das kaiserliche Einladungsschreiben nach Frankfurt zu beantworten:

„Eurer k. k. a. Majestät höchst schätzenswerthes Schreiben vom 31. v. M., wodurch Allerhöchstdieselben mich zu einer gemeinsamen Berathung der souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands über die Neubefestigung und Ausbildung der deutschen Bundesverfassung einladen, habe ich mit aufrichtiger Freude zu empfangen die Ehre gehabt."

„Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Deutschland unter der Bundesverfassung, wie sie vor bald einem halben Jahrhundert gegründet wurde, auf irgend eine Dauer weder Frieden im Innern noch Sicherheit nach Außen finden werde, habe ich dem Gegenstande, für welchen Ew. k. k. Majestät meine Mitwirkung in Anspruch nehmen, schon seit lange ein lebhaftes Interesse entgegengetragen und die Hoffnung, daß es gelingen werde, das Ziel einer besseren

Gestaltung der deutschen Verhältnisse in friedlichem Wege zu erreichen, auch unter ungünstigen Umständen festgehalten und bethätigt."

„Ew. k. k. Majestät ebenso patriotische als bundesfreundliche Aufforderung zeigt einen derjenigen Wege, auf welchem sich die Hoffnung verwirklichen kann, daß die berechtigten Wünsche einer großen und edlen Nation ihrer Erfüllung entgegengehen werden."

„Eine Vereinigung, wie die von Ew. Majestät in's Auge gefaßte, wird nicht ohne ein heilsames Ergebniß bleiben dürfen. Was mich betrifft, so werde ich diejenigen Zugeständnisse an eine bessere Gestaltung Deutschlands, welche zu einer Kräftigung desselben dienen, nicht als Opfer betrachten. Ich bin versichert, daß die Glieder des Bundes in gleichem Maße bereit sein werden, zu diesem Zwecke mitzuwirken, und werde Ew. Majestät gütiger Einladung entsprechend, mich am 16. dieses Monats in der Stadt Frankfurt einfinden. Ich ergreife zugleich diesen Anlaß, um Ew. Majestät den Ausdruck der aufrichtigsten Verehrung und Ergebenheit zu erneuen, womit ich zu sein die Ehre habe

Euerer Majestät ꝛc. ꝛc.

Ernst."

Schloß Reinhardbrunn, den 8. August 1863.

Als der voranstehende Brief an den Kaiser von Oesterreich abging, war ich noch nicht officiell von der Ablehnung des Königs von Preußen unterrichtet, erst am folgenden Tage traf an den Minister von Seebach die Mittheilung davon vom preußischen Gesandten in Dresden ein.

Die Gründe, welche man in diesem Schriftstücke für das Verhalten des Königs anführte, waren vorzugsweise formellen Bedenken entnommen, welche sich gegen die Zusammenkunft der Fürsten erheben ließen, bevor die Grundlagen einer Verständigung in den Cabineten gefunden worden seien. Durch diesen Umstand glaubte sich König Wilhelm abhalten lassen zu müssen, bei einer Fürstenzusammenkunft zu erscheinen. „Er habe — so hieß es in der Depesche — die Befürchtung, daß bei der durch einen Fürstencongreß unausbleiblich gesteigerten Erwartung des deutschen Volkes eine gefährliche Rückwirkung eintreten müßte, wenn die Versammlung ohne ein wirklich befriedigendes Ergebniß bleiben sollte."

Vielleicht hatte man am preußischen Hofe empfunden, daß diese Argumentation doch nicht durchschlagend genug sein möchte, denn auf besonderen Befehl des Königs wurde den Regierungen unmittelbar nachher noch Abschrift von dessen Ablehnungsdepesche aus Gastein vom 4. August zugestellt. Obwohl der Wortlaut derselben allgemein bekannt sein dürfte, kann ich doch nicht umhin, das wichtige Actenstück des Zusammenhangs wegen hier beizufügen. Ja

Fragen der Politik ist nichts leichter, als Urtheile nachträglich aus gewissen allgemeinen Grundsätzen heraus zu fällen, aber ein wirkliches historisches Verständniß und Interesse kann immer nur aus der Besonderheit des Vorgangs und aus der Art und Weise der Durchführung eines aufgestellten Principes gewonnen werden.

Das Schreiben des Königs von Preußen an den Kaiser lautete:

„Es gereicht mir zur lebhaftesten Genugthuung, aus Eurer Majestät Schreiben zu ersehen, wie Ew. Majestät mit Mir in der Anerkennung des Bedürfnisses einer den Zeitumständen entsprechenden Reorganisation der deutschen Bundesverfassung, übereinstimmen und bin ich gerne bereit zu gemeinsamen Berathungen über eine Aufgabe, welche mir jederzeit am Herzen gelegen hat, und die in der Mannigfaltigkeit der Wege, auf welchen ihre Ordnung bisher versucht worden ist, ebenso die Wichtigkeit wie die Schwierigkeit der letzteren erkennen läßt."

„Einer in die Interessen meines Volkes und der gesammten deutschen Nation so tief eingreifenden Frage gegenüber sind es zunächst zwei Erwägungen, welchen ich im Interesse der Sache selbst meine Entschließungen unterordne. Einmal kommt es darauf an, zu verhüten, daß das bestehende Maß der Einigung vor jeder Gefährdung durch das Streben nach einem festeren Bande bewahrt werde."

„In dieser Beziehung entnehme ich aus Ew. Majestät Absicht, die wesentlichen Grundlagen der Bundesverfassung zu erhalten, die Bürgschaft, daß das Gute, soweit es vorhanden, nicht ohne Sicherheit des Erfolges dem Streben nach Besserem geopfert werden wird."

„Meine zweite Erwägung ist die, daß die Erreichung des für die Zukunft gesteckten Zieles durch die Wahl des Weges wesentlich beeinträchtigt oder gefördert werden wird. Unsere Arbeiten würden, meines Erachtens, dadurch nicht erleichtert werden, daß wir sie mit einer Zusammenkunft der Souveraine beginnen. Es erscheint mir unerläßlich, daß einem so bedeutsamen Schritte, wenn er den gewollten Erfolg haben soll, eingehende Vorarbeiten und Conferenzen unserer Minister vorausgehen, über deren Ergebniß schließlich von den Souverainen die Entscheidung zu treffen sein wird."

„Aus diesem Grunde glaube ich mir die Annahme der Einladung zum 16. d. Mts. versagen und Ew. Majestät vorschlagen zu sollen, daß wir die Fragen, über welche von den Souverainen sämmtlicher Bundesstaaten zu beschließen sein wird, zunächst in Ministerial-Conferenzen der Vertreter der 17 Stimmen des engeren Rathes der Bundesversammlung berathen und feststellen lassen. Mit der Wahl Frankfurts als Ort einer solchen Versammlung bin ich

einverstanden, und indem ich mich freuen werde, mit Ew. Majestät gemeinsam Hand an ein Werk zu legen, mit dessen Gelingen die Zukunft Deutschlands so innig verknüpft ist, ergreife ich 2c. 2c.

gz. Wilhelm."

Gastein, den 4. August 1863.

Die Auffassung des Fürstencongresses, welche in dem Schreiben des Königs hervortritt, durfte als ein Resultat seiner eigensten Erwägungen angesehen werden. Und um in diesem Sinne zu handeln, hatte sich der leitende Minister folgerichtig bestimmt gesehen, in seiner Depesche vom 7. August die befreundeten Regierungen aufzufordern, dem Beispiel des Königs zu folgen und die Einladung des Kaisers gleichfalls abzulehnen: „Die nahe liegenden Bedenken und Motive, welche . . . und außerdem auch die Gewißheit der Ablehnung Seiner Majestät des Königs" — so hieß es in der Depesche — „werden, wie ich annehmen darf, für die Aufnahme des Vorschlages auch bei den übrigen deutschen Höfen ihr Gewicht nicht verfehlen."

Dem gegenüber waren aber die Wogen einer gewissen populären Begeisterung für das Frankfurter Vorhaben der deutschen Fürsten schon zu hoch emporgeschlagen, und in einem großen Theile von Deutschland hatte der Gedanke, daß nur überhaupt etwas geschehen solle, bereits seine zündende Wirkung hervorgebracht. Gerade den besten Freunden Preußens wollte es daher nicht völlig einleuchten, daß der König abseits stehen und bei der Versammlung fehlen könnte.

Der Großherzog von Baden, der Großherzog von Weimar und ich, wir verständigten uns noch vor dem Zusammentritt in Frankfurt, daß durch eine besonders abzusendende Fürstendeputation der König zu bitten sein werde, sich doch noch nachträglich daselbst einzufinden. In diesem Sinne vermochten wir auch manche Regierungen zu überzeugen, daß die Hoffnung auf das persönliche Erscheinen des Königs von Preußen nicht aufzugeben sein möchte.

Am 10. August erhielt ich die erfreuliche Nachricht, daß der König den Kronprinzen nach Gastein zu einer Berathung berufen habe. Er reiste über Coburg zurück, und ich hatte daher Gelegenheit, ihn am Bahnhofe am 13. August zu begrüßen. Die Stimmung war eine sehr gedrückte, und es wurde mir äußerst schwer, die Besorgnisse zu zerstreuen, welche man von Seite der hohen Herrschaften zu hegen schien. Daß es in der Natur der Sache läge, und völlig außer der Macht wie jedes Einzelnen, so der gesammten deutschen Fürsten stände, etwas Dauerndes in Deutschland zu schaffen, wobei Preußen die ihm gebührende Stellung nicht gefunden hätte, davon suchte ich den Kronprinzen durch kräftigen Zuspruch zu überzeugen, und ich sprach ihm gegenüber es als

eine dringende Bitte aus, daß der König einer aus der gesammten Fürstenversammlung hervorgehenden Einladung Folge zu geben vielleicht am besten in der Lage wäre.

Schon am nächsten Tage den 14. reiste ich Abends von Coburg ab, kam Sonnabend den 15. früh in Frankfurt an und nahm, wie im vorigen Jahre zum Schützenfest, Quartier bei Herrn Georg Seyfferheld in der Mainzer Straße. Auf dem Bahnhofe war ich von einer Anzahl Frankfurter Senatoren empfangen worden und erhielt fast unmittelbar nach meiner Ankunft den Besuch meines Schwagers, des Großherzogs von Baden, welcher sich über hoffnungslose Nachrichten in Betreff des Erscheinens des Königs von Preußen beklagte. Trotzdem waren Frankfurt und alle seine zahlreichen Gäste in einer festlichen und sehr gehobenen Stimmung. Wenn der Kaiser von Oesterreich in seiner Ansprache an die deutschen Fürsten nachher dem Gedanken Ausdruck lieh, daß eine solche Zusammenkunft der Häupter des deutschen Volkes ein Ereigniß wäre, welches seit Jahrhunderten so nicht stattgefunden hätte, so waren thatsächlich Hoch und Niedrig in der alten fränkischen Wahlstadt von eben diesem Gefühle fortgerissen worden.

Neben unzähligen Staatsmännern und Politikern hatte sich in Frankfurt auch eine nicht geringe Zahl von fürstlichen Herrn eingefunden, die durch ihr freiwilliges Erscheinen dem Fürstencongresse einen noch größern Glanz verliehen. Von meinen näheren Bekannten erwähne ich nur den Fürsten Hohenlohe und den Grafen Erbach, den Herzog von Augustenburg, den Prinzen Karl von Baden; der Erbprinz Ludwig von Hessen war mit seiner Gemahlin Alice, meiner Nichte, gleichfalls nach Frankfurt gekommen. Von österreichischen Prinzen sah ich den Erzherzog Wilhelm am ersten Tage meiner Ankunft.

Der Kaiser selbst traf am 16. August ein und ich begab mich am Vormittag zur Audienz, bei welcher ich Seine Majestät durch den glänzenden Empfang, den er eben gefunden hatte, in einer sehr gehobenen Stimmung fand. Der Kaiser knüpfte an die Besprechungen an, die ich vor wenigen Wochen in Wien mit ihm hatte, und versicherte, seine Erwartungen seien weit übertroffen worden. Man müsse wohl gestehen, daß die nationale Reform in Deutschland zu einem allgemein gefühlten Bedürfniß geworden sei. Von einem Beharren an den alten Traditionen, so schloß der Kaiser seine Worte, könnte bei Niemandem mehr die Rede sein, welcher seine Reise nach Frankfurt und die Aufnahme daselbst beobachtet hätte.

Am selben Tage um 4 Uhr hatte der Kaiser die Fürsten zum Galadiner geladen, welches im fürstlich Thurn und Taxis'schen Palais stattfand. Die viel-

verspottete Eschenheimer Straße schien in diesen Tagen der Sammelpunkt alles Volksjubels geworden zu sein. Der Enthusiasmus, von welchem Hoch und Niedrig ergriffen war, erinnerte an die Tage der Paulskirche und an den Einzug des Reichsverwesers im Jahre 1848.

Unter den Fürsten wurden diejenigen, denen man eine fortschrittliche Gesinnung in den deutschen Angelegenheiten zuschrieb, auf Weg und Steg von endlosen zustimmenden Demonstrationen verfolgt. Bei der Auffahrt zu dem Diner des Kaisers hatten sich die meisten Fürsten ihrer Galaequipagen bedient, welche sie mit nach Frankfurt genommen hatten. Ich hatte es vorgezogen, den Privatwagen meines freundlichen Wirthes Seyfferheld zu benutzen, wurde aber trotzdem zu meiner getheilten Freude erkannt und mit unbeschreiblichem Jubelgeschrei empfangen. Vor mir her war König Max von Bayern gefahren, gegen den man sich kühler zeigte, so daß derselbe, als wir uns im Versammlungssaale hierauf trafen, mit Lächeln auf mich zutrat und sagte: „Wenn man ein Freund von Demonstrationen wäre, so brauchte man nur hinter Ihrem Wagen zu fahren.“

Die hohe Gesellschaft, welche in Frankfurt vereinigt war, zeigte äußerlich mehr Uebereinstimmung, als innerlich vorhanden zu sein schien. Der aufmerksame Beobachter unterschied vom ersten Momente deutlich die Parteien, welche unter den Fürsten bestanden.

Diese hatten mit sehr verschiedenen Meinungen ihre Reise angetreten. Es gab einige darunter, welche mit einer Art von Nihilismus an die Sache herangetreten waren. Die unleugbare Erfahrung, daß alle bisherigen Versuche zur Einigung Deutschlands gescheitert waren, erfüllte sie mit der bangen Vermuthung, daß es dem neuesten Versuche nicht besser ergehen werde, als den früheren.

So dachten wohl der König von Hannover, der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Meiningen und mancher Andere. Der Erstere erklärte sein Erscheinen als eine einfache Sache der Courtoisie; wenn der Kaiser von Oesterreich eine Einladung zu einer Zusammenkunft ergehen lasse, so müsse man derselben ohne alle Rücksicht auf den Grund aus Höflichkeit folgen; man dürfe daraus nicht schließen, daß man denselben Zweck wolle. Der Kurfürst von Hessen war ohne Minister in Frankfurt erschienen und gefiel sich in jeder Art von negativem Humor. Als mir bei den Berathungen im Plenum unerwarteter Weise der Platz neben dem Kurfürsten zufiel, schien er sich sofort sehr lebhaft an den Berliner Congreß vom Jahre 1850 erinnert zu haben und sagte in seiner häsitirenden Art zu reden: „Nun, das ist ja schön, daß wir wieder einmal zusammen sitzen; da können Sie mich, wie damals in Berlin, corrigiren, das ist ja Ihre force.“

Die Könige von Würtemberg und von den Niederlanden hatten Stellvertreter, jener den Kronprinzen, dieser den Prinzen Heinrich entsendet. Im Ganzen bildeten vierundzwanzig fürstliche Personen und die vier Bürgermeister der freien Städte den Congreß.

Entscheidend, aber auch höchst eigenthümlich war die Stellung von Bayern und Sachsen. Sowohl König Max wie König Johann schienen der Sache äußerst zugethan, und ihre Minister von Beust und von Schrenk waren mit dem Grafen Rechberg in den lebhaftesten Verkehr getreten. Der Großherzog von Hessen hatte Herrn von Dalwigk zur Seite, welcher sich bemühte, so kräftig wie möglich in das große Horn der österreichischen Reformprojekte zu stoßen. Man glaubte in den Kreisen dieser Staatsmänner die Abwesenheit Preußens weniger schlimm ansehen zu dürfen.

Wenn andererseits in Berliner Blättern die Parole ausgegeben wurde, daß es sich bei dem Fürstentage lediglich um das Zustandekommen eines österreichischen Separatbündnisses handele, so traf diese Behauptung, was die Person des Kaisers anlangte, soweit vom Ziele, daß sich unter den Fürsten Niemand fand, auf welchen solche Unterstellung der Tagespresse auch nur den geringsten Eindruck machte. Die ausgezeichnete, vertrauenerregende Art, wie der Kaiser den deutschen Fürsten in diesem großen Momente seines Lebens entgegentrat, entwurzelte von vornherein jeden Versuch, Mißtrauen in die Versammlung hereinzutragen.

In dem großen Gefolge, welches der Kaiser mitgebracht hatte, vermißte man allerdings diejenigen Personen, von denen man, mit Recht oder Unrecht, vorausgesetzt hatte, daß sie der deutschen Sache wirklich zugethan seien, und man wußte, daß Graf Rechberg vor seiner Abreise nach Frankfurt einen schweren Schlag gegen Herrn v. Schmerling geführt und dessen Antheilnahme an dem Congresse verhindert hatte.

Selbst in Bezug auf das Preßdepartement traf er Einrichtungen, welche eine Berichterstattung in einem der deutschen Sache günstigen Sinne wesentlich verhinderten.

Was man in Folge dessen über den Frankfurter Fürstencongreß in die Welt posaunt hat, stand vielfach unter dem falschen Gesichtspunkt, aus den Vorgängen allerlei Capital gegen Preußen zu schlagen, und überdauerte so sehr alle anderen Vorstellungen von dieser Versammlung, daß die Thätigkeit der wirklich handelnden Personen bis auf den heutigen Tag in das vollständigste Dunkel gehüllt blieb. Es gibt kaum ein anderes Ereigniß der neuesten deutschen Geschichte, über das irrthümlichere Ansichten bestehen und wahrscheinlich immer bestehen würden, wenn ich mich nicht als einer der wenigen, welche die

Sache bis in die kleinsten Details kennen zu lernen vermochten, gleich damals entschlossen hätte, durch sorgfältige Aufzeichnung aller Einzelheiten für die objektive Kenntniß der Nachwelt zu sorgen. Es liegt heute keinerlei Grund gegen die volle Benutzung dieser Materialien in Verbindung mit meinen Erinnerungen vor.

Die Möglichkeit, daß die große deutsche Frage ohne Schwertschlag und Bürgerkrieg durch ein ehrliches Wollen gelöst werden könnte und sollte, war jedem Theilnehmer des Fürstencongresses zum Bewußtsein gekommen, und ich glaube auch heute noch, daß in diesem Bestreben für Niemanden und am wenigsten für den ritterlichen und wohlwollenden Kaiser von Oesterreich, der die Sache versucht hatte, ein Vorwurf liegen kann.

Alles kam freilich auf die Führung der ganzen Geschäfte an, welche die untadelhafteste war, soweit sie von dem Kaiser von Oesterreich persönlich ausging. Er hatte am 17. August um 11 Uhr die Verhandlungen und zwar sofort mit einer Gewandtheit und Sicherheit eröffnet, welche uns Allen die größte Achtung und Zuversicht einflößte. Ich habe Beweise, daß in allen europäischen Kreisen dieses Auftreten des Kaisers eine ungemeine Verstärkung des moralischen Ansehens Oesterreichs zur Folge hatte und für den Augenblick selbst in Preußen hie und da Bedenken über die Richtigkeit der eingeschlagenen Schritte hervorrief.

Wiewohl die Eröffnungsrede allgemein bekannt geworden ist, glaube ich doch, daß dieselbe in einem Werke, wie diesem, nicht fehlen darf. Bei der Versammlung waren nur die Fürsten und die Vertreter der vier freien Städte anwesend. Wir saßen im Kreise um den Kaiser am grünen Tische, die Könige ihm zunächst, die anderen Fürsten ohne Rangordnung, zumeist nach dem Regierungsalter. In Folge dessen hatte ich meinen Platz rechts und in großer Nähe des kaiserlichen Präsidenten, zwischen dem Kurfürsten von Hessen und dem Fürsten von Reuß. An einem Nebentische saß Hofrath von Biegeleben als Protokollführer, und ich glaube ausdrücklich anführen zu sollen, daß derselbe in keiner anderen Eigenschaft an irgend Etwas Theil zu nehmen und zu gar keinem andern Zweck zu sprechen hatte, als um das Protokoll vorzulesen.

Der Kaiser leitete die Verhandlung ganz persönlich, er resümirte alle Anträge, ordnete dieselben und zeigte sich in jeder Beziehung als Meister parlamentarischer Verhandlungen. Als er bei der Eröffnung sich erhob, um mit fester Stimme die Fürsten zu begrüßen, war eine Stimmung in dem Saale, wie sie gewiß nur in sehr ernsten und feierlichen Augenblicken einzutreten pflegt:

„Durchlauchtigste, freundlich liebe Brüder und Vettern,
sehr werthe Bundesgenossen!“

„Eine Versammlung der Häupter der deutschen Nation, berathend über das Wohl des Vaterlandes, ist ein Ereigniß, welches eine nach Jahrhunderten zählende Vergangenheit nicht gekannt hat. Möge durch den Segen der göttlichen Vorsehung Unsere Zusammenkunft an der Schwelle einer heilbringenden Zukunft stehen.“

„Vertrauend auf den hohen Charakter Meiner Mitfürsten, vertrauend auf den rechtliebenden und durch Erfahrung geläuterten Geist, welcher im deutschen Volke lebt, habe Ich gewünscht, diese Stunde herbeizuführen, in welcher die Fürsten Deutschlands, zum Zwecke der Befestigung ihres Bundes, sich die brüderlichen Hände reichen. Ich habe es für Meine Pflicht gehalten, offen Meine Ueberzeugung auszusprechen, daß Deutschland mit Recht einer zeitgemäßen Entwickelung seiner Verfassung entgegensieht, und Ich bin gekommen, um Meinen Verbündeten in persönlichem Gedankenaustausche darzulegen, was Ich zur Erreichung dieses großen Zweckes für möglich halte und für meinen Theil zu gewähren bereit bin.“

„Empfangen Eure Majestäten und Sie Alle, durchlauchtigste, vielgeliebte Verbündete, Meinen Dank für Ihr bundesfreundliches Entgegenkommen.“

„Ich habe Meinen erhabenen Bundesgenossen einen unter Meiner unmittelbaren Leitung ausgearbeiteten Entwurf einer Reformacte des deutschen Bundes überreichen lassen.“

„Gegründet auf einen erweiterten Begriff der Bundeszwecke, legen die Bestimmungen dieses Entwurfs die vollziehende Gewalt des Bundes in die Hände eines Directoriums, welchem ein Bundesrath zur Seite stehen würde. Sie berufen periodisch eine Versammlung von Abgeordneten zu vollberechtigter Theilnahme an der Gesetzgebung und dem Finanzhaushalte des Bundes. Sie führen periodische Fürstentage in das politische Leben Deutschlands ein. Sie verleihen durch Gründung eines unabhängigen Bundesgerichtes dem öffentlichen Rechtszustande in Deutschland eine unantastbare Gewähr. In allen diesen Beziehungen wahren sie folgerichtig und so strenge als möglich den Grundsatz der Gleichberechtigung unabhängiger, verbündeter Staaten, vereinigen aber mit diesem Grundsatze zugleich diejenigen Rücksichten auf Machtverhältniß und Volkszahl, welche von der Natur der vorgeschlagenen Einrichtungen, insbesondere einer kräftigen Executive und einer Gesammtvertretung am Bunde unzertrennlich sind.“

„Alle Erwägungen aber, die Mich im Einzelnen leiteten, entstammen in ihrem tieferen Grunde nur einem einzigen Gedanken. Ich glaubte, daß es an der Zeit sei, den Bund, den Unsere Väter schlossen, im Geiste Unserer Epoche zu erneuen, ihn durch die Theilnahme Unserer Völker mit frischer Lebenskraft

zu erfüllen und ihn dadurch zu befähigen, Deutschland in Ehre und Macht, in Sicherheit und Wohlfahrt als ein unzertrennliches Ganze zusammenzuhalten bis in die spätesten Tage."

„Meine Vorschläge sind ohne Zweifel der Vervollkommnung fähig, — Ich bin der Erste, es anzuerkennen. Allein Ich gebe Meinen erhabenen Verbündeten zu bedenken, ob es in Unserem gemeinschaftlichen Interesse liege, um der möglichen Verbesserungen willen die Annahme des Planes, der jedenfalls im Vergleiche mit dem gegenwärtigen Zustande einen hohen Gewinn für Deutschland in sich schließt, auch nur um eine kurze Frist zu verzögern. In der vorgeschlagenen Reformacte selbst sind die nöthigen verfassungsmäßigen Mittel dargeboten, um in gesetzlich geregeltem Gange mit sicherer Hand die Mängel des ursprünglichen Werkes zu beseitigen und die Verfassungszustände des Bundes in immer vollständigeren Einklang mit allen begründeten Anforderungen zu setzen. Nicht in der Eröffnung weit aussehender Berathungen, sondern nur in einem raschen und einmüthigen Entschlusse der deutschen Fürsten, vor deren hochsinniger Hingebung an die gemeinsame große Sache untergeordnete Rücksichten als bedeutungslos zurücktreten, vermag Ich die Möglichkeit zu erblicken, festen Boden in der Frage der Zukunft Deutschlands zu gewinnen."

„Durchlauchtigste Brüder und Vettern! Sehr liebe Bundesgenossen! Wie Sie mit Mir die erhebenden Eindrücke dieses Augenblickes theilen, so theilen Sie auch Mein tiefes Bedauern darüber, daß, da Preußen nicht unter Uns vertreten ist, eine große Genugthuung Unseren heiligsten Wünschen fehlt. Es ist mir versagt geblieben, den König Wilhelm von Preußen zu bewegen, Unserem Einigungswerke Seine persönliche Mitwirkung zu gewähren. Aber die Hoffnung auf ein glückliches Ergebniß dieses Tages halte Ich deshalb nicht minder standhaft fest. Der König von Preußen hat Meine Gründe für die Nothwendigkeit und Dringlichkeit einer Reform der Bundesverhältnisse vollkommen gewürdigt. Keinen andern Einwand hat König Wilhelm Meiner Einladung zu einer Fürstenversammlung entgegengestellt, als daß diese wichtige und schwierige Angelegenheit nicht hinlänglich vorbereitet sei, um unmittelbar in dem erleuchteten Kreise der Fürsten Deutschlands in Berathung gezogen zu werden. Im Grundsatze hat Sich der König nicht gegen eine Fürstenversammlung erklärt, sondern nur geglaubt, daß Berathungen Unserer Minister einer solchen vorhergehen sollten. Ich habe Se. Majestät auf die Unfruchtbarkeit aller früheren durch Mittelspersonen gepflogenen Verhandlungen aufmerksam gemacht, aber von Uns, die wir hier erschienen sind, hängt es nunmehr ab, durch die That zu beweisen, daß für uns die Frage der Erneuerung des Bundes reif ist, daß in Unseren Gemüthern der Entschluß, die deutsche Nation nicht länger die Mittel zu höherer politischer Entwickelung entbehren zu lassen, feststeht. — Einigen wir Uns um



des unberechenbar wichtigen Ganzen willen leicht und rasch über das Einzelne! Wahren Wir bundestreu in Allem den Platz, der dem mächtigen Preußen gebührt! Und hoffen wir zu Gott, daß das Beispiel Unserer Eintracht mit siegender Gewalt auf alle deutschen Herzen wirke."

„Mir persönlich aber, durchlauchtigste Bundesgenossen und Freunde, wird es stets zur höchsten Beruhigung gereichen, lauteren Willens Mein Streben dahin gerichtet zu haben, in dieser ernsten Zeit das Nationalband der Deutschen zu festigen und den Bund, durch den Wir eine Gesammtmacht sind, auf die Höhe seiner für Deutschlands Heil und Europas Frieden gleich wichtigen Bestimmung zu erheben."

Antwort
Sr. Majestät des Königs von Bayern auf die Ansprache Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich:

„Der Einladung Eurer Kaiserlichen Majestät folgend, sind wir hierher gekommen, Alle, wie ich nicht zweifle, beseelt von demselben bundestreuen und vaterländischen Gefühle, aus welchem die Einladung selbst hervorgegangen ist, und durchdrungen von dem heißen Wunsche, dem Verlangen nach zeitgemäßer Ausbildung der Bundesverfassung eine gerechte und für alle Theile heilsame Befriedigung zu gewähren."

„Dieser Uebereinstimmung im Ziele und Streben uns bewußt, haben wir uns versammelt, ohne im Einzelnen die Vorschläge zu kennen, welche Ew. Kaiserliche Majestät unserer gemeinschaftlichen Berathung zu übergeben beabsichtigten."

„Wir haben es gethan in dem Vertrauen, daß der Geist gegenseitiger Rechtsachtung und gemeinschaftlicher Hingebung an die großen Gesammtinteressen, in welchem unsere Väter den deutschen Bund im Sinne und nach den Verhältnissen ihrer Zeit geschlossen haben, auch jene Vorschläge durchdringen und tragen werde. Wir leben des Vertrauens, daß dieselben demgemäß eine geeignete Grundlage bilden werden, um darauf im Geiste und nach den Bedürfnissen unserer Zeit einen Bau zu gründen, welcher der deutschen Nation, die an geistiger und sittlicher Tüchtigkeit, an Bildung und Thätigkeit, wie an materiellen Kräften keiner anderen Nation nachsteht, die gebührende Macht nach Außen in concentrirterer Fassung und die ihrer Geschichte und ihrem Wesen entsprechende reiche Gliederung und Lebensthätigkeit im Innern gewährt und erhält."

„In diesem Geiste werde ich die Vorschläge Ew. Kaiserlichen Majestät in die gewissenhafteste Erwägung nehmen und mich darüber aussprechen, und ich glaube hiemit der gleichen Gesinnung aller hier vereinigten Bundesgenossen Ausdruck geliehen zu haben. Ew. Kaiserliche Majestät haben es Selbst ausgesprochen, daß die Vorschläge der Vervollkommnung fähig sind, und so lebhaft

ich auch den Wunsch theile, daß die Grundzüge des Reformplanes ohne weit aussehende Berathungen eine rasche und einmüthige Billigung finden mögen, und daß der Nation so nach alter deutscher Sitte die Bahn der Entwickelung durch ihre Fürsten selbst geöffnet werde, so wenig möchte ich es doch ausschließen, daß schon aus diesem unseren ersten Zusammentritte einzelne Modificationen jener Grundzüge hervorgehen könnten, zumal etwa solche, welche die rasche Einigung zu fördern und zur segensreichen That des freien Entschlusses zu gestalten vermögen."

„Aus tiefster Seele theile ich das Bedauern Ew. Kaiserl. Majestät und gewiß theilen es mit uns alle unsere theueren Bundesgenossen, daß es uns noch versagt bleibt, des Königs von Preußen Majestät in unserer Mitte zu begrüßen. Halten wir die Hoffnung fest, daß bei unserem nächsten Zusammentritt dieses mächtige Glied die große Kette deutscher Macht und Herrlichkeit abschließen werde, und vergessen wir nicht, daß wir diese Hoffnung in dem Grade der Erfüllung näher führen können, in dem unsere jetzigen Bestrebungen zu einem raschen und einmüthigen Beschlusse führen."

„Deutschlands Völker haben, einzelne kurze Verirrungen und Wirren abgerechnet, seit nahezu einem halben Jahrhundert den Frieden des Rechtes und der Treue genossen. Verleugnen wir es nicht — da es oft verkannt worden — daß der deutsche Bund und seine Verfassung der Grund war, auf dem jener Friede gepflegt ward. Verkennen wir aber auch nicht, daß diese Grundlagen nun der zeitgemäßen Fortbildung und Entwickelung insbesondere auch durch organische Einfügung einer Vertretung der einzelnen Völker bedürfen."

„Das Ziel, nach dem wir ringen, ist uns klar, sind auch die Wege noch nicht geebnet und theilweise verhüllt."

„Gehen wir mit ruhigem und festem Sinn, mit treuem und redlichem Willen an das Werk; dann wird der Segen des allmächtigen Gottes mit uns sein und unser Werk krönen."

Gleich nach der Rede des Königs von Bayern stellte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin den Antrag, ein von sämmtlichen Theilnehmern der Conferenz zu unterzeichnendes Schreiben durch eine Abordnung von Fürsten an den König von Preußen zu senden, um ihn zur Theilnahme an den Berathungen zu bestimmen. Der König von Sachsen stimmte diesem Vorschlage bei, doch erklärte er es für nöthig, daß dem Könige von Preußen zugleich mitgetheilt werden müsse, die Fürsten hätten die vom Kaiser von Oesterreich vorgelegte Reformacte für eine entsprechende Basis der Berathungen erachtet und würden sich nicht abhalten lassen, auch ohne ihn den Congreß fortzusetzen.

Dieser wohl etwas gewagte Antrag des Königs Johann wurde von König Max eifrig unterstützt, fand aber sogleich von vielen andern Seiten lebhaften Widerspruch. Obwohl das Protokoll meine gleich darauf vorgebrachten ernsten Bedenken ganz verschwieg und diejenigen des Großherzogs von Baden in sehr abgeschwächter Form mittheilte, so trat doch bei jedermann gleich in Folge dieser ersten Meinungsverschiedenheit die Befürchtung hervor, daß sich die Versammlung in zwei Lager mit sehr verschiedenen Zielen spalten werde, wobei das Gelingen des ganzen Reformprojektes völlig zweifelhaft würde. Die Einen hielten es offenbar für möglich, auch ohne Preußen eine Neugestaltung des Bundes zu bewirken, die Andern wollten die Reform zu einer Handhabe für eine Action Preußens selbst gemacht sehen.

Daß der Antrag des Königs Johann noch eine verschärfte Ausführung erhielt, wenn man die von dem König Max als Cautelen bezeichneten Sätze in das Einladungsschreiben selbst aufnahm, schien den Fürsten bei der Abstimmung nicht ganz deutlich geworden zu sein; die Voraussetzung, „daß die hohen Herren sämmtlich Willens seien, jedenfalls ein bestimmtes Resultat aus den Verhandlungen der Versammlung hervorgehen zu lassen“ — wie sich der Kaiser wörtlich ausdrückte — wurde natürlich von allen Seiten gutgeheißen, aber das Sitzungsprotokoll des Herrn von Biegeleben bezog diese Zustimmung auch auf jene Aeußerungen der Könige von Sachsen und Bayern, so daß diese fast wie eine Drohung dem preußischen König gegenüber gedeutet werden konnten, was ja selbstverständlich nicht in den Intentionen der hohen Herren gelegen hatte.

In solchem Sinne wurde auch das Schreiben an den König selbst abgefaßt, welches eines der unglücklichsten Producte der diplomatischen Kunst genannt zu werden verdient, und das nach einer, wie es fast schien, schon vorhergegangenen Verabredung nicht eine Deputation, sondern der König von Sachsen ganz allein überbringen sollte. Nichts hätte näher gelegen, als daß unter den Fürsten diejenigen zu einer Sendung an den König von Preußen ausgewählt worden wären, welche der Auffassung desselben von der deutschen Frage näher standen.

König Wilhelm befand sich außerdem zur Zeit der Eröffnung des Congresses bereits in Baden-Baden, und man konnte passend den Großherzog von Baden mit der Ueberbringung des Schreibens beauftragen. Wirklich war dieser, so gut wie der Großherzog von Weimar und ich, damals und später der Ansicht, daß es Gesichtspunkte gegeben hätte, welche den König zur Annahme der Einladung vielleicht doch bestimmt haben würden. Statt einer mehrgliederigen Deputation war nun der König Johann ganz allein mit dem folgenden Schreiben nach Baden-Baden gegangen:

Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster Fürst!

„Die auf Einladung Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zur Berathung einer Bundesreform allhier versammelten deutschen Fürsten und freien Städte haben es schmerzlich empfunden, Ew. Majestät nicht in ihrer Mitte zu sehen.“

„Nach Kenntnißnahme der von Sr. Majestät dem Kaiser uns mitgetheilten Vorschläge haben wir in denselben allseitig eine geeignete Grundlage für unsere Verhandlungen erkannt, deren Resultat wir Ew. Majestät jedenfalls zur Einholung Allerhöchst Ihrer bundesverfassungsmäßigen Zustimmung vorlegen würden. Wir hegen aber den lebhaften Wunsch, daß Ew. Majestät, welche berufen sind, in so hervorragender Weise an den Erfolgen unserer Bemühungen Theil zu haben, auch schon an unseren Berathungen sich betheiligen möchten, damit das große Werk, dessen Nothwendigkeit Ew. Majestät ja Selbst anerkannt haben, um so leichter und sicherer zum Ziele geführt werden möge, und wenden uns daher im Vertrauen auf Allerhöchst Ihre bewährten bundesfreundlichen Gesinnungen an Ew. Majestät mit der dringenden Bitte, daß Allerhöchst Sie noch jetzt in unserer Mitte erscheinen möchten.“

„Der mitunterzeichnete König von Sachsen hat übernommen, Ew. Majestät dieses Schreiben in unser Aller Namen zu überbringen und unseren Wünschen noch mündlich Worte zu leihen.“

„Empfangen Ew. Majestät den angelegentlichsten Ausdruck unserer bundestreuen Gesinnungen.“

In der Nachmittagssitzung des 17. August hatte zwar König Johann das voranstehende Schriftstück vorgelesen, aber es war nicht möglich in der Vollversammlung auf eine Veränderung desselben noch einen Einfluß zu üben. Man war leider genöthigt, das Schriftstück, wie es war, oder aber gar nicht zu unterzeichnen, welche letztere Möglichkeit selbstverständlich ausgeschlossen blieb. Dennoch konnte man sich in enger befreundeten Kreisen der Besorgniß nicht entschlagen, daß es vermöge der nicht eben glücklich eingeleiteten Mission dem Könige Wilhelm sehr erleichtert sein werde, das von Allen befürchtete „Nein“ wirklich zu sagen.

Am 22. August wurde in der dritten Sitzung der Conferenz das abschlägige Schreiben des Königs von Preußen, in welchem er die Begründungen seiner Ablehnung vom 4. August zum Theil wörtlich wiederholte, vorgelesen, und der König von Sachsen nahm von der Mittheilung des an den Kaiser von Oesterreich adressirten Schriftstückes Veranlassung, über seine Mission Be-

richt zu erstatten. Er erwähnte, daß er dem Könige gleich nach seiner Ankunft in Baden noch am Abende das Schreiben Seiner Mitfürsten, am folgenden Morgen auch den Reformvorschlag des Kaisers von Oesterreich übergeben habe. Er sei auf den Inhalt des letzteren im Allgemeinen auch mündlich eingegangen und habe sich bestrebt, den König zu persönlicher Betheiligung an der gemeinsamen Berathung der deutschen Fürsten zu bestimmen.

Der König von Preußen habe sich dessenungeachtet zu einer zustimmenden Antwort nicht entschließen können, sondern sich in dem Sinne ausgesprochen, in welchem auch das königliche Antwortschreiben abgefaßt sei. Die Aeußerungen des Königs hätten übrigens die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Preußen in einem späteren Momente sich bewogen finden könnte, in die Verhandlungen über die Reform des Bundes einzutreten, und jedenfalls sei durch den Schritt bei dem Könige von Preußen so viel erreicht, daß die in Frankfurt versammelten Fürsten mit größerer Sicherheit und Beruhigung an die gestellte Aufgabe herantreten könnten, nachdem nunmehr ihre Berathungen in den Augen sowohl des Königs Wilhelm selbst, wie aller Einsichtigen jeden möglichen Schein einer gegen Preußen gerichteten Demonstration verloren hätten.

So sicher man sein durfte, daß der König von Sachsen seine Mission mit größtem Eifer und Geschick, wie es von dem ausgezeichneten und geschäftserprobten Fürsten nicht anders erwartet werden konnte, durchgeführt hatte, so mußte man doch zugestehen, daß die in den Mittelstaaten während der letzten Wochen zu Tage getretene Stimmung trotz der versöhnlichen Auffassung des Kaisers von Oesterreich nicht milder geworden war.

Die Tage, an welchen zwischen der zweiten und dritten Sitzung der Conferenz in Folge der an den König Wilhelm ergangenen Einladung die allgemeinen Berathungen ausgesetzt worden waren, blieben im Kreise einzelner Herrn und ihrer Minister für die Sache selbst nicht unbenützt. Gleich am Sonntag den 15. August fand bei mir eine Versammlung statt, die den Zweck hatte, zu dem von der österreichischen Regierung vorgelegten Reformentwurfe Stellung zu nehmen. Es erschienen der Großherzog von Baden mit dem Minister von Roggenbach, der Großherzog von Weimar mit Herrn von Watzdorf, der Großherzog von Oldenburg mit v. Rößing, der Herzog von Altenburg mit v. Larisch, der Fürst zu Waldeck mit dem Vicepräsidenten Winterberg, ferner Dr. Roeck von Lübeck, v. Duckwitz von Bremen und Haller von Hamburg. Mein Minister von Seebach führte das Protokoll. Der Großherzog von Baden leitete die Verhandlung und stellte zwei Anträge, nach denen die Anwesenden beschließen sollten, von ihren Ministern ein ausführliches Gutachten zu fordern

1. über das bei den Verhandlungen des Fürstencongresses einzuhaltende Verfahren und

2. über die zu dem österreichischen Entwurf zu stellenden Amendements.

Man einigte sich dahin, daß die anwesenden Minister schleunigst zusammentreten und über den Gegenstand eine gemeinsame Berathung pflegen sollten, deren Resultat von jedem derselben seinem Souverain mündlich zu referiren sei. Die Vertreter der drei freien Städte sagten ihre Theilnahme bei diesen Berathungen zu; auch wurde den Ministern anheim gegeben, zu derselben noch den einen oder den andern ihrer Collegen zuzuziehen.

Die ministerielle Conferenz fand hierauf in der Wohnung des Herrn von Roggenbach statt; den obengenannten Ministern und Vertretern der freien Städte hatte sich noch der Minister Kayser von Sondershausen zugesellt. Da alle Anwesenden in dem einen Punkte einer Meinung waren, daß eine en bloc-Annahme des österreichischen Entwurfs gegenüber dem voraussichtlichen entschiedenen Widerspruch vieler oder der meisten Fürsten in keiner Weise zu befürchten und ein Antrag dieser Art daher auch nicht gestellt werden dürfte, so wurde hierüber nicht weiter verhandelt. Andererseits zeigte sich auch darin ein allgemeines und erfreuliches Einverständniß unter den Ministern, daß ein resultatloses Auseinandergehen der versammelten Fürsten jedenfalls ein unheilvolles Ereigniß sein müßte, und daher dringend zu wünschen sei, daß durch die versammelten Fürsten irgend ein bedeutender Act vollzogen werde, welcher die Erwartungen des deutschen Volkes wenigstens einigermaßen zu befriedigen und zugleich das endliche Zustandekommen des Werkes zu sichern vermöchte.

Unter den Ministern waren die Meinungen getheilt, ob es besser wäre, die Fürstenversammlung zu veranlassen, nur eine allgemeine Annahme des Reformentwurfs unter gleichzeitiger Verweisung des Details an eine Ministerconferenz auszusprechen, oder ob Amendements zu dem Entwurf von den Fürsten selbst eingebracht werden sollten. Da man in Erfahrung gebracht hatte, daß die gewichtigsten Stimmen für die Detailberathung der Fürsten sich erhöben, so blieb auch in der bei Herrn von Roggenbach tagenden Conferenz die erstere, besonders von diesem selbst befürwortete Ansicht in der Minorität.

Die badische Auffassung der Sache ging vorzugsweise dahin, durch eine Verlegung der Hauptaction in eine Ministerconferenz sich der Auffassung Preußens und dem ausgesprochenen Wunsche des Königs Wilhelm thunlichst anzunähern. Aber gerade diese Absicht war es, welche die Mittelstaaten anerkanntermaßen zu vereiteln strebten. Auch waren die Könige von Sachsen und Bayern persönlich der Meinung, es lasse sich in einigen Sitzungen das Reformprojekt von der Fürstenconferenz selbst durchberathen. Man setzte allerseits auch einen gewissen Ehrgeiz darein, der preußischen Regierung eine von allen übrigen Bundesfürsten

angenommene Reformacte entgegenbringen zu können. Daß dies in Bezug auf die Hauptartikel ohne einige Gewaltsamkeit und Majorisirung nicht möglich sein werde, wollte man sich anfangs im Lager der Mittelstaaten nicht gestehen.

Schließlich bot der österreichische Minister Graf Rechberg selbst die Hand zu einer allseitigen Verständigung, indem er in einem vom 22. August datirten Promemoria eine Theilung jener Artikel der Reformacte vorschlug, welche als Hauptgegenstände in der Fürstenconferenz ihre Erledigung finden sollten, — und der größeren Anzahl solcher, die der Feststellung in den Ministerconferenzen vorbehalten bleiben könnten.

„Wie in der erwähnten Sitzung" — so hieß es unter Anderm in dem Promemoria des Grafen Rechberg — „von mehreren hohen Theilnehmern ausdrücklich hervorgehoben wurde, wollte mit der Annahme des gedachten Entwurfs als einer geeigneten Berathungsgrundlage nicht etwa auch schon die Genehmigung der einzelnen Bestimmungen desselben ausgesprochen werden. Se. Majestät der Kaiser geben Sich hiervon volle Rechenschaft, hoffen Sich aber anderseits mit der Auffassung Allerhöchst Ihrer Bundesgenossen zu begegnen, wenn Sie glauben, aus der Thatsache der allseitig bekundeten Geneigtheit, das Reformwerk auf der Basis jenes Entwurfs zu Stande zu bringen, eine doppelte Folgerung ableiten zu können. Einmal scheint nämlich Sr. Majestät die Voraussetzung gerechtfertigt zu sein, daß die Bedenken, welche etwa gegen einzelne Vorschläge des Entwurfs von der einen oder andern Seite gehegt werden sollten, sich nicht gegen das System und die leitenden Gedanken, auf welchen seine Construction beruht, richten, somit auch nicht Anlaß zu solchen Aenderungsanträgen bieten könnten, die den Entwurf in seinen wesentlichen Theilen und in dem nothwendigen Zusammenhange seiner wichtigen Verfügungen alteriren würden. Zweitens halten Se. Majestät Sich überzeugt, daß, wenn eine allseitige Einigung über Abänderungen des Entwurfs nicht erreicht werden könnte, die Annahme des letzteren, selbst in seiner unveränderten Fassung, der erhabenen Versammlung jedenfalls erwünschter sein würde, als ein Zersplittern und Auseinandergehen der Meinungen und ein resultatloses Ende der Verhandlungen."

In Bezug auf die Artikel, von denen Graf Rechberg annahm, daß dieselben unverändert angenommen werden könnten, waren die meisten in der That solche, deren Genehmigung von Seite der Fürsten kaum einem Zweifel unterlag. Wenn dagegen Abänderungen bei den übrigen Artikeln nur unter der Voraussetzung allseitiger Zustimmung gestattet werden sollten, so war es ziemlich aussichtslos, mit Amendements durchzudringen.

Das Promemoria des Grafen Rechberg gab daher sofort Anlaß zu sehr erheblichen Einwendungen, und der Minister von Roggenbach verwahrte sich im Namen seines Herrn gegen alle Folgerungen, welche Graf Rechberg aus seiner gekünstelten Geschäftsbehandlung gezogen hatte oder künftig ziehen wollte. Unter diesen Umständen wurden nun aber die weiteren Berathungen der Fürstenversammlung seit dem 22. August unter dem Eindruck einer gewissen Unklarheit fortgesetzt, welche zu den schlimmsten Consequenzen führen konnte und geführt hat.

Ich hatte persönlich gleich nach der am 18. in meiner Wohnung abgehaltenen engeren Berathung der sich näher stehenden Gouvernements eine Besprechung mit dem Grafen Rechberg. Hierbei meinte ich mir erlauben zu dürfen, auf die eigentlich brennende Frage direkt loszugehen, und fand auf diese Weise Gelegenheit, die Ideen des Ministers deutlicher zu erfahren. Ich sagte gerade heraus, daß es mir scheine, man wolle durch allerlei Nebensachen die wesentlichen Punkte außer Discussion stellen. Was das Einzelne betreffe, so könnte ich eine ganze Menge Verbesserungsvorschläge machen, welche eben von den Ministern unserer befreundeten Regierungen auch schon zu Papier gebracht würden, allein ich legte für meine Person auf dieselben keinen besondern Werth, und würde keinen allzu großen Gebrauch von diesen Amendements machen. Das Gelingen der ganzen Sache hänge vom Artikel 5 der Reformacte ab und von der Art, wie sich die österreichische Regierung zu demselben verhalten werde.

Graf Rechberg schien über diese offene Sprache nicht sehr erfreut und wollte mich anfangs nicht recht verstehen, worauf ich ihm erklärte, daß Alles davon abhänge, ob der Kaiser Concessionen an Preußen machen wolle oder nicht. Graf Rechberg meinte, daß dies in der Reformacte ohnehin der Fall sei, worauf ich natürlich leicht zu zeigen im Stande war, daß man sich in Berlin mit Concessionen, die man auch Sachsen und Bayern zugestehe, nicht befriedigen werde, und daß daher alle Berathungen unnütz wären.

Hierauf bot der österreichische Minister die Vermittlung des Königs Johann an und erklärte, daß er zu jedem Zugeständniß bereit sei, welches von Seite Sachsens für zulässig erklärt würde. Ich konnte vermuthen, daß darnach die Concessionen nicht sehr erheblich ausfallen würden.

Als ich mit den Großherzogen von Baden und Weimar am nächsten Tage die Sachlage wiederholt besprach, fand ich die letzteren in einer um so peinlicheren Stimmung, als man das völlige Scheitern der Mission des Königs von Sachsen nach Baden schon für so gut wie gewiß hielt. Die Großherzoge waren in Folge dessen sehr gedrückt und dem Plane nicht abgeneigt, auf dem Wege der Verhandlungen des Einzelnen die Reformacte ein für allemal zu Falle zu bringen, ohne daß sie doch bestimmte Forderungen in Bezug auf Preußens Stellung im neuen Bunde aufzustellen Lust hatten.

Meinerseits glaubte ich dagegen voraussehen zu sollen, daß der Congreß auf diese Weise zu den mannigfaltigsten Auskunftsmitteln greifen, aber immer nicht diejenige Erörterung herbeiführen werde, welche die entscheidende war, und die Jedem auf den Lippen schwebte. Die Frage war, was wird mit Preußen?

So sehr man sich vor den Außenstehenden den Anschein geben mochte, daß sich der Congreß durch Preußens Haltung nicht irre machen ließe, so bewegte doch innerlich Jeden diese Angelegenheit, und sie wurde im persönlichen Verkehr unzählige Male besprochen. Nur Sachsen und Bayern sowie das österreichische Cabinet suchten auf alle Weise einer Antwort auszuweichen, wenn man die häkelige Frage aufwarf.

Doch glaube ich gleich jetzt zur Charakterisirung der Situation im Allgemeinen auf einen Umstand hinweisen zu sollen, welcher im Laufe der nächsten Tage immer mehr hervortrat und den ich ein für allemal bezeichnen muß, obwohl ich dem Gange der Verhandlungen dadurch ein wenig vorgreife. Mir machte es den Eindruck, daß, was Oesterreich betraf, die persönliche Meinung des Kaisers einer Verständigung mit Preußen bei weitem günstiger war, als die seiner Räthe. Ich fand hierfür den vollgiltigen Beweis in einem späteren Stadium der Verhandlungen, wo ich mit Rücksicht auf den entscheidenden fünften Artikel des Reformentwurfs dem Kaiser von Oesterreich, in einer Privatbesprechung, zwei Anträge proponirte, welche ich einzubringen mich bereit erklärte. Sie hatten beide in verschiedener Form die Absicht, eine Verständigung über die Frage des Bundespräsidiums den besonderen Unterhandlungen der beiden Großmächte vorzubehalten.

Bei dieser Audienz fand ich nun den Kaiser von Oesterreich sehr bereit, die Zweckmäßigkeit eines Antrags dieser Art, in welcher Form auch immer, anzuerkennen, und ich bemerkte auch bei dieser Gelegenheit dessen aufrichtige Gesinnung, sich mit Preußen um jeden Preis auseinanderzusetzen und selbst Opfer zu bringen. Ob aber das österreichische Ministerium für diese wohlmeinende Stimmung des höchsten Herrn Verständniß hatte, darüber fehlten mir die Anhaltspunkte; ich weiß nur so viel, daß gegen meine Anträge sofort sich so entschiedener Widerspruch von anderen Seiten erhob, daß ich davon absehen mußte, dieselben in die Conferenz zu bringen. Was ich behaupten darf, ist dies, daß in der persönlichen Stimmung des Kaisers von Oesterreich kein Hinderniß zu liegen schien, die Stellung Preußens im neuen Bunde in durchaus entsprechender Weise zu erörtern.

Von all' diesen im Schooße der Conferenz schon am ersten Tage sich zusammenziehenden Wolken vermochte die außenstehende Welt nicht das Mindeste

zu bemerken. Die Tage zwischen der Abreise des Königs von Sachsen und dessen Rückkunft von Baden-Baden waren in einem Jubel von festlichen Ereignissen verflossen. Alles schien von frohen Hoffnungen betäubt, und alle Umstände vereinigten sich, den Beschlüssen des Fürstencongresses auch in den politischen Kreisen und Körperschaften Deutschlands eine mindestens nicht ablehnende Aufnahme zuzusichern.

Das große Festmahl, welches die Stadt Frankfurt am 17. den Fürsten im „Römer" gab, durfte — der officielle Stil hatte diesmal Recht — als der Ausdruck einer weithin reichenden Popularität der Fürsten Deutschlands angesehen werden. Schon in der Nachmittagssitzung des Congresses, in welcher das mehrerwähnte Schreiben an König Wilhelm unterzeichnet worden war, hatte sich der Bürgermeister von Frankfurt entfernt, um die Einleitungen zur städtischen Festfeier des Tages zu treffen.

Um 6 Uhr fand das Bankett statt, welches in den guten Frankfurtern die schönsten Erinnerungen an die alten Herrlichkeiten der Kaiserzeit erweckte, wenn auch der am Markte sonst gebratene Krönungsochse — wie sich der Volkswitz ausdrückte — noch nicht geschlachtet war.

Die Reden, welche an diesem Tage aber im alten Römer gehalten wurden, bedeuteten doch bei weitem mehr, als alles diplomatische und journalistische Gezänke seit 1815. Denn nach der negativen Seite hin sind die Institutionen des deutschen Bundes bei diesem Römermahl begraben worden, so schwierig auch die Neugeburt noch immer sein und so wenig irgend Jemand den Gang der Dinge vorhersehen mochte, der thatsächlich eintrat.

Nach dem Bankett im Römer wurde ein großes Feuerwerk am Main abgebrannt, bei welchem die Germania unita zunächst wohl rasch in Rauch aufging, aber doch wenigstens vom Volke im Verein mit seinen Fürsten einmal bejubelt werden durfte. Am andern Tage war der Geburtstag des Kaisers von Oesterreich, welcher zu militairischen Festlichkeiten Anlaß gab. Der Kaiser folgte hierauf am selben Tage einer Einladung des Großherzogs von Hessen nach Darmstadt, wo die im ganzen Westen und Süden Deutschlands hochgespannten Hoffnungen ebenfalls in lautem Volksjubel zum Ausdruck kamen.

Ich hatte unterdeß mit so vielen Persönlichkeiten aller Stände verkehrt, daß ich mich wohl über die Stimmung für unterrichtet halten durfte. In manchen Kreisen, welche sonst zu Preußen neigten, begann sich ein gewisser Kleinmuth bemerkbar zu machen, und die wenn auch etwas ephemere Auffassung der ausländischen Mächte von dem Frankfurter Ereigniß war der preußischen Politik im Augenblicke recht ungünstig. So war namentlich von Darmstadt aus, wie ich später noch erzählen werde, der Königin Victoria der Eindruck eines tiefen Niedergangs Preußens gegeben worden.

Ich machte am 21. August selbst einen kurzen Ausflug nach Darmstadt, um die Prinzessin Alice zu besuchen, wobei mir der Unfall begegnete, von einem Pferde beim Vorführen desselben ins Gesicht geschlagen zu werden. Glücklicherweise hinderte mich dies nicht, am nächsten Tage, wenn auch etwas verwundet, der Wiedereröffnung der Sitzungen des Congresses beizuwohnen.

Entscheidend für die allgemeine Lage war jedoch, daß in der Zwischenzeit in Frankfurt — ursprünglich nicht beabsichtigt, sondern durchaus zufällig — neben den Fürsten auch die Abgeordneten der deutschen Kammern zu einer Versammlung sich eingefunden hatten, von denen eine Anzahl der hervorragendsten mich schon am 17. besucht hatte. Ich besprach mit Herrn von Bennigsen in gewohnter Offenheit die Situation und glaube, Einiges beigetragen zu haben, daß der Abgeordnetentag, an welchem mehr als 300 Mitglieder deutscher Kammern theilnahmen, sich im Allgemeinen durchaus beifällig über das Voranschreiten der deutschen Fürsten aussprach, wenn man auch die Vorschläge Oesterreichs für nichts mehr als einen geeigneten Ausgangspunkt einer gedeihlichen Reform betrachten konnte.

Auch vom Ausschusse des Nationalvereins war eine sympathische Erklärung ausgegangen. Ich hatte mit denselben Worten, die ich nachher in der Erklärung des Nationalvereins las, die Bedenken des Herrn von Bennigsen, als er am 17. mich besuchte, zu beschwichtigen gesucht: „Die deutsche Frage ist officiell auf die Tagesordnung gesetzt", so hieß es in der Resolution des Nationalvereins, und ich konnte damals noch hinzufügen: „Für ihre Lösung haben sich die Fürsten in persönlicher Weise engagirt." Wenn man sich erinnerte, was drei Jahre zuvor auf dem Congreß von Baden jene Fürsten über die gleichen Bestrebungen des Nationalvereins geäußert hatten, so mußte jetzt doch Jedermann zugestehen, die Dinge hatten sich rasch und stark verändert.

Dies Alles konnte freilich wenig trösten über den inneren Gang der schwierigen Verhandlungen des Congresses, dessen positive Resultate bei der immer schärfer hervortretenden Stellungnahme von Sachsen, Bayern, Hannover und dem österreichischen Cabinet von Tag zu Tage unwahrscheinlicher wurden.

Schon in der dritten Sitzung am 22. August bemerkte man eine gereizte Stimmung Sachsens gegen Baden, welches die schon erwähnte Note des Herrn von Roggenbach vertheilt hatte. Herr von Beust glaubte drei Tage später dieselbe nicht ohne Schärfe beantworten zu müssen. In der Sitzung des Congresses selbst hatte der Großherzog von Baden die Vorfrage gestellt, wie man überhaupt zu einer Schlußziehung kommen wolle und ob über die zur Discussion gebrachten Artikel des Reformentwurfs förmliche Abstimmungen beabsichtigt wären?

König Johann antwortete auf die Ausführungen des Großherzogs mit großer Lebhaftigkeit und ließ nicht unbemerkt, daß er den von badischer Seite in den Roggenbach'schen Ausführungen gemachten Vorbehalten nicht zustimmen könnte. Er wollte die Herren persönlich gebunden erachten, an den Punkten festzuhalten, welche von der Versammlung würden vereinbart werden. Da er aber das Wort Majoritätsbeschlüsse auszusprechen sich scheute, so blieb die Discussion ziemlich fruchtlos, und ich glaubte den Vorschlag machen zu sollen, zunächst nur einmal thatsächlich mit Ausschluß aller Vorfragen zur Sache selbst überzugehen. Würde sich hierbei ein Einverständniß nicht herausstellen, so wäre noch immer Zeit, die Formen des weitern Verfahrens zu erwägen.

Indessen hatte der König von Sachsen sich für seine Person an Aussprüche der Majorität von vornherein für gebunden erklärt, und da der Kaiser von Oesterreich das Gleiche that, wie er denn überhaupt den Ansichten des Königs von Sachsen beipflichtete, so war es auch den andern Theilnehmern am Congresse wohl unmöglich gemacht, einen förmlichen Protest gegen Majoritätsbeschlüsse zu Protokoll zu geben. Dennoch blieb ein stiller Vorbehalt bei jeder Abstimmung vorhanden in dem Sinne, daß man sich durch Majoritätsbeschlüsse persönlich werde zu nichts verpflichtet erachten.

Als nun der Kaiser den Art. 1 des Entwurfs, der von der Erweiterung der Bundeszwecke handelte, zur Discussion stellte, trat der Gegensatz in der Auffassung des Großherzogs von Baden und der des Königs von Sachsen sogleich in ganzer Schärfe hervor, und als der Großherzog auch zum Schlusse der Sitzung bei der Frage beharrte, wie die nunmehr heute gefaßten Beschlüsse in ihrer formellen Bedeutung aufzufassen seien, so konnte man nicht anders sagen, als daß ein unausgetragener Principienstreit die Versammlung theile, welcher durch das Schlußwort des Vorsitzenden gleich an diesem Tage mehr bei Seite geschoben, als entschieden worden war.

Ich bin meinerseits stets ein Feind von Erhebung formeller Vorfragen in sachlichen Unterhandlungen gewesen und habe daher in dieser wie in allen folgenden Sitzungen meist entschieden gegen das Verfahren meines Schwagers Partei genommen, obwohl ich mir klar war, daß wir Beide ja ganz auf derselben Seite gestanden hätten, wenn es zu einer das Wesen der Reform betreffenden Hauptverhandlung gekommen wäre.

Ich glaubte aber nicht, daß es gut sei, dem Kaiser von Oesterreich, bei der ohnehin schwierigen Leitung der Debatten, durch wiederholte Voranstellung von formellen Vorfragen die Sache zu erschweren. Vielmehr unterstützte ich mit meinen schwachen Kräften nach Möglichkeit dessen Geschäftsführung, ein Umstand, den der Kaiser mir sehr hoch anrechnete und welchem ich die große Ehre

zu verdanken hatte, daß derselbe mir nachher seine ausdrückliche Anerkennung für meine Mitwirkung aussprach.

Zunächst stellte ich den Antrag, der kaiserliche Vorsitzende möchte sofort mit der Berathung des Art. 2 den praktischen Versuch machen. Stellte sich ein Einverständniß nicht heraus, so würde es noch immer Zeit sein, die Formen des weitern Verfahrens zu erwägen. Indessen war der Wunsch ausgesprochen worden, daß auch der Art. 1 des Reformentwurfes ausdrücklich in Berathung genommen werden sollte, und so begann die eigentliche Debatte mit der Frage der Erweiterung des Bundeszweckes. Man ging dann zum Art. 2 „Neue Organe des Bundes“ und behandelte unter vorbehaltlicher schriftlicher Amendirung des Art. 3, das Direktorium betreffend, in derselben Sitzung auch noch die Bestimmungen über den Bundesrath im Art. 4.

In der nächsten am 24. August abzuhaltenden Sitzung sollten die Artikel 3, 5 und 6 des Reformentwurfs im Zusammenhange erörtert werden, da in denselben die eigentlich politischen Grundlagen für die neuen Bundeseinrichtungen zu erblicken waren. Diese Artikel bezogen sich auf die Zusammensetzung des Direktoriums sowie auf den Vorsitz im Direktorium und Bundesrath, und somit mußte die nächste Sitzung voraussichtlich für den ganzen Congreß entscheidend werden.

Am Sonntag den 23. August fanden verschiedene Vorbesprechungen unter den Fürsten und ihren Ministern statt. Zu meinem Bedauern war es mir aber nicht möglich an denselben Theil zu nehmen, da ich am Sonnabend in Begleitung des Erzherzogs Joseph von Oesterreich mittelst Extrazuges von Frankfurt nach Coburg eilen mußte, um bei der Verlobungsfeierlichkeit zwischen diesem und der Prinzessin Clotilde, Tochter meines Vetters August, anwesend zu sein.

In Coburg waren zu dieser Zeit zahlreiche Verwandte versammelt. Die Königin von England hatte einen Sommeraufenthalt auf der Rosenau genommen, am 19. August war die Kronprinzessin von Preußen zu Besuch eingetroffen, welcher am 23. ihr Gemahl gefolgt war. Die Familie meines Vetters August fand sich fast vollzählig versammelt.

Das erfreuliche Familienereigniß trat indessen vor den aufregenden Erscheinungen der Politik in den Hintergrund. Ich bemerkte, daß die Königin von England über die isolirte Lage Preußens sehr besorgt zu sein schien, und es bedurfte der klaren, ruhigen und sachgemäßen Auffassung des Kronprinzen, um die Bedenken zu verscheuchen, die sowohl die Königin wie die Kronprinzessin für die Zukunft in etwas pessimistischer Weise hegten. Ich glaubte den Kronprinzen versichern zu können, daß die alten Freunde Preußens in Frankfurt nicht um eines Haares Breite von den Ueberzeugungen sich trennten, welche sie durch ein ganzes Leben rühmlich festgehalten hätten, obwohl sie sich durch das

Fernbleiben des Königs in einer fast unhaltbaren Position sähen. Indessen vermochte man gerade an diesem Tage über den weitern Gang der Dinge wenig Sicheres zu sagen, weil eine eigentliche Entscheidung voraussichtlich erst durch die vierte Sitzung des Congresses herbeigeführt werden konnte. Nur soviel stand bereits fest, daß v. Beust und v. Roggenbach die beiden äußersten Extreme bezeichneten, und daß die Spaltung unter den gekrönten Häuptern selbst bereits in voller Schärfe an den Tag getreten war.

Ich traf Montag den 24. am frühen Morgen in Frankfurt wieder ein und erfuhr zunächst, daß Herr v. Roggenbach mit wahrhaft erstaunlicher Schnelligkeit über den in der letzten Sitzung behandelten Artikel 1, die Erweiterung des Bundeszweckes betreffend, schon wieder einen umfangreichen Aufsatz geschrieben habe, welcher zwar eine scharfsinnige Kritik des Entwurfs enthielt, aber in dem unfruchtbaren Satze gipfelte, daß Baden die Formulirung der Bundeszwecke, wie sie in der Bundesacte und der Wiener Schlußacte enthalten sei, derjenigen der Reformacte bei weitem vorziehe. Dieses diplomatische Kunststück wurde natürlich von Freund und Feind ein wenig stark gefunden.

Als die Sitzung um 11 Uhr beim Kaiser von Oesterreich eröffnet wurde, überreichte der Großherzog diese Denkschrift als eine Erklärung gegenüber der in der letzten Sitzung abgeschlossenen Debatte über den Artikel 1; auch war von ihm in ziemlich unverblümter Weise gegen die Protokollabfassung Einwendung erhoben worden, so daß die Berathung schon in einer geharnischten Stimmung ihren Anfang nahm.

Der Friede und die Eintracht, welche dem zu bildenden deutschen Bundesdirektorium so dringend zu wünschen gewesen wären, schwebten zunächst noch nicht über den Häuptern der Fürsten, die im Begriffe waren, 5, 7 oder 9 Mitglieder mit den höchsten Gewalten des deutschen Bundes auszurüsten. Die hohen Herrn eröffneten ein gewaltiges Kreuzfeuer zum Schutze ihrer souverainen Positionen, von welchen auch kein Titelchen im Bundesdirektorium unvertreten bleiben sollte. Der König von Hannover hatte ein so feines System von Wahlmodalitäten zur Einführung des fünften oder siebenten Bundesdirektors ausgesonnen, daß er dadurch eine große Menge gereizter Einwendungen hervorrief, bei denen man nahe daran war, den eigentlichen Faden der Erörterung zu verlieren.

Der König von Sachsen hatte Mühe, durch seine bekannte Beredsamkeit und bewährte Geschicklichkeit in der Debatte die nöthige Aufmerksamkeit auf die eigentliche Hauptsache zurückzulenken. Er stellte seinerseits dem Reformentwurf des österreichischen Cabinets einen Direktorialantrag entgegen, nach welchem sechs Bundesmitglieder, in der Regel durch Bevollmächtigte, bei wichtigen Veranlassungen aber in Person, die höchsten Rechte auszuüben hätten. Oesterreich, Preußen und Bayern sollten in diesem Direktorium gleichberechtigt erscheinen;

die drei anderen Könige wechselten mit jedem Jahr ihren curulischen Sitz, während die sieben Großherzoge mit dem Kurfürsten einen und ebenso die übrigen Bundesmitglieder einen Vertreter auf drei Jahre in das Bundesdirektorium entsenden sollten.

Obwohl König Johann mit größter formeller Klarheit die Lage der Dinge besprach, so hielt er doch an der vollen Gleichstellung Preußens mit den übrigen Königen und besonders mit Bayern wie an einem unzweifelhaften Axiom fest und schien dabei nur die Thatsache zu vergessen, daß die Person, welche berufen gewesen wäre, den Unterschied Preußens zu beleuchten, eben in dem hohen Kreise fehlte. Da sich von den kleineren Fürsten nun Niemand berechtigt fühlen konnte, als ungebetener Anwalt des Königs Wilhelm aufzutreten, so machten die rein formellen Einwendungen, welche die beiden Mecklenburg, Baden, Nassau und Andere vorbrachten, den Eindruck einer bloßen Hemmung und Behinderung des Reformwerkes, ohne daß man das Wesen der Sache berühren wollte.

Der Kaiser von Oesterreich fand sich daher bestimmt, sein gewichtiges Wort mehr im Sinne einer moralischen Einwirkung in die Wagschale zu Gunsten Sachsens zu werfen, und ließ es nicht an einem mächtigen Appell an die Friedensliebe und Opferwilligkeit der Fürsten mangeln. Unter diesen Umständen verzichteten der König von Hannover ebenso wie der Großherzog von Oldenburg, der Kurfürst von Hessen und Andere auf die von ihnen erhobenen Einwände. Der Bürgermeister von Hamburg nahm sein früheres verneinendes Votum zurück. Es blieben nur die Großherzoge von Baden und Mecklenburg-Schwerin bei ihrem gegentheiligen Votum, und man beschloß, einem Comité die Aufgabe zu übertragen, die Gegensätze zu vermitteln. Bei den Berathungen, die unter dem Vorsitz des Kaisers später stattfanden, haben sich die beiden Großherzoge nur unter den entschiedensten Vorbehalten der Ansicht des Königs Johann angeschlossen.

Man war endlich soweit gekommen, den verhängnißvollsten Artikel der Reformacte, denjenigen über den Vorsitz im Direktorium und im Bundesrathe, in Erwägung zu ziehen. Ich hatte schon nach meinem früher mitgetheilten Gespräch mit dem Grafen Rechberg die Hoffnung aufgegeben, daß das österreichische Cabinet durch einen zuvorkommenden Schritt den berechtigten Widerstand Preußens gegen die Reformacte entwaffnen werde; was ich aber nicht erwartete, war, daß die Staatsmänner der Gegenpartei den verwegenen Plan zu fassen vermöchten, die ganze Frage über den Vorsitz im Directorium zu umgehen.

Solches mußte man insbesondere im Hinblick auf später zu schildernde Ereignisse annehmen, denn zunächst hatte bei der Umfrage des Kaisers von Oesterreich über den Artikel 5 der König von Sachsen den einfachen Antrag

gestellt, die Berathung des Alinea 1, wo der Vorsitz im Direktorium und Bundesrath Oesterreich und nur die Stellvertretung Preußen zuerkannt wird, auszusetzen.

Alle Welt glaubte, daß die Wesenheit des Artikels 5 damit in der Schwebe erhalten sei, um Gelegenheit zu geben, eine Verständigung über das ganze Reformwerk mit Preußen anzubahnen. Wie erstaunte man aber, als nachher Seitens des österreichischen Cabinets dem Antrage des Königs von Sachsen die Auslegung gegeben wurde, als hätte sich die Fürstenversammlung gegenüber dem Artikel zustimmend verhalten.

Denn allerdings war nach Hinweglassung des ersten und wichtigsten Alineas der Artikel ohne wesentliche Einwendungen angenommen worden, aber Niemand war der Meinung, daß die Frage des Vorsitzes der Bundesversammlung und des Direktoriums im Sinne der bisherigen Gesichtspunkte eines österreichischen Präsidialrechtes überhaupt aufgefaßt werden könnte. Für die Beziehungen zwischen dem Bundesrathe und dem Direktorium hatte der Großherzog von Baden eine abweichende Meinung zu Protokoll gegeben, welche dahin ging, daß das Direktorium an die Instruction des Bundesrathes gebunden sein sollte; der Kaiser von Oesterreich bemerkte aber sofort und mit vollem Rechte, daß dadurch die Vollmachten der obersten Bundesbehörde auf das Niveau eines bloßen Vollziehungsausschusses herabgedrückt würden. Da also Niemand sich diesem Abänderungsantrag anschloß, wurde die Berathung über den ganzen Artikel geschlossen, und nachdem auch die Bestimmungen des sechsten Artikels angenommen worden waren, vertagte man die weitere Berathung auf den nächsten Tag.

In der am Abend bei dem Kaiser von Oesterreich abgehaltenen Comitésitzung über die Bildung des Direktoriums, an welcher Sachsen, Nassau, Baden, Mecklenburg theilnahmen, war die ganze Frage in neues Schwanken gekommen, indem sich König Johann mit dem Herzog von Nassau zu einem neuen Vorschlage vereinigte. Darnach sollte nun die fünfte und sechste Gruppe der Staaten, aus welchen je ein Mitglied in das Bundesdirektorium zu wählen war, wesentlich verändert werden; allein Baden fühlte sich hierdurch noch mehr beeinträchtigt und nahm nun die fünfte Stimme im regelmäßigen Turnus auf ein Jahr für sich allein in Anspruch. Als am folgenden Tage in der Gesammtsitzung die Anträge zur Abstimmung kamen, wurden viele Vorbehalte gemacht, welche wieder besonderen Comitéberathungen zugewiesen werden mußten.

Im Uebrigen waren zu den folgenden Bestimmungen der Reformacte die Amendements so zahlreich eingegangen, daß es mir unmöglich schien, meinen Standpunkt einer möglichsten Beschleunigung des Geschäftsganges länger aufrecht zu erhalten. Ich glaubte daher meinerseits auch zu jenen Fragen be-

stimmte Stellung nehmen zu müssen, welche die Vertretung des Volkes am Bunde betrafen, und da der betreffende Artikel am Dienstag in der fünften Sitzung zur Berathung stand, so übergab ich einen Antrag, dessen Inhalt im Wesentlichen der folgende war:

„Die Versammlung der Bundes-Abgeordneten geht theils durch Delegation aus den Vertretungskörpern, theils durch Wahl aus dem Volke hervor. Sie besteht aus 300 Mitgliedern. Oesterreich entsendet zum Bunde 75 vom Reichsrath aus der Zahl seiner den deutschen Bundeslanden angehörigen Mitglieder oder aus den Mitgliedern der Landtage des Bundesgebietes gewählte Abgeordnete."

„Die aus den übrigen deutschen Staaten zu entsendenden Abgeordneten gehen zur Hälfte aus den Vertretungskörpern, zur Hälfte aus Volkswahlen hervor."

Ich motivirte sowohl schriftlich wie in besonderer Rede in der Fürstenversammlung selbst meine Ansicht durch die allgemein bestehenden Erwartungen des deutschen Volkes, welches auf die direkte Wahl den größten Werth lege. Außerdem sprächen gegen das ausschließlich angewendete Princip der Delegation auch staatsmännische Gründe mancher Art:

1. daß eine Delegirtenversammlung nicht der Ausdruck der Meinung der Nation, sondern der mitunter geringen Mehrheiten einzelner weniger Körperschaften ist, und daß dieselbe in ihrer Gesammtheit sehr leicht nicht die Mehrheit, sondern eine sehr geringe Minderheit der Nation darstellen kann;

2. daß eine Auflösung der Delegirtenversammlung voraussichtlich immer ohne Erfolg sein müsse;

3. daß die ganze Reform auf diesem Wege gefährdet werde, weil voraussichtlich das Delegirtenprojekt dem Widerspruche verschiedener Landesvertretungen begegnen wird.

Als diese wichtige Frage in der Fürstenversammlung zur Berathung stand, zeigte sich die unerwartete Erscheinung, daß beinahe Niemand für die direkten Wahlen in das deutsche Parlament mich unterstützen wollte. Ich hatte besonders den vermittelnden Charakter meines Vorschlags zur Empfehlung angeführt, indem ich darauf hinwies, daß nun einmal die Meinungen über die Vertretungsart tiefgehende Unterschiede zeigten. Auch war es Jedermann bekannt, daß das preußische Ministerium mit dem Gedanken umging, die Volksvertretung am Bunde auf das Princip ausschließlich direkter Wahlen zu gründen. Die einfachste politische Erwägung legte es daher nahe, daß die Fürstenversammlung in diesem Punkte mit ihren Concessionen an die öffentliche Meinung nicht im Rückstand bleibe.

Vielleicht war gerade der letztere Umstand für Manchen bestimmend, sich

ein für allemal gegen die direkten Volkswahlen auszusprechen, und nach meiner Ueberzeugung hat dies dem Fürstencongresse mehr geschadet, als die immer noch möglicherweise zu beseitigende Differenz mit Preußen. Der König von Bayern, welcher sonst nur wenig sprach, setzte auseinander, wie er in dem österreichischen Delegirtenprojekt den wesentlichsten Vorzug des Entwurfs erblicke; auch König Johann und Georg V. wiesen mit scharfen Worten meine demokratischen Gelüste ab.

Da selbst der Großherzog von Baden vorläufig nicht für Volkswahlen sich aussprechen wollte, und Weimar zu Gunsten des Entwurfs auf die Bildung eines Oberhauses hinwies, so war ich genöthigt, einen wohlgeordneten Rückzug anzutreten, indem ich erklärte, daß ich zwar meine Ansicht nicht zurücknehme, aber durch die Ablehnung meines Antrags nicht behindert sein werde, für den übrigen Theil des Artikels zu stimmen.

In derselben Sitzung war auch die Frage wegen der Berufung der Delegirten in Zwischenräumen von drei Jahren berathen worden und von mehreren Seiten wurde geltend gemacht, daß eine häufigere Versammlung nothwendig wäre, um das Ansehen dieser Körperschaft zu sichern. Formulirte Anträge waren vom Großherzog von Baden, von Weimar und von mir gestellt worden. Selbst der Großherzog von Mecklenburg hatte sich uns angeschlossen, indem er meinte, daß es bei den dreijährigen Sitzungsperioden in kürzester Frist doch nicht sein Bewenden haben werde, und daß es daher besser wäre, sich allsogleich zu dem Unvermeidlichen zu entschließen.

Allein die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover opponirten jeder Erweiterung der Rechte einer Delegirtenversammlung am Bunde so nachdrücklich, daß auch in dieser Beziehung nicht durchzudringen war. Und somit war eine Reihe von Vorschlägen gefallen, durch welche der sehr schwache Anklang, den der österreichische Entwurf in Deutschland gefunden hatte, möglicherweise zu etwas stärkerem Beifall hätte gelangen können. Diejenigen Fragen, welche, wie die Dinge einmal lagen, die populäre Meinung über die Fürstenversammlung in erster Linie bestimmen mußten, waren so ungünstig als möglich entschieden worden und, es war ein Glück, daß über die Einzelheiten der Berathungen wenig Authentisches in die Oeffentlichkeit zu dringen vermochte.

Ueberhaupt war seit dem 26. August, wo man in der sechsten Sitzung des Fürstencongresses in die Berathung der zahlreichen Details der in Aussicht genommenen Verfassung eingetreten war, eine stärkere Tendenz hervorgetreten, die Rechte der Einzelstaaten zu wahren, die Gewalt der einzelnen Souveränetäten zu erhalten. Je größer die Schwierigkeiten der Debatte geworden waren, desto mehr vertieften sich die hohen Herrschaften in staatsrechtliche Principienfragen. Der König von Hannover hatte sich durch seine mitgebrachten Staats-

juristen eine scharfe Distinction zwischen dem Grundvertrag des deutschen Bundes und der Verfassung des deutschen Bundes ausarbeiten lassen, worüber er sich weitläufig in der Mittwochsitzung verbreitete. An jenem Grundvertrag wollte er durch die zukünftige Delegirtenversammlung nichts geändert wissen.

Auch die Ausarbeitungen von Roggenbachs, die sich durch einen ganz außerordentlichen Umfang auszeichneten und die der Großherzog von Baden nur durch seine liebenswürdige Begabung in den Sitzungen vor dem Eindrucke der Ermüdung schützen konnte, vermehrten sich in der Form von Anträgen und Motivirungen in's Unendliche. Selbst gegen solche Bestimmungen des Reformentwurfes, welche den Fürsten für die Zukunft persönlich einen entscheidenderen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Deutschlands sichern konnten, wie z. B. die Abhaltung regelmäßiger Fürstentage, wurden von Seite Badens Einwendungen erhoben, die nicht immer erfreulich waren. So hatte Herr von Roggenbach der Besorgniß Ausdruck gegeben, die Fürsten würden sich häufig von Prinzen vertreten lassen, welche mit den Geschäften dann weniger vertraut wären, als die ohnehin im Bundesrathe vorhandenen Staatsmänner.

Die massenhaft gestellten Amendements erforderten zu ihrer Lösung immer neue Comitéberathungen und wiederholte Ausschußsitzungen, und in manchen Augenblicken hatte man allerdings die Empfindung, es werde schwer sein durch das Gestrüpp von gegen- und durcheinander wogenden Meinungen zu einem guten Ende durchzubringen. Doch glaube ich ausdrücklich sagen zu sollen, daß bei allen Schwierigkeiten die Berathung in streng parlamentarischer Weise fortgeführt und durch die Umsicht des Kaisers in festestem Geleise erhalten wurde.

In den Comitésitzungen nahm der Kaiser häufig Gelegenheit, zu größerer Nachgiebigkeit zu mahnen; er richtete wohl auch einmal die Frage an mich, ob ich nicht auf meinen Schwager einigen Einfluß üben könnte, damit sich derselbe nicht so sehr „verclausulire," was ich jedoch bezweifelte. Als ich nach einer Ausschußsitzung — ich weiß nicht mehr, ob es am Mittwoch Abend oder am darauffolgenden Montag war — den Kaiser allein sprach, glaubte ich nochmals meiner Ueberzeugung Ausdruck geben zu sollen, daß ohne Verständigung mit Preußen die Sache scheitern müsse.

Der Kaiser von Oesterreich erklärte auf das Bestimmteste, daß er für seine Person gegen eine wirkliche Lösung der Frage nichts einzuwenden hätte und sich nur freuen würde, den alten Frieden und die Freundschaft mit dem hohenzollernschen Hause neu zu befestigen; allein er könne, wo er die Fürsten, welche der entgegengesetzten Ansicht wären, nach Frankfurt eingeladen, unmöglich mit solchen Anträgen selbst hervortreten.

Am Donnerstag früh fand vor der allgemeinen Fürsten-Conferenz eine Ausschußsitzung beim Großherzog von Mecklenburg statt, welche mich überzeugte, daß es über gewisse entscheidende Punkte zu keiner freiwilligen Verständigung kommen werde. Das Subcomité sollte die schon erwähnte Frage entscheiden, ob die neu zu gründende Bundesverfassung abgeändert werden könnte (Art. 11. 4) — und wie weit die Befugnisse der Abgeordnetenversammlung in dieser Beziehung gehen dürften (Art. 20. 2. 3).

Bemerkenswerth war hierbei, daß auch die Vertreter der freien Reichsstädte gegen das Princip der Abänderung der Verfassung durch Majoritätsbeschlüsse sich erhoben. Ich vertrat den österreichischen Entwurf mit aller Entschiedenheit, aber ohne Erfolg, obwohl König Johann sich gleichfalls bemühte, die Besorgnisse zu zerstreuen, als ob den Einzelstaaten Gefahren durch Beschlüsse der Bundesversammlung drohen könnten. Man werde immer, meinte er, die Selbständigkeit des Andern respectiren, die man selbst in Anspruch nehme.

In den weiteren Berathungen hatte die Frage über die Theilnahme der Standesherren an der Fürstenversammlung größere Bewegung hervorgebracht. Der Entwurf gewährte den deutschen Standesherren zwei Vertreter, welchen ein Antheil an einer Curiatstimme zugestanden werden sollte. Schon in der siebenten Sitzung hatte der bezügliche Artikel heftigen Widerstand hervorgerufen, und man kam in der achten Sitzung auf die Frage noch einmal zurück. Ich hielt den Gegenstand für wichtig genug, um die Gründe zu widerlegen, welche gegen die Zulassung einiger standesherrlicher Stimmen in der Fürstenversammlnng vorgebracht worden waren.

Principiell schien es mir wichtig, daß den mediatisirten Fürsten bei einer Neubegründung des Reichs eine Stelle gesichert sei, welche auf die Zeiten vor der Souverainetät des Rheinbundes zurückwies. Ich konnte aber zugleich nachweisen, daß auch die Bundesacte die alten Rechte der Standesherren nicht gänzlich ignorirt habe, und daß noch im Aachener Congresse die Billigkeit ihrer Ansprüche anerkannt worden sei, indem es von den Congreßmächten, laut Note vom 27. November 1818, den Höfen von Oesterreich und Preußen überlassen worden, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann eine Verhandlung am Bunde über das standesherrliche Stimmrecht einzuleiten wäre. Es schien mir klar, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, eine alte Verpflichtung einzulösen.

König Max hatte schon in der früheren Sitzung angerathen, diese Angelegenheit an die Ministerconferenzen zu verweisen; jetzt schlossen sich, trotz eifriger Verwendung des Kaisers von Oesterreich, Sachsen und Hannover diesem Antrag an. So wurde die Frage eigentlich in negativem Sinne entschieden, da man die Einhelligkeit der Stimmen in der Regel als nöthig voraussetzte, ohne

daß es jedoch darüber je zu einer geschäftsordnungsmäßigen Sicherheit gekommen wäre.

In der nächsten Sitzung sollten jene Artikel, welche einer Vereinbarung durch die Ausschüsse vorbehalten geblieben waren, auf die Tagesordnung gesetzt werden. Denn trotz aller Schwierigkeiten war man doch am 29. August zu einem gewissen Abschluß der Berathungen über die Reformacte gelangt; es blieb aber immer noch die Frage offen, ob bei den zahlreichen Specialvorbehalten, welche von Seite der meisten hohen Herren gemacht worden waren, von einer allgemeinen Annahme der Beschlüsse die Rede sein könne.

Graf Rechberg hatte am Tage vorher ein Promemoria vertheilt, in welchem er die Ansicht des österreichischen Cabinets über die Bedeutung der Schlußabstimmung, die nach Ansicht des Kaisers in der letzten Sitzung des Congresses stattfinden sollte, zum Ausdruck brachte. In demselben wurde zunächst die Erwartung ausgesprochen, daß nach erfolgter Feststellung der entscheidendsten und wesentlichsten Punkte die schließlichen Verhandlungen über die offen gelassenen Detailfragen von weniger hervortretendem Belange einer zu versammelnden Ministerconferenz zu überweisen wären, bei welcher eingehende Instructionen nicht als nothwendig erscheinen dürften. Der kaiserliche Minister setzte voraus, daß die in den Fürstenberathungen hervorgetretenen principiellen Entscheidungen so wichtig wären, daß die weiteren Conferenzen der Minister nur Ausführungsbeschlüsse bewirken und daher gleich jetzt an den Fürstencongreß in Frankfurt angeschlossen werden könnten.

Das österreichische Promemoria machte den Eindruck einer starken Pression, welcher durch die Verhandlungen in der darauffolgenden Sitzung selbst noch gesteigert wurde. Denn als der Kaiser den Gegenstand zur Besprechung brachte, so erklärten sich die Könige von Bayern, Sachsen und Hannover mit diesem modus procedendi in einer Weise einverstanden, die auf eine vorhergegangene Verabredung schließen ließ. Die Einwände von Baden, Mecklenburg-Schwerin und Weimar wurden ziemlich scharf beantwortet, und da das österreichische Promemoria zugleich die Absicht zu erkennen gab, die Beschlüsse der Fürstenconferenz den in Frankfurt nicht vertretenen Regierungen erst nach dem Abschluß der gesammten Verhandlungen, ja sogar erst nach förmlicher Ratification von Seite der anwesenden Fürsten zur Kenntniß zu bringen, so zeigte sich in diesem Verfahren eine starke Spitze gegen Preußen, welche doch trotz Allem, was geschehen war, Vielen völlig unerwartet kam.

Nach einer sehr erregten Debatte, von welcher die Protokolle nur ein sehr ungenügendes Bild zu geben vermögen, wurde endlich in Betracht der Wichtigkeit der soeben besprochenen Fragen beschlossen, daß ein aus neun Mitgliedern

bestehendes Comité zur Berichterstattung über die Art und Weise, wie die Conferenzberathungen in der Schlußsitzung abzuschließen wären, eingesetzt werden sollte. Dieser Ausschuß bestand aus den Großherzogen von Oldenburg, Baden, Weimar und Mecklenburg-Schwerin, dem Herzog von Meiningen, dem Kurfürsten von Hessen, aus mir und dem Bürgermeister Dr. Haller von Hamburg, und sollte unter dem Vorsitz des Königs Johann sofort seine Berathungen beginnen.

Es war Sonnabend, und wir hatten vor uns den sitzungsfreien Sonntag; doch gingen die Wogen der Erregung unter den gekrönten Häuptern so hoch, daß Niemand wissen konnte, wann und ob es unter diesen Umständen zu einer förmlichen Schlußsitzung des Congresses kommen werde. Noch am Abend desselben Tages hatten wir im Bundespalais und am folgenden Sonntag und Montag bei dem Könige von Sachsen lange Conferenzen, bei welchen ich die Genugthuung hatte, meinen vermittelnden Ansichten wesentlichen Eingang zu verschaffen.

Ich unterlasse es, ein Bild der Besprechungen im Einzelnen zu liefern, die am Sonnabend sich so hoffnungslos gestalteten, daß man fürchtete, der völlige Zusammenbruch der Congreßverhandlungen werde sich der Außenwelt nicht leicht verbergen lassen. Erst am Montag gestaltete sich die Sache so, daß man von einem Compromisse sprechen konnte. Anfänglich hatte der König von Sachsen gegen Baden, Mecklenburg und Oldenburg so scharfe Waffen gebraucht, daß er den Grundsatz aufstellte, die Fürsten, welche sich nicht dem Reformwerk anschlössen, müßten eben austreten, indem sie ihren Dissens offen einzugestehen den Muth haben sollten. Er berief sich dabei auf die am Vormittag gegebene Erklärung des Kaisers, wonach Preußen gegenüber das in Frankfurt erreichte Einverständniß nicht durch eine Reihe von Vorbehalten compromittirt erscheinen dürfte.

Auch aus dem Munde des Grafen Rechberg wollte man schon am Sonnabend sehr leidenschaftliche Aeußerungen gehört haben und colportirte dieselben als einen Beweis dafür, daß Oesterreich sein Reformprogramm auf jede Weise durchzudrücken die Absicht hätte. Ich selbst hatte am Sonntag, da mich der Graf am Vormittag besuchte, nicht den Eindruck empfangen, als ob ein so kriegerisches Vorgehen in den Tendenzen des österreichischen Cabinets läge; doch konnte ich persönlich die Erfahrung machen, daß der österreichische Minister in einer sehr gereizten Stimmung war. Graf Rechberg war ein kleiner Mann, mit ungemein scharf geschnittenen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, und besaß die in der Diplomatie bekanntlich als ein schweres Unglück betrachtete Eigenschaft, daß bei ihm die leiseste innere Erregung in Form eines über und über purpurrothen Kopfes sofort zum Ausdruck kam.



Er schien mir in der Unterredung, die ich mit ihm hatte, zunächst nur die Absicht zu verfolgen, durch eine Art von Rechtfertigung für den Fall, daß die ganze Sache scheitern sollte, die Verantwortung von seiner Person abwälzen zu wollen. Er ereiferte sich gegen Preußen, von welchem man immer behaupte, es hätte allen Boden verloren, während die ganze liberale Partei ja nicht deutsch, sondern preußisch sei. Der Partikularismus verschanze sich hinter die Phrasen der nationalen Bestrebungen, hinter denen nichts als Preußenthum stecke. Ich erwiderte, daß Oesterreich sich eben bemühen müßte, wirklich einmal für Deutschland Etwas zu thun. In der bewegten Discussion, die sich zwischen mir und dem Grafen Rechberg in Folge dessen ergab, wurde auch die schleswig-holsteinische Angelegenheit erwähnt. Ich sagte, die österreichische Regierung würde beim Abgang des Königs von Dänemark, dessen seit Kurzem gemeldete Krankheit wenig Hoffnung auf dauernde Genesung gab, eine vortreffliche Gelegenheit haben, in dieser deutschen Sache hervorzutreten.

Für diesen Fall hielte ich es für das Geeignetste, daß Oesterreich mit seiner Flotte in den nördlichen Gewässern erschiene und durch eine derartige Demonstration einen entsprechenden Druck auf die dänische Regierung ausübte. Graf Rechberg, welcher anfangs etwas verblüfft war, behauptete schließlich, daß er einen solchen Vorgang durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit erachte, daß er aber zunächst wünschen müßte, man käme den guten Absichten Oesterreichs in Deutschland selbst mit mehr Wohlwollen entgegen.

In Bezug auf die schwebenden Verhandlungen konnte ich mich dem Minister gegenüber allerdings nicht gerade sehr befriedigt erklären, doch wollte ich gern die Hand bieten, um in dem Neunercomité zwischen den extremen Anschauungen zu vermitteln. Davon aber, versicherte ich dem Grafen Rechberg aufs Bestimmteste, könnte keine Rede sein, daß man bei den weiteren Schritten der Bundesreform Preußen in der bisherigen Weise ignorirte. Ich sprach vielmehr meine Ueberzeugung dahin aus, daß, wenn man diejenigen Fürsten, welche dem preußischen Hofe befreundet wären, mit den Beschlüssen der Conferenz an den König Wilhelm sendete, die Sache immer noch eine bessere Wendung nehmen könnte. Graf Rechberg meinte dagegen, daß, wenn eine solche Mission vom Fürstencongreß beschlossen werden sollte, er durchaus nur den König von Sachsen als die geeignete Persönlichkeit, dieselbe zu übernehmen, zu betrachten vermöge.

Inzwischen hatten die Comitéberathungen ihren Fortgang und führten zu folgenden Beschlüssen, welche protokollarisch festgestellt wurden:

„Das Comité, welches zur Prüfung der beiden Anträge von Hamburg und Mecklenburg niedergesetzt worden ist, hat sich über folgenden Vorschlag geeinigt,

welchem nur in einem einzigen Punkte ein abweichender Minoritätsvorschlag hinzugefügt ist:

„Nachdem S. M. der Kaiser von Oesterreich die im Promemoria vom 28. d. M. in Aussicht gestellte Schlußabstimmung vorgenommen haben werde, möge die folgende Erklärung zur Unterzeichnung vorgelegt werden:

„Die hier versammelten deutschen Fürsten und Vertreter der freien Städte erklären sich bereit, die künftige Verfassung Deutschlands nach Maßgabe der hier gefaßten Beschlüsse, soviel an ihnen liegt, zu vollenden und ins Leben zu führen und zu diesem Zwecke mit den hier nicht vertretenen Bundesfürsten, insbesondere dem Könige von Preußen, eine bundesverfassungsmäßige Verständigung auf dem Grunde jener Beschlüsse anzustreben."

„Es möge demnächst von der hohen Conferenz beschlossen werden:

1. S. M. den Kaiser nunmehr zu ersuchen, das Schlußresultat der Conferenzverhandlungen S. M. dem Könige von Preußen mittelst eines gemeinsamen Schreibens der versammelten Fürsten und Vertreter der freien Städte vorzulegen.

2. Se. Maj. den Kaiser von Oesterreich zu ersuchen, die demnächst weiter erforderlichen Schritte einzuleiten.

3. Den Wunsch zu Protokoll auszusprechen, daß, sobald Oesterreich und Preußen die gemeinsame Ueberzeugung gewonnen, daß von der Eröffnung einer Conferenz, in welcher alle deutschen Bundesstaaten vertreten wären, eine schließliche Vereinigung zu erwarten sei, eine solche Conferenz durch beide Mächte berufen werden möge, um die endliche Vereinbarung und Schlußredaction einer deutschen Bundesreformacte zu Stande zu bringen.

4. Das vereinbarte neue Grundgesetz auf Grundlage der bestehenden Bundesverfassung zum formellen Abschlusse zu bringen."

In letzterem Sinne legte das Comité der Conferenz zugleich den Entwurf einer Erklärung vor, in welcher es hieß: „Die hier versammelten deutschen Fürsten und Vertreter der freien Städte erklären sich bereit, die künftige Verfassung Deutschlands nach Maßgabe der hier gefaßten Beschlüsse, soweit an ihnen liegt, zu vollenden und ins Leben zu führen, vorausgesetzt, daß auch die hier nicht vertretenen Bundesfürsten sich mit jenen Beschlüssen einverstanden erklären."

In der später wirklich unterzeichneten Erklärung war der letzte Satz von dem Worte „vorausgesetzt" an dahin abgeändert, daß es hieß: „und zu diesem Zwecke mit den hier nicht vertretenen Bundesfürsten, insbesondere dem Könige von Preußen, eine allseitige Verständigung *auf dem Grunde jener Beschlüsse* anzustreben."

Bevor es indessen zu jenem letzten Acte der Conferenz kam, ereigneten sich noch einige Zwischenfälle seltsamster Art, und die Mitglieder der Fürstenconferenz wurden durch einen Vorfall, den man, milde ausgedrückt, als ein Mißverständniß bezeichnen mußte, in eine bis dahin ungeahnte Bewegung gebracht.

Das österreichische Cabinet hatte während des Sonntags, am 30. August, eine „Zusammenstellung der von der Conferenz der souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands theils mit Stimmeneinhelligkeit, theils mit überwiegender Stimmenmehrheit genehmigten Bestimmungen des Entwurfs einer Reformacte“ ausgearbeitet und zur Vertheilung bringen lassen. Montag in frühester Morgenstunde wurde ich geweckt und Minister von Seebach überbrachte das Actenstück, in welchem zu meinem nicht geringen Entsetzen Art. 5. Al. 1, nach welchem der Vorsitz im Direktorium und Bundesrathe Oesterreich unbedingt übertragen war, unter den von der Conferenz als angenommen bezeichneten Bestimmungen ohne weiteres mit angeführt wurde. Obwohl das Alinea ausdrücklich ausgeschlossen worden war, nahm der revidirte Entwurf dasselbe wieder auf. Man kann sich leicht denken, welche Entrüstung hierüber unter vielen der fürstlichen Mitglieder des Congresses entstand. Je mehr ich mir bewußt gewesen, meinerseits die Sache der Reform auf die loyalste Weise unterstützt zu haben, desto peinlicher berührte auch mich dieser fast unbegreifliche Vorgang.

Der Minister von Seebach war sofort in das Bundespalais geeilt, um daselbst auf das Lebhafteste zu reclamiren, und während ich noch selbst unschlüssig war, was in dieser Lage zu machen wäre, erschien schon der König von Sachsen bei mir und bat mich dringend, bei den übrigen Fürsten herumzufahren, um die Herrschaften, welche sich in größter Erregung befinden sollten, zu beruhigen. Der König von Sachsen selbst aber vermochte nur schwer seine eigene Bestürzung zu bemeistern.

Wenige Stunden später wurde vom österreichischen Cabinet eine Note umhergesendet, welche die Aufnahme des fraglichen Alineas unter die angeblich angenommenen Bestimmungen der Reformacte auf eine eigenthümliche Weise erklärte. Diese Note trug zu alledem das offenbar falsche Datum des 30. August, was ihre innere Glaubwürdigkeit keineswegs sehr erhöhen konnte, und führte sich gewissermaßen als einen Nachtrag zu der officiellen „Zusammenstellung“ ein. Sie lautete:

„In Bezug auf die heute vertheilte „Zusammenstellung“, wird erläuternd bemerkt, daß in diese Gesammtübersicht, deren Vertheilung vor der morgigen Schlußabstimmung dringend gewünscht wurde, das Alinea 1 des Art. 5 selbstverständlich ohne Präjudiz für die erst morgen darüber stattfindende Berathung aufgenommen wurde.“ 30. August 1863.

Da die Sitzung, von welcher die Note spricht, aber erst am ersten September, also Dienstag stattfinden sollte, der Inhalt der Note, die von der „morgigen" Sitzung sprach, mithin deutlich genug auf das Datum des 31. August wies, so hatte man den Eindruck, als ob Graf Rechberg die Vordatirung nur deshalb veranlaßt habe, um die Reclamation des Ministers von Seebach, welche eben am Montag stattgefunden hatte, zu verhüllen. Auch die „Selbstverständlichkeit" der erst „morgen darüber stattfindenden Berathung" machte die ganze Sache noch schlimmer, und bei meiner Rundfahrt zu den verschiedenen fürstlichen Herren hatte ich mitunter sehr harte Worte über das österreichische Cabinet zu vernehmen. Namentlich erinnere ich mich, wie der Herzog von Braunschweig sich gar nicht zu beruhigen vermochte und geneigt war, die Sache fast wie einen persönlichen „Affront" zu betrachten.

Ich hatte natürlich sofort die Ueberzeugung, daß nun Alles vorüber sei, und glaubte mich verpflichtet, bei erster Gelegenheit auch dem Kaiser von Oesterreich gegenüber diese meine hoffnungslose Ansicht von der Sache auszusprechen.

An demselben Tage, an welchem des Morgens der in der Diplomatie fast unerhörte Vorfall an den Tag gekommen war, fand um 4 Uhr bei dem Kaiser von Oesterreich ein großes Diner statt. Jeder bemühte sich nach Möglichkeit, seiner Stimmung Meister zu werden, denn Niemand hatte den Wunsch, daß dieser arbeitsvolle und anstrengende Congreß mit einem Mißton auseinandergehen sollte. Der kaiserliche Herr, an dessen reinsten Gesinnungen auch nicht der leiseste Zweifel haftete, hatte wahrscheinlich kaum eine Ahnung von dem tiefeinschneidenden Kunstfehler seiner Diplomatie.

Als ich nach dem Diner mit Sr. Majestät conversirte, sprach der Kaiser noch in der hoffnungsvollsten Weise von einem baldigen Wiederzusammentritt des Fürstencongresses und wie er nicht zweifle, daß die Grundlagen zu einer dauernden Einigkeit der Fürsten gefunden seien.

Ich wagte es, dem zu widersprechen und setzte meinen völligen Unglauben an ein Wiedersehen der Fürsten in Frankfurt entgegen. Ja ich erinnere mich mit völliger Deutlichkeit eines Wortes, welches ich aussprach: „Ich fürchte sehr, die deutschen Fürsten sehen sich nicht wieder in Freundschaft versammelt, sondern nur mit dem Degen in der Hand!"

Diese pessimistische Auffassung wurde durch die Vorgänge der letzten Sitzung des Congresses am 1. September nicht geschwächt. Denn wenn der Congreß in Folge der Annahme der vom Neunercomité gestellten Anträge auch äußerlich den Schein erwecken mochte, daß er in Frieden und Freundschaft der Bundeshäupter beendigt worden sei, so war doch thatsächlich ein unheilbarer Riß entstanden.

Das österreichische Cabinet hatte sich dem Verdachte ausgesetzt, daß es die bestrittenen Punkte des Reformentwurfs zum Nachtheil Preußens gegen den Willen der Fürsten rücksichtslos durchsetzen wollte, und war unpolitisch genug, für einen solchen ephemeren Ruhm und scheinbaren Erfolg eine dunkle Zukunft auf sich zu nehmen.

Wer hinter die Coulissen des Congresses zu sehen vermochte, — und für das preußische Cabinet war dies keine Schwierigkeit — konnte leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß nicht nur das Bundesreformprojekt in Frankfurt begraben worden sei, sondern daß auch das ganze Verhalten der Mittelstaaten den Beweis für die Unmöglichkeit einer friedlichen Entwickelung der deutschen Frage vollends erbracht habe.

Die letzte Sitzung der Fürstenconferenz begann am 1. September schon um 10 Uhr. Der Kaiser bemerkte gleich zu Anfang derselben, daß, nachdem in einer früheren Sitzung der Conferenz die Berathung über Alinea 1 des Art. 5 ausgesetzt geblieben sei, es nunmehr erforderlich sein dürfte, auch über diese Bestimmung des Entwurfs Beschluß zu fassen.

„Seine Majestät" — ich bediene mich hier des Wortlauts des officiellen Protokolls — „fügten hinzu, daß die hohe Versammlung die Gründe zu würdigen wissen werde, welche Allerhöchst Sie bestimmten, an dieser Berathung, da der Gegenstand Sie persönlich angehe, nicht Theil zu nehmen, sondern Sich während derselben zurückzuziehen und Se. Maj. den König von Bayern zu ersuchen, die Leitung der Verhandlung zu übernehmen. Ehe Sie Sich jedoch entfernten, dürften Sie nicht unterlassen, das Recht Oesterreichs auf das Präsidium im Bunde auch für die Zukunft auf das Allerbestimmteste zu wahren und den angelegentlichen Wunsch auszusprechen, daß die Bestimmung des Entwurfs, so wie sie liege, unverändert möge angenommen werden. Es könne dies nicht hindern, daß wie bei anderen Fragen, so auch bei dieser diejenigen Allerhöchst Ihrer Verbündeten, welche etwa mit Ihrer Erklärung irgend welche Vorbehalte verbinden zu müssen glaubten, diese Vorbehalte in das Protokoll niederlegen ließen."

Der Kaiser verließ hierauf den Saal, und der König von Bayern übernahm das Präsidium. Mit Ausnahme einiger weniger Herren, welche in das Geheimniß offenbar eingeweiht waren, machte der überraschende Vorgang auf alle Uebrigen den Eindruck eines untoward event wie die Schlacht von Navarin. Nach den vom Kaiser gesprochenen Worten war zunächst eine allgemeine Stille eingetreten, und es schien, als ob Niemand weiter ein Wort zu sagen vermöchte. Den allermeisten der anwesenden Fürsten war die ganze Scene höchst peinlich.

Die feierliche Ansprache des Kaisers, sein Verlassen des Saales, ehe noch von irgend einer Seite eine Antwort auf seine Proposition gegeben

werden konnte, — durch alle diese Umstände wurde dem verhängnißvollen Artikel 5 eine noch viel größere Bedeutung beigelegt, als bis zu diesem Augenblicke anzunehmen gewesen. Mit einem Male war der Präsidialfrage eine durchaus persönliche Wendung von größter Tragweite gegeben worden, die speciell mich um so mehr in Erstaunen setzte, als alle früheren Aeußerungen auf eine Preußen weit günstigere Anschauung der Dinge hatten schließen lassen.

Die ersten hohen Persönlichkeiten, welche auf die Aufforderung des Königs von Bayern, sich über die Präsidialfrage zu äußern, antworteten, waren Sachsen, Hannover, Württemberg. Als König Johann rund, kurz und deutlich zunächst erklärte, er sei mit der Bestimmung des Entwurfs einverstanden, und König Georg sowie der Kronprinz von Württemberg einen gleichen Ausspruch thaten, trat einer jener lautlosen Augenblicke in dem großen Saale ein, in welchem man jedes leise Zittern der Luft zu hören meinte. Wäre man geisterseherisch gewesen, so hätte man die Gestalt Friedrichs des Großen aus einer Ecke hervorspringen sehen müssen, aber bei der Prosa politischer Geschäfte vernahm man nichts und sah nichts, als vier deutsche Könige, welche ruhig, überlegt und vielleicht verabredetermaßen entschlossen schienen, über den Artikel 5 nicht weiter zu discutiren.

Das war allerdings mehr, als man erwarten konnte. Endlich erhob sich der Großherzog von Baden und stellte den Antrag, die Bestimmung über das Bundespräsidium aus dem Entwurfe ganz wegzulassen; der Großherzog von Oldenburg verlangte, daß die Berathung darüber auch jetzt noch auszusetzen sei, und da der Großherzog von Weimar und der Fürst von Waldeck dieser Meinung beipflichteten, so erklärte der König Johann, daß dies nicht anginge und man sich für Streichung oder Beibehaltung des Entwurfs entscheiden müsse, da eine Formel, die ein bloßes Nichtberathen oder Offenlassen der Frage ausdrücke, schwerlich gefunden werden könne.

Ich hatte unter diesen Umständen den Vorschlag gemacht, daß man die Bestimmung des Entwurfes zwar stehen lassen aber den Vorbehalt machen möge, daß dieser Beschluß künftigen Verhandlungen nicht präjudizire. Das Protokoll, welches erst viele Tage nach der Sitzung zur Vertheilung an die Theilnehmer gekommen ist, hat meine gesammten Erörterungen bei dieser Gelegenheit, wie alle übrigen Aeußerungen, die in einem der officiellen Auffassung wenig genehmen Sinne gemacht wurden, nicht mitgetheilt. Ich erinnere mich indessen deutlich meiner Absicht, durch diesen Antrag eine Verständigung herbeizuführen. Das Protokoll behandelte dagegen meine Aeußerung einfach als einen bloßen Vorbehalt bei zustimmendem Votum. Die beiden Bürgermeister Roeck von Lübeck und Duckwitz von Bremen stimmten vollständig mit mir überein, und ich zweifle nicht, daß sie meinen Antrag als solchen genommen haben.

Da indessen derselbe von dem Könige von Bayern nicht förmlich zur Abstimmung gebracht worden war, so gab ich folgende Erklärung zu Protokoll: „Ich stimme für Beibehaltung der Fassung, unter der Voraussetzung, daß damit künftigen Verhandlungen in keiner Weise vorgegriffen werde.“

Dagegen stimmten Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Oldenburg, der Prinz der Niederlande, der Fürst von Waldeck und Hamburg für Offenhaltung des in Rede stehenden Punktes; alle übrigen Theilnehmer, mit Ausnahme Badens, welches die Streichung des Artikels nach wie vor verlangte, nahmen die Fassung des österreichischen Entwurfs einfach an. Der König von Bayern schien dieses Resultat auch förmlich für den Sieg eines Princips zu halten und verkündigte dasselbe dem Kaiser von Oesterreich, der nun wieder in der Versammlung erschienen war, in sichtlichster Bewegung und Freude. Die Gesammtabstimmung konnte nun allerdings kaum einem Zweifel unterliegen. Man bemühte sich vielmehr von allen Seiten, die Sache so viel wie möglich zu beschleunigen und wirklich war man schon um 1 Uhr zu Ende gekommen.

Nachdem noch einige wenige Spezialfragen erledigt worden waren, richtete der Kaiser an die Versammlung die Aufforderung, nunmehr zu der vorbehaltenen Schlußabstimmung über das ganze Ergebniß der gepflogenen Berathungen zu schreiten.

Es sollte nach ursprünglicher Intention über drei Punkte gesondert abgestimmt werden: 1. Nimmt die Versammlung das Schlußresultat der Verhandlung an? 2. Lassen die einzelnen Mitglieder die noch bestehenden Widersprüche fallen? 3. Hält die Versammlung sich so lange an diese Beschlüsse gebunden, bis die hier nicht versammelten Bundesglieder den ihnen mitgetheilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder nur ihre Gegenvorschläge eröffnet haben? — Man ließ jedoch den zweiten Punkt als gar zu unklar bei Seite und beschränkte sich auf die Abstimmung von eins und drei, welche Fragen von allen Theilnehmern der Conferenz, mit Ausnahme der Großherzoge von Baden, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Weimar, des Prinzen Heinrich der Niederlande und des Fürsten von Waldeck, bejaht wurden. Man zählte also 24 zustimmende Regierungen.

Demgemäß wurde die von dem Neunercomité vorgeschlagene Erklärung von 24 Fürsten und Vertretern der freien Städte unterzeichnet und gleichzeitig, nach dem von mir gestellten Antrag, ein von der Conferenz selbst ausgehendes Schreiben an den König von Preußen gerichtet. Der Wortlaut desselben ist bekannt, dürfte aber um der Vollständigkeit willen wohl auch hier eine Stelle finden.

„Allerdurchlauchtigster,
Großmächtigster Fürst!

„Angesichts des Schreibens, mittelst dessen Ew. Majestät unter dem 20. v. M. die Einladung haben beantworten wollen, welche Wir, die in Frankfurt a. M. versammelten deutschen Fürsten und Vertreter der freien Städte an Ew. Majestät zu richten Uns gedrungen gefühlt haben, können Wir nach Beendigung Unserer Berathungen Uns nicht trennen, ohne Ew. Majestät nochmals Unser innigstes Bedauern darüber auszudrücken, daß Wir Allerhöchst Ihre persönliche Mitwirkung zu dem unternommenen großen Werke entbehren mußten."

„Gerne schöpfen Wir jedoch aus Ew. Majestät Versicherung, daß Allerhöchst dieselben jede Mittheilung, die Ihre Bundesgenossen an Sie würden gelangen lassen, mit der von Ew. Majestät jederzeit der Entwickelung der gemeinsamen vaterländischen Interessen gewidmeten Bereitwilligkeit und Sorgfalt in Erwägung ziehen würden, die für Uns Alle so kostbare Hoffnung auf eine endliche allgemeine Verständigung."

„Aus Unseren Berathungen ist der dem gegenwärtigen Schreiben beigefügte Entwurf einer Reformacte des deutschen Bundes hervorgegangen."

„Von deutscher Eintracht und opferwilliger Gesinnung sämmtlich beseelt, sind Wir unter Uns über denselben vollkommen einig geworden und werden es als ein hohes Glück für Uns Alle und für Unsere Völker betrachten, wenn nunmehr in der Brust Ew. Majestät, Unseres mächtigen und wohlgesinnten Bundesgenossen, Entschließungen reifen werden, durch welche Deutschland, dank dem Einverständnisse seiner Fürsten, auf der bundesgesetzlichen Grundlage an das Ziel einer heilsamen Reform seiner Verfassung gelangen wird. — Auch bei diesem abermaligen Anlasse erneuern Wir etc."

24 Unterschriften.

Da Baden, Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Niederlande und Waldeck durch die Ablehnung der Hauptfrage auch nicht in der Lage waren, zu unterzeichnen, so konnte ich der Hoffnung, daß durch eine persönliche Negociation die Bundesreform noch gerettet werden könnte, auch nicht Ausdruck geben. Das Collectivschreiben der 24 Regierungen wurde in amtlichster Form an den König von Preußen gesendet und von diesem dann sofort der constitutionellen Behandlung seines Ministeriums übergeben.

Durch diesen Geschäftsgang war der König jeder persönlichen Aeußerung über die Reformacte seinen Mitfürsten gegenüber enthoben, und da sein Cabinet so deutlich und bestimmt als möglich Stellung genommen hatte, so konnte eigentlich nur noch die Frage sein, in welcher Form von Seite Preußens der mühsam zu Stande gekommene Reformentwurf begraben werden solle.

Mit der letzteren Auffassung stimmten indessen die hoffnungsvollen Worte wenig überein, mit denen der Kaiser von Oesterreich noch die Fürstenversammlung schloß. Ich habe auch später mir kein sicheres Urtheil darüber bilden können, ob das österreichische Cabinet thatsächlich jene Erwartungen hegte, welche hier zum Ausdrucke kamen oder nur den Wunsch hatte, re quasi bene gesta vom Parquet des Fürstentages zu scheiden.

„Wir haben unsere Berathungen geschlossen“ — so sprach der Kaiser in einer sichtlich gehobenen und allem Anschein nach wirklich befriedigten Stimmung — „und Meine hohen Verbündeten werden Mir erlauben, einige kurze Abschiedsworte zu Ihnen zu sprechen.“

„In zehn Sitzungen haben Wir Uns über eine lange Reihe der schwierigsten und verwickeltsten Fragen geeinigt. Nicht in einem einzigen Falle hat in Unserem Kreise ein Sonderinteresse die schließliche Einigung verhindert. Unser Aller Opferwilligkeit hat sich bewährt. Es erscheint Mir dies als eine große Thatsache und wenn Wir gewiß Alle mit hoher Genugthuung auf so viele Beweise der Eintracht und Selbstverleugnung, von welcher Unsere Beschlüsse Zeugniß abgelegt haben, zurückblicken, so darf Ich für Meinen Theil vielleicht eine Regung von Stolz mir verzeihen, wenn Ich gewahre, wie vollständig Meine Hoffnung auf das unmittelbare Zusammenwirken der deutschen Fürsten sich gerechtfertigt hat.“

„Für die Freundschaft und das Vertrauen, welches Meine erhabenen Bundesgenossen Mir persönlich entgegengebracht haben, bitte Ich den Ausdruck Meines tiefempfundenen Dankes anzunehmen.“

„Unser erster deutscher Fürstentag trennt sich nunmehr. Er trennt sich mit dem Wunsche, daß ein zweiter, sobald als möglich ihm folgend, alle Glieder des großen Ganzen vereinigen und Unsere Bemühungen krönen möge.“

„Der Schutz des Allmächtigen bleibe bei Uns Allen und bei Deutschland.“

Der König von Bayern knüpfte an diese Schlußworte des Kaisers die folgende Ansprache:

„Unsere Verhandlungen sind beendigt und es beseelt Uns die erhebende Hoffnung, daß durch dieselben der Grund gelegt sei zu einem für das gemeinsame Vaterland segensreichen Werke. Es durchdringt Uns aber auch wohl Alle das Gefühl des lebhaftesten Dankes gegen Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich, sowohl für die gegebene Anregung als für die Ausdauer und bundesfreundliche Gesinnung, mit welcher Se. Majestät sich der Leitung Unserer Berathungen unterzogen hat.“

„Ich zweifle nicht im Sinne aller hier anwesenden Bundesgenossen zu

handeln, indem Ich jenem Gefühle Worte leihe und Sr. Majestät dem Kaiser Unsern innigsten Dank ausspreche."

„Möge der Himmel das begonnene Werk zum Heile Deutschlands vollenden und Alle, welche dazu mitgewirkt, Sich bald dieses schönsten Lohnes ihrer Bemühungen erfreuen lassen."

Die ganze Versammlung erhob sich, um ihr Einverständniß mit den soeben vernommenen Worten Sr. Maj. des Königs von Bayern auszudrücken. Man ersuchte am Schlusse der Sitzung noch den Bürgermeister von Frankfurt Dr. Müller, bei dem Senate und der Bevölkerung Frankfurts dem Dankgefühle aller Mitglieder des Fürstentags für die gastliche und herzliche Aufnahme, die sie in der freien Stadt gefunden, Ausdruck leihen zu wollen.

In Betreff der Beurkundung des letzten Protokolls wurde, um die Abreise der Fürsten nicht zu verzögern, die Abrede getroffen, daß die vier Vertreter der freien Städte Namens der gesammten Versammlung die Genehmigung derselben aussprechen sollten. Diese Verification des Protokolls hat indessen noch manche Schwierigkeiten gemacht und ist erst am 3. September erfolgt. Baron von Biegeleben entschuldigte diese Verzögerung in einem Schreiben an mich von gleichem Datum und sendete mir eine Abschrift, welche mich in die Lage setzte, in Berlin wenigstens einigermaßen den übeln Eindruck zu verwischen, den Gerüchte und Mittheilungen über die letzte Sitzung nur zu rasch hervorzubringen geeignet waren.

Bevor ich selbst Frankfurt am 1. September Abends verließ, verfaßte ich ein Schreiben an Se. Maj. den Kaiser von Oesterreich, in welchem ich mein Gesammtverhalten auf dem Congresse noch einmal bezeichnete und meinen Standpunkt in der Reformfrage wahrte, und ließ dasselbe in die Hände des Generaladjutanten Grafen Crenneville übergeben. Die Offenheit, mit welcher ich mich in diesem Schriftstück auszusprechen wagte, wird mich auch heute noch vor der Meinung schützen, daß ich in der wichtigen Angelegenheit von meinen seit zwanzig Jahren unverändert festgehaltenen Ideen in einseitiger Weise zurückgekommen wäre. Ich darf daher auch die Darstellung der Vorgänge des Fürstencongresses mit der Mittheilung eines Actenstückes schließen, welches, wie sich erwarten ließ, von der österreichischen Regierung niemals beantwortet wurde.

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser!
Gnädigster Kaiser, König und Herr!

„Eurer kais. kön. Majestät glaube ich am Schlusse der von den souverainen Fürsten und Vertretern der freien Städte Deutschlands abgehaltenen Conferenzen auch noch persönlich die Gefühle aussprechen zu sollen, mit welchen das von

Allerhöchstdemselben eingeleitete Werk, dem ich meine Zustimmung nicht versagt habe, mich erfüllt."

„Als ich vor mehreren Wochen die Einladung Ew. kais. kön. Majestät zum Fürstencongreß erhielt, erachtete ich es für meine Pflicht, einem Rufe Folge zu leisten, der mir nicht ungeeignet schien, das ohnmächtige Vaterland gegen drohende Gefahren mit einem festeren Bande zusammenzufassen und den Wünschen wie den Bedürfnissen der Nation gleichermaßen fördernd entgegenzukommen. In diesem Sinne war es, daß ich Ew. kais. kön. Majestät erwiderte, solchem Zwecke gegenüber gern und willig Opfer bringen zu wollen."

„Als sodann Ew. k. k. Majestät der erlauchten Versammlung den Entwurf einer neuen Bundesverfassung vorlegten, konnte ich mir zwar nicht verhehlen, daß ich nicht mit allen einzelnen Punkten übereinstimme und manche Wünsche hege, deren Erfüllung mir werthvoll und ersprießlich schien. In den Vordergrund aber trat die Ueberzeugung, daß die Vorlage entwickelungsfähig sei, und so gab ich mich mit redlichem Bemühen und von der besten Hoffnung beseelt der Berathung hin."

„Freilich zeigte sich schon im Beginn derselben, daß die erlauchte Versammlung in ihrer überwiegenden Mehrheit Ideen huldigte, die meiner Anschauung und Ueberzeugung grundsätzlich gegenüberstehen. Nicht nur, daß die Amendements, die ich zu stellen die Ehre hatte, scheiterten, — auch der ursprüngliche Entwurf erlitt mehrere meiner Auffassung ungünstig erscheinende Abänderungen, und manche freiere Intentionen Ew. kais. kön. Majestät wurden verdunkelt. Compromisse, die die Gegensätze zu nähern bestimmt waren, ermöglichten mir zwar in den meisten Fällen die endliche Zustimmung, indeß kann ich hierbei nicht unerwähnt lassen, daß einem besonderen Punkte gegenüber, der den allseitig ausgesprochenen Wunsch der Nation berührt, mein Votum nicht anders als verneinend ausfallen konnte."

„Dennoch, als nun die Berathung beendet war und das Gesammtresultat vor mir lag, mußte ich nach gewissenhafter Prüfung mich dahin erklären, daß die gegenwärtige Lage des Vaterlandes gebieterisch erheische, nicht bloß Rechte zum Opfer zu bringen, sondern auch Ansichten und Wünsche. Die schließliche Entscheidung gab, und alle Bedenken traten dagegen in den Hintergrund, daß ich in dem jetzt berathenen Werke immerhin einen unleugbaren Fortschritt erkannte."

„Allerdings liegt nun, die Zustimmung der Stände auch vorausgesetzt, noch immer die große Schwierigkeit in Bezug auf Preußens Beitritt vor, und von der Erledigung dieser Frage wird das Schicksal unserer Arbeit abhängen. Aber ich meine, die patriotische Erwägung des für unser Vaterland heilbringenden Zweckes und die Erkenntniß der wohl allseitig vorhandenen Neigung,

Preußens Beitritt ermöglicht zu sehen — einer Neigung, die zu meiner Freude vielfach ausdrücklich betont worden ist und die Aussicht auf eine Verständigung eröffnet — dürfte bestimmend auf die ferneren Entschließungen dieser deutschen Großmacht einwirken und so unsere Hoffnung auf ein endliches glückliches Resultat der Erfüllung näher führen."

„Ich habe in Kürze noch einmal die wesentlichsten Punkte, die während der Verhandlungen sowohl als bei der Schlußabstimmung mich leiteten, Ew. k. k. Majestät darzulegen versucht. Ich konnte nicht verschweigen, daß ich das Ganze nur für ein auf dem natürlichen Wege des Compromisses zu Stande gekommenes, mit allen Vorzügen und allen Schwächen dieser Entstehung behaftetes Werk ansehe. Aber ich vermag nicht von der Hoffnung zu lassen, daß auch die Nation in diesem Sinne es aufnehmen und eingedenk sein werde, daß der Weg zur Sicherung des Vaterlandes nur über Opfer jedes Einzelnen führt."

„Ich ergreife zugleich diesen Anlaß 2c. 2c.

Frankfurt a. M., den 1. September 1863. Ernst."

Drittes Capitel.

Vor und nach dem Fürstencongreß.

Zur Zeit, als Oesterreich den kühnen Gedanken gefaßt hatte, einen deutschen Fürstencongreß zu berufen, war das allgemeine politische Interesse auf zwei Dinge vorzugsweise gelenkt, einmal auf die amerikanischen Verwickelungen und die mexikanische Unternehmung des Kaisers Napoleon und dann auf die polnische Frage. Nach beiden Richtungen hin war die imperialistische Politik in eine Sackgasse gerathen. In Mexiko hatte die französische Armee allerdings neue kostspielige Lorbeeren gepflückt; aber, politisch betrachtet, lastete schon jetzt auf der Unternehmung die Sorge der Unhaltbarkeit einer Position, welche lediglich in der Voraussetzung gegründet war, daß der nordamerikanische Riese durch die Secession der Südstaaten für lange Zeit an Händen und Füßen gelähmt sein werde.

Die Einnahme von Puebla und der Einzug in Mexiko erfüllten das ruhmbedürftige Kaiserreich mit einem gleißnerischen Glanze, hinter welchem sich die vollständigste Rathlosigkeit über die Zukunft des Landes nur mühsam verbergen ließ. In der Zeit, als das österreichische Kaiserhaus daran gehen wollte, seine Stellung in Deutschland zu befestigen, suchte Louis Napoleon es durch die Aussichten auf die mexikanische Krone an seine Interessen zu knüpfen. Im Juli fand die Versammlung der mexikanischen Notabeln statt, die dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich eine dornenvolle Kaiserkrone votirte. Napoleon überschätzte ohne Zweifel fürs Erste die Rückwirkung, die das Ereigniß auf das österreichische Haus und den österreichischen Staat ausüben sollte. Man hatte dort näher liegende Sorgen, als die uralten habsburgischen Reminiscenzen zu pflegen, welche den Bruder des Kaisers von Oesterreich individuell erfüllen mochten, aber dem Gesichtskreise des neuern lothringischen Hausstaates längst entfremdet waren. Das von Napoleon dargebotene Geschenk einer Kaiserkrone wurde in Wien mit einer unerwarteten und merkwürdigen Kühle aufgenommen.

Der unruhige Geist an der Seine war dem bedächtigen Hofe an der Donau durch die Unterstützung der polnischen Revolution viel zu gefährlich, als daß man sich durch Liebesdienste in Amerika hätte einfangen lassen mögen. Und nun lag die seit Monaten fortglimmende Bewegung in Russisch-Polen der französischen Politik wie ein Alp auf den Gliedern. Mitte Juli schrieb mir ein wohlunterrichteter Freund über die Verhältnisse in Paris: „Nach Außen ist das Ministerium" (es war nach dem Abgange Walewskis in Folge der Anfangs Juni stattgehabten Wahlen soeben wesentlich modificirt worden) — „mit Ausnahme von Drouin de L'Huys, welcher unbedingt der Politik des Kaisers folgen wird — durchaus friedlich, am meisten Fould, der auch der mexikanischen Expedition abgeneigt war und sich nur damit versöhnte, weil er sie als das Mittel ansah, den Kaiser von größeren Unternehmungen zurückzuhalten. In der polnischen Frage ist der Kaiser noch zu keinem festen Entschlusse gelangt. Der italienische Gesandte Nigra, welcher eben von dem Hoflager zu Fontainebleau zurückgekommen, sprach diese Ueberzeugung entschieden gegen den Briefsteller aus. Der Kaiser erkennt wohl die unermeßliche Schwierigkeit einer militairischen Unternehmung zu Gunsten Polens; die Bemühung, Oesterreich zu entschiedenem Vorgehen zu bewegen, ist als fruchtlos erkannt, dagegen die Aussicht, England zu gewinnen, etwas näher gerückt; wenn die letzten Acte Murawiews einen Umschwung der öffentlichen Meinung in England bewirken sollten, würde die friedliche Gesinnung Lord Russels dem energischen Palmerston weichen. Sowie der Kaiser ohne England sich nicht engagiren wird, so wird er im Bunde mit England nicht zögern, im nächsten Frühjahr einen baltischen Feldzug zu unternehmen, wird, um England zu beruhigen, die Neutralität Preußens und Oesterreichs achten, selbst Posen und Galizien garantiren, dabei aber im Geheimen stark auf Fehler der Bismarckschen Politik rechnen, welche zu einem Feldzuge gegen Preußen führen könnten."

Von Drouin de L'Huys hatte der Briefsteller den Eindruck erhalten, daß er nicht gerade den Krieg wünsche, aber die Eventualität desselben voraussehe und für diesen Fall sich möglich erhalten wolle. Er beklagte im Gespräch die preußische Politik; es entging dem Beobachter nicht, wie scharf er die Chance eines Krieges im Auge hatte. Bemerkenswerth war seine Aeußerung, daß es sich bei jeder Wiederherstellung Polens nur um das gegenwärtige Königreich handeln könne, da namentlich anerkannt werden müsse, daß Posen überwiegend germanisirt sei.

Fast zur selben Zeit wurde aus Wien geschrieben, daß man in Regierungskreisen über die polnische Frage sehr beunruhigt sei, obwohl man dort eigentlich nicht den Krieg, sondern am meisten die militairischen Demonstrationen fürchtete, welche auch Oesterreich zwingen könnten, Aufstellungen zu machen. Hierdurch



würden trotz aller constitutionellen Draperien die Finanzen in eine neue Verwirrung gerathen, welche das Ministerium Schmerling zu fürchten alle Ursache hätte. Die ungarische Opposition sehnte sich daher sehr nach neuen äußeren Verwickelungen, und die polnische Aristokratie verbreitete die Ansicht, daß schließlich die Herstellung Polens doch nicht zu vermeiden und es daher für Oesterreich am besten wäre, mit den Westmächten zu gehen.

Wenn man diese Nachrichten aus Wien mit dem plötzlichen Hervortreten der österreichischen Regierung in der Bundesreformfrage combinirte, so konnte man allerdings die Vermuthung hegen, der Fürstencongreß hätte hauptsächlich eine gegen Rußland und Preußen gekehrte Spitze gehabt; allein alle Wege der großen Politik waren so dunkel, und es spielten bei jedem Schritte, den die österreichische Regierung unternahm, so mannigfaltige Faktoren mit, daß man immer wieder zweifelte, ob die vorausgesetzten Zielpunkte richtig seien.

Nicht ohne Interesse dürfte sein, daß mein Oheim in Brüssel in jenem Augenblick nicht nur sehr friedlich gestimmt war, sondern auch die Ueberzeugung hegte, daß es wegen Polens durchaus zu keinem Kriegsfall kommen werde. Mitte Juli sagte er zu einem meiner Bekannten, der sich das Gespräch notirte: „Wir hatten im Frühjahr einen bösen Augenblick; hätte Preußen damals die unglückliche Convention ausgeführt, so hinderte nichts Frankreich das zum Vorwand des Krieges zu nehmen; dies ist vorüber, der Kaiser kann allerdings nicht die polnische Sache ohne Weiteres fallen lassen, aber ich glaube auch nicht, daß er dafür allein Krieg anfängt; Oesterreich wird doch nicht mit ihm gehen und meiner Ansicht nach auch England nicht. Es kann sein, daß Lord Russell, der nicht der Stärkste ist, zurückbleibt, aber ich glaube nicht, daß dies durch eine Meinungsverschiedenheit in der polnischen Sache begründet sein würde; auch Palmerston will im Grunde keinen Krieg."

„Aus allen diesen Gründen," sagte der König weiter, „scheint mir ein baldiger europäischer Krieg unwahrscheinlich; freilich kann man nicht wissen, was Herr von Bismarck noch beginnen wird; aber ich glaube, der Kaiser Napoleon hat sich überzeugt, daß Preußen nicht, wie er glaubte, durch eine innere Krisis gleich ganz desorganisirt wird und Mexiko wird ihn noch lange beschäftigen."

Wie richtig mein Oheim gesehen hatte, bedarf wohl kaum besonders bemerkt zu werden, und wenn der Berichterstatter ein classisches Wort auf ihn anwendete, so mag es hier seine Stelle finden:

„Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick
Als wie der Vortheil seines eignen Staates."

In gleichem Sinne schrieb mir König Leopold am 4. Juli 1863:

„Die Besorgniß eines Krieges ist für dieses Jahr nun wohl überflüssig. Die Stellung ist nun, daß die Polen vermuthlich Alles, was nur das frühere Königreich beträfe, refüsiren werden, denn die Grenze soll bis Smolensk gehen! Diese Handlungsweise ist ihrem klugen Operationsplane extrem entgegen, da sie dadurch die Frage für die Russen national machen, was sie gut vermeiden könnten. Dies sonderbare Benehmen ist offenbar von den Garibaldileuten angerathen; aber zwischen dem König von Neapel und dem Russischen Czar ist ein großer Unterschied. Nullo, ein großer Favorit von Garibaldi, hat hierüber seine Bemerkungen machen können, da er bald nach seiner Ankunft, als er rasch zum Kampfe aufrief, erschossen wurde. Man hat davon gesprochen, daß eine Conferenz hier stattfinden möchte, ich weiß aber nicht, ob man russischerseits dies annehmen wird. In einer Conferenz zu acht hätten sie, mit Ausnahme von Preußen, vermuthlich Alle gegen sich."

Der König erblickte trotzdem, daß er die Kriegsgefahr nicht für allzu drohend erachtete, in der Berufung des deutschen Fürstencongresses doch eine Stärkung der friedlichen Aussichten und zeigte sich daher demselben geneigt. Unter allen Umständen, meinte er, könne es nur nützen, wenn die sämmtlichen deutschen Fürsten als eine geeinigte Macht vor dem Auslande sich darstellten. Das Entferntbleiben Preußens war daher nicht nach seinem Sinne, und er vermochte es nicht zu begreifen. Er blickte auf Frankreich und fand, daß der Fürstencongreß im imperialistischen Lager unangenehm berührte, Grund genug, um auch den weniger betheiligten Mächten die Vorstellung zu geben, daß das zersplitterte Deutschland eines Tages doch noch geeinigt werden könnte.

„In Frankfurt," so berichtete unser Bundestagsgesandter Herr von Fritsch, „schien es großen Eindruck zu machen, daß der kaiserlich französische Gesandte sich sehr erregt über die Fürstenzusammenkunft äußerte und geradezu erklärte, sie sei ein von Oesterreich gegen Frankreich geführter Schlag, was ihr dann vom deutschen Gesichtspunkte aus eher zur Empfehlung gereichen dürfte."

Als dann freilich die Weigerung des Königs von Preußen, in Frankfurt zu erscheinen, bekannt wurde, beruhigte man sich in Paris sehr wesentlich, und in den späteren Stadien der Entwickelung des Fürstencongresses registrirte die französische Presse mit großer Befriedigung, daß das Reformprojekt bei den deutschen Liberalen große Opposition fände; ja es fehlte nicht an ausländischen Beobachtern, nicht nur in Frankreich sondern auch in England, welche rasch zu dem voreiligen Urtheil kamen, mit der deutschen Einheit sei es nun einmal überhaupt nichts, da auch dieser neueste Versuch so kläglich gescheitert wäre.

In den höchsten Kreisen der englischen Regierung war man dagegen durchaus nicht der Meinung, daß das Projekt so ganz bedeutungslos sei; man



war vielmehr um so geneigter, den Fürstencongreß für einen Triumph Oesterreichs anzusehen, als das Verhalten Preußens zunächst auch in der polnischen Frage dort großen Widerspruch erweckt hatte.

Die von der preußischen Regierung neuerdings gezeigte Freundschaft für Rußland hatte das englische Ministerium gereizt, und so kam es wohl, daß die Königin von England eben damals ganz und gar unter dem Eindrucke einer der preußischen Politik durchaus entgegengesetzten Stimmung stand, als sie Mitte August ihre seit lange beabsichtigte Reise auf den Continent antrat.

Ich habe schon bemerkt, daß durch den Sommeraufenthalt der Königin Victoria in Rosenau bei Coburg meine kleine Residenz gerade während des Fürstencongresses ein Stelldichein der verschiedensten höchsten Herrschaften war. Die Königin war am 15. August mit ihren vier jüngsten Kindern in Coburg eingetroffen. Seit sie im Jahre zuvor unsere thüringischen Lande besucht hatte, war der gemeinsame alte Freund unseres Hauses Baron Stockmar in Coburg gestorben, ein Ereigniß, welches die Wittwe meines Bruders um so schmerzlicher empfand, als sie die bestimmte Hoffnung gehegt hatte, den seit längerer Zeit kranken Mann noch einmal wiederzusehen. Allein schon seit dem 9. Juli war Baron Stockmar todt. Er hatte in den letzten Jahren seinen freundschaftlichen Verkehr mit mir gesteigert, und ich empfing den Eindruck, als wollte er in demselben einen Ersatz für den uns gemeinschaftlichen Verlust des Prinzen Albert suchen.

Daß auch für ihn der Gang der Dinge in Preußen des Verständnisses entbehrte und er so wenig wie irgend ein Anderer in Deutschland die Wendungen vorhersah, welche die dortige Politik zum Segen Deutschlands nachher einschlug, dürfte man ihm wohl kaum zum Vorwurf machen, und am wenigsten kann es an mir sein, die Auffassung des bewährten Patrioten in diesen Jahren der Verwirrung und der unbekannten Ziele zu tadeln.

Wenn wir uns Alle in einem Irrthum über das, was Preußen wollte, befanden, so war es wohl ein tragisches Mißgeschick, daß Stockmar in einem Augenblick sterben mußte, wo er hoffnungslos in die Zukunft blickte.

Er war im Allgemeinen in seinen letzten Lebensjahren milder geworden, aber Preußen schien damals alle Bestrebungen, von denen er sein ganzes Leben lang erfüllt war, zu vereiteln, und so hatte er mich in meiner Haltung in der österreichischen Bundesreformangelegenheit wesentlich bestärkt. Ich fand ihn von den Fortschritten, welche das Vorgehen Oesterreichs bezeichnete, nicht gerade voll befriedigt, aber doch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nach der Sachlage nichts anderes möglich wäre, als sich dieser in Deutschland eben eingetretenen Strömung anzuschließen.

Ich hatte ihn noch am 9. Juli besucht, als er seinem Erlöschen nahe war; am 11. wurde er Morgens um 7 Uhr begraben. Mir fiel die Aufgabe zu, den Mann, welcher seit einem halben Jahrhundert in einem vielleicht einzig dastehenden Verhältnisse zu dem belgischen und dem englischen Zweige unserer Familie stand, zur letzten Ruhestätte zu begleiten, und ich mußte mich als den einzigen persönlichen Vertreter einer aufrichtig empfundenen Dankbarkeit und Liebe betrachten, wie sie nur jemals ein ausgebreitetes Geschlecht für einen Diener und Freund gehegt und zum vollsten Ausdruck gebracht hat.

Als die Königin von England vier Wochen später nach Coburg kam, empfand sie die Vereinsamung, welcher sie entgegen ging, in voller Stärke. Man hatte nur zu sehr die Empfindung, daß unser Oheim, der als der Letzte aus der Generation der Befreiungskriege zurückgeblieben, seinen treuen „Feldscheer“ aus der Heldenzeit nicht lange überleben werde.

Es war mir unmöglich, bei der Ankunft der Königin anwesend zu sein; ich war Tags zuvor nach Frankfurt abgereist, aber am darauffolgenden Sonntag, wie schon früher bemerkt, für ein Paar Stunden nach Coburg geeilt. Es hatten sich unterdeß auch der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen, Ludwig von Hessen und Alice, welche bei mir auf dem Kallenberg zu Gaste waren, sowie auch die Familie des Prinzen August in Coburg eingefunden, und da man, wie schon erzählt, die Verlobung des Erzherzogs Joseph mit der Prinzessin Clotilde feierte, so war es ein sehr bewegtes Bild, das unser Hof damals darbot.

Indessen konnte eine politisch gedrückte Stimmung bei den meisten Anwesenden nicht verkannt werden. Der Kronprinz von Preußen selbst vermochte sein Mißbehagen nicht zu verbergen, und wenn ich auch immer wieder darauf hinwies, daß diese Lage nur daraus entstanden sei, weil das entschlossene Vorgehen Preußens bisher fehlte, Aenderung aber herbeizuführen jeden Augenblick in Preußens Hand liege, so beruhigten Erwägungen dieser Art nur wenig.

Der augenblickliche Erfolg einer entgegengesetzten Strömung und die Ungunst der Verhältnisse, welche auf Preußen zu lasten schien, erregten besonders bei den Damen eine Art von Furchtgefühl, das ich heute wahrscheinlich selbst für unmöglich hielte, wenn meine Erinnerung nicht durch actenmäßige Belege unterstützt würde. Die Königin von England war durch den Gang der neuesten Ereignisse in Deutschland so sehr erschreckt worden, daß sie sogar ihre eigenen Kinder in deren ganzer Zukunft bedroht glaubte. Sie überließ sich, wahrscheinlich auch durch die Mittheilungen ihrer englischen Minister beeinflußt, einem besorgten und besorgnißerregenden Pessimismus in Bezug auf die preußische Politik.

Wenige Tage, nachdem ich nach Frankfurt zurückgekehrt war, erhielt ich von

ihr ein Schreiben, das man fast geneigt sein könnte für den größten, um nicht zu sagen, einzigen Erfolg des Frankfurter Fürstentages zu bezeichnen.

Sie schrieb mir am 29. August von der Rosenau:

„Es thut mir sehr leid, daß in Folge der längeren Dauer der Verhandlungen ich Dich nun nicht so bald hier sehen werde, als ich gehofft hatte. Wer weiß, wie lange sich die Conferenzen noch hinausziehen werden! Die Schwierigkeiten scheinen sich zu mehren und die Ansichten über die einzelnen Punkte des österreichischen Entwurfs immer weiter auseinanderzugehen. Nach dem, was ich höre, muß ich glauben, daß die Stellung Preußens dabei nun immer schlimmer wird, und ich fürchte, daß es im Schooße der Fürstenversammlung wenige Stimmen haben wird, die seine Interessen wahren werden. Um so mehr wollte ich Dich bitten, so viel es in Deiner Macht steht, eine Schwächung Preußens zu verhindern, gegen die sich mein Gefühl nicht allein — der Zukunft unserer Kinder wegen — sträubt, sondern die auch sicher gegen das Interesse von Deutschland sein würde, und ich weiß, daß unser theurer Engel Albert ein starkes Preußen immer als eine Nothwendigkeit ansah, für welche zu wirken mir darum eine heilige Pflicht ist. Der König von Preußen wird auf seiner Rückreise mich besuchen."

Am 31. August traf König Wilhelm Nachmittags von Lichtenfels in Begleitung des Ministerpräsidenten von Bismarck und des Kriegsministers von Roon in Coburg ein. Da sein Besuch lediglich der Königin gelten sollte, so begab er sich ohne Aufenthalt nach der Station Oeslau. Er verweilte mehrere Stunden in der Gesellschaft der Königin und kehrte Abends nach Coburg zurück, um sofort nach Berlin weiterzureisen. In den Zeitungen wurde in gewissem Sinne richtig erzählt, Herr von Bismarck hätte den König nicht nach Rosenau begleitet.

Ueber die Unterhaltung zwischen dem König und der Königin ist mir selbstverständlich keine Mittheilung gemacht worden. Wenn indessen die politische Lage zur Erörterung kam, so war Victoria über die Absichten und Hoffnungen Preußens jedenfalls im Unklaren geblieben, denn als ich zwei Tage später von Frankfurt eintraf, fand ich die Königin noch immer von den pessimistischen Anschauungen erfüllt, die sie in dem vorhin mitgetheilten Briefe bekundet hatte.

Der Kaiser von Oesterreich hatte die Absicht ausgesprochen, die Königin bei seiner Heimreise von Frankfurt zu begrüßen, und sogleich seine Ankunft in Coburg auf Donnerstag den 3. September festgesetzt. Die Entrevue der beiden höchsten Herrschaften sollte in der Ehrenburg stattfinden und ich habe es mir zu großer Ehre zu rechnen, daß diese, wenn ich nicht irre, einzige officielle

Begegnung des Kaisers mit der Königin von England in dem Coburger Schlosse vor sich gegangen ist. Der Kaiser war am bestimmten Tage um 1 Uhr von Frankfurt mittelst Extrazugs in Coburg eingetroffen, wo ich ihn mit aller Feierlichkeit erwarten und dann in das Schloß geleiten durfte. Er wurde von der Herzogin und allen bei uns weilenden Fürstlichkeiten im Vestibüle empfangen und sofort en cortège zu den Gemächern der Königin geführt, welche ihm mit ihren anwesenden Kindern, Ministern und Hofstaaten entgegenging, so daß die erste Entrevue im sogenannten alten Riesensaal stattfand.

Um zwei Uhr wurde im weißen Saal ein Familien-Dejeuner genommen, und um vier Uhr reiste der Kaiser wieder ab.

Der ungeheure Jubel, mit welchem der Kaiser bei seiner Ankunft und Abfahrt von der zahlreichen Menschenmenge, die sich auf den Straßen und auf dem Schloßplatz versammelt hatte, begrüßt wurde, konnte allerdings die Vorstellung erwecken, es hätte der österreichischen Politik ein viel größerer Erfolg zur Seite gestanden, als thatsächlich der Fall gewesen. Die Königin selbst war ganz und gar von dieser Idee befangen, und als sie den Kaiser nach dem Dejeuner zu einer Besprechung in ein Seitenzimmer bat, war ich auf ihren Wunsch Zeuge eines höchst merkwürdigen Gesprächs, welches, wenn man den nachherigen Lauf der Ereignisse betrachtet, den raschen Wechsel der irdischen Dinge und der politischen Größenverhältnisse deutlich erkennen läßt.

Die Königin sprach sich in sehr anerkennender Weise über den deutschen Fürstencongreß aus und ermangelte nicht, dem Kaiser viel Schmeichelhaftes über die außerordentliche Geschicklichkeit, mit der er persönlich die Verhandlungen geleitet und wovon alle Welt des Lobes voll war, mitzutheilen. Dann aber bemerkte sie, daß es nicht ihre Sache wäre, sich in die eigentlichen politischen Fragen Deutschlands einzulassen, sie hätte aber eine persönliche Bitte auf dem Herzen: die mütterliche Sorge für ihre Kinder mache es ihr zur Herzensangelegenheit, dem Kaiser dieselben zu empfehlen. Welcher Art auch die sachlichen Gegensätze zwischen der preußischen und der österreichischen Auffassung und Politik sein möchten, das Eine hoffe sie doch unter allen Umständen, daß der Kaiser die Stellung und die Rechte ihrer theuren Kinder in Berlin gewiß niemals beeinträchtigen lassen werde.

Der Kaiser war sichtlich durch diese Ansprache überrascht. Er antwortete immer in allgemeinen verbindlichen Worten, berührte aber die sachlichen und politischen Fragen nicht. Wenn er Coburg befriedigt verlassen hat, so mochte dies mit von dem Eindrucke herrühren, daß er in der Begegnung mit der Königin von England einen Beweis gefunden, wie sehr die Frankfurter Reise auch bei den nicht deutschen Monarchen zur Hebung seines Ansehns beigetragen hatte.

Von allen Seiten waren Nachrichten von einer tiefgehenden Bewegung in den diplomatischen Kreisen eingegangen. Wie in England, so wurde auch in Frankreich die Entwickelung der Frankfurter Ereignisse mit großer Spannung verfolgt. Louis Napoleon sah plötzlich seine gesammten Pläne gekreuzt. Hatte er sich mit Rücksicht auf die polnische Frage Oesterreich nähern zu können geglaubt, so bewirkte der Fürstentag zuerst eine plötzliche schwere Verstimmung in Paris. War man dort bis dahin Preußen gegenüber getreten, so eröffnete dessen Isolirung in Deutschland wieder die Aussicht, das alte napoleonische Lieblingsprojekt eines herzlichen Einverständnisses von Preußen und Frankreich aufleben zu lassen.

Ungeduldig ließ man in Paris die größte Theilnahme über die schlechte Behandlung laut werden, die das preußische Cabinet in der deutschen Reformfrage erfahren hätte. Eilig wurden die Karten, welche durch die polnische Sache in eine eigenthümliche Combination gekommen waren, von Neuem gemischt, indem man sich wieder und wieder vorspiegelte, der oft angewendete Vergleich zwischen Sardinien und Preußen müsse endlich doch auch hier die gleichen internationalen Resultate herbeiziehen.

Im Allgemeinen war momentan eine ungeheuere Ueberschätzung der Resultate der Frankfurter Verhandlungen im Auslande zu bemerken, und erst nach und nach wurden die Kunstfehler bekannt, durch welche Graf Rechberg mit den Mittelstaaten das Werk schon in den Keimen getödtet hatte. Wenn König Johann in Dresden bei seiner Rückkehr von Frankfurt zum Bürgermeister sagte: „Möge der Keim, der in Frankfurt in die deutsche Erde gelegt wurde, einen Eichbaum erstehen lassen, unter dem noch unsere späten Nachkommen sicher ruhen können," so hat er zwar die wirkliche Zukunft Deutschlands nicht gekennzeichnet, aber richtig war doch, daß das alte Deutschland in Frankfurt begraben worden ist.

Meine Auffassung der Lage wich auch nicht einen Augenblick in Bezug auf das Wesen der Dinge von denjenigen Gesichtspunkten ab, die ich seit zwanzig Jahren vertreten hatte. Eine neue Stellung Preußens in dem reformirten Gesammtbunde durch Verhandlungen mit Oesterreich und den Fürsten herbeizuführen, schien mir auch jetzt noch möglich. Wenn sich im andern Falle das Gespenst des Bruderkrieges in Deutschland in immer stärkerer Deutlichkeit enthüllte, so hätte ich von ganzem Herzen die Verständigung zwischen den Fürsten vorgezogen und glaubte von meinem geringen Theile aus nicht aufhören zu sollen, hierfür zu wirken.

Bald nach meiner Rückkehr von Frankfurt schrieb ich schon am 2. September einen Bericht an den Kronprinzen von Preußen, welchem ich mein an den Kaiser von Oesterreich gerichtetes Schlußschreiben beilegte. Dasselbe wurde

sofort durch einen Courier nach Berlin befördert. Es war dort bereits eingetroffen, als ich dem Kaiser von Oesterreich gegenüber in Coburg meine in Frankfurt geäußerten Zweifel über das Wiedersehen der deutschen Fürsten erneuert aussprechen durfte.

Das an den Kronprinzen gerichtete Memorandum lautete:

„Meinem Versprechen gemäß und aus dem innersten Drang meines Herzens, als treuer Freund und aufrichtiger Patriot, greife ich, nachdem ich kaum einige Stunden von Frankfurt zurückgekommen bin, zur Feder, um Dir das Resultat des Congresses in kurzen Aphorismen, aber wahrheitsgetreu zu berichten, zu gleicher Zeit mit der Bitte, diese meine Zeilen Deinem verehrtesten Vater freundlichst mittheilen zu wollen, da ich nicht wagte, persönlich ihm zu schreiben."

„Das Reformproject, wie es unter Mühe und Noth nun doch endlich zu Stande gekommen, muß angesehen werden als ein Produkt der Bestrebungen, 1. allen Fürsten, welcher Farbe sie auch seien, wenn sie irgend guten Willen hätten, die Annahme zu ermöglichen. 2. Preußen die Aussprache seiner Bedingungen und Wünsche nicht unmöglich zu machen. 3. Wenn auch nur im geringen Maße, die Nation, d. h. die wirklichen Patrioten und ruhig Denkenden zu befriedigen."

„Hieraus geht natürlich hervor, daß das Projekt weit entfernt ist, vollkommen zu sein, und sogar große Mängel an sich tragen muß. Unter den gegebenen Umständen und den genannten Bedingungen war dies aber unausbleiblich."

„Wir, die wir beigetreten, sind an dasselbe so lange gebunden, bis Preußen sich ausgesprochen. Wir hoffen Alle, und vor Allem der Kaiser von Oesterreich, daß Preußen die starke und freie Stellung einnehmen werde, die durch Lage der Verhandlungen sich für dasselbe geboten hat."

„Wir haben in dem Schreiben an den König die Sache in *seine* Hand gegeben. Noch nie hat Preußen eine bessere Gelegenheit gehabt, im eigentlichen Sinne des Wortes zu *dictiren*; denn seine Aussprache wird mehr oder minder maßgebend sein für die Majorität der vereinigten Fürsten. Es würde ein schwerer, nicht wieder zu reparirender Fehler sein, wenn es sich jetzt ganz von uns abwendete ...... Ich will hier nicht auf die großen europäischen politischen Vortheile hinweisen, die erreicht werden in dem Zusammengehen der beiden Großmächte mit der großen Majorität der deutschen Fürsten — sie sind bekannt."

„Einerseits versucht man jetzt sowohl Oesterreich wie die Mehrzahl von uns zu verdächtigen, als ob wir im Schilde führten, Preußen in eine nachtheilige Position zu drängen; dies versucht man, um Preußen zu hindern, mit uns überhaupt in Verbindung zu treten, weil dann sicher eine Einigung auf der von

uns angenommenen Basis, die der früher vom Könige selbst getheilten Ansicht entspricht, zu Stande kommen würde. Andererseits erweckt man in der Presse das Mißtrauen der Nation, um Widerspenstigkeit gegen das Reformprojekt in unseren Ständekammern zu veranlassen. Und zu welchem Zweck? Aus dem Wunsch, den schachmatten Bundestag zu erhalten, eine gesteigerte Agitation dadurch hervorzurufen und die Revolution vorzubereiten. Also Preußen soll verhindert werden, mit uns zu verhandeln, und der Nation sollen wir gleichzeitig verdächtigt werden."

„Es ist dies keine Imagination, sondern die einfache Wahrheit. Bereits ist die Presse eifrig bemüht in diesem Sinne zu agitiren, die Gefahr ist dringend, deshalb eine ungeschminkte Aussprache nöthig. Mag es nun einst kommen, wie es wolle, so kann es nie im Interesse Preußens liegen, sich in diesem Augenblicke zu isoliren. Denn was würden die Folgen sein?

1. Vernichtung des mühsam gewonnenen Einigungswerkes.

2. Wird Oesterreich gegen seinen Willen gezwungen zu einer ungesunden Coalition.

3. Würde die Reformpartei, und zwar gute und schlechte Elemente, aufgefordert, mehr als je das Programm einer ganz anderen Vereinigung in die Hand zu nehmen."

„In keiner Weise handelt es sich darum, Preußen zu nöthigen, das durch Compromiß ja nur zu Stande gekommene Werk in allen seinen Paragraphen anzunehmen. Es steht ihm ja frei zu ändern, zu verbessern und sich selbst die Stellung zu machen, die es nur wünschen kann. In der Zerstörung des ganzen Werkes aber sehe ich für Niemand einen Vortheil, wohl aber drohende Gefahren."

„Ich lege die Abschrift eines Briefes an den Kaiser von Oesterreich bei, um Euch zu zeigen, wie ich auch jenem hohen Herrn gegenüber das unvollendete Werk anschaue."

„Wie immer Dein &c.

Ernst."

Am 6. September antwortete der Kronprinz:

„Mein lieber Onkel!

„Mit ebenso aufrichtiger Freude, wie auch mit herzlichem Dank für Deine so schleunige Mittheilung empfing ich Deinen Brief durch Lt. von Schleinitz. Noch am selben Abend überbrachte ich den Brief originaliter dem König, der ihn als wie heute beantworten resp. mit Randbemerkungen versehen wollte. Meine eigene Antwort kann nun, da der König Dein Schreiben bei sich behielt, nur allgemein sein und wirst Du dem Umstand, daß ich nur nach dem Gedächtniß gehe, wohl nachsichtig Rechnung tragen."

„Das Factum des zusammengetretenen Fürstentages ist an und für sich ein wichtiger Schritt vorwärts in den deutschen Einheitsbestrebungen, ferner hat Oesterreich den ungeheuren dauernden Vortheil errungen, der Stifter jenes Werkes zu sein. Preußen hat in diesem Reformunternehmen alle günstigen Chancen der letzten Jahre vorübergehen lassen, und schließlich hat sein bald zwei Jahre dauernder innerer Conflict dem Gegner das erwünschteste Mittel geboten, die Lösung der deutschen Frage dem natürlichen Vorkämpfer derselben abzunehmen und jene auf sein Schild zu schreiben."

„Das sind historische Facta. Die deutschen Fürsten haben ihre Bereit- und Opferwilligkeit öffentlich bekundet, um Deutschland vorwärts zu helfen. Oesterreich aber hat sich entlarvt, als es schließlich die einfache Abstimmung mit Ja oder Nein über das Reformprojekt verlangte, wodurch dann die motivirten Unterschriften eines Theils der Bundesfürsten entstanden. Daß Letztere überhaupt nichts für bindend erachten wollen, was nicht auch Preußens Sanction erhielt, ist naturgemäß, ebenso begreiflich und richtig finde ich aber auch den Umstand, daß Du an der Spitze der freisinnigen Fürsten die österreichische Vorlage schließlich annahmst, trotz gewichtiger Gegenvorstellungen und Gegengründe, um nur eine Basis zu gewinnen, die immer besser ist, als der bisherige bodenlose Status quo ante. Ich finde aber in dem bloßen Gedanken eines mehrköpfigen Direktoriums schon den unvertilgbaren Keim der Unhaltbarkeit dieser österreichischen Vorlage, abgesehen von dem auf die nächste Dauer schon unfaßbaren Gedanken eines gemeinsamen Handinhandgehens von Preußen und Oesterreich, um Deutschlands Geschicke zu entscheiden. Man nenne es Alternat, Coordinirung oder wie man es wolle, nie wird Deutschland Segen von jenen beiden Rivalen einernten, so lange Beide ihren Einfluß gleich geltend machen wollen."

„Du wirst mir hierin keineswegs beistimmen, aber ich kann nicht anders denken; dennoch bin ich aber der Ansicht, daß Preußen jetzt einen entgegenkommenden Schritt machen muß und durch ein genaues Eingehen auf die amendirten Vorlagen alle seine Ansichten, Zustimmungen und Bedenken offen sagen muß, um den redlichen Willen zu offenbaren, den es hegt, Deutschland zu helfen."

„Ein Manifest mit bloßen Forderungen, ganz absehend von dem in Frankfurt Geschehenen, würde ich für thöricht ansehen. Ein einfaches Zurückweisen ist ebenso sträflich. Was nun geschehen wird, weiß ich noch nicht und erfahre es vielleicht nicht augenblicklich, da ich mich in einem neuen Dilemma befinde. In Folge des Auflösungsbeschlusses habe ich nämlich den König gebeten, mir zu gestatten, fern von den Ministerialsitzungen bleiben zu dürfen. . . . ."

„Und unter solchen Auspicien wird Preußen auf das liberale Frankfurter Reformwerk antworten! In alter Liebe und Anhänglichkeit Dein rc. rc.

Friedrich Wilhelm."

„P. S. Eben giebt mir der König sein Brouillon, das ich für Dich abschrieb, weil jenes zu flüchtig sei. Ich eile also es abzusenden und will sehen, trotz des Manoeuvertroubles, noch Deinen freundlichen Brief an mich ausführlicher — das Original neben mir — zu beantworten, als es mir heute möglich war."

Von allgemeinem und so zu sagen der Geschichte im höchsten Sinne des Wortes angehörigem Interesse sind die Bemerkungen, welche der König selbst meinem Schreiben hinzufügte und die mir der Kronprinz eigenhändig copirte. Wenn man den Wortlaut meines Briefes beachtet, wird man leicht die Glossen verstehen, die von der königlichen Hand gemacht worden waren:

„Das Projekt weit entfernt vollkommen zu sein."

„Das unvollkommene Werk ist allein die Folge, daß die Fürsten nicht meinem ihnen bekannten Beispiel folgten und eine Einladung annahmen, nicht wissend, — (Bayern, Sachsen, Coburg ausgenommen) — was ihnen bevorstand."

„Preußen die Aussprache nicht unmöglich machen."

„Verstand sich ja von selbst, daß es keiner Erwähnung bedurfte."

„Wir hoffen alle . . . daß Preußen die starke und freie Stellung."

„Von der mir gegönnten freien Stellung werde ich vollen Gebrauch machen und dictiren, was ich in Preußens Stellung für unumgänglich nöthig halte.

„Die Intrigue zu nennen."

„Intriguen kenne ich nicht, man müßte denn den erwachten Preußischen Patriotismus, der im ganzen Lande und in allen Preßfarben sich zeigte, intrigue nennen, da Preußen nicht mediatisirt sein will, was das Reformwerk will."

„Die der früher vom Könige selbst getheilten Ansicht entspricht."

„Die von mir gewollte Basis war die in der Bernstorffischen Note ausgesprochene, die himmelweit von der Frankfurter entfernt ist. Ich glaube selbst, wenn wir es wollten, es bedarf keiner Einmischung von Preußen, um die Ständekammern in andern Ländern gegen Frankfurt a. M. einzunehmen.

„Aus dem Wunsch den schachmatten Bundestag."

„Den schachmatten Bundestag zu erhalten, ist nicht mein Wunsch, was wird aber übrig bleiben, wenn Preußens Gegenvorschläge von den Frankfurt a. M.-Fürsten abgewiesen werden? Bund im Bunde oder der alte Bundestag. Revolution? Ich werde sie doch wahrlich nicht heraufbeschworen haben, da ich den Kaiser von Oesterreich beschwor, von dem Fürstencongreß abzustehen, bevor nicht Alles geschäftlich präparirt sei!!"

„So kann es nur im Interesse Preußens liegen sich zu isoliren."

„Hier wird bereits der Bund im Bunde angedeutet. Ist das also eine glückliche Folge des unbesonnenen Werkes von Frankfurt a. M.? Ich werde Preußen nicht isoliren, sondern die thun es, die Preußens Vorschläge verwerfen."

„Es steht ja frei zu ändern, zu verbessern und sich selbst die Stellung zu machen, die es nur wünschen kann."

„Dies Aendern, Verbessern rc., um Preußen eine Stellung zu machen, die den Andern selbst erwünscht wäre, ist mein Streben. Was aber dann vom Frankfurt a. M.-Projekt übrig bleibt, wird die nächste Zeit lehren.

„Ich lege die Abschrift eines Briefes an den Kaiser bei."

„Das Schreiben an den Kaiser beweist, daß der eingefangene Herzog von Coburg gern aus der Schlinge herausmöchte, es aber ohne Preußen nicht vermag."

gez. Wilhelm."

Den 6. September 1863.

Wie man sieht, beurtheilte der König mein Verhalten etwas strenger, als ich erwartet hatte, ich theile indessen mit der vollen Objectivität des Geschichtsschreibers auch den Tadel mit, der mich im letzten Absatz getroffen, weil ich meine, daß dadurch der Erkenntniß der Wahrheit der Dinge genützt wird. Was ich dem Könige vielleicht hätte antworten können, war genau das, was nachher eingetroffen ist: „Der Rest ist Krieg." Man dürfte es aber dahingestellt sein lassen, ob in jenem Zeitpunkt die Krone von Preußen wirklich zu der ultima ratio nationum entschlossen gewesen wäre. Und in der That war davon zunächst nicht die Rede, sondern das Schicksal wollte, daß Deutschland noch weitere drei Jahre wechselvoller Mißverständnisse erlebte.

In diesem Sinne hatte ich schon vor Empfang des kronprinzlichen Schreibens am 5. September an den König Leopold die Bitte gerichtet, er möge seinen Einfluß nach Möglichkeit für eine Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich über die Reformacte geltend machen. „Scheitert die Sache", schrieb ich dem Könige, „so befinden wir uns in einer schlimmeren Lage als zuvor. Von allen Seiten wird intriguirt, um Preußen abzuhalten; Deine weitgreifende Vermittelung dürfte auch hier von großem Nutzen sein." — „Die Entrevue des Kaisers mit Victoria ist gut vorübergegangen, es war eine erhebende Scene ohne Steifigkeit."

Wenige Tage später sandte ich sodann dem Könige Leopold ein größeres Memoire über die Lage der Dinge, in welchem ich in Bezug auf die Bundes-

reform die Voraussetzung machte, daß Preußen unter der Bedingung eines Alternats im Vorsitz und des Veto in der Kriegs- und Friedensfrage auf die meisten Bestimmungen der Reformacte zunächst einzugehen im Stande wäre.

Bevor jedoch König Leopold in der Lage war, von meinem Memoire nach irgend einer Seite hin Gebrauch zu machen, hatte das preußische Cabinet bereits seine Entschlüsse gefaßt und dieselben auch mit unerwarteter Schnelligkeit dem deutschen Publikum zur Kenntniß gebracht. Der König hatte sich dem Frankfurter Reformprojekt gegenüber streng auf den Standpunkt des constitutionellen Regenten gestellt und das Gesammtministerium zu einer Aeußerung über dasselbe aufgefordert.

In dem umfangreichen Berichte, welchen das Staatsministerium am 15. September dem Könige erstattete, wird darauf hingewiesen, daß Preußen es gewesen, welches schon vor 1848 die Initiative ergriff, um eine Bundesreform herbeizuführen. In der Ausführung derselben Idee, welche Oesterreich ohne vorherige Verständigung mit Preußen in die Hand genommen hätte, erblickte das Ministerium lediglich den Versuch eines Separatbündnisses Oesterreichs gegen Preußen.

Wie man erwarten konnte, hatte der Bericht sich insbesondere auf die Mißgriffe berufen dürfen, welche Graf Rechberg schon damit begann, als er die Einladungsschreiben an die deutschen Fürsten vor der Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich mit dem Könige in Gastein ausfertigen und mit einem Datum versehen ließ, das mit der Zeit der Uebergabe in keinen rechten Einklang zu bringen war. Dadurch war es möglich, dem österreichischen Cabinete vorzuwerfen, „es habe demselben schon von Hause aus die Betheiligung Preußens an dem gemeinsamen Werke nicht als Ziel vorgeschwebt".

In dem Antwortschreiben, welches endlich der König von Preußen selbst am 22. September an alle einzelnen Bundesfürsten richtete, wurden die Forderungen des Staatsministeriums in Betreff der jeder Bundesreform voranzustellenden Bedingungen wörtlich wiederholt. Obwohl das gewichtige Actenstück längst bekannt ist, wird es dem Leser doch erwünscht sein, die Erinnerung an den Inhalt desselben hier wenigstens der Hauptsache nach aufzufrischen.

Indem der König den Empfang des Frankfurter Collectivschreibens bestätigt, heißt es in seiner Antwort weiter: „Diese Prüfung hat Mir nicht die Ueberzeugung gewähren können, daß die vorgeschlagene Reformacte in ihrer gegenwärtigen Gestalt geeignet sei, einen Abschluß Unserer vieljährigen Bemühungen um die Verbesserung der Bundesverfassung zu bilden. In dem Entwurfe habe Ich nicht den Ausdruck der wirklichen Verhältnisse und Bedürfnisse, deren Berücksichtigung allein einem solchen Werke Leben und Dauer verleihen kann, zu erkennen vermocht. Ich darf daher nicht zögern, es Eurer

Hoheit, wenn auch mit Bedauern, auszusprechen, daß Meine Pflichten als König von Preußen und als deutscher Fürst es Mir nicht gestatten, den Mir mitgetheilten Entwurf als die Grundlage einer neuen Bundesverfassung anzunehmen."

„Ich vermag in eine Erweiterung des bisherigen vertragsmäßigen Bundeszweckes und der Competenz der Bundes-Centralbehörde nur dann zu willigen, wenn dieselbe mit voller und gerechter Rücksichtnahme auf das Gewicht Preußens im Bunde und auf die Gesammt-Interessen der deutschen Nation erfolgt."

„In diesem Sinne betrachte Ich als Vorbedingungen Meiner Zustimmung zu einer durchgreifenden Reform der bestehenden Bundesverträge die Verständigung über drei Punkte, mit deren näherer Darlegung bei Eurer Hoheit Regierung Ich Meinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt habe. Dieselben betreffen:

„1. Das Veto Preußens und Oesterreichs mindestens gegen jeden Bundeskrieg, welcher nicht zur Abwehr eines Angriffs auf das Bundesgebiet unternommen wird."

„2. Die volle Gleichberechtigung Preußens mit Oesterreich zum Vorsitze und zur Leitung der Bundesangelegenheiten."

„3. Eine Volksvertretung, welche nicht aus Delegation, sondern aus direkten Wahlen nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgeht und deren Befugnisse zu beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten Gegenstand der Verhandlung, aber jedenfalls ausgedehnter zu bemessen sein würden, als in dem vorliegenden Entwurfe einer Reformacte der Fall ist."

„Vor einer Verständigung über diese Grundlagen kann ich ein gedeihliches Ergebniß der Erörterung der sonstigen Einzelnheiten des Mir mitgetheilten Entwurfs nicht in Aussicht nehmen. Ich habe daher Meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Auftrag ertheilt, über die ersteren zunächst mit der kaiserlich österreichischen Regierung in Unterhandlung zu treten, in der Hoffnung, daß es Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich gefallen werde, sobald das erforderliche Einvernehmen angebahnt sein wird, in Gemeinschaft mit Mir die Berufung von Ministerial-Conferenzen zu veranlassen, welche die definitive Beschlußnahme der deutschen Souveraine vorzubereiten haben würden."

„Empfangen rc.

gegengez. Bismarck. gez. Wilhelm."

Berlin, 22. Sept. 1863.

An den Herzog rc. zu Sachsen-Coburg-Gotha.

Das Rundschreiben des Königs, begleitet von der umfassenden Denkschrift des Herrn von Bismarck, wurde von den einzelnen Regierungen besonders beantwortet. Von meiner Seite hatte Herr von Seebach die vielfache Uebereinstimmung meiner in Frankfurt gestellten Anträge mit den Präjudicialforderungen Preußens constatiren können und auch hinzugefügt, daß ich in einigen Punkten, wie in Bezug auf das Veto und in Betreff der Volksvertretung am Bunde nur in der Erwägung dessen zu einer Art Vermittlung gekommen wäre, daß ich das ganze Werk lediglich als ein Compromiß erklären zu sollen meinte. Nichtsdestoweniger durfte meine Regierung nicht unterlassen, auf die Wichtigkeit einer Sache hinzuweisen, zu deren Erledigung sich gar keine andere Handhabe darzubieten schien.

Indessen hatte auch das österreichische Cabinet die preußischen Forderungen beantwortet und in einem äußerst umfangreichen Aktenstücke bekämpft. Dasselbe wurde aber nicht sofort an die preußische Regierung gesendet, sondern zunächst nur dem Wesen nach den österreichischen Gesandten an den deutschen Höfen mitgetheilt, um womöglich identische Noten der Bundesregierungen zu veranlassen.

Ich hatte sofort den Eindruck, daß das österreichische Cabinet hiemit in eine ganz falsche Bahn gerieth; da aber insbesondere der sächsische Hof und der rastlos thätige Herr von Beust sehr angelegentlich noch für ein weiteres Zusammengehen mit Oesterreich agitirten, so glaubte ich mich von den weiteren Verhandlungen der reformfreundlichen Regierungen noch nicht ausschließen zu dürfen.

Herr von Seebach berichtete mir am 13. October über die von dem österreichischen Gesandten Baron Werner ihm gemachten Mittheilungen. Die bezügliche Depesche des Grafen Rechberg, welche die Grundlage für die gewünschten identischen Noten werden sollte, wurde aber nur vorgelesen. Dennoch gewann Herr von Seebach sofort die Ueberzeugung, daß der Standpunkt des österreichischen Cabinets ein für mich unannehmbarer wäre, und ich war daher einigermaßen erstaunt, als mir wenige Tage nachher Herr von Seebach mittheilte, er sei durch eine besondere Sendung des Herrn von Carlowitz von dem Staatsminister von Beust zu einer Conferenz nach Nürnberg eingeladen worden, um sich mit den anderen reformfreundlichen Regierungen über eine an Preußen zu ertheilende Antwort persönlich zu verständigen. Wer sonst Einladungen empfing, ist mir unbekannt geblieben, thatsächlich anwesend waren nachher in Nürnberg die Minister von Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Großherzogthum Hessen, Nassau, Meiningen, Lippe-Schaumburg, mein Minister von Seebach und der Graf Rechberg mit Herrn von Biegeleben.

Bei der Conferenz wurden drei Punkte berathen:

1. Bietet die Antwort Preußens Anhaltspunkte für weitere eingehende Verhandlungen oder ist dies nicht der Fall?

2. In welcher Form soll die Antwort an Preußen erfolgen, identische Noten?

3. Was soll geschehen, wenn Preußen auf seinen Forderungen beharrt und damit die Möglichkeit weiterer Verhandlungen abschneidet?

Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Hessen und Nassau erklärten nun ihr vollständiges Einverständniß mit dem materiellen Inhalt der österreichischen Denkschrift, mochten aber doch in der Form nicht zu den vom Grafen Rechberg gar sehr gewünschten identischen Noten greifen. Dem Letzteren schien es gerade nur auf diese Art der Beantwortung anzukommen, und er wollte sich offenbar den Triumph gönnen, gleich jetzt an der Spitze der Diplomaten ein papierenes Bombardement gegen das Berliner Staatsministerium zu eröffnen. Wenn man auch ahnte, daß der Gegensatz zwischen Preußen und den Mittelstaaten durch das Auftreten des Grafen Rechberg nur verstärkt werden sollte, so mußte es doch als ein besonderes Mißgeschick angesehen werden, daß die österreichische Regierung mit so auffallendem Eifer gegen Preußen vorgieng.

Obgleich die Stimmung der Nürnberger Conferenzmitglieder im Allgemeinen für Oesterreich war, so wollten sich doch auch Sachsen und Hannover nicht einfach in's Schlepptau nehmen lassen. Und da weder Herr von Schrenk noch Herr von Beust und Graf Platen einfache Heerfolge leisten mochten, so wendete sich eben bei dieser Conferenz der bewegliche Geist des Grafen Rechberg merklich von den reformfreundlichen Fürsten ab, und man konnte schon einigermaßen bemerken, daß der österreichische Minister bereits die Idee einer Bestrafung der kleinen Staaten im Busen wälzte, falls sie sich nicht genau an das hielten, was Oesterreich im Schilde führte.

Was meine Regierung anbelangte, so wurde ein außerordentlich großer, wie ich glaube, übertriebener Werth auf meine Betheiligung in Nürnberg gelegt. Herrn von Seebach wurde schriftlich und mündlich versichert, daß Coburg-Gotha durchaus für die Anschauungen des österreichischen Cabinets gewonnen werden müßte. Als nun aber Herr von Seebach auch in den materiellen Theilen seiner Beantwortung der preußischen Forderungen abweichender Meinung war und sich zu diesem Zwecke auf die von mir in Frankfurt gestellten Amendements berief, welche der preußischen Auffassung viel näher gestanden hätten als der österreichischen, so schien eine tiefe Mißstimmung gegen meinen Minister Platz zu greifen.

Denn nachdem die Conferenzen officiell am 23. Abends in Nürnberg geschlossen worden waren, versammelten sich die Minister am 24. Vormittags vergnügt in einem andern Local zu weiteren Berathungen, zu denen Herr von Seebach, sowie der Meiningische und Lippische Minister keinen Zutritt erhielten. Man konnte daraus ersehen, wie gut Graf Rechberg und Herr von Beust in der diplomatischen Geschichte bewandert waren, denn das angewendete Mittel war genau dasselbe, welches Fürst Metternich einst gegen Weimar und andere renitente Regierungen in Karlsbad angewendet hatte, um die berühmten Beschlüsse geheim zu halten.

Herr von Seebach hegte aber nicht die Absicht, ein solches Verfahren ruhig hinzunehmen, und richtete schon am 26. October eine Note an den Staatsminister von Beust nach Dresden, welche ebenso wie die Antwort des Letzteren zu charakteristisch für die Situation ist, als daß beide hier fehlen dürften:

„Euer Excellenz hatten die Güte, mich durch besondere Sendung des Herrn von Carlowitz zur Theilnahme an der Nürnberger Conferenz auffordern zu lassen, mit dem Hinzufügen, daß auf die Betheiligung meines gnädigsten Herrn großer Werth gelegt würde — eine Bemerkung, die Sie auch selbst in Nürnberg mir gegenüber wiederholten, — mit der ich es aber kaum in Einklang zu bringen vermag, wenn die Berathungen am 23. Abends geschlossen und gleichwohl am 24. Vormittags in einem anderen Local, mit Ausschluß der kleineren Regierungen und namentlich auch der meinigen, fortgesetzt wurden. Es darf erwartet werden, daß die öffentlichen Blätter diese Thatsache constatiren, und ich glaube es daher meinem gnädigsten Herrn, auf den dieselbe einen überaus peinlichen Eindruck machen wird, schuldig zu sein, Ew. Excellenz um eine aufklärende Mittheilung zu bitten. Dabei kann es mir natürlich nicht in den Sinn kommen, in die Geheimnisse Anderer eindringen oder die Befugniß einzelner Regierungen, über einen der Einladung zur Conferenz fremden Gegenstand unter sich zu verhandeln, irgendwie in Frage stellen zu wollen, vielmehr werde ich mich mit der bloßen Negative, daß die Fortsetzung der Berathungen die Reformangelegenheit nicht zum Gegenstande gehabt habe, befriedigt finden müssen."

Das rasch erfolgte Antwortschreiben des Staatsministers von Beust bekundete deutlich, daß sich in jenem Augenblicke die mittelstaatliche Politik auf einer Höhe der Situation angelangt wähnte, welche für unbefangene Dritte denn doch nichts anderes, als einen sehr tiefen Fall voraussehen ließ. Denn dadurch daß Herr von Beust statt einer amtlichen Antwort die Form eines freundschaftlichen Schreibens an den Minister von Seebach wählte, erschien die Sache selbst in noch schlimmerem Lichte:

„Verehrtester Freund!

„Sie haben soeben ein Schreiben an mich gerichtet, das halb officiell, halb freundschaftlich gehalten ist. Gern erwidere ich es in dieser Weise, während ich in jener mich dazu nicht für competent halten würde.“

„Da ich nun also freundschaftlich an Sie schreibe, so erlauben Sie mir schon mit dem aufrichtigen Bekenntniß anzufangen, daß, käme mir der Brief von einer andern Seite, als von Ihnen, ich darauf ziemlich trocken antworten würde. Ohngefähr in der Art, daß ich zu jeder Zeit und unter allen Verhältnissen das Recht für mich in Anspruch nehme, Besprechungen zu halten mit wem ich will und in dem Local, das mir dazu das geeignete scheint.“

„An Sie, verehrtester Freund, schreibe ich so nicht, und weil ich auf Ihr Urtheil und das Ihres gnädigsten Herrn solchen Werth lege und weil mir daran gelegen ist, keine Verstimmung bei Ihnen und Ihrem gnädigsten Herrn aufkommen zu lassen, so gehe ich sofort auf die Sache ein. Und da eile ich denn Ihnen die Beruhigung zu geben, deren Sie allein bedürfen können, indem ich Sie versichere, daß bei der Besprechung, von der Sie gehört haben, sowie überhaupt nach dem Schlusse der Berathungen am Freitag Abend weder ein Beschluß gefaßt, noch irgend eine Vereinbarung oder Verabredung getroffen worden ist.“

„Beiläufig erlaube ich mir daran zu erinnern, daß es an sich dem Herkommen keineswegs widerspricht, wenn bei einer Conferenz oder einem Congresse zwischen einzelnen Mitgliedern der Versammlung besondere Verabredungen getroffen werden. Ich verweise nur auf den Pariser Congreß von 1856, wo nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages am 15. April ein besonderes Protokoll wegen dessen Ausführung von den Ministern von Frankreich, England und Oesterreich unterzeichnet ward. Ich habe nie vernommen, daß Graf Orloff oder Baron Manteuffel oder Graf Cavour — sage Cavour — deshalb die betheiligten Minister zur Rede gestellt hätten.“

„Doch, wie gesagt, etwas Aehnliches ist im rothen Roß — das ist doch das Local, das Sie meinen — nicht vorgekommen. Die Minister, die sich dort begegneten, stehen seit Jahren in der deutschen Frage in enger Geschäftsverbindung. Es war wohl natürlich, daß sie die Gelegenheit benutzten, um sich über die gegenwärtige Lage mit voller Rückhaltlosigkeit gegen einander auszusprechen. Daß sie Bedenken trugen, bei diesem offenherzigen Gedankenaustausche den bisherigen Kreis zu erweitern, werden Sie begreifen, wenn Sie einen Blick in die Nürnberger Correspondenz der Kreuzzeitung werfen wollen, wo die Ansichten, die ich vertreten habe, umständlich wiedergegeben sind und die Seitenzahl der österreichischen Denkschrift angegeben wird.“

„Somit hoffe ich die Ihnen zu meinem Bedauern bereiteten ungünstigen Eindrücke beseitigt zu haben, und es erübrigt mir nur Ihnen die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochschätzung zu erneuern.

Dresden, am 26. October 1863.

Beust."

Inzwischen war von Seite Oesterreichs endlich am 30. October die „officielle Weisung" an den Grafen Karolyi in Berlin abgegangen, mit welchem die preußischen Vorschläge beantwortet und abgelehnt wurden. Von den Aktenstücken wurde meiner Regierung durch den Baron Werner am 2. November Mittheilung gemacht, und ich war verwundert zu sehen, daß man trotz der von Herrn von Seebach in Nürnberg abgegebenen Erklärungen noch immer an dem Wunsche festhielt, daß ich, in gleichem Sinne wie Oesterreich, Preußen zu antworten hätte. Wie schon oben bemerkt, war dies nicht geschehen, und ich nahm aus einem Schreiben, welches ich Mitte October von Herrn von Gagern in Wien empfangen hatte, Veranlassung meinen Anschauungen darüber, daß man die Sache völlig verfahren habe, in Wien rückhaltlosen Ausdruck zu geben.

Herr von Gagern hatte mir geschrieben, daß der langsame Gang der Angelegenheiten durch die späten Rückäußerungen der reformfreundlichen Regierungen zu erklären wäre. Ferner theilte er mir mit, daß Baron von Werner den Auftrag gehabt hätte, meine Mitwirkung bei dem weiteren Verfahren besonders in Anspruch zu nehmen. Im Uebrigen habe man sich über Preußen in jeder Weise zu beklagen; dasselbe habe schlechterdings kein Anzeichen gegeben, daß „bei direkten Verhandlungen es S. M. dem Kaiser möglich sein würde, zu einer Verständigung auf der soeben erst feierlich verkündeten Grundlage zu gelangen".

„Während sich die holsteinische Executionsfrage" — so schloß Herr von Gagern — „in ihrem langsamen Geleise fortschleppt und Preußen auch darin ohne Initiative bleibt, droht das unglückselige Verhängniß von Polen, ob wir wollen oder nicht, den europäischen Krieg herbeizuführen. Sobald S. M. der Kaiser hieher zurückgekehrt sind, was in den nächsten Tagen der Fall sein dürfte, werden wohl in äußeren und inneren Angelegenheiten wichtige Entschließungen erfolgen. Unter allen Umständen hoffe ich, daß Ew. Hoheit den großen Geschicken des Vaterlandes Ihre rege Theilnahme erhalten, welche vom Fürstentage her uns in dankbarster Erinnerung geblieben ist, und deren Ziele unerachtet verschiedener Nüancirung in der äußeren Haltung doch die unsrigen sind. Sollten Ew. Hoheit mir auch kein Zeichen geben fortzufahren, so würde ich mich doch für ermächtigt dazu halten, sobald ein genügender Anlaß vorhanden und ich bitte heute nur um die Fortdauer der gnädigen Gesinnungen."

Als ich im November aus Tyrol nach Coburg zurückkehrte, hatte sich inzwischen die diplomatische Action Oesterreichs in der schon vorhin bezeichneten Weise entwickelt. Auf der anderen Seite war das öffentliche Urtheil über die österreichische Bundesreform fast in ganz Deutschland vollständig umgeschlagen. In den verschiedensten Versammlungen wurde der Entwurf als unannehmbar und ungenügend bezeichnet. Der Nationalverein sprach im Gegensatz zu seinem früheren Votum ein verdammendes Urtheil; überall kam Widerspruch und Feindseligkeit zum Vorschein.

Ich wollte nicht, daß man in Wien mein Schweigen falsch auslegte, und schrieb an Herrn von Gagern ein längeres Exposé über die Lage, in welchem ich insbesondere die Gründe andeutete, die für die Stimmung in Deutschland entscheidend waren:

„Nun ist auch Nürnberg hinter uns! Das Resultat konnte nicht anders ausfallen; halbe Mittel bringen halbe Erfolge. . . .“

„Eine Annäherung Preußens würde um so rascher erfolgen, wenn man nicht absichtlich vermieden hätte, den Wünschen jener deutschen Partei, die mit jedem Tage mehr an Macht gewinnt, sich zu nähern. Die Fehler, die in dieser Beziehung in Frankfurt gemacht sind, haben sich bereits auf das Traurigste gerächt. Man hat der Nation kein freundliches Wort gesagt. Preußen weiß das und sieht von dieser Seite keine Gefahr. Daher alle die Weitläufigkeiten.“

Ich ging im weitern Verlauf meiner Erörterung auf die auswärtigen Angelegenheiten ein und erlaubte mir den Schluß, daß sich Oesterreich allerdings in einer Situation befände, wo es unbedingt die populären Stimmungen in Deutschland für sich haben sollte. „Ich weiß“, bemerkte ich zum Schluß, „daß diese Sprache in manchen Kreisen in Wien mißfallen wird, weil sie eben einen Punkt berührt, der die wunde Stelle trifft. So manche kleine Rancüne, so mancher verbitterter Grimm gegenüber dem, was man Fortschritt nennt, war die Ursache, daß man wissentlich Fehler machte. Es war unbequem, nach gewissen Seiten die Augen zu richten, man übersah das Hinderniß und strauchelte darüber.“

„Noch bei dem Schluß der Frankfurter Verhandlungen hätte eine patriotische und offenherzige Ansprache an die deutsche Nation uns eine andere Situation verschafft. Ich ermangelte nicht, bei verschiedenen Seiten auf die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes aufmerksam zu machen, fand aber nirgends Eingang, nicht etwa, weil man eine Gefahr darin sah, sondern weil man der Nation die kleine Rücksicht nicht gönnen wollte. Inzwischen hat sich die Animosität gegen das Frankfurter Projekt, wie ich mir erlaubte vorherzusagen, mit jedem Tage gesteigert.“

„Sehr glücklich würde ich sein, wenn ich erführe, daß man in Wien obenerwähnten Gesichtspunkten mehr Aufmerksamkeit schenkte und, wie Sie sich richtig ausdrückten, sich „der Nüancirung in der äußeren Haltung" näherte, die ich für allein ersprießlich halte zum Gedeihen der ganzen Idee."

„Wie immer Ihr ꝛc. ꝛc.

Ernst."

Coburg, 11. November 1863.

Als der vorstehende Brief in Wien eintraf, mochte Herr von Gagern wenig Anlaß mehr gefunden haben, von demselben irgend welchen Gebrauch zu machen. Mit der österreichischen Denkschrift vom 30. October, scheint man geglaubt zu haben, sei Alles gethan, was nöthig wäre, um den guten Willen Oesterreichs und die bösen Tendenzen Preußens vor aller Welt klar zu legen. Da Herr von Bismarck nicht der Mann der Repliken und Dupliken war, so hatte die deutsche Welt vorläufig von der Reformfrage genug genossen, und man stellte sich allerseits auf den Standpunkt verstimmt zu sein. Einen gewissen Gewinn hatte durch die ganze Entwickelung der Sache Preußen allein davongetragen, da es Oesterreich zu dem Eingeständnisse gezwungen hatte, daß es keine Concessionen an Preußen machen könne oder wolle. Indem aber zugleich in den preußischen Erklärungen das, was die Reformacte dem deutschen Volke darbot, als ungenügend bezeichnet wurde, war wenigstens nicht zweifelhaft geblieben, daß man von Preußen Mehr und Besseres erwarten sollte.

Viertes Capitel.

Schleswig-Holstein.

Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark. Wiewohl man schon im Sommer vorher Ursache hatte, dies Ereigniß vorauszusehen, so war schließlich doch der Tod des Königs ziemlich plötzlich und unerwartet während eines Aufenthaltes in Glücksburg, fern von der Hauptstadt, eingetreten. Die Dänen waren eben an der Arbeit, eine neue gemeinsame Verfassung für Dänemark und Schleswig einzuführen, und wünschten die königliche Sanction für ihre am 13. November im Reichsrath mit einer Zweidrittel-Majorität gefaßten Beschlüsse zu erlangen. Das Schicksal des unglücklichen Landes an der deutschen Nordmark sollte endgiltig entschieden werden, bevor noch die Thronveränderung, welche durch die Londoner Conferenz des Jahres 1852 vorgesehen war, eintrat.

Von Friedrich VII. brauchten die Eiderdänen keinerlei Widerstand gegen ihre Gewaltthätigkeiten zu befürchten, denn er war nie etwas Anderes, als ein mit der Krone geschmücktes Werkzeug in der Hand der dänischen Machthaber. Es ist vielleicht heute noch kaum die Zeit gekommen, die wahren Gründe für den tiefen Verfall der dänischen Krongewalt unter den beiden letzten Königen des ältesten Zweiges des holsteinischen Hauses zu erörtern, wohl aber darf gesagt werden, daß auch hier persönliche Verhältnisse die allergrößte Rolle gespielt haben. Man wird sich erinnern, daß die beiden Prinzessinnen, mit welchen Friedrich VII. vermählt gewesen, immer schon nach kurzer Zeit ihre Scheidung zu erwirken wußten. Die Erstere verheirathete sich später mit dem Prinzen von Schleswig-Holstein-Glücksburg, die Zweite legte ihren Titel ab und lebte unter ihrem Mädchennamen in Strelitz. Die nachherige morganatisch angetraute Gemahlin Friedrichs VII. war die bekannte Raßmussen, Gräfin Danner.

Als der König starb, war das Ministerium Hall im Besitze einer von dem neu angefachten Chauvinismus des dänischen Volkes so stark getragenen Gewalt, daß der durch die Großmächte eingesetzte Thronerbe zunächst wohl nicht in der

Lage sein konnte, seine persönlich milden und gerechten Gesinnungen und Absichten irgendwie zur Geltung zu bringen. Als er nach seiner am 16. November erfolgten Thronbesteigung dennoch geneigt zu sein schien, die Interessen der verschiedenen Bevölkerungen seiner Monarchie zu wahren, wurde er ziemlich gewaltsam genöthigt, am 18. November die schon vorbereitete neue dänisch-schleswig'sche Gesammtverfassung zu unterzeichnen. Der rasch zusammenberufene Reichsrath beschloß, den König in corpore zu dieser That zu beglückwünschen.

Diese Ereignisse vollzogen sich in Kopenhagen, nachdem am ersten October zuvor die deutsche Bundesversammlung den Beschluß gefaßt hatte, gegen Dänemark das Bundesexecutionsverfahren einzuleiten. Das letztere hätte sich natürlich nur auf die Bundesländer Holstein und Lauenburg erstrecken können; aber da es in dem Bundesbeschlusse hieß, daß die dänische Regierung ihren bundesmäßigen Verpflichtungen bezüglich der verfassungsmäßigen Verhältnisse von Holstein-Lauenburg nicht nachgekommen wäre, zu diesen aber auch die staatsrechtliche Stellung Schleswigs zum Herzogthum Holstein gehörte, so lag in der Sanction der dänisch-schleswig'schen Verfassung vom 18. November ein offenbar zugleich gegen den Bund gerichteter Act.

Um die Stellung Dänemarks dem Bunde gegenüber nach ihrer staatsrechtlichen Seite im Augenblicke der Thronbesteigung Christians IX. vollständig zu erkennen, ist es nöthig, die Hauptpunkte in den Bundesbeschlüssen seit 1852 zu recapituliren. Abgesehen von der Thronfolge in Dänemark und der Erbfolgefrage in Schleswig-Holstein, war die Verfassungsfrage der Herzogthümer Holstein und Lauenburg eine für sich bestehende Angelegenheit, welche der Bundescompetenz auch von Dänemark selbst niemals bestritten worden war. Seit 1852 schleppten sich die Verhandlungen über die den Bundesländern zu gewährende Verfassung hin, und im November 1858 war den Dänen bereits die Execution angedroht worden, als endlich der dänische Gesandte in Frankfurt drei königliche Patente vorlegte, durch welche die holsteinischen Stände auf den 3. Januar 1859 einberufen und die im Anfang des Jahres 1858 verlangte Aufhebung der bundeswidrigen Bestimmungen von 1854, 55 und 56 zugestanden wurde.

Die holsteinischen Stände traten zusammen, aber alle von ihnen gemachten Vorschläge wurden von der dänischen Regierung abgelehnt, so zwar, daß man im März 1860 beim Bundestage auf's Neue vor der Frage der Execution stand, dieselbe aber wiederum vertagte. Doch verlangte der Bundestag, daß für Holstein und Lauenburg ohne ständische Einwilligung kein Finanzgesetz erlassen werden dürfe, was die dänische Regierung jedoch nicht hinderte, für das Jahr 1860/61 abermals ein solches für die deutschen Herzogthümer zu octroyiren.

Seit Anfang 1863 machte die englische Regierung Vermittlungsvorschläge in den Verfassungsstreitigkeiten zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein, was nur dazu führte, daß die weitere Ausscheidung von Holstein und die festere Einverleibung Schleswigs von Seite des dänischen Reichsraths betrieben wurde. Preußen und Oesterreich gingen mit gemeinschaftlichen Protesten in Kopenhagen vor, worauf die dänische Regierung in einer Note an ihren Gesandten in Berlin Schleswig recht demonstrativ als dänische Provinz bezeichnete.

Inzwischen führten allerlei Vergewaltigungen von Seite Dänemarks in Schleswig wirklich zu den schon erwähnten Beschlüssen der Bundesexecution. Der Auftrag der Vollziehung wurde an Oesterreich, Preußen, Sachsen und Hannover in der Art gestellt, daß die beiden letzteren je einen Civilcommissär zu ernennen und diesem je 6000 Mann zur Verfügung stellen sollten. Die beiden Großmächte sollten ersucht werden, für den Fall thatsächlichen Widerstandes gegen die Executionsvollstreckung größere Streitkräfte bereit zu halten.

Am Tage vor dem Tode des Königs Friedrich VII. gab die dänische Regierung in Frankfurt eine Erklärung ab, welche das Executionsverfahren neuerdings hinauszuschieben drohte, und am Tage nach dem Tode, 16. November, zeigte andererseits der badische Gesandte von Mohl der Bundesversammlung den Regierungsantritt des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein an, mit dem Beifügen, der Herzog erachte es für eine, wie er sich schmeichle, überflüssige Maßregel, wenn er hiemit eine feierliche Rechtsverwahrung gegen jede etwaige Bestreitung seiner Regentenrechte, sowie gegen jede mit dem vollen Genusse derselben nicht zu vereinigende Handlung verbinde.

Am gleichen Tage erklärte der bisherige Erbprinz Friedrich von Augustenburg durch eine Proklamation seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII., während in Kopenhagen Christian IX., gestützt auf das Londoner Protokoll von 1852, die Regierung der bisherigen dänischen Gesammtmonarchie antrat. Der Verfassungsconflict war in einen Erbfolgestreit verwandelt, dessen Austragung seiner rechtlichen Natur nach ebensosehr als eine Bundes- wie als eine europäische Angelegenheit aufgefaßt werden konnte. Diese doppelte Beziehung des Gegenstandes durfte nicht geleugnet und verkannt werden, und es war vom ersten Momente an klar, daß die Lösung der Frage sich sehr verschieden gestalten mußte, je nachdem man sich auf den einen oder den andern Standpunkt stellte.

Ein großer Theil der Bundesfürsten wollte die Sache rein als Bundessache behandelt sehen, die Großmächte dagegen schienen durch ihre Theilnahme an dem Londoner Protokoll genöthigt zu sein, ihre europäische Stellung in der Angelegenheit in erster Linie in Betracht zu ziehen.

Ich vermochte wenig von einem in den Bundestagsgeleisen einhergehenden



weitläufigen Rechtsverfahren zu erwarten und konnte nicht einsehen, wie auf dem Wege der Anerkennung des Londoner Protokolls die nationalen Forderungen jemals zu erfüllen wären. Daher war ich der Meinung, daß nur dann ein großer Erfolg zu erhoffen sein möchte, wenn durch faktisch eingetretene Verhältnisse und durch die Gewalt der Thatsachen das Londoner Protokoll beseitigt und die beiden Großmächte dadurch in die Lage gebracht sein würden, von demselben zurückzutreten. Um dieses möglich zu machen, mußten alle jene Fürsten, welche durch die unglückselige Conferenz von 1852 nicht gebunden waren, sofort die Anerkennung Friedrichs VIII. von Augustenburg aussprechen.

In diesem Sinne zögerte ich nicht einen Augenblick mit einer solchen Erklärung und machte es dadurch dem Herzog von Augustenburg, der in Gotha lebte, möglich, seine Regierung vorzubereiten und diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche er für die Besitzergreifung des Landes für nothwendig hielt. Ich habe daher den 16. November 1863 als einen der entscheidendsten Tage sowohl in der Entwickelung der allgemeinen Verhältnisse Deutschlands, wie auch für meine persönlichen Angelegenheiten anzusehen gehabt. Während der größte Theil der officiellen Politiker, wie sich nur zu bald zeigte, von der Ansicht ausging, die brennende Frage müsse so lange wie möglich unentschieden bleiben, hatte ich sofort die Ueberzeugung, daß eine gegen Dänemark gerichtete Politik nur von zwei Standpunkten aus mit Erfolg betrieben werden könne: entweder unter sofortiger Anerkennung und Voranstellung des legitimen Herzogs, oder in der Absicht einer durch die deutschen Großmächte einzuleitenden Eroberung des gleichsam herrenlosen Landes, wie man dies zu allen Zeiten in Erbfolgestreitigkeiten für staatsrechtlich richtig gehalten hat; jede dritte Methode erschien mir als alte unfruchtbare Bundespolitik. Man behauptete, daß man in Berlin die zweite Eventualität thatsächlich und sofort in's Auge gefaßt habe.

Am 16. November, gleich auf die Nachricht von dem Tode des dänischen Königs, war ich nach Gotha geeilt und traf daselbst den österreichischen Ministerialrath Max von Gagern, welcher zufällig an diesem Tage während einer Reise in Deutschland Gotha berührte. Ich weiß nicht, ob etwa in Wien zur Zeit, als er es verlassen hatte, noch die Absicht bestand, in Angelegenheiten der Bundesreform Einwirkungen zu üben, jedenfalls drängte die holsteinische Frage alles Uebrige für den Augenblick in den Hintergrund.

Es war zu begreifen, daß Herr von Gagern über die jetzige Haltung Oesterreichs entweder ununterrichtet war, oder sich eine so große Reserve aufzuerlegen hatte, daß es zu einem fruchtbaren Meinungsaustausch nicht kommen konnte. Doch glaube ich mich zu erinnern, daß Herr von Gagern persönlich die Ansicht aussprach, das österreichische Cabinet werde weder unbedingt mit

dem Bunde gehen, noch auch für den Herzog von Augustenburg zunächst etwas thun. Ich sprach hierauf meine Meinung dahin aus, daß sich sodann an einer kriegerischen Verwickelung nicht zweifeln ließe, in Folge deren die Herzogthümer wohl nur in den Schooß Preußens fallen würden.

Am selben Abend hatte ich eine Conferenz mit Minister von Seebach und mit dem Rath Sammer, für welchen die Zeit einer großen und sehr verantwortlichen Wirksamkeit gekommen war. In den schleswig-holsteinischen Kreisen von Männern, welche seit 1850 in den verschiedensten Ländern und an einer Anzahl von deutschen Höfen eine Zuflucht gefunden hatten, wirkte das Ereigniß vom 15. November berauschend und erschütternd. Sofort stand für diese Herren fest, daß die Zeit großer Pflichterfüllungen gekommen sei, und es lag wahrlich nicht in dem Charakter so vieler tüchtiger und ernster Söhne des trefflichen deutschen Stammes, vor diesen Aufgaben zurückzubeben. Abgesehen von dem Umstande, daß die Augustenburger sich in Gotha gleichsam angesiedelt hatten, wurde meine Regierung von den Ereignissen auch dadurch berührt, daß die beiden bedeutendsten Vertrauensmänner der Familie seit langer Zeit Sammer und Staatsrath Francke waren und in meinen Diensten standen. Da Herzog Friedrich sich dieser Persönlichkeiten in erster Linie zu bedienen wünschte, um seinen Thron zu bauen, so mußte ich alsbald einen Entschluß darüber fassen, in welchem Verhältnisse die beiden Beamten ferner zu mir stehen konnten. Minister von Seebach sah kein Hinderniß in einer Beurlaubung derselben, und ich nahm in alter Freundschaft für das Haus Augustenburg gerne die Gefahr auf mich, daß man für Alles, was nunmehr in schleswig-holsteinischen Angelegenheiten geschah, auch auf Gotha eine allzugroße Verantwortlichkeit wälzen werde.

So wurde vom Herzog Friedrich eine Art Ministerium gebildet, in welchem Sammer die auswärtigen Angelegenheiten, Francke die Finanzen und der Oberst du Plat das Militairwesen der Zukunft leiteten. In letzterer Beziehung gaben mancherlei mißglückte Versuche zu kleinen Scherzen Anlaß, und da sich alsbald die Agitation der schleswig-holsteinischen Comités, die über ganz Deutschland verbreitet waren, der Sache bemächtigte, so hatte man große Noth, eine Wiederauferstehung des Freischaarenwesens zu verhindern, welches vom Jahre 1848 her sowohl bei den Regierungen wie unter den Bewohnern von Schleswig-Holstein selbst nicht im besten Andenken stand.

Gotha war in dieser Zeit ein wahrer Sammelpunkt von verkannten Politikern und Strategen, von patriotischen Schriftstellern und Agenten. Eine Anzahl befreundeter Fürstlichkeiten verfehlte nicht, dem Herzog von Augustenburg ermunternde Theilnahme auch durch persönliche Besuche zu beweisen. Meinem Beispiele einer officiellen Anerkennung des Herzogs folgten bald andere Regierungen nach, darunter Baden und Braunschweig. Der badische

Gesandte Robert von Mohl übernahm die Vertretung des Herzogs Friedrich am Bundestage, und in allen deutschen Kammern wurden Interpellationen und Anträge zu Gunsten des Rechtes von Schleswig-Holstein gestellt. Die Bewegung war eine allgemeine und in den ersten Wochen geradezu imponirend.

Am Bundestage waren dagegen Unsicherheit, Unschlüssigkeit und Uneinigkeit hervorgetreten, wie sie zu den herkömmlichen Krankheiten dieser Behörde gehörten. Als der dänische Gesandte am 21. November die Thronbesteigung Christians IX. im Bundestage anzeigte, legte der badische seine Vollmacht für Friedrich VIII. vor. Von der einen Seite stellte man den Antrag, die Zulassung des dänischen Gesandten zu verweigern, auf der andern erklärten die beiden Großmächte, auf dem Standpunkt des Londoner Protokolls zu verharren. Es ereignete sich das Unerhörte, daß Preußen und Oesterreich gegen alle übrigen Stimmen des Bundesraths in der Minorität blieben. Die holstein-lauenburgische Stimme wurde dagegen zur Zeit für suspendirt erklärt.

Gleichzeitig erhob sich die Frage, wie es unter den veränderten Verhältnissen mit der schon früher beschlossenen Execution zu halten wäre. Die Majorität war in Folge der Thronveränderung in Dänemark nicht geneigt, das Executionsedict aufrecht zu halten, und forderte vielmehr die Occupation der erledigten Herzogthümer von Seite des Bundes. Die beiden Großmächte verhinderten dagegen einen Beschluß dieser Art, und somit fanden die Dänen nicht nur in Schleswig, sondern auch in Holstein Zeit, jede ernstlichere Bewegung zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg hintanzuhalten. Beamte und Geistliche verweigerten in den Herzogthümern zwar dem Könige Christian IX. in muthvoller Ueberzeugung zum großen Theile die Eidesleistung, aber zu einer Beschlußfassung als solcher konnte es auch dort nicht kommen. Man mußte froh sein, daß sich nach manchen harten Kämpfen die Ritterschaft am 27. November in Kiel zu einer Eingabe an den Bund gegen die Ansprüche Christians IX. entschloß. Die Ständemitglieder hatten sich schon früher in Kiel und in Hamburg in kleinerer und größerer Zahl versammelt und die Bitte an den Bund gerichtet, schleunige Maßregeln zu ergreifen, damit die Entscheidung der Dinge in den Herzogthümern dem Rechte und nicht der Gewalt zufalle.

Die ganze Frage kehrte indessen mehr und mehr ihren europäischen Charakter hervor, und ich war überzeugt, daß das Verhalten Oesterreichs und Preußens beim Bundestage in Frankfurt nur aus dem Gesichtspunkte, in staatskluger Weise die weiteren Absichten zu verhüllen, erklärt werden könne.

Ich hatte vom ersten Augenblicke an eine von der Anschauung der augustenburgischen Kreise grundverschiedene Meinung über den voraussichtlichen Gang der Dinge. Die schleswig-holsteinischen Politiker hatten, vom abstracten Rechtsstandpunkte aus betrachtet, nicht die Erwägung zugelassen, daß schließlich

die ganze Frage zu einer rein politischen Erledigung drängen und führen müsse. Man glaubte in der Haltung Preußens immer nur die einfache Wiederholung der Manteuffel'schen Politik und des preußischen Verfahrens von 1850 bekämpfen zu müssen.

Daß in Berlin die Verhältnisse nach dieser Seite wesentlich verändert waren und daß der König gewiß nicht der Mann war, den Dänen einfach die Kastanien aus dem Feuer zu holen, stand den liberalen deutschen Politikern damals so wenig fest, daß sie immer nur gegen das sogenannte Junkerthum predigen zu sollen glaubten, welches die deutsche Sache an Christian IX. verrathen werde, wie es zur Zeit Friedrichs VII. geschehen sei.

Ich habe meinerseits nie an eine schwache Lösung der Frage in dieser Weise geglaubt und fand Gelegenheit, meiner Ueberzeugung auch an höchsten Stellen Ausdruck zu geben. Auf den besonderen Wunsch des Herzogs von Augustenburg sendete ich schon am 24. November meinen Geschäftsträger in Dresden, Herrn von Löwenfels, mit folgendem Schreiben in besonderer Mission nach Wien:

„Allergnädigster Kaiser und Herr!

„Ew. Majestät hatten die Gnade, mir zu gestatten, in Augenblicken, in denen es deutsches Interesse gilt, mich unumwunden persönlich an Sie wenden zu dürfen. Der Augenblick ist gekommen, in dem ich von dieser Erlaubniß Gebrauch mache."

„Der Tod des Königs von Dänemark hat die schleswig-holsteinische Frage in eine andere Phase gerückt, es handelt sich nicht mehr bloß um Landesrechte, sondern um Landes- und Fürstenrechte."

„Ew. Majestät wissen zur Genüge, daß ich seit Jahren den Interessen der Herzogthümer und ihrer Dynastie nahe gestanden und in jeder Weise für sie gewirkt habe; jedoch ist es nicht dieses Interesse, welches mir augenblicklich die Feder in die Hand gibt, sondern das warme Gefühl für Oesterreich, welches Ew. Majestät allzeit bei mir bewährt gefunden haben."

„Zweifellos ist es, daß die Herzogthümer früher oder später von Dänemark getrennt werden, es ist nur die Frage, ob sie dann bestehen werden unter der rechtmäßigen Dynastie der Augustenburgs, oder ob sie preußische Provinz werden. Das Interesse Oesterreichs erheischt ebenso, sich in der neuen Dynastie einen Alliirten zu sichern, wie auch die zweite Großmacht im Bunde zu hindern, sich in so auffallender Weise zu vergrößern."

„Im Interesse Oesterreichs liegt es, der Träger zu werden für das überall in unzweideutiger Weise laut werdende National- und Rechtsgefühl aller Parteien und zugleich für seine Politik im Norden Deutschlands einen Stützpunkt zu finden, der von unberechenbarer Wichtigkeit werden kann."



„Ich beschwöre Ew. Majestät, diese Rücksichten schwerer wiegen zu lassen, als all' jene feinen Subtilitäten und Rücksichten europäischer Diplomaten, welche Ew. Majestät vielleicht hindern möchten, an die Spitze einer großen Action zu treten. Denn — verzeihen Ew. Majestät die Unumwundenheit meiner Sprache — sollten sich Dynastie und Volk in diesem Augenblicke von Oesterreich verlassen fühlen, so könnten Möglichkeiten aus dem Hintergrunde hervortreten, an die bis jetzt sicher noch von keiner Seite gedacht worden ist."

„Ich habe meinen Minister am kgl. sächsischen Hof, Obersthofmeister von Löwenfels beauftragt, falls Ew. Majestät es gnädigst befehlen sollten, Allerhöchst Ihnen jede gewünschte Ausführung und Erläuterung meiner Worte zu geben. Ich verbleibe wie immer in tiefer Hochachtung Ew. k. k. Majestät

treu ergebener Diener

Ernst."

Herr von Löwenfels hatte eine Instruction erhalten, welche er dem Grafen Rechberg mittheilen sollte; und zugleich bat ich in einem Schreiben an den österreichischen Minister, demselben eine Audienz bei dem Kaiser erwirken zu wollen. In der Instruction wurden die Rechte des Herzogs Friedrich VIII. summarisch recapitulirt und die Nothwendigkeit betont, für die Anerkennung derselben zu wirken. Die hochgradige Erregung im deutschen Volke wurde dargestellt, zugleich aber die Stimmung der westmächtlichen Höfe keineswegs als eine so hoffnungslose geschildert, wie es den Anschein hatte, wenn man lediglich den französischen und englichen Zeitungen Glauben schenken wollte.

Am 26. November war Herr von Löwenfels in Wien angelangt und hatte noch im Laufe des Vormittags eine Besprechung mit Herrn von Gagern. Das Ergebniß derselben schien gleich von vornherein geeignet, die Erwartungen meines Bevollmächtigten herabzustimmen. Nach den Mittheilungen Gagerns hatte die österreichische Regierung bereits feste Entschlüsse über ihr Verhalten in der großen Frage gefaßt, und dieselben gipfelten in der entschiedenen Festhaltung an dem Londoner Protokoll. Wie ich vermuthet hatte, war man in Wien der Ansicht, daß die Thätigkeit des Bundes sich auf eine gründliche Prüfung der Successionsrechte zu beschränken hätte, eine thatsächliche Einmischung aber höchstens von dem Standpunkte des früher schon beschlossenen Executionsverfahrens in Holstein und Lauenburg gestattet werden könnte. Im Uebrigen wurde Herr v. Löwenfels darauf aufmerksam gemacht, daß die Maßregeln, welche in Gotha von Seite der schleswig-holsteinischen Regierung getroffen worden wären, in den Wiener Regierungskreisen im hohen Grade gemißbilligt würden.

Alle Befürchtungen aber, die man nach den Aussprüchen Herrn von Gagerns hegen mußte, wurden durch die Audienz übertroffen, welche Herr von

Löwenfels am folgenden Tage bei dem Grafen Rechberg selbst hatte. Ich glaube den Bericht über dieselbe wenigstens der Hauptsache nach hier einschalten zu müssen.

„Soeben kehre ich," schrieb Herr von Löwenfels, „vom Grafen Rechberg zurück und habe nur bestätigt gefunden, was mir von verschiedenen Seiten über die ungünstige Stimmung, der ich begegnen würde, gesagt worden war. Graf Rechberg, welcher gewöhnlich mehr zuhört als selbst spricht, schien es diesmal darauf abgesehen zu haben, mich zu keiner Aeußerung oder Entwickelung gelangen zu lassen, gestattete nur kurze Einwendungen, und schnitt mir, wenn ich weiter gehen wollte, das Wort ab."

„Graf Rechberg durchlas zuerst Euer Hoheit Schreiben ohne Bemerkung, erbat sich hierauf meine Instruction und sagte, nachdem er die ersten Linien gelesen hatte: Ich bin erstaunt, daß der Herzog von Coburg, welcher sich so correct im Bundesrecht gezeigt hat, jetzt einseitig und ohne Berücksichtigung der Ansicht der Bundesglieder einen Fürsten anerkennt, dessen Rechte Zweifel zulassen und deren Anerkennung nur vom Bunde geprüft werden kann. Kaum hatte ich die ersten Worte einer Entgegnung begonnen, so brach Graf Rechberg in größter Erregung los, mit den Worten: „Ich bin auf's Höchste empört und der Kaiser sehr entrüstet, daß Sammer als Agent des Herzogs Friedrich sich erdreistet hat, die Proclamation des Herzogs Friedrich an den Präsidenten des Abgeordnetenhauses zur Vertheilung zu schicken. Diese Handlungsweise ist unerhört! Eine solche Wühlerei kann nicht geduldet werden! Hat der Herzog Friedrich Mittheilungen zu machen, so haben diese an den Kaiser, oder dessen Minister zu geschehen, aber nicht in solcher Weise, hinter dem Rücken der Regierung. Der Kaiser sei sehr aufgebracht und müsse dies Verfahren dem Herzog Friedrich, welcher für seine Agenten einzustehen habe, sehr und mit Recht verübeln."

„Nach diesem Sturme fuhr Graf R. in der Lectüre der Instruction fort und sagte beim Schlusse: „Gewiß, Oesterreich hat stets die Legitimität geschützt und wird es auch hier thun, jedoch ist die Frage der Legitimität noch nicht festgestellt."

Bei der Erörterung der Politik, welche Graf Rechberg zu verfolgen die Absicht hatte, entwickelte er nach der weiteren Mittheilung Löwenfels' sehr eigenthümliche Ansichten über das Auftauchen der Ansprüche Rußlands, falls man sich nicht an das Londoner Protokoll halten würde. Er sagte, es wäre daher vor Allem nöthig, die Verfassungsfrage von der Successionsfrage ganz zu trennen. In Bezug auf die Erbrechte Friedrichs VIII. machte er alle jene Gegenstände geltend, welche von der Wissenschaft bereits auf das Bündigste zurückgewiesen worden waren, und that so, als ob niemals Dinge dieser Art

bisher erwogen worden wären. Er behauptete die Unebenbürtigkeit der Augustenburger, er bezog sich auf die Verzichtleistung des Vaters Friedrichs VIII. und verglich die Rechtsverwahrung des Letzteren mit dem Falle eines Anrechtes des Kronprinzen von Oesterreich auf die Lombardei, da doch nur der Vater die Abtretung ausgesprochen hätte. Auch erklärte er, daß Schleswig dem deutschen Bund nicht angehöre und daß man demnach einen Eroberungskrieg führen müßte, zu welchem sich Oesterreich wegen der europäischen Verwickelungen, die daraus entständen, nie herbeilassen könnte.

Zwei Tage später theilte von Löwenfels mit, daß er von Sr. Majestät dem Kaiser sehr freundlich empfangen und mein Schreiben von diesem äußerst gnädig entgegengenommen worden sei. Der Kaiser hatte Herrn von Löwenfels zwar ebenfalls sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ich mit der Anerkennung des Herzogs Friedrich vorangegangen sei, aber im Laufe des Gesprächs bemerkte von Löwenfels die große Milde in den Gesinnungen des Kaisers und seine Neigung, das, was Recht wäre, auch zu thun. Er bedauerte lächelnd, daß die Reformversuche in Frankfurt nicht bessern Erfolg gehabt hätten und meinte, daß die Sache jetzt einfacher stände, wenn ein Reichsgericht vorhanden wäre. Als Herr von Löwenfels sich die Bemerkung erlaubte, daß die Verhältnisse sich für Oesterreich jetzt so günstig gestaltet hätten, um durch Ergreifung der Gelegenheit die Frucht seiner Bestrebungen in Deutschland gleichsam sich nur in den Schooß fallen zu lassen, antwortete der Kaiser: „Es darf eine solche Gelegenheit mit keiner Rechtsverletzung verbunden sein; daher ist zuerst erforderlich Prüfung der Rechte und durch die Bundesexecution Schaffung eines in's Gewicht fallenden fait accompli."

Nach der Audienz bei Sr. Majestät war mein Vertreter in Wien in den nächsten Tagen auch in seinen Gesprächen mit den verschiedensten officiellen Persönlichkeiten etwas glücklicher, und bei wiederholter Begegnung mit Herrn von Gagern, sowie bei Zusammenkünften mit Herrn von Biegeleben und Herrn von Schmerling gewann er den Eindruck, daß die österreichische Regierung immerhin noch freie Hand hatte und des Herzogs Friedrich Successionsrechte im Auge behalten zu wollen schien. Wohl aber war in allen entscheidenden Kreisen ein so großes Schwanken, Zagen und Zögern vorherrschend, daß ich den Freunden in Gotha unmöglich den Rath ertheilen konnte, weitere selbständige Schritte in Wien zu versuchen.

Herzog Friedrich hatte die Absicht, seinen Bruder, den Prinzen Christian, an den österreichischen Hof zu senden; es sollte ein bloßer Courtoisie-Besuch sein, und ein gleicher in München ihm folgen. Ich war aber nicht der Ansicht, daß diese Schritte im gegenwärtigen Augenblicke nützlich sein würden. Auch eine andere Maßregel, zu welcher der Herzog entschlossen war, schien nicht

ungefährlich zu sein und mußte voraussichtlich viel Staub aufwirbeln. Er hatte einen Brief an den Kaiser Napoleon geschrieben, der zwar seinem Inhalte nach ganz entsprechend abgefaßt war, aber in Frankreich trotzdem zu Mißverständnissen Anlaß gab und dann von den Feinden des Herzogs in Deutschland gegen die schleswig-holsteinische Sache ausgebeutet zu werden vermochte.

Meiner Ansicht nach mußte die schleswig-holsteinische Regierung in Gotha alle solche Dinge mir überlassen, und in Bezug auf Frankreich und den Kaiser Napoleon wäre dies um so leichter gewesen, als ich durch meine jahrelangen Verbindungen in Paris mehr als irgend Jemand in der Lage war, das Terrain zu sondiren und zu bearbeiten.

Ich hatte in dieser Beziehung auch das irgend Mögliche bereits gethan, als die schleswig-holsteinische Regierung in Gotha auf den verhängnißvollen Gedanken kam, selbständig in die große Politik einzugreifen. Schon im November hatte ich ein kleines Memoire für den Baron Belcastel aufsetzen lassen, welcher am 29. in Coburg anwesend war und sich bereit erklärte, dasselbe mit einem Schreiben von mir dem Kaiser der Franzosen zur Kenntniß zu bringen. In diesem Aktenstücke waren die Rechtsfragen in möglichst prägnanten und einleuchtenden Sätzen zusammengefaßt; und was die politische Haltung betraf, die ich dem Kaiser empfehlen zu sollen glaubte, so meinte ich, daß eine Vermittlung seinerseits auf Grund einer Theilung Schleswigs nach dem Sprachgebiete der Stellung am meisten entsprechen würde, die er bei ähnlichen internationalen Fragen stets behauptete.

Nun hatte aber Herzog Friedrich selbst an den Kaiser sich gewendet, und mir war dadurch zunächst unmöglich gemacht, auf die weiteren politischen Absichten desselben Einfluß zu gewinnen. Es war vorauszusehen, daß der Kaiser dem Herzog gegenüber sich nur in sehr allgemeinen Worten aussprechen werde und so kam ich erst wieder im darauffolgenden Winter in die Lage, in die Action zu treten, als ich mich zu einer Reise nach Paris, wie nachher zu erzählen sein wird, entschloß. Zunächst aber erhielt Herzog Friedrich eine Antwort, welche dem Wesen nach nicht anders als ablehnend sein konnte.

Am 10. December sendete Napoleon demselben folgendes Schreiben:

„Mon cousin! J'ai lu avec un vif intérêt la lettre que vous m'avez écrite et je m'empresse d'y répondre. Je ne trouve rien de plus honorable que d'être le représentant d'une cause qui s'appuie sur l'indépendance et la nationalité d'un peuple et à ce titre, vous pouvez compter sur ma sympathie, car je serai toujours conséquent dans ma conduite. Si j'ai combattu pour l'indépendance Italienne, si j'ai élevé la voix pour la nationalité Polonaise, je ne puis pas, en Allemagne, avoir d'autres sentiments, ni obéir à d'autres principes. Mais les grandes puissances sont liées par

la convention de Londres et leur réunion seule pourrait résoudre sans difficultés. la question qui vous intéresse. Je regrette donc bien vivement sous ce rapport, comme sous bien d'autres que l'Angleterre ait refusé d'assister au Congrès que j'avais proposé."

„Il est fâcheux que la Diète n'ait pas été consultée sur les droits de succession d'un Duché faisant partie de la confédération germanique; le Danemarc aussi a pu avoir des torts envers l'Allemagne, mais d'un autre côté, je déplore que la confédération ait cru devoir intervenir dans le Holstein, avant que la question de succession n'ait été décidée, car l'inter vention qui peut amener des complications bien graves ne tranche pas cette question et si le Danemarc était opprimé par de puissants voisins l'opinion publique en France se retournerait de son côté."

„Je fais donc de voeux sincères pour que vos droits soient examinés par la Diète germanique, que la délibération soit soumise aux signataires de la convention de Londres et qu' ainsi le sentiment national qui se prononce si énergiquement en Allemagne puisse recevoir d'un commun accord une satisfaction légitime."

„Je saisis avec plaisir cette occasion de vous offrir les assurances de mon estime et de ma constante bienvieillance. Sur ce, mon cousin, je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde."

A Compiègne, le 10. Déc. 1863.

Napoléon."

„J'ai vu dernièrement le Prince héréditaire de Reuss auquel j'ai exprimé les mêmes sentiments contenus dans cette lettre."

War auf diese Weise die Haltung Frankreichs nicht nur unsicher und zurückhaltend, sondern auch durch den Hinweis auf England verschleiert, so war es der Augustenburgischen Regierung ganz und gar unmöglich, in London irgend einen Erfolg zu erzielen. Hier standen die Dinge vielmehr ganz hoffnungslos Die Königin erachtete sich in einer so tief einschneidenden Frage durchaus nicht berechtigt, irgend einen selbstständigen Schritt zu thun. Sie beantwortete meine Darstellungen nur indirekt und gab auch noch erheblich später, als die Dinge bereits in ein neues Stadium getreten waren, stets nur eine streng constitutionelle Antwort, wie sie dieselbe vor dem Forum der öffentlichen Meinung ihres Landes vertreten konnte.

Ich greife den Ereignissen einigermaßen vor, wenn ich eines der loyalen und im strengsten Sinne englischer Gesetzlichkeit abgefaßten Schreiben der Königin schon hier mittheile, aber man wird aus demselben die Lage der Dinge, wie sie gleich nach dem Tode des Königs Friedrich VII. in England gegeben war, am besten zu beurtheilen vermögen.

„Ich bat Alexandrine — schrieb die Königin am 8. Januar 1864 — Dir vorläufig für Deine verschiedenen Briefe zu danken und kann auch heute nur auf den einen Brief antworten. Aber auch den mit den beigefügten Denkschriften über den gegenwärtigen Stand der deutsch-dänischen Frage habe ich erhalten und die letzteren Deinem Wunsche gemäß an Lord Russell gesandt. Du wirst leicht einsehen, lieber Ernst, daß ich eine solche Mittheilung (was auch meine persönlichen Gefühle sein mögen) nur unter Beirath meiner Regierung beantworten kann. Du scheinst durchaus die Thatsache zu übersehen, daß England durch den Vertrag von 1852 gebunden ist und wie sehr auch die Art und Weise, in welcher dieser Vertrag geschlossen ward, ich bedauern mag, die hiesige Regierung hat keine andere Wahl, als dabei zu beharren. Unser geliebter Albert hätte nicht anders handeln können. Alle meine Bemühungen und die meiner Regierung sind aber nur auf Erhaltung des Friedens gerichtet gewesen. Ich kann nicht unterlassen, noch hinzuzufügen, daß ich durch die vorschnellen und übereilten Schritte einiger süddeutschen Regierungen, leider mit Einschluß Deiner eigenen, lebhaft beunruhigt worden bin; und wie sehr ich bedaure, daß ein Weg eingeschlagen worden, welcher nicht nur den allgemeinen Frieden Europas einzustürzen, sondern auch Deutschland in Revolution und Bürgerkrieg zu verwickeln droht."

Die Hoffnungslosigkeit, welche sich in dem Verhalten und in dem Briefe der Königin von England aussprach, war auch die vorherrschende Stimmung des Königs Leopold, welcher auf meine Mittheilungen vom November schon mit der philosophischen Bemerkung geantwortet hatte: „Es ist ein bedenkliches Geschäft, mit dieser schleswig-holsteinischen Sache zu thun zu haben. Mein herzlicher Wunsch ist, daß sie sich durch die Verlegenheit aller Theilnehmer noch so erträglich entscheiden möge."

Der König beklagte, daß der deutsche Bund durch seine Verzögerungen Alles in Frage gestellt hätte, und fürchtete sehr, daß „Kaiser Napoleon seine alte Congreßidee zur Regulirung der Karte jetzt zu exploitiren suchen werde".

Wie die Dinge lagen, so war bis zum Schlusse des Jahres der unwiderstehliche Beweis geliefert, daß die Sache des Augustenburgischen Rechtes von allen Großmächten verlassen sei, und daß der Herzog auf Rücksichten rein legitimistischer Art kaum zu rechnen habe.

Der Herzog und seine Räthe blieben aber, trotz aller und aller schlechten Erfahrungen und Zurückweisungen, von dem unerschütterlichsten Vertrauen in den Sieg des abstracten Rechts erfüllt und richteten ihren Marsch in allen Dingen einfach nach den Grundsätzen einer Regierung ein, die sich gleichsam in dem unzweifelhaftesten und ältesten Erbbesitz der Gewalt zu wissen glaubt.

So war man auch in Gotha auf die Idee gekommen, der nicht bestehenden Armee von Schleswig-Holstein die Wohlthat preußischer Organisation angedeihen zu lassen, und Herzog Friedrich wendete sich an den König Wilhelm mit der Bitte, ihm eine Anzahl von Offizieren zur Verfügung zu stellen, welche die Formation der Truppen durchführen sollten.

Ich erinnere mich, daß das Augustenburgische Kriegsdepartement auf die Ausrüstung eines schleswig-holsteinischen Mustersoldaten großes Gewicht gelegt hatte.

Die ablehnende Antwort, welche König Wilhelm dem Herzog gab, war so freundlich und höflich, daß man sogleich die weitgehendsten Hoffnungen daran knüpfte.

„Euere Durchlaucht", schrieb der König am 15. December an den Herzog, „haben in Ihrem aus Gotha unter dem 11. d. M. an Mich gerichteten Schreiben Gesinnungen der Hochachtung und Anhänglichkeit für die preußische Armee ausgesprochen, welchen Ich stets gewohnt bin bei Ihnen zu begegnen und deren erneuerter Ausdruck Mich mit Freude erfüllt. Wie diese Gesinnungen von Mir gegen Ihre Person erwidert werden, wissen Euere Durchlaucht. Um so mehr bedauere Ich, daß Mir die Erfüllung der in Ihrem Schreiben ausgesprochenen Wünsche nicht möglich, sowohl was die Formation eines Truppenkörpers auf preußischem Gebiete, als was die Gestattung des Eintritts preußischer Offiziere in denselben betrifft."

„Euere Durchlaucht bitte Ich zugleich, es als den Ausdruck Meiner persönlichen Theilnahme anzusehen, wenn Ich die Bildung einer solchen Truppe überhaupt widerrathe. Sie erscheint Mir zwecklos und im gegenwärtigen Augenblicke keiner praktischen Anwendung fähig. Daß die in Holstein einrückenden Bundestruppen keiner Unterstützung bedürfen, um ihre Aufgabe auszuführen, darüber werden Euere Durchlaucht mit Mir einverstanden sein. Wenn unvorhergesehene Eventualitäten eintreten, welche weitergehende Maßregeln nöthig machen, so können die deutschen Truppen auf regelmäßigem Wege bis zu jeder erforderlichen Höhe in kürzester Frist verstärkt werden. Das Eingreifen in die Ereignisse aber durch einen Truppenkörper, dessen Existenz, bis jetzt wenigstens, auf keinem völkerrechtlich anerkannten Titel beruhen würde, kann zu Complicationen führen und Verlegenheiten bereiten, welche Sie in Ihrem eigenen Interesse zu vermeiden wünschen werden."

„Wenn Euere Durchlaucht dazu noch die Schwierigkeit erwägen, welche sich ohne Zweifel der Formation eines geordneten und Ihren eigenen militärischen Ueberzeugungen und Anforderungen entsprechenden Truppenkörpers aus den möglicherweise sich darbietenden einzelnen Elementen entgegenstellen würden, so darf Ich hoffen, daß Euere Durchlaucht Meinem wohlmeinenden Rath, von

dem Versuch einer solchen Bildung eigener Truppen überhaupt abzustehen, Ihre Berücksichtigung nicht versagen werden.“

„Empfangen Sie bei diesem Anlaß die Versicherung der freundschaftlichsten Gesinnungen, womit ich verbleibe Eurer Durchlaucht freundwilliger Vetter

Wilhelm.“

An den Erbprinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zu Gotha.

Inzwischen waren die Vorbereitungen zu der Bildung einer schleswig-holsteinischen Armee in weiteren Kreisen schon so sehr vorgeschritten, daß sich der Herzog nur schwer auf den von dem Könige ihm vorgezeichneten Standpunkt stellen konnte. Der schleswig-holsteinische Ausschuß des deutschen Nationalvereins, an dessen Spitze Herr von Bennigsen selbst stand, hatte überall hin Aufforderungen an die Turner-, Schützen- und Wehrvereine ergehen lassen, die zum Eintritt in die Armee bereiten Mannschaften zu verzeichnen und auszurüsten. Die Comités sollten die Mittel zum Ausmarsch beschaffen und dergleichen mehr.

Im Allgemeinen hatte man wohl an eine ähnliche Organisation gedacht, wie sie Rüstow mir vor einigen Jahren zur Zeit der Garibaldischen Unternehmungen geschildert hatte. Der Unterschied war nur der, daß es dem deutschen Charakter durchaus widersprach, sich bei einer solchen Bewegung außerhalb der strengsten gesetzlichen Schranken zu stellen. In Folge dessen trat sehr bald, selbst unter denen, welche an der Spitze der Sache standen, eine allgemeine Entmuthigung ein.

So unglaublich es klingt, so sicher ist es doch, daß selbst im Hauptquartier von Gotha noch vor Ablauf des Jahres der rechte Glaube an die Sache eigentlich verloren gegangen war. Gustav Freytag, dessen aufrichtiger heller Sinn zu allen Zeiten in solchen Dingen bewährt war, hatte von Anfang an durch seine uneigennützige Thätigkeit in der Presse der Sache des Herzogs außerordentliche Dienste geleistet, jetzt war er auch in den von dem Nationalverein gegründeten Wehrausschuß eingetreten. Dennoch verhehlte er mir im freundschaftlichen Gedankenaustausch seine Besorgnisse keineswegs und schrieb am 14. December: „Mir scheint aus einem besonderen Grunde jetzt nicht die Zeit für Ew. Hoheit, sich in diese Bewegung des Volkes einzulassen. Seit acht Tagen trage ich die Ueberzeugung in mir herum, daß die Sache verloren ist, und daß jeder weitere Schritt, den wir darin thun, unnütz ist.“

„Wie ich zu dieser schmerzlichen Ueberzeugung gekommen bin, das gestatten mir Ew. Hoheit für mich zu behalten; ich bin aber der Ansicht, daß es auch nicht einmal zu einer Execution kommen wird, und ich hege die Besorgniß, daß, wenn es noch dazu kommt, von entscheidender Stelle nicht der günstige Moment

benützt werden wird. Ich habe eine sehr bescheidene Arbeit, die Regelung der Vereinsthätigkeit, vor drei Wochen begonnen und ich halte für Pflicht, dabei auszuharren, aber Ew. Hoheit darf ich das sagen, ich thue meine Arbeit unermüdlich, aber als ein hoffnungsloser Mann."

„Denn die Bewegung wird nicht mehr lange steigen, sondern sinken. Und ich fürchte, sie wird mit einem Fiasco endigen, welches Alle, welche sich jetzt im Interesse des neuen Herzogs und seiner Sache hereinbegeben haben, ein wenig compromittiren wird. Soweit compromittiren, als redliche Hoffnung und ehrlicher Wille abfälligem Urtheil überhaupt bloßgestellt sind. Ich werde das für meine Person ruhig ertragen, aber ich will nicht, daß Ew. Hoheit sich in ein zusammenfallendes Haus setzen."

„Daß dieses Zusammenbrechen einer schnellen Hoffnung nicht die letzte Phase der schleswig-holsteinischen Sache ist, weiß ich recht wohl. Auch daß die Aufregung im Volke nach kurzer Erstarrung und Abspannung auf's Neue und höher steigen mag. Jetzt aber sinkt zunächst zusammen, was begonnen worden ist, das ist meine Besorgniß. Es kommt eine Zeit der Zerfahrenheit, des kraftlosen Aergers, des Haderns von Stamm zu Stamm, der Vorwürfe gegen die, welche nicht so entschlossen waren, als man erwartete, oder welche man verwegener wollte als möglich war. . . ."

Was die lebhafte Schilderung Gustav Freytags von der wirklichen Lage der Dinge betraf, so war der Brief wohl geeignet, ernste Erwägungen zu veranlassen, doch wäre es von meinem Standpunkte nicht zu rechtfertigen gewesen, wenn ich ohne jeden sichtlichen Anlaß die Sache des mir so nahe befreundeten Hauses in dem Stadium der damaligen Verhandlungen plötzlich hätte verlassen wollen. Am wenigsten hätte ich es für gestattet gehalten, vierzehn Tage, nachdem meine Regierung die Anerkennung des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein ausgesprochen hatte, eine so auffallende Wendung in meinem politischen Verhalten zu machen. Zudem war weder in Berlin noch in Wien eine Klarheit über die Ziele der beiden Großmächte erlangt worden.

Zunächst schien es wichtig, die nun einmal leider angeregte Frage über das schleswig-holsteinische Militärwesen auf eine Basis zu stellen, welche staats- und völkerrechtlich möglich war. Ich machte daher den Vorschlag, man möge von Seite des Herzogs bei meiner Regierung um die Erlaubniß ansuchen, die durch die Verhältnisse gebotene Reorganisation des holsteinischen Bundescontingents in meinen Staaten vornehmen zu dürfen. Minister von Seebach war mit dieser Lösung nicht nur einverstanden, sondern glaubte dieselbe auch vom Standpunkte des Bundesrechts vertreten zu können, und somit konnte der von meiner Seite anerkannten Regierung die Bereitwilligkeit erklärt werden,

über die Reorganisation des herzoglich holsteinischen Bundescontingents in Verhandlung zu treten. Am 13. December wurde der schleswig-holsteinischen Regierung die Neubildung eines Theils ihrer Armee auf Gothaischem Gebiete gestattet, während gleichzeitig das in Gotha gebildete Hauptwehrcomité von der Regierung aufgelöst wurde.

In einer identischen Note vom 4. December hatten die österreichische und die preußische Regierung durch ihre Gesandten in Dresden den sächsischen Höfen Mittheilung darüber gemacht, daß sich die beiden Großmächte über das Verfahren gegen Dänemark geeinigt hätten. Sie stellten daher das Ersuchen, die Bundestagsgesandten zu instruiren, den von Preußen und Oesterreich gestellten Antrag auf einfache Ausführung der am 1. October in der Verfassungsfrage beschlossenen Executionsmaßregeln anzunehmen. „Preußen und Oesterreich verlangen von ihren Bundesgenossen nicht ein Verzichtleisten auf eigene Auffassungen in der Successionsfrage"; — so hieß es in der Circulardepesche — „es steht nichts im Wege, daß sie dieselben bei der Abstimmung am Bunde ausdrücklich wahren. Aber es ist dringend zu wünschen, daß sie durch dieselben im Hinblick auf die obigen Erwägungen sich nicht hindern lassen, der einfachen Ausführung der einmal beschlossenen Executionsmaßregeln zuzustimmen und sich so den beiden Großmächten anzuschließen. Ein darüber zu fassender Beschluß bedarf keiner weiteren ausführlichen Motivirung, sondern eventuell unter Vorbehalt der Erbfolgefrage nur des einfachen Hinweises auf das vollkommen Ungenügende der bisher an den Bund gelangten Erklärungen."

Der Bundestagsbeschluß vom 7. December kam mit knapper Majorität, 8 Stimmen gegen 7, zu Stande. Bayern und Sachsen traten in offene Opposition gegen die Großmächte. Indessen hinderte dies nicht, daß das Commando der Executionstruppen dem sächsischen General v. Hake zugetheilt und zu Bundescommissären die Herrn v. Könneritz aus Sachsen und Nieper aus Hannover ernannt wurden. Eine Matricularumlage von 17 Millionen fl. wurde am 14. December beschlossen und die den Bundescommissären ertheilte Instruction genehmigt.

Diese Ereignisse verfehlten, trotz aller zweideutigen Motivirungen, im Bundestage doch nicht, einen gewissen Aufschwung der patriotischen und nationalen Gefühle hervorzubringen. Mit neuer Kraft traten in den Kammern die Redner für das schleswig-holsteinische Recht hervor. Neu ermuthigt erhoben sich die Anhänger Friedrichs VIII. in den Herzogthümern.

Als die Bundestruppen am 23. December die holsteinische Grenze zu überschreiten begannen, wichen die Dänen Schritt für Schritt zurück und hatten am letzten Tage des verhängnißvollen Jahres ganz Holstein, mit Ausnahme des Kronwerks in der Festung Rendsburg und der zu Holstein gehörigen jenseits der Eider gelegenen Dörfer für immerwährende Zeiten geräumt.



Es waren, trotz aller innern Differenzen und Entzweiungen, erhebende Momente wiedererwachter Thatkraft, welche die letzten Wochen bezeichneten. Man schien wie von einem Alp befreit, als die Nachricht eintraf, daß die Bundestruppen in Kiel eingerückt wären. Nun war man des langen Redens überhoben, und die auswärtigen Mächte hatten ihrerseits mit Ereignissen zu rechnen, bei denen der deutsche Name beachtet werden mußte. Hierin lag ein Erfolg von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Zwar war Niemandem verborgen geblieben, daß die Einigkeit der deutschen Mächte am Bundestage nicht größer geworden und daß man in Frankfurt ziellos von einem Extrem zum andern schwankte; aber so lange Oesterreich und Preußen die Prüfung der Successionsrechte nicht principiell dem Bunde bestritten, durfte man immer noch erwarten, daß die Gewalt der Gründe den Sieg davontragen werde.

Die Instruction, welche den Civilcommissären für die Execution in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg vom Bunde ertheilt worden war, ließ die Frage über den Besitz der landesherrlichen Rechte zwar offen und die oberste Leitung des angeordneten Executionsverfahrens blieb der deutschen Bundesversammlung ausdrücklich vorbehalten; doch wurden andererseits alle Aufgaben der Civilcommissäre strengstens auf die Wahrung der Landesrechte eingeschränkt. Was mit Schleswig geschehen sollte, war vorläufig ein Geheimniß der Großmächte, und Herr von Mohl machte ergötzliche Schilderungen über die völlige Anarchie, welche in dem schleswig-holsteinischen Ausschuß des Bundestags herrschte, indem von der Pfordten weitere Referate verweigerte und die beiden Großmächte nach dem bisherigen Usus nicht füglich selbst über ihre Anträge auch die Berichterstattung übernehmen konnten.

In Holstein gingen die Wogen der Begeisterung für den Herzog Friedrich VIII. bei der Annäherung der Bundestruppen immer höher, und vorzugsweise in den Städten wurde proclamirt und gehuldigt. Adel und Landvolk hielten zwar bei dieser Bewegung nicht vollkommen gleichen Schritt, und eine Anzahl von Mitgliedern der Ritterschaft trennte sich unter dem Vortritt des Barons von Scheel-Plessen von der augustenburgischen Partei; doch beschlossen die beiden oberen Stände in ordentlicher Versammlung zu Kiel noch in den letzten Tagen des December eine Eingabe an den Bund mit der Bitte um Anerkennung des Herzogs Friedrich.

In Deutschland war diese Tendenz durch eine Zusammenkunft von Mitgliedern der Landesvertretungen sämmtlicher deutscher Staaten am 21. December in Frankfurt wesentlich unterstützt worden, allein Preußen und Oesterreich erklärten sich gegen diese Versuche, auf den Bund einen Druck auszuüben. Auch

war es auffallend genug, daß unter den 491 in Frankfurt versammelten Abgeordneten nur 47 Preußen und 7 Oesterreicher anwesend waren; die ersteren schienen die ganze Sache mehr wie einen Gegenstand ihrer inneren Streitigkeiten mit dem Ministerium zu behandeln, den letzteren mangelte jedes wirkliche nationale Verständniß für die Frage.

Einige ernstliche Verbote der Wiener Regierung gegen die Bildung von schleswig-holsteinischen Vereinen und gegen die Abhaltung von Versammlungen hatten dort genügt, um die ganze Bewegung vollständig einzuschläfern. Es zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, daß in den Bevölkerungen noch eine ungeheuere Kluft zwischen Oesterreich und Deutschland vorhanden war. Graf Rechberg durfte sich schon am Ende des Jahres 1863 versichert halten, daß er nach einer kurz zuvor ausgestandenen, mehr lärmenden als gründlichen Attaque im Abgeordnetenhause weder von Seite seiner Collegen im Ministerium, noch von Seite des Reichsraths und der großen Masse der Bevölkerung, in Bezug auf seine Haltung in der deutschen Frage irgend welchen Schwierigkeiten innerhalb Oesterreichs begegnen werde.

Herr von Schmerling, der vermöge seiner Vergangenheit allenfalls in der Lage gewesen wäre, Kenntniß von der tiefeingreifenden schleswig-holsteinischen Angelegenheit zu besitzen, wollte, wie es schien, seine ohnehin schwache Stellung nicht noch weiter gefährden. In Preußen dagegen hatte man zwar alles Interesse für die Befreiung der deutschen Stammesbrüder, aber die liberale Opposition schien doch eigentlich nur deshalb für den Herzog eintreten zu wollen, weil ihr die Ziele des leitenden Ministers unbekannt waren.

Die Regierung befand sich dabei in einer nicht ganz leichten Situation, indem sie ihre ernsteren Absichten geheim halten mußte, und doch alle ihre Karten auf den wirklichen Ausbruch des Krieges gesetzt hatte. Wenn hierbei Herr von Bismarck England, Frankreich und Rußland durch seine Erklärungen zu Gunsten des Londoner Protokolls zu beschwichtigen vermocht hatte, so schien mir dies schon damals weniger schwierig, als das andere, daß es seiner außerordentlichen Geschicklichkeit gelang, seinen nächsten Verbündeten, Oesterreich, an der Stange zu halten.

Ein Moment trat aber noch vor Ablauf des Jahres ein, wo die Politik Preußens nur allzuleicht zu einer Wendung gedrängt werden konnte. Dadurch nämlich, daß König Christian IX. plötzlich einen Anlauf nahm, sich von den dänischen Radicalen zu trennen und mit conservativen Männern zu umgeben. Wäre es ihm gelungen, ein Ministerium Plessen-Moltke zu bilden, so war die Möglichkeit vorhanden, in der schleswig-holsteinschen Verfassungsfrage den Bundesforderungen nachzugeben.

Zwischen dem 24. und 28. December wurde in Kopenhagen — ich glaube

sagen zu dürfen — um die ganze Entwickelung Deutschlands recht eigentlich gewürfelt, denn wie man nach ernstlicher Erfüllung der von Seite Dänemarks im Jahre 1852 gegebenen Versprechungen auf Grundlage des Londoner Protokolls zu einem casus belli hätte kommen können, war kaum abzusehen.

Am 26. December standen die Dinge in dieser Beziehung in Kopenhagen sehr eigenthümlich. Der Reichsrath sollte einberufen werden, um die Suspension der Novemberverfassung zu genehmigen, man sprach von einem Staatsstreich. Der König erklärte, den Frieden aufrecht halten und die Verfassung der Herzogthümer wiederherstellen zu wollen. Es war sehr begreiflich, daß man in den schleswig-holsteinischen Kreisen dadurch höchst beunruhigt ward. Indessen war man in Dänemark weit entfernt, die alten Pläne der Gesammtmonarchie aufzugeben, und am 28. December trat ebenso überraschend ein Ministerium Monrad ins Amt.

Der dänische Gesandte in Berlin, v. Quaade, übernahm das auswärtige Ministerium. Der General de Meza wurde zum Commandirenden der activen Armee ernannt, und der König selbst begab sich nach Schleswig, wo er am 2. Januar in Flensburg eintraf. Die Kriegspartei hatte alle Versöhnungs- und Friedensabsichten mit einem Male zerstört, die englischen und französischen Vermittlungsversuche waren definitiv gescheitert.

Oesterreich und Preußen beantragten nunmehr am Bunde die Inpfandnahme von Schleswig, wogegen Hessen-Darmstadt in Verbindung mit Sachsen und Bayern, in der Form eines Gegenantrags, die Besetzung Schleswigs zur Wahrung der Rechte Deutschlands in der Successionsfrage verlangte. England schickte einige drohende Noten an die deutschen Mittelstaaten, durch welche die Confusion in den Bundestagskreisen den Höhepunkt erreichte. Vierzehn Tage später war es zum offenen Bruche zwischen den Großmächten und den übrigen Bundesstaaten gekommen, denn nachdem am 11. Januar Oesterreich und Preußen ihren Antrag vom 28. December bezüglich der Inpfandnahme von Schleswig erneuert hatten, blieben dieselben gegen 11 Stimmen in der Minorität.

Hierauf erklärten die Großmächte ihr Bedauern, daß die gehoffte Verständigung nicht erzielt worden sei. „Unter diesen Umständen glauben die beiden Regierungen in der ihnen durch ihre Dazwischenkunft bei Herbeiführung der jene Rechte feststellenden Stipulationen von 1851/52 erwachsenen besonderen Stellung, sowie wegen der großen Dringlichkeit der Sache, sich der Pflicht nicht entziehen zu dürfen, die Geltendmachung jener Rechte in ihre eigenen Hände zu nehmen und ihrerseits zur Ausführung der in ihrem Hauptantrage vom 28. December bezeichneten Maßregeln zu schreiten.“

Die Regierungen von Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, die Mehrzahl der sächsischen Häuser, dann die 13. und 15. Curie

protestirten gegen dieses Vorgehen der beiden Großmächte, und so endete der erste Act der schleswig-holsteinischen Verwickelung mit einer gerade von Oesterreich und Preußen oft für unmöglich erklärten vollständigen Spaltung des deutschen Bundes.

Für Herzog Friedrich VIII. war inzwischen die Zeit gekommen, wo er nothwendigerweise zu seinem Lande und Volke Stellung nehmen mußte. Schon seit dem Einrücken der Bundestruppen in Holstein waren an ihn Aufforderungen ergangen, sich nach Holstein zu begeben und durch sein Erscheinen der Thatsache seiner Anerkennung von Seite der Bevölkerung öffentlichen Ausdruck zu geben. Selbst gewiegte Staatsmänner, wie Mohl, hatten solche Rathschläge ertheilt, ja man meinte sogar, der Herzog müsse schon vor den Bundestruppen in Holstein seinen Einzug halten, um die letzteren gleichsam im faktischen Besitz seiner Rechte empfangen zu können. Es zeigte sich aber bald, daß diese Idee unausführbar war, da die dänischen Truppen ihre Quartiere immer erst unmittelbar vor dem Eintreffen der Executionsarmee zu räumen pflegten.

Ich war am 27. December von Coburg nach Gotha eben in dem Augenblicke gekommen, wo die augustenburgischen Herrschaften mit ihren Ministern die Frage der Uebersiedlung nach Kiel erörterten. Herzog Friedrich hielt mit Samwer und Francke noch am selben Abende eine lange und eingehende Conferenz bei mir ab, als deren Resultat die schleunige Abreise der Herrschaften nach Kiel zu betrachten war. Ich hatte wohl manche Bedenken über die Art und Weise, wie Samwer die Unternehmung einzurichten dachte, denn im Wesentlichen konnte kein Zweifel darüber sein, daß die Ausübung von Regierungsrechten von Seite des Herzogs im direktesten Widerspruch gegen den Bundesbeschluß, die Execution in Holstein betreffend, stand. Dieser Beschluß hatte die Majorität, und es war vorauszusehen, daß die Präsidialmacht eifersüchtig über die Befolgung desselben wachen werde.

Die holsteinischen Räthe hatten sich jedoch ein System zurecht gemacht, welches den Herzog vor einem Conflict mit dem Bunde schützen und seine Verbindung mit Schleswig-Holstein doch sichern sollte. Als derselbe das Land betrat, erklärte er ausdrücklich, sich zunächst aller Regierungsrechte enthalten zu wollen. Diese Grundsätze wurden von Seite des herzoglichen Ministeriums in einer Circulardepesche an die deutschen Regierungen niedergelegt, welche das preußische Gouvernemen jedoch mit dem Bemerken zurückschickte, daß es ein Schriftstück, in welchem von einem Herzog von Schleswig-Holstein die Rede sei, nicht annehmen dürfe.

Die Depesche ist für den weiteren Gang der Entwickelung so wichtig, daß ich sie hier einschalten zu sollen glaube:

„Der Unterzeichnete beehrt sich, dem Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischen Staats-Ministerium zu Gotha auf Befehl Seiner Hoheit des Herzogs von Schleswig-Holstein, seines gnädigsten Herrn, die nachstehende ergebenste Eröffnung zn machen:“

„Der Entschluß Sr. Hoheit, sich nach Holstein zu begeben, könnte vielleicht, theils vom Gesichtspunkt der Motive, theils von dem der praktischen Folgen aus einer verschiedenartigen Beurtheilung unterzogen werden. Um so nothwendiger erscheint es, denselben jeder Mißdeutung zu entheben.“

„Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erklärung, daß für den aus höchst eigener Entschließung hervorgegangenen Schritt Sr. Hoheit der erste und ursprüngliche Grund in dem natürlichen Gefühl zu suchen ist, welches jeden Fürsten für seine Unterthanen beseelt und mit seinem Lande verbunden hält.“

„Wenn aber schon unter normalen Verhältnissen jeder zum Thron Berufene das berechtigte Verlangen trägt, im eigenen Lande zu weilen, so kommen in der gegenwärtigen Lage Holsteins zwingende Gründe hinzu, — Thatsachen, an welche sich zu erinnern noch in spätester Zeit der Stolz jedes Deutschen sein wird. Es wird genügen, die Ereignisse der letzten Wochen, insofern sie auf den Beschluß Sr. Hoheit bestimmend eingewirkt, in Kürze zu berühren.“

„Ungeachtet beim Tode Sr. Majestät des Königs und Herzogs Friedrichs VII. das Land in den Händen der dänischen Regierung war und zahlreiche dänische Truppen dem Willen derselben Nachdruck geben konnten, ungeachtet der traurigen Erfahrungen, welche so viele Beamte in einer früheren Periode hatten machen müssen, verweigerten fast sämmtliche eingeborene Beamte den peremptorisch geforderten Eid der Treue und erhielten ihre Pflichten dem rechtmäßigen Erben, der, ohne andere Hilfsmittel als sein gutes Recht, nur aus der Ferne zu ihnen sprechen konnte.“

„Noch war das Land von den dänischen Truppen besetzt, als die Abgeordneten der holsteinischen Ständeversammlung zusammentraten und, vom heimischen Boden vertrieben, in Hamburg Se. Hoheit den Herzog als ihren rechtmäßigen Herrn anerkannten. Als dann die Bundestruppen einrückten, da huldigte, getragen von den religiösen Empfindungen, welche hier noch unverfälscht von ältester Zeit existiren, jede Stadt und fast jedes größere Dorf im Augenblick, wo die fremden Truppen abzogen, einzelne sogar noch vorher, Sr. Hoheit dem Herzog. Die großen Corporationen des Landes, mit ihnen das altehrwürdige Corps der Prälaten und Ritterschaft und die Landes-Universität, blieben mit ihrer Anerkennung nicht zurück. Eine nach alter Sitte zusammengetretene Versammlung des ganzen Landes, einschließlich der noch von dänischen Truppen

occupirten Hälfte, gab dieser Huldigung einen gemeinsamen Ausdruck und rief Se. Hoheit in das Land seiner Väter."

„Diesen Vorgängen gegenüber empfand es Se. Hoheit der Herzog als ein Bedürfniß seines Herzens, die gewissenhaften Männer, welche für sein Recht ihre bürgerliche Existenz eingesetzt hatten, nicht allein zu lassen und selber für sein Land, soweit es die Verhältnisse überhaupt jetzt gestatten, persönlich einzuschreiten. Es war Sr. Hoheit, des Unterzeichneten gnädigstem Herrn, um so leichter möglich, jenen Kundgebungen der lautersten Loyalität Folge zu geben, als dadurch keine erdenkliche Rücksicht verletzt wurde. Denn nicht eher hätte Se. Hoheit der Herzog unter den obwaltenden eigenthümlichen Verhältnissen sich in sein Land begeben mögen, ehe dasselbe sich unbeeinflußt ausgesprochen hatte."

„Die Anwesenheit Sr. Hoheit durfte auch nicht der strengsten Beurtheilung den Anschein gewähren, als sollte sie auf den freien Ausdruck der Ueberzeugung Höchst Ihrer Unterthanen einwirken. Bei der Ankunft Sr. Hoheit aber war die allgemeine Anerkennung Höchst Ihres Souverainetätsrechts von Seiten des Landes erfolgt und dies gewichtige Moment konnte durch Höchst Ihre Anwesenheit nicht mehr beeinträchtigt werden."

„Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß der rechtlichen Prüfung der Vollmacht des Herzoglichen Bundestagsgesandten durch die deutsche Bundesversammlung dadurch, daß Se. Hoheit in Holstein residirt, in keiner Weise präjudicirt werden kann."

„Ferner aber ist der Entschluß Sr. Hoheit, weit entfernt die Ausführung des Bundesbeschlusses vom 7. v. M. zu beeinträchtigen, im Gegentheil durch den Wunsch motivirt, der einstweiligen Bundesverwaltung die Lösung ihrer Aufgabe zu erleichtern. Das Land ist — darüber wird kein Zweifel sein — in Folge der durch das sog. Londoner Protokoll geschaffenen Sachlage auf das Tiefste beunruhigt. Unmittelbar nach der Befreiung Holsteins haben sich patriotische Bestrebungen dahin geltend gemacht, nur Sr. Hoheit dem Herzog allein Gehorsam zu leisten. Wer die Verleumdungen kennt, mit welchen die Herzogthümer in ihrem früheren Kampfe für die Erhaltung ihrer uralten Rechtsverhältnisse überschüttet worden sind, wird die Gefahren zu würdigen wissen, welche im Verfolg jener Bestrebungen durch Störungen der Ordnung der Sache Deutschlands und der Herzogthümer hätten entstehen können. Nur die Autorität Sr. Hoheit des Herzogs wird im Stande sein, diese Gefahren zu beseitigen."

„Se. Hoheit, des Unterzeichneten gnädigster Herr, ist nicht nur gesonnen, die vom Bunde vorläufig angeordnete Verwaltung in keiner Weise zu erschweren, sondern vielmehr im Interesse des Landes wie des Bundes die Zwecke dieser interimistischen Verwaltung positiv zu befördern."



„Und so hat Se. Hoheit der Herzog den Herrn Commissären des Bundes erklären lassen, daß es nicht in Seiner Absicht liege, die Ausübung der Regierungsgewalt jetzt zu übernehmen, noch dem Bundesbeschlusse vom 7. December rücksichtlich Holsteins entgegenzutreten. Die bisherigen Erfahrungen werden den Beweis geliefert haben, daß die Erklärung ernstlich gemeint war Wenn die Suspendirung der landesherrlichen Gewalt auch niemals gegen Se. Hoheit gerichtet war, so wünschten Höchstdieselben doch dem Bunde, dessen hoher nationaler Werth sich gerade neuerdings unwiderleglich gezeigt hat, jede Rücksicht zu Theil werden zu lassen, die mit Höchst Ihren Pflichten gegen Ihr Land irgend vereinbarlich ist."

„Es läßt sich aber nicht verkennen, daß ungeachtet der Anwesenheit Sr. Hoheit in Holstein und der humanen Weise, in welcher die Bundesverwaltung geführt wird, dieser Zustand einer interimistischen Bundesverwaltung in einem tief beunruhigten Lande gegenüber dem Wunsche desselben, unter die unmittelbare Regierung seines Fürsten zu treten, in seiner längeren Dauer Gefahren birgt und, nachdem das Souveränetätsrecht in der Person Sr. Hoheit von Seinen Unterthanen bereits ausnahmslos anerkannt ist, leicht zu einer Beeinträchtigung gerade desjenigen fundamentalen Princips führen müßte, auf welchem die europäische Ordnung, wie in Sonderheit der Bundesvertrag beruht."

„Es ist daher nicht bloß im Interesse seines gnädigsten Herrn und der Herzogthümer, sondern zugleich in einem allgemeinen Interesse, wenn der Unterzeichnete das Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaische Staatsministerium ergebenst ersucht, dahin wirken zu wollen, daß die bisherige Suspension der landesherrlichen Rechte für das Herzogthum Holstein baldigst aufgehoben werde und selbstverständlich die Regierung Sr. Hoheit des Herzogs in volle und allseitig anerkannte Wirksamkeit trete."

„Der Unterzeichnete benützt mit Vergnügen diesen Anlaß zur erneuten Versicherung 2c.

Kiel, den 6. Januar 1864.

Sammer."

„An das Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaische Staatsministerium

zu

Gotha.

Die Grundsätze, welche in der vorstehenden Depesche in Betreff der faktischen Besitzergreifung des Landes durch den legitimen Herzog unter voller Wahrung der Rechte der Bundesversammlung ausgesprochen worden waren, fanden indessen getheilte Anerkennung, und obwohl eine Analyse der Depesche alsbald durch die schleswig-holsteinischen Preßbüreaus verbreitet wurde, so

trat doch die merkwürdige Erscheinung zu Tage, daß selbst solche Regierungen, welche sich dem Erbrecht der Augustenburger im Allgemeinen günstig gezeigt hatten, gegen das Auftreten des Herzogs in Holstein remonstrirten.

Oesterreich hatte schon eine am 31. December 1863 erschienene Proclamation des Herzogs an seine Schleswig-Holsteiner, worin er sein Erscheinen unter seinem Volke ankündigte, zum Anlasse genommen, um im Bundesausschuß über Usurpation und gewaltsame Regierungsanmaßung zu klagen. Die Sprache, welche in Frankfurt in diesem Augenblicke gegen den Herzog geführt wurde, überstieg selbst die schlimmsten Erwartungen. Herzog Friedrich war am 30. in Hamburg eingetroffen; bevor er das Land betreten und in Kiel seinen Einzug gehalten hatte, zeigte Sammer den Bundescommissären seine Ankunft an, und diese erklärten, Instructionen von Frankfurt einholen zu müssen. Am 31. stellte hierauf Oesterreich am Bunde den Antrag, die Commissäre sofort anzuweisen, den Aufenthalt des Herzogs in Holstein zu verhindern. Da indeß die Sache erst zur Berichterstattung an den schleswig-holsteinischen Ausschuß ging, so hatte der Herzog Zeit gefunden, seine Residenz in Kiel aufzuschlagen.

Am 2. Januar kam es zur Abstimmung über den österreichischen Antrag, wobei sich das Resultat ergab, daß derselbe mit neun Stimmen gegen sieben abgelehnt wurde, aber unter den letzteren waren Oesterreich, Preußen, Mecklenburg, Luxemburg und, was am seltsamsten war, auch Sachsen. Herr von Beust hat später dieses Verhalten in der sächsischen Kammer zu erklären gesucht, aber die Thatsache blieb gleichwohl bestehen, daß der Aufenthalt des Herzogs in Kiel nur gegen den ausdrücklichen Willen der mächtigsten Staaten fortgesetzt werden konnte.

Wie die Dinge lagen, mußte man nach jeder Richtung hin auf die gewaltsamsten Ereignisse vorbereitet sein; an eine bloß rechtliche Lösung des ganzen Streitfalles habe ich keinen Augenblick mehr zu denken vermocht. Wie weit die Schleswig-Holsteiner ihren Aeußerungen, mit Gut und Blut für die Rechte ihres angestammten Fürsten eintreten zu wollen, thatsächlich Nachdruck geben würden, konnte ich nicht wissen, aber jedenfalls war meine fernere Theilnahme an der Sache der Herzogthümer nur unter der Bedingung einer vollständigen Kenntnißnahme und eines klaren Einblicks in die Führung und den Gang der Geschäfte denkbar.

Ich beorderte daher meinen Cabinetsrath Tempeltey, nach Holstein abzureisen und mir alle Informationen zu Theil werden zu lassen, welche über die politische Lage in den Herzogthümern zu geben nur immer möglich wäre. Diese Mission Tempelteys dauerte trotz aller Zwischenfälle, zu denen sogar eine von Preußen verfügte zeitweilige Ausweisung aus Schleswig gehörte, fast zwei Jahre und hatte den Erfolg, daß ich in der That bis in das Einzelnste der



Dinge in der Kenntniß der Kämpfe geblieben bin, die schließlich nur noch durch einen inneren deutschen Krieg gelöst werden konnten.

Um den Leser in das volle historische Verständniß der vielbesprochenen Stellung zu setzen, welche ich meinem Bevollmächtigten an der Seite des Herzogs Friedrich gegeben habe, und um jeden falschen Schein zu meiden, welcher in der Mission Tempelteys bald zu viel und bald zu wenig sehen ließ, glaube ich am besten zu thun, die Instruction hier beizufügen, mit welcher Tempeltey ausgerüstet wurde.

„Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die engste Verbindung mit dem Herzog Friedrich und seiner Regierung während der nächsten Wochen nöthig sein wird, wird Cabinetsrath Tempeltey beauftragt, sich beständig in unmittelbarer Umgebung des Herzogs aufzuhalten.“

„Seine Thätigkeit wird eine zweifache sein: Einmal muß er fortwährend mündliche Mittheilungen über die Vorgänge in Holstein und die Absichten der schleswig-holsteinischen Regierung einholen und darüber an Se. Hoheit den Herzog von Coburg-Gotha berichten! ebenso was an Actenstücken und wichtigen Scripturen einläuft, lesen und gleichfalls darüber berichten. Sodann aber muß er auch ein scharfes Augenmerk auf Personen und Vorgänge richten und die persönlichen Eindrücke, die er empfängt, so wie alle einzelnen Momente, die für Beurtheilung der Sachlage irgend von Wichtigkeit sind, seinen Berichten an Se. Hoheit den Herzog einfügen. Außerdem muß der pp. Tempeltey auch jederzeit gewärtig sein, zwischen dort und Gotha hin- und hergesandt zu werden, falls die schriftliche Verbindung nicht ausreicht.“

„Für die ganze Stellung ist vornehmlich das zu beachten, daß Cabinetsrath Tempeltey Abgesandter Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha ist und Höchstdessen Ansichten und Rathschläge dem Herzog Friedrich und seiner Regierung zu übermitteln hat; in dieser Stellung ist derselbe naturgemäß ebenso verpflichtet wie berufen, jede gewünschte Mittheilung für seinen gnädigsten Herrn umfassend und rechtzeitig zu verlangen, überhaupt in dieser Beziehung alle jene Rücksichten zu beanspruchen, die Sr. Hoheit Selber zu Theil würden, da nur auf diese Weise eine vollständige und schnelle Mittheilung an Se. Hoheit nach Gotha möglich ist.“

„Außerdem hat Se. Hoheit der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha gnädigst bestimmt, daß pp. Tempeltey sich auch dem Herzog Friedrich für nöthig werdende Sendungen und wo es sonst im Interesse der schleswig-holsteinischen Sache für wünschenswerth erachtet wird, zur Verfügung stelle.“

Gotha, 31. December 1863.

In der ersten Januarwoche des Jahres 1864 wurde zwischen Oesterreich und Preußen ein Einverständniß in Bezug auf das gemeinsame Vorgehen gegen Dänemark erreicht, durch welches allen Anträgen zu Gunsten Friedrichs VIII. am Bundestage ein für allemal die Spitze abgebrochen ward. Die wesentlichsten Punkte der Vereinbarung wurden mir am 9. Januar schon von Wien in ohngefähren Fassung mitgetheilt:

1. Beide Cabinete haben sich gegenseitig feierlich verpflichtet, verbunden zu bleiben bis zur endlichen Lösung dieser Frage.

2. Sie gehen pari passu zusammen am Bunde wie außerhalb desselben vorwärts.

3. Sie bleiben fest dabei stehen, daß ihnen, wie dem Bunde, eine Einmischung in die Verhältnisse Schleswigs nur allein auf Grund der Vereinbarungen von 1851/52 gestattet sei; sollte etwa am Bunde beabsichtigt werden, dem Herzog Friedrich die Regierung von Holstein zu übertragen und ihm zu überlassen, Bundeshilfe zu verlangen zur Eroberung Schleswigs, so werden die Cabinete von Wien und Berlin auf dieses Terrain unter keinen Umständen folgen und die Competenz des Bundes in nachdrücklichster Weise bestreiten.

In Bezug auf die Rechtsfrage meldete der österreichische Gesandte Graf Karolyi von Berlin, daß man daselbst den Beschluß gefaßt habe, jede außerhalb des Londoner Protokolls liegende Action definitiv abzulehnen und dasselbe den Westmächten gegenüber für die einzige Basis des gesammten Verhaltens der beiden Verbündeten zu erklären. Das österreichische Cabinet dagegen schien bei seiner bedingungsweisen Anerkennung des Londoner Vertrags stehen bleiben zu wollen.

Neben diesen entscheidenden Schritten in der allgemeinen Politik hatten die Großmächte auch ein energischeres Auftreten gegenüber der in Deutschland vorhandenen Bewegung beschlossen. Namentlich war man gegen den in Frankfurt zurückgebliebenen Ausschuß des Abgeordnetentages aufgebracht. Man wollte die Thätigkeit desselben um jeden Preis beseitigt wissen. Auch Bayern erklärte sich in dieser Beziehung mit den beiden Großmächten einverstanden, und wenn auch zunächst keine Anträge auf ein gewaltsames Einschreiten gegen den sogenannten Sechsunddreißiger-Ausschuß gestellt wurden, so war dadurch die Stellung der schleswig-holsteinischen Regierung zu der Frankfurter Versammlung und in weiterer Folge davon zu der in Deutschland vorhandenen Bewegung wesentlich erschwert.

Man mußte von Seite des Herzogs Friedrich und seiner Räthe endlich darüber schlüssig werden, ob man den Vorwürfen revolutionärer Sympathien ausgesetzt bleiben, oder der populären Strömung mehr und mehr entbehren wolle. In diesem Dilemma waren die Schleswig-Holsteiner nun keinen Augen-

blick zweifelhaft, daß sie sich auf den streng diplomatischen Standpunkt zu stellen hätten, und die Kälte, welche alsbald zwischen der Regierung des Herzogs und den populären Veranstaltungen der Kammern und der schleswig-holsteinischen Vereine eintrat, war eine erste Folge der gar zu sicheren Voraussetzung, daß das Recht schließlich anerkannt werden und überhaupt zum Siege kommen müsse.

Unter diesen Umständen suchte schon am 8. Januar die schleswig-holsteinische Regierung den Ausschuß des Abgeordnetentages in Frankfurt zu bestimmen, seine Thätigkeit möglichst einzuschränken, warnte namentlich vor der Aufnahme von Freiwilligen, welche erst in einer späteren Zeit einberufen werden sollten, und suchte überhaupt nach allen Richtungen hin abzuwiegeln. Man hoffte durch dieses Verhalten insbesondere in Berlin und speciell bei dem König Wohlgefallen zu erringen, welches in ebenso hohem Grade mangelte, wie es erwünscht gewesen wäre. Gerade die Theilnahme der großen Volksparteien für die Sache der Herzogthümer erinnerte den König zu sehr an die Ereignisse des Jahres 1848, als daß er sich mit diesem Gange der Dinge hätte befreunden können. In Frankfurt aber war man nicht geneigt, auf die diplomatischen Schachzüge der schleswig-holsteinischen Regierung zu achten, und am 24. Januar versammelte sich der Sechsunddreißiger-Ausschuß des Abgeordnetentages daselbst und beschloß eine starke Proclamation an das deutsche Volk, welche keinen andern Erfolg hatte, als daß Oesterreich und Preußen sich beeilten, dem, wie man es nannte, demokratischen Treiben in den Herzogthümern und zu Gunsten der Herzogthümer ein möglichst rasches Ende zu machen.

Die beiden Großmächte wetteiferten gleichsam in scharfer Sprache gegen diese Strömungen. Charakteristisch hierfür ist ein Schreiben, welches mir Herr von Gagern aus Wien am 25. Januar zugehen ließ. Ich hatte an denselben noch einmal geschrieben und ihn gebeten, die Situation in den österreichischen Regierungskreisen klarzustellen.

Auf meine Vorstellungen wurde jedoch ausweichend geantwortet. Man war durchaus entschlossen, der sogenannten nationalen Bewegung in erster Linie entgegenzutreten, und zeigte sich bereit, in Verbindung mit Preußen auch in Holstein gegen die augustenburgische Partei vorzugehen. Daneben wollte man jedoch kein Präjudiz gegenüber den etwaigen legitimen Ansprüchen geschaffen haben, sofern sich solche von der einen oder anderen der Linien des oldenburgischen Gesammthauses nachweisen lassen würden.

Worauf es der österreichischen sogut wie der preußischen Regierung zunächst anzukommen schien, war die Einsetzung einer Regierung in Holstein, welche

jeden Verdacht einer Feindseligkeit gegen das Londoner Protokoll ausschloß. So hatte man noch immer die Stelle des Präsidenten der Landesregierung offen gelassen, und hoffte den Grafen Blome oder den Baron Scheel-Plessen für dieselbe zu gewinnen. Nur dadurch, daß Bayern am Bunde gegen die Wahl dieser Persönlichkeiten feierlichst protestirte, unterblieb der Versuch, der in den Herzogthümern vorhandenen öffentlichen Meinung einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Blome hatte kurz zuvor in Berlin die Meinung vertreten, daß die Herzogthümer in Wahrheit mehr dänisch als deutsch seien; und man erzählte von dem jugendlichen Diplomaten die Anekdote, er hätte in gesellschaftlichen Kreisen versichert, die von dem Herzog Friedrich in Kiel empfangenen Huldigungsdeputationen seien von mir in Gotha ausgerüstete und verkleidete Leute, welche immer unter anderen Namen als Landesvertreter von Schleswig-Holstein aufzutreten pflegten.

Inzwischen war am 16. Januar von Seite der nunmehr unabhängig vom Bunde vorgehenden Großmächte in Kopenhagen eine Sommation überreicht worden, in welcher verlangt wurde, die Verfassung vom 18. November für Dänemark-Schleswig binnen 48 Stunden aufzuheben. Die Antwort wußte die dänische Regierung bis zum 28. Januar zu verzögern.

Unterdeß hatten die Großmächte alle militairischen Vorbereitungen getroffen und sich darüber verständigt, daß der Oberbefehl über die gesammten österreichischen und preußischen Streitkräfte dem Feldmarschall Wrangel übertragen werden sollte.

Nichts aber war bezeichnender für den völligen Zerfall der deutschen Bundesverhältnisse, als der Umstand, daß Bayern selbst gegen einen Durchmarsch österreichischer Truppen sich erklärte und Oldenburg Protest erhob, als die preußische Armee das Gebiet des Großherzogthums betrat. Auch Lübeck und Hamburg machten in Berlin Vorstellungen gegen den Einmarsch preußischer Bataillone, und der Commandant der Bundestruppen in Holstein, von Hake wies die Zumuthung Wrangels, sich unter das Commando desselben zu stellen, entschieden zurück.

Am 22. Januar billigte die Bundesversammlung mit großer Majorität dieses Verhalten des Generals von Hake, trotz aller beruhigenden Noten und Erklärungen Preußens und Oesterreichs, und die deutschen Bundestruppen räumten überall vor dem Einzug der Verbündeten ihre Stellungen, wie vor einer feindlichen Armee. General von Hake beschränkte sich auf die Besetzung des westlichen Theils von Holstein, während die Preußen am 25. Januar in Kiel einrückten.

Der Empfang der österreichisch-preußischen Armee in Holstein war anfangs ein sehr kühler, und an vielen Orten verweigerte man sogar die Einquartierung.

Erst nachdem am 1. Februar die Armee in Schleswig thatsächlich eingerückt war und Eckernförde besetzt hatte, besserte sich die Stimmung auch in Holstein, und man fing an etwas mehr Vertrauen zu fassen.

Für den Herzog Friedrich war schon seit dem entscheidenden Bruch zwischen den Großmächten und dem Bunde die Frage entstanden, in welcher Weise er sich der österreichisch-preußischen Politik gegenüber zu verhalten haben werde. Sollte er das Land, das er mit allen Förmlichkeiten betreten hatte, wieder verlassen? Ich war der Meinung, daß er dies auf die Gefahr hin selbst Gewalt zu erleiden — wie die Sachen nunmehr standen — unter keiner Bedingung thun dürfte. Die Vorgänge in dem Kreise der von ihm eingesetzten Regierung wurden mir indessen nicht aufrichtig mitgetheilt; mein Bevollmächtigter konnte nur auf Umwegen erfahren, was die Räthe des Herzogs Friedrich beschlossen hatten und zu thun gedachten.

Noch am 14. Januar berichtete mir Tempeltey, daß die Stimmung in Kiel und am Hofe des Herzogs sehr zuversichtlich sei. Man freute sich einer Anzahl von Bekehrungen unter dem höhern schleswig-holsteinischen Adel, der bislang an der Integrität der dänisch-schleswig-holsteinischen Monarchie festgehalten, von dem aber Einzelne, wie Graf Reventlow-Farwe jetzt dem Herzog ihre Aufwartung gemacht hatten.

Solchen politischen Erfolgen der herzoglichen Regierung ging eine Art von militairischer Thätigkeit zur Seite, welche allerdings wenig glücklich genannt werden mußte, da man zwar in der Lage war, eine Anzahl Kanonen zu erwerben, aber von der dazu nöthigen Bedienungsmannschaft zur Zeit keine Rede sein konnte.

Zugleich entwickelte man eine fieberhafte diplomatische Thätigkeit, und in kurzer Zeit hatte Sammer in Kiel ein Archiv von Noten und Berichten seiner zahlreichen Agenten und Vertreter aufgestapelt. Mit der größten Gewissenhaftigkeit wurde nach allen Seiten hin gehorcht, was die Könige von Sachsen, Bayern und Hannover sagten und was sich Herr von Beust über die Situation von Paris und London schreiben ließ. „Der König“ — heißt es in einem solchen Berichte aus Dresden — „spricht sich jetzt in der entschiedensten Weise für das Erbrecht des Herzogs aus und Beust ist in vortrefflicher Stimmung. Er hatte bei der Reise des Herzogs gefürchtet, da dieser die Execution nun „gegenstandslos“ genannt, der Bund möchte Truppen und Commissäre zurückziehen und die Dänen wiederkehren; die Berichte des Herrn von Könneritz über den Aufenthalt des Herzogs haben ihn sehr beruhigt. Neue Ausweisungsanträge, hofft er, würden ohne Erfolg sein, doch hält er sie noch für möglich; daß Sachsen aber dagegen stimmen würde, scheint sicher.“

Auch aus Wien und Berlin ließ man sich die wunderlichsten Dinge schreiben,

welche ein Netz von Täuschungen über die ganze Gesellschaft in Kiel zu ziehen schienen. So wollte Heinrich von Gagern aus einer Audienz bei dem Kaiser von Oesterreich nach einem Berichte des Herrn von Wydenbrugk allerlei günstige Symptome für den Herzog Friedrich und vor Allem für die Unabhängigkeit der Herzogthümer erkannt haben; und Herr von Bernhardi, welcher für den Herzog in England Geschäfte besorgte, wollte von dort aus zur Gewißheit gekommen sein, daß die Gesinnung des Königs von Preußen für den Herzog die allerbeste wäre; nur Herr von Bismarck stände einigermaßen im Wege, so daß das wahre Sachverhältniß noch nicht zur Erscheinung kommen könne.

Als nun der österreichisch-preußische Antrag wegen der Inpfandnahme Schleswigs am Bunde gestellt worden war, bekümmerte man sich in den Büreaus zu Kiel über nichts mehr und stärker, als über die „Ungesetzlichkeit“ des Vorgangs und war besorgt, daß die Truppen der beiden Großstaaten „unter einem illegalen Titel“ in Schleswig einrückten.

Mitten in diesen Hoffnungen wurde die herzogliche Regierung durch eine vertrauliche Nachricht aus Berlin plötzlich aufgeschreckt, wonach der König sich eines schönen Tages sehr erzürnt über die revolutionären Umtriebe der ganzen schleswig-holsteinischen Gesellschaft und Umgebung des Herzogs Friedrich gegen die Königin und insbesondere gegen den Kronprinzen ausgelassen haben sollte. Am selben Abend war Sammer aus Kiel verschwunden, das Publikum behauptete, er befände sich in Hamburg.

Seit es nicht mehr zweifelhaft war, daß Preußen und Oesterreicher beide Herzogthümer besetzen würden, beschäftigte sich der Herzog mit der Frage seines Bleibens oder Gehens. Die Reise Sammers stand damit in Verbindung. Sein Secretair Dr. Lorentzen versicherte Tempeltey am 17. Januar, daß der Herzog seine Entschlüsse fassen werde, sobald Sammer genauere Nachrichten aus Berlin bringen werde. Am 18. Januar war derselbe zurückgekehrt. Er wollte Niemandem über seine Erlebnisse Näheres mittheilen. Auf die Frage, ob er den König gesprochen hätte, gab er eine entschieden verneinende Antwort.

Wenige Tage später traf aus Frankfurt die Nachricht ein, der Präsidialgesandte Baron Kübeck hätte geäußert, man wolle den Herzog nicht aus Holstein vertreiben. Unter diesen Umständen hielt es die holsteinische Regierung endlich für zweckmäßig, mich über die Lage der Dinge etwas genauer unterrichten zu lassen.

Man theilte mir mit, daß man in den entscheidenden Kreisen Berlins die Stimmung für den Herzog durchaus nicht ungünstig gefunden habe. Eine Forderung, daß dieser das Land verlassen solle, werde keinesfalls gestellt werden. Indessen schien diese Strömung, wenn sie bestanden hatte, nicht von großer Dauer und Stärke gewesen zu sein, denn nachträglich erfuhr man, daß

der Herzog zwar einen Brief an den König geschrieben, dieser aber abgelehnt habe, durch Sammers Vermittlung zu antworten. Man hatte es dem letzteren sehr übel genommen, daß er noch jüngst sich in einer Note an das Ministerium als von „Sr. Hoheit dem Herzog von Schleswig-Holstein mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt" bezeichnet habe. Einen amtlichen Verkehr mit der „Regierung in Kiel" hatte man also in Berlin entschieden zurückgewiesen.

Was ich sonst über ein Antwortschreiben des Königs an Herzog Friedrich in Erfahrung brachte, lautete auch nicht ermunternd. Der König freue sich zwar, soll es darin geheißen haben, daß der Erbprinz nicht an seinem Wohlwollen zweifle; aber er hätte dann auch verdient, daß seine Rathschläge besser beachtet worden wären. Statt dessen und anstatt auf die Meinung und den Rath conservativer Männer zu hören, hätte man geduldet, daß sich unreine Elemente der Sache bemächtigt, und hätte den Bund zu Ueberstürzungen gedrängt. Der König hegte den Wunsch, daß die Herzogthümer von der dänischen Unterdrückung frei würden; aber die Sache in einer den Interessen des Erbprinzen entsprechenden Weise durchzuführen, hätte ihm derselbe sehr erschwert. Im Allgemeinen wäre der Ton des Schreibens fast ungnädig gewesen.

Während die schleswig-holsteinischen Hoffnungen demnach auf höchst unsicherer Grundlage ruhten, zeigte sich in der mittelstaatlichen Politik bereits ein allmähliches Zurückweichen von dem betretenen Wege. Schon um Mitte Januar hatte Herr von der Pfordten dem Bundestagsgesandten Mohl gegenüber geäußert: „Ein Bruch mit Oesterreich und Preußen wäre von ungeheuerlichen Folgen, denen man sich jetzt nicht aussetzen dürfe. Man könne nichts thun, als die Bundescommissäre und den General von Hake zu instruiren, sie sollten keine unmittelbaren Befehle vom österreichisch-preußischen Commando annehmen, aber im Uebrigen jeden Conflict vermeiden."

Trotz dieser versöhnlichen Stimmungen der Mittelstaaten war indessen in Holstein seit der Ankunft der preußisch-österreichischen Truppen Alles ins Schwanken gekommen. Die von den Bundescommissären eingesetzte Landesregierung, welche der Herzog Friedrich „fast" als die seinige erklärt hatte, berathschlagte, ob es nicht besser sei, sich aufzulösen. Die entschiedene Partei im Lande verlangte, daß der Herzog die Regierung übernehme, die Conservativen traten mit der Frage hervor, was er hier im Lande thue? In dem augustenburgischen Lager war man so mißtrauisch geworden, daß man jetzt die Erklärung abgab, Angesichts der Anwesenheit der Oesterreicher und Preußen werde der Herzog keineswegs aus seiner Stellung als Privatmann heraustreten können, wenn auch die Successionsfrage endlich vom Bunde gelöst werden sollte.

Von Wien aus trugen die Berichte des Herrn von Wydenbrugk am meisten dazu bei, den Herzog in seiner bundestreuen Haltung zu bestärken, während der größere Theil seiner Räthe alles Vertrauen auf die im Hintergrunde angeblich schlummernde Freundschaft des preußischen Königshauses bauen zu können meinte. Da nun aber fast von jedem deutschen Hofe andere Berichte und widersprechende Rathschläge einliefen, so machte alsbald der Hof und Staat des Herzogs den Eindruck einer Zeitungsredaction ohne Presse und ohne Lesepublikum. Außer v. Mohl und v. Wydenbrugk in Frankfurt und Wien hatte Herzog Friedrich einen Geschäftsträger in München, den Baron Stockhausen, in Dresden den Grafen Luckner; Graf Baudissin wurde zu mannigfaltigen Missionen nach Stuttgart und Hannover benutzt, und Herr von Bernhardi schrieb die vertrauensseligsten Briefe aus London und Berlin.

Vorläufig hoffte man durch Denkschriften die Situation hinzuhalten. Die Landesregierung verwendete sich bei den Bundescommissären für Einberufung der Stände; Sammer seinerseits sendete eine Note an die Bundesversammlung, worin er um Anerkennung der holsteinischen Stimme im Bundesrath neuerdings ersuchte, indem er haarscharf aus dem Bundesrechte nachzuweisen wußte, daß dadurch die allenfallsigen Rechte Dritter keineswegs beeinträchtigt würden; die Bundesacte eröffne allen Bundesgliedern den Weg der Austrägalinstanz, und durch die factische Ausübung des Rechtes am Bunde würde dem Herzog von Holstein keineswegs eine Anerkennung ertheilt, welche dritte Personen hindern könnte, beim Bunde ihr Recht gegen ihn zu suchen.

Gegenüber diesen trefflich gemeinten Staatsschriften fand aber der faktische Zustand beim Einrücken der Preußen in Kiel dadurch seine Illustration, daß die bei dem Herzog ausgestellten Posten von Freiwilligen eingezogen werden mußten, da der preußische Commandant ein Verbot gegen öffentliches Waffentragen hatte ergehen lassen. Als Stockhausen telegraphisch von München aus anfragte, ob die Posten auf preußischen Befehl eingezogen wären, antworteten die holsteinischen Räthe „Nein“, denn sie könnten sich, wie sie sagten, nicht überzeugen, daß das Waffenverbot eine Tendenz gegen die Wache des Herzogs gehabt hätte*).

Trotz solcher optimistischen Anschauungen hielt es indessen Herzog Friedrich für gerathen, einen „Ausflug“ zu machen, um einer Begegnung mit Prinz

*) Anmerkung. Thatsächlich und durch den Bürgermeister Thomsen sichergestellt war, daß der preußische Hauptmann Bergynski den Befehl wegen des Verbots des Waffentragens überbracht und auf die Frage, ob damit die Ehrenwache des Herzogs gleichfalls verboten sei, geantwortet hatte: „Durchaus nicht, die Ehrenwache müsse nur unbewaffnet vor dem Hause stehen“.

Friedrich Karl, der zwischen dem 28. und 30. in Kiel erwartet wurde, aus dem Wege zu gehen. Bei dem Einrücken der verbündeten Armeen in Schleswig hoffte man überdies alsbald in den einzelnen Orten die Anerkennung des Herzogs Friedrich und die Huldigung der gesammten Einwohner constatiren zu können; und wirklich waren von mehreren deutschen Staaten Vertrauensmänner nach Schleswig geschickt worden, um sich von der dort herrschenden Stimmung für oder gegen den Augustenburg sichere Kunde zu verschaffen.

Am 1. Februar hatten die Feindseligkeiten zwischen den Dänen und der preußisch-österreichischen Armee begonnen. Die ersten Schüsse in dem merkwürdigen Kriege, welcher die Einleitung zu den größten Staatsveränderungen unseres Jahrhunderts bildete, waren am Morgen in Rendsburg gefallen, wo die Dänen noch das Kronwerk besetzt gehalten hatten und sich nun vor den anrückenden Tyroler Jägern zurückzogen.

Mittags fand ein Gefecht zwischen preußischer Artillerie und zwei dänischen Schraubenschiffen vor Eckernförde statt; und es war, als ob auch die Kriegsereignisse die Erinnerungen des Jahres 1849 wieder wachrufen sollten. Die dänischen Schiffe verließen den Hafen, und die Preußen besetzten Eckernförde und Gottorf, wo der 77jährige Graf Baudissin von Knoop mit den Rittergutsbesitzern und den Ortsbewohnern Friedrich VIII. unter unbeschreiblichem Jubel als Herzog ausrief.

Wie im Jahre 1849, so war auch jetzt noch in diesem Theile von Schleswig der Kern deutscher Gesinnung zu finden. Bald aber zeigte sich, wie sehr auch in den andern Theilen des Südens von Schleswig der Haß gegen Dänemark zugenommen hatte; denn die Huldigungen, welche in den nächsten Tagen dem Herzog Friedrich unter den Augen der Oesterreicher und Preußen zu Theil wurden, konnten nur als die loyalste Aeußerung der wirklichen Volksüberzeugung aufgenommen und erklärt werden.

Es wäre auch dem größten Feinde der armen Schleswiger nicht möglich gewesen, die Deputationen, die nach Kiel kamen, für verkleidete gothaische Demokraten zu halten. Die Begeisterung des Volkes wuchs viel mehr, je tiefer die Preußen und Oesterreicher in das Land eindrangen und je weniger die Leute von den Subtilitäten der Politik des Bundestages und der Großmächte etwas rechtes wußten. Häufig kam es vor, daß die preußischen Soldaten in den Jubel der Bevölkerung herzlich einstimmten, wenn diese ihrem Landesherrn huldigte.

Inzwischen war es am 2. Februar bereits zu einem hartnäckigen Kampfe am Brückenkopf von Missunde gekommen. Prinz Friedrich Karl hatte das Feuer mit 74 Geschützen eröffnen lassen und überzeugte sich bald, daß die

Dänen Stand halten wollten. Am Nachmittag jedoch wurde der Brückenkopf erstürmt, wobei die ersten Opfer des Krieges fielen. Die Dänen traten den Rückzug auf ihrem ganzen linken Flügel an. Am folgenden Tage erstürmten die Oesterreicher Jagel und den Königsberg und drangen bis an das Danewerk vor.

In ganz Deutschland vergaß man bei diesen Siegesnachrichten einen Augenblick lang alle inneren Streitigkeiten, und Jedermann war sofort überzeugt, daß das vergossene Blut nichts anderes als die völlige und ewige Befreiung der deutschen Herzogthümer vom dänischen Joche bedeuten könne. Die Frage, zu wessen Gunsten dies geschehen solle, trat fast ganz in den Hintergrund. Die Situation wurde durch die militairischen Ereignisse vollkommen beherrscht. Der eilige Rückzug der Dänen aus ihren festen Stellungen von Missunde und die Räumung des für unüberwindlich gehaltenen Danewerks beschäftigte Politiker und Militairs in Deutschland und Dänemark. Nachdem das preußische Hauptquartier schon am 7. Februar nach Flensburg verlegt worden war, übernahm der Regierungspräsident von Zedlitz die Civilverwaltung im Herzogthum Schleswig. Der Kronprinz von Preußen war am selben Tage in Flensburg angelangt und Feldmarschall Wrangel erließ eine Bekanntmachung, welche auf das Schärfste alle auf die Successionsfrage bezüglichen Demonstrationen verbot. Herr von Zedlitz interpretirte dann noch genauer die Tendenzen des Oberbefehlshabers der vereinigten Armeen, indem er in einer Erklärung vom folgenden Tage unter Anderm sagte:

„Die Gleichzeitigkeit der mit strafbaren Ausschreitungen verbundenen politischen Kundgebungen an mehreren Orten des südlichen Theiles des Herzogthums Schleswig und die Gemeinsamkeit der Richtung, in welcher dieselben erfolgt sind, erhöht die Nothwendigkeit folgender, bei der augenblicklichen Lage der Dinge in militairischer und politischer Beziehung gebotener Anordnungen: 1. Politische Vereine und insbesondere solche, welche unter einander oder mit auswärtigen Vereinen in Verbindung stehen, sind nicht zu dulden. 2. Oeffentliche Demonstrationen und Kundgebungen politischer Art, von welcher Partei sie auch ausgehen mögen, sind unbedingt zu verhindern. Insbesondere darf unter keiner Bedingung der Entscheidung der Successionsfrage thatsächlich irgendwie vorgegriffen werden."

Somit war für die Augustenburgische Sache in Schleswig kein thatsächlicher Boden gewonnen. Und wenn die Regierung des Herzogs auch die freudigsten Telegramme über die in den verschiedensten Orten erzielten Proklamationen Friedrichs VIII. als Herzogs versandte, so war bei dem Umstande, daß die preußische Regierung die Leitung der Geschäfte mit aller Entschiedenheit ergriffen hatte, kaum auf einen wesentlichen Fortschritt zu Gunsten eines

selbständigen schleswig-holsteinischen Staates zu rechnen. In Schleswig kam vielmehr, nachdem der erste Jubel der Augustenburgischen Begeisterung verrauscht war, der Gedanke einer preußischen Annexion immer intensiver zum Vorschein.

Schon in den ersten Wochen des neuen Zustandes, welcher den officiellen Titel der Inpfandnahme führte, waren zahlreiche Nachrichten eingegangen, daß der nüchterne Volksstamm an der äußersten Grenze Deutschlands den Glauben gewann, es handle sich um eine dauernde Verbindung mit dem preußischen Staate.

Der Krieg war durch die militairische und politische Lage in ein nothwendiges Stadium des Stillstandes gerathen. Oesterreich weigerte sich der von Preußen beantragten und beabsichtigten Besetzung Jütlands zuzustimmen, und die Operationen vor Fridericia und an den Düppeler Schanzen konnten sich der Natur der Sache nach zunächst nur auf kleine Vorpostengefechte beschränken.

General von Manteuffel wurde in besonderer Mission nach Wien entsandt, um, wie man glaubte, das wankende Einvernehmen zwischen den beiden Großmächten von neuem zu befestigen. Selbstverständlich fehlte uns über diese Unterhandlungen jede sichere Kenntniß. Nach dem, was man darüber aus Wiener Quellen erfuhr, handelte es sich der preußischen Regierung bei der Fortführung des Krieges gegen Dänemark vor allem darum, festzustellen, wie weit sich dieselbe der österreichischen Mitwirkung versichert halten dürfte, um Dänemark selbst auf die Gefahr auswärtiger Complicationen rasch und vollends zu Boden zu werfen.

Die Besetzung Jütlands wurde von Berlin schon deshalb für nothwendig erklärt, um als Repressalie für Dänemarks Operationen zur See dienen zu können. Oesterreich widerstrebte aber, weil es behauptete, daß hieraus der europäische Krieg entspringen würde, und weil es sich Venetiens wegen in keiner Weise mit Frankreich und England in Widerspruch setzen dürfe. Um die Bedenklichkeiten Oesterreichs zu beschwichtigen, soll eine Garantie von Venetien in Aussicht genommen und die Frage über verschiedene Aequivalente zwischen den Cabineten angeregt worden sein. Endlich ließ auch das preußische Cabinet Absicht von handelspolitischen Compensationen durchleuchten, auf welche man damals in Oesterreich nach den Verhandlungen von 1862 und dem Abschluß des französischen Handelsvertrags das allergrößte Gewicht legte.

Die österreichische Regierung ihrerseits soll sich nicht abgeneigt gezeigt haben, Anträge Preußens in der letzteren Richtung besonderer Erwägung zu unterziehen, und es schien einen Augenblick, als hätte man den Punkt gefunden, wo eine Verständigung zwischen den beiden Großmächten möglich wäre; aber

freilich soll gerade durch die Anerbietungen Preußens auch wieder das Mißtrauen Oesterreichs vermehrt worden sein, der Verbündete möchte sich aller Vortheile des Krieges im Norden allein zu bemächtigen wissen.

Wenn bei der Mission des Generals von Manteuffel auch die Bundesverhältnisse in Erwägung gezogen wurden, so lag in denselben keine wesentliche Schwierigkeit für die beiden Regierungen. Denn es konnte sich nur darum handeln, die ohnehin feststehende Absicht, jede Majorisirung durch den Bund mit den entschiedensten Mitteln zu verhindern, neuerdings festzustellen. Man war augenblicklich in Wien und Berlin derselben Meinung, daß man es im schlimmsten Falle lieber auf eine Sprengung des Bundes ankommen lassen werde, aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß man für nöthig gehalten, diese Ueberzeugung sich auch gegenseitig zu beurkunden, da doch ernstlich Niemand daran dachte, daß die Mittelstaaten es zu diesem Aeußersten kommen lassen würden.

Am 18. und 19. Februar hielten die Mittelstaaten eine Conferenz in Würzburg ab, bei welcher außer Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden, Hessen-Darmstadt, auch Nassau, Braunschweig, Weimar und Coburg-Gotha vertreten waren. Obgleich Hannover und Kurhessen die Theilnahme abgelehnt hatten, wurden dennoch sehr eingreifende Beschlüsse gefaßt. Man autorisirte Bayern, einen dringlichen Antrag auf Anerkennung des Herzogs Friedrich bei der Bundesversammlung zu stellen, und Herr von Schrenk sagte zu, dies schon in der nächsten Sitzung thun zu wollen; außerdem sollte die Einberufung der holsteinischen Stände und Verstärkung der Bundestruppen in Holstein, welche unter den Bundesgeneral zu stellen seien, beantragt werden.

Herr von Schrenk hatte in der letzten Zeit einen so hochgradigen schleswig-holsteinischen Eifer entfaltet, daß er nach Berichten von Stockhausens über die geringe Thätigkeit von der Pfordtens in der Bundesversammlung höchst ungehalten war. Man konnte daher in der That erwarten, daß etwas Entschiedenes geschehen werde. Da ereignete sich das Unglaubliche, daß die Regierung des Herzogs Friedrich selbst dem bayerischen Löwen, der sich eben aufzurichten beginnen wollte, in die Branke fiel und mit einem Male gegen die zu rasche Entscheidung in der Successionsfrage, als wollte sie den drohenden Noten Oesterreichs und Preußens secundiren, ernstliche Einwendungen erhob.

Als ich zuerst von München die Nachricht erhielt, daß Bayern in Folge des Einspruchs der Holsteiner den Antrag zurückziehe, glaubte ich dieser Meldung nicht trauen zu sollen, aber nur zu rasch folgte die Bestätigung meiner schlimmsten Befürchtungen durch meinen Vertreter in Kiel. Wirklich hatte Sammer am 28. Februar ein Schreiben nach München gelangen lassen, welches

im Grunde als ein Aufgeben der schleswig-holsteinischen Sache bei der Bundesversammlung angesehen werden durfte; jedenfalls trat in Folge davon eine verhängnißvolle Krisis in dem Augustenburgischen Processe ein, da seit jenem Augenblicke die so sehr in den Vordergrund geschobene Rechtsfrage gleichsam von einem Mehlthau des Mißtrauens in die eigene Sache befallen war. Von welchen Motiven immer die plötzlich zu Tage getretene Energie Bayerns getrieben sein mochte, — indem sie nicht einmal den Dank der Betheiligten fand, mußte sich für die Zukunft jede andere Regierung es zweimal überlegen, die Frage wieder in Gang zu bringen.

Das Raisonnement der schleswig-holsteinischen Regierung klang verzweifelt genug: „Die letzte Bundestagssitzung habe schon gezeigt, daß der Einfluß der Großmächte sich bei den deutschen Regierungen allzu mächtig geltend mache; man müsse daher zweifeln, ob der beabsichtigte Antrag auf Anerkennung Sr. Hoheit des Herzogs eine Mehrheit finden werde."

„Würde dieser Antrag" — so fuhr Sammer in seinem Schreiben an von Stockhausen fort — „als Ausschußantrag an die Versammlung gebracht, so dürfte vielleicht hierauf noch gerechnet werden können. Möglicherweise verhält es sich mit dem beabsichtigten Antrage anders. Denn es können sich mehrere Regierungen, wenn sie gegen diesen Antrag stimmen, damit entschuldigen, daß sie nicht gegen die Anerkennung, sondern nur gegen die Dringlichkeit derselben haben stimmen wollen."

„Ich kenne die Formulirung des beabsichtigten Antrages nicht. Umsomehr aber bin ich verpflichtet darauf aufmerksam zu machen, daß eine große Gefahr darin liegen würde, wenn der Antrag so gestellt werden sollte, daß die Anerkennung und nicht bloß etwa die Dringlichkeit des Antrags abgelehnt werden könnte. Denn wenn auch schon die Ablehnung der Dringlichkeit hier im Lande einen sehr nachtheiligen Eindruck machen würde, so wäre dies doch umsomehr der Fall, wenn der Antrag selbst abgelehnt werden sollte."

„Es würde dann bei weitem besser sein, wenn derselbe gar nicht gestellt würde. Denn wie stark auch für einen Augenblick die Macht der Gegner sein mag, das Recht des Herzogs ist so sicher und der Wille der Schleswig-Holsteiner so fest, daß, wenn nur die Rechtscontinuität Seitens des Bundes gewahrt wird, eine wirkliche Gefahr für die Durchführung der Sache nicht obwaltet."

„Es dürfte, da nun einmal die Staaten der drei letzten Curien des engern Raths in Würzburg nicht vertreten waren, in jeder Weise rathsam sein, wenn die leitenden Regierungen, namentlich Bayern und Sachsen, sich der Stimmung dieser Regierungen versicherten."

„Ew. ꝛc. kennen aus einer früheren Mittheilung die in diesen Curien

früher vorherrschenden Ansichten. Nach der letzten Abstimmung darf man zweifeln, ob diese Ansichten überhaupt noch oder noch in derselben Weise existiren. In Homburg berief man sich vor der Abstimmung über das Londoner Protokoll darauf, daß Se. Durchlaucht der Landgraf 62 Jahre lang in k. k. Diensten gestanden habe. Es dürfte sich doch sehr empfehlen, wenn von Seiten der königlich bayerischen Regierung bei den Regierungen dieser Curien eine unmittelbare Einwirkung, etwa durch Missionen, versucht würde, um sich im Voraus deren Abstimmung zu versichern. Es handelt sich, abgesehen von Kurhessen und Hannover, eigentlich nur um Anhalt und die beiden Schwarzburg, sowie um Lübeck oder Hamburg, außerdem um Reuß a. L. und Homburg, über welche ich Ew. rc. noch eingehendere Mittheilung machen werde."

„Schließlich gestatte ich mir noch darauf aufmerksam zu machen, daß es doch wohl sehr zweckmäßig sein würde, wenn die Motivirung des Herrn v. d. Pfordten dem etwaigen Antrage als königl. bayr. Votum zum Grunde gelegt würde."

„Ew. rc. wollen die vorstehenden Bemerkungen als vom hiesigen Standpunkte ausgehend betrachten, es ist möglich, daß die Lage der fraglichen Verhältnisse weit günstiger ist, als sie von hier aus erscheint. Ich ersuche Sie, dieselben in der Weise geltend zu machen, daß von Seiten der königl. bayerischen Regierung jedenfalls mit Vorsicht und so zu Werke gegangen werde, daß der gute Wille nicht mehr schade, als nütze, sowie daß zur Herbeiführung einer günstigen Abstimmung Alles geschehe, was geschehen kann. Mit ausgezeichneter Hochachtung rc.

Kiel 28. Febr. 1864.

Samwer."

Schon am 3. März richtete Herr von Schrenk an die Mitglieder der Würzburger Conferenz die Mittheilung, daß er in Folge der Bedenken, die von Kiel aus erhoben worden seien, es vorgezogen hätte, den Antrag auf Anerkennung des Herzogs Friedrich bis auf weiteres zurückzuziehen. In den Schleswig-Holstein günstig gesinnten Kreisen des Bundestags machte dieser ganze Vorgang den Eindruck, als wäre von Seite des Herzogs Friedrich die Hoffnung aufgegeben, auf dem Bundeswege etwas zu erreichen. Wenn dies ein entschiedener Mißgriff war, so mußte man übrigens zur Entschuldigung der Kieler Diplomaten wohl anerkennen, daß dieselben durch zahlreiche Stimmen aus mittelstaatlichen Kreisen selbst irregeführt worden waren. So hatte unter Anderen Herr von Roggenbach mit einem sicher gutgemeinten Schreiben nach Kiel bei Samwer eine Art von Bundestagsfieber herbeizuführen gewußt, welches dem holsteinischen Patienten jede Lebenshoffnung und, möchte man sagen,

jeden Glauben an sich selbst benahm. Gleich nach den Würzburger Conferenzen, versicherte Herr von Roggenbach, hätte selbst der König von Würtemberg sich wieder abgewendet, und es sei eigentlich kein Verlaß auf die Bundesmitglieder.

Als aber der in der Würzburger Conferenz vereinbarte Antrag auf Anerkennung des Herzogs Friedrich endlich am 12. März von Bayern in der Bundesversammlung, auf das Andrängen meiner und einiger anderer Regierungen, doch gestellt wurde, kam es zu dem nicht mehr unerwarteten Resultate, daß dieser sowie alle bei derselben Gelegenheit gestellten Anträge an die Ausschüsse verwiesen wurden, wo sie begraben zu sein schienen.

Wenn die Mittelstaaten eben in diesem Augenblicke große Anstrengungen machten, um zu bewirken, daß der deutsche Bund, falls es zu allgemeinen europäischen Conferenzen über die schleswig-holsteinische Angelegenheit kommen sollte, auf denselben in selbständiger Weise vertreten wäre, so durfte man mit Recht fragen, welches Princip der Bevollmächtigte vertreten könne und werde, da die Bundesversammlung weder politisch noch juristisch über die Frage schlüssig geworden war. In der Bundesversammlung selbst war es fast in jeder Sitzung zu den heftigsten Scenen zwischen den großmächtlichen und mittelstaatlichen Gesandten gekommen, wobei die völlige Ohnmacht der letztern und die innere Auflösung des ganzen Bundes vor Jedermanns Augen trat. Eine reizende Scene dieser Art beschreibt Herr von Mohl in einem Berichte über die Sitzung vom 25. Februar, wo mit Rücksicht auf die schon früher erwähnten Beschlüsse die Würzburger Regierungen ihre beabsichtigten Anträge ankündigten, falls über die Anerkennungsfrage nicht binnen acht Tagen Bericht erstattet werde.

„Diese Erklärung“ — so schreibt Herr von Mohl — „erregte den höchsten Unwillen des österreichischen und des preußischen Gesandten. Baron Kübeck hielt sich zwar noch formell in den Schranken, erklärte nur eine solche kurze Frist für unmöglich und behielt seiner Regierung weitere Erklärung vor; Herr von Sydow dagegen vergaß sich soweit, in einem förmlichen Predigerton zu erklären, er könne von einer solchen Ueberstürzung nicht ernstlich und eindringlich genug abrathen, und gebrauchte dabei den Ausdruck: „Er verwarne die Regierungen.“ Dies gab nun zu einer sehr heftigen Scene Veranlassung. Nicht nur machten mehrere von uns darauf aufmerksam, daß von einer Ueberstürzung in einer Sache, die seit Monaten vor dem Ausschusse liege und über welche das Referat auch schon wieder seit fast einem Monat in den Händen gerade der protestirenden Regierungen sei, nicht die Rede sein könne, vielmehr im Gegentheil eine höchst bedenkliche Verschleppung vorliege; sondern Herr v. d. Pfordten nahm noch insbesondere das gebrauchte Wort „verwarnen“ auf

und erklärte heftig, mit der Hand auf den Tisch schlagend, er habe seine Erklärung im Namen seiner Regierung abgegeben; man möge dagegen stimmen, allein eine Verwarnung habe sie von Niemand anzunehmen. Er frage, ob die Aeußerung des königl. preußischen Gesandten zu Protokoll gehe, in welchem Falle er seine Erklärung sich vorbehalte. Herr von Sydow gab keine bestimmte Antwort darauf. Baron Kübeck jedoch, welchem die Sache sichtlich sehr unangenehm war, suchte zu beschwichtigen, und ich denke, daß der Vorfall als eine vertrauliche Besprechung behandelt werden und keine weiteren Folgen haben wird. Sollte dem dennoch so sein, so werden wir Andern uns wohl sämmtlich ebenfalls zu Protokoll äußern."

Schon nach wenigen Tagen war jedoch eine so große Entmuthigung unter den Freunden des Herzogs am Bundestage eingetreten, daß Mohl selbst nach Kiel schrieb, man müsse zunächst alle Hoffnungen auf den Bundestag aufgeben und mit anderen Faktoren rechnen.

Aber in Kiel lebte man viel mehr in der Besorgniß, daß die Tage des Aufenthalts des Herzogs und seiner Räthe daselbst gezählt sein möchten. Es mußte unter diesen Umständen einen fast tragikomischen Eindruck auf mich hervorbringen, wenn man andererseits nicht ohne leise Ironie von dort meldete:

„Das herzogliche Kriegsdepartement besitzt für die Armee der Zukunft eine Batterie Zwölfpfünder (glatte Kanonen) — eine Batterie Sechspfünder (gezogene Kanonen) — eine Batterie Vierpfünder (gezogene Kanonen) — und 6 Sechspfünder (glatte Kanonen); ferner Uniformen für 8000 Mann, Röcke fertig, Hosen erst zugeschnitten; endlich 6000 Enfieldgewehre, 2000 andere kann man bekommen, doch mangelt es gegenwärtig an Geld."

„Die freiwillige Anleihe hat in Holstein 53 000 Thr., im ganzen übrigen Deutschland 51 000 Thr. eingebracht. Beim Frankfurter Centralausschuß sollen 150 000 Thr. liegen."

Die Stimmung im Lande war Anfangs März so tief gesunken, daß man in allen Kreisen die Eventualität erwog, was zu geschehen hätte, wenn der Herzog ausgewiesen würde; als Kieler Bürger sich an die Räthe des Herzogs wendeten, um zu erfahren, ob Gefahr vorhanden wäre, gab Sammer nur die tröstliche Antwort: „Der König von Preußen werde dies niemals dulden." Dagegen hielt man es in den holsteinischen Regierungskreisen nicht nur für möglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich, daß die bisherige Umgebung des Herzogs sofort ausgewiesen werden würde, wenn die preußisch-österreichische Civilverwaltung von Schleswig auch in Holstein eingeführt werden sollte. Der Herzog allein wollte alle diese Befürchtungen nicht theilen und bewahrte eine große Ruhe und Zuversicht, welche er auch Anderen mitzutheilen verstand.

So war die Lage der Dinge in Holstein in einem Augenblicke, als im südlichen Deutschland ein tragisches Ereigniß eintrat, durch welches die schleswig-holsteinische Sache einen ihrer mächtigsten und einflußreichsten Beförderer verlor.

Am 10. März 1864 starb König Max II. im noch nicht vollendeten 53. Jahre. Sein Tod trat so plötzlich und unerwartet ein, daß bei der großen Jugend des Nachfolgers die Ansichten sehr getheilt waren, ob die scharf ausgeprägte und energische Richtung, welche Herr von Schrenk und Herr von der Pfordten eingeschlagen hatten, sich werde behaupten lassen, wenn der königliche Wille nicht in gleich kräftiger Weise, wie bisher, hinter ihrer Politik stand.

König Max II. war ein Regent von so eigenthümlicher Bedeutung für das bayrische Staatswesen, daß man begreifen mußte, wie schwer sein Verlust von vielen Seiten in Bayern empfunden wurde. Doch hatte er nichts von dem genialen Wesen seines Vaters und besaß auch nicht entfernt die persönliche Liebenswürdigkeit desselben. In politischer Beziehung ließ sich nur sehr schwer mit ihm verhandeln. Ueber seine Ansichten und Absichten war im Publikum meist ein weitgehendes Dunkel verbreitet, und thatsächlich waren bei den meisten Actionen, wie noch zuletzt beim Fürstentage in Frankfurt, seine Tendenzen gerade die entgegengesetzten von denen, welche man ihm zuschrieb. Ob er die Bewegung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, wie von manchen Seiten behauptet wurde, als einen Hebel betrachten wollte, um seinen Lieblingsgedanken von der Herstellung des „reinen Deutschlands" zu verwirklichen, oder ob er die Zeit gekommen erachtete, um die Trias durchzusetzen, ist nicht leicht zu bestimmen, und mir fehlten die Anhaltspunkte, ein festes Urtheil zu gewinnen. Welches aber auch seine Pläne sein mochten — zunächst hatte er durch die energische Parteinahme zu Gunsten des Herzogs Friedrich gegen Oesterreich und Preußen der bayerischen Politik eine so starke Richtung gegeben, daß sich dieselbe thatsächlich in den von ihm bezeichneten Bahnen bis an das Ende des deutschen Bundes erhalten hat.

Als Herr von der Pfordten am 12. März mit der traurigen Anzeige von dem Tode des Königs Max den Regierungsantritt Ludwigs II. der Bundesversammlung unter Ueberreichung seiner neuen Vollmacht zur Kenntniß brachte, war man von Stuttgart her benachrichtigt, daß auch König Wilhelm I. sich in einem hoffnungslosen Zustande befinde und seine Auflösung jeden Augenblick zu erwarten wäre. Herr von Fritsch bemerkte daher in seinen Bundestagsberichten, daß die so entscheidende Sitzung, in welcher die Bundeshoffnungen in der schleswig-holsteinischen Sache, wie schon früher erwähnt, recht eigentlich begraben wurden, unter dem Eindruck der peinlichsten Botschaften eröffnet

worden sei. Doch starb der König von Württemberg erst am 25. Juni nach schweren Leiden. — Merkwürdig genug, daß es den beiden Königen, welche der naturgemäßen Bundesentwickelung von Deutschland seit 1848 am meisten entgegengetreten waren, von einem gütigen Geschick erspart worden ist, den blutigen Zusammenbruch des übel conservirten deutschen Bundes selbst mit zu erleben.

Schon gegen Ende des Jahres 1863 hatte ich den Entschluß gefaßt, im Laufe des Winters nach Paris zu gehen, um am kaiserlichen Hofe auch in diesem Jahre einen Besuch zu machen. Ich wollte aus dem Munde des Kaisers selbst hören, was er über die veränderten Verhältnisse Europas persönlich auszusprechen für gut fand, da man über die Politik seines Cabinets ebenso wie über diejenige der Westmächte überhaupt fast nur im Dunkeln zu tappen schien. Zu Neujahr gab ich meinem Geschäftsträger in Paris, Baron Königswarter den Auftrag, bei dem nach imperialistischem Gebrauch zu erwartenden Neujahrs-Empfange den Kaiser von meinem lebhaften Wunsche in Kenntniß zu setzen, Paris im Laufe des Winters zu besuchen. Der Kaiser nahm diese Ankündigung mit einer, wie Königswarter versicherte, ungewöhnlichen Lebhaftigkeit auf und ließ mir sagen, er werde sich außerordentlich freuen, mich wiederzusehen.

Der Lauf der Ereignisse in Deutschland und der Gang des Krieges gegen Dänemark schienen indessen mein Reiseprojekt eher verhindern als befördern zu wollen, und in vielen befreundeten Kreisen begegnete dasselbe einer entschiedenen Abneigung.

Das Schreiben, welches Herzog Friedrich persönlich an den Kaiser Napoleon gerichtet hatte, erschwerte mir überdies jede Verhandlung mit dem französischen Cabinet, da man nur zu sehr geneigt war, mich in Allem und Jedem mit demjenigen zu identificiren, was in Kiel und von Seite der von mir eben anerkannten schleswig-holsteinischen Regierung geschah. So war mein Reiseprojekt fast in den Hintergrund getreten, als die mannigfaltigsten Vorschläge zu einer europäischen Conferenz auftauchten. Ueber die Gesinnungen des Kaisers Napoleon war man an den verschiedensten Centren der europäischen Politik ganz im Unklaren. Nur wenige Menschen waren damals von der wirklichen Sachlage unterrichtet. Insbesondere bei der Unsicherheit und Unverläßlichkeit der englischen Politik glaubte der Kaiser von Oesterreich seiner eigentlichen Grundstimmung einer engen Verbindung mit Preußen und einer möglichsten Verständigung mit Rußland alle Wege ebnen zu sollen. Der Aufenthalt Manteuffels in Wien förderte diese alten freundschaftlichen Gefühle.

„Es sind Motive persönlicher Pietät“ — schrieb mir damals ein sehr kundiger Mann aus Wien — „welche der Kaiser für König Wilhelm hegt und welche mächtiger sind, als die Erwägungen rein politischer Natur. Der Kaiser will den Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, den er für unnatürlich hält, beendet wissen. Beide Monarchen aber, der Kaiser wie König Wilhelm, begegnen sich in dem Wunsche, das alte Bundesverhältniß mit Rußland wieder herzustellen und in treuem Zusammenhalten Schutz gegen Napoleonische Pläne und englische Unzuverlässigkeit zu suchen. Es sei, äußerte neulich der Kaiser gegen Rechberg, dem natürlichen Zuge der Dinge nicht zu widerstreben und alle Surrogate für jene Stützen und Verbindungen, auf welche Oesterreich angewiesen sei, hätten sich nicht bewährt.“

Bei diesem tief dynastischen Bewußtsein, welches die östlichen Höfe in bestem Sinne vereinte, lebte man mit Rücksicht auf Italien und Polen in der Befürchtung, daß Napoleon jede Entzweiung zwischen Preußen und Oesterreich nur benutzen werde, um Oesterreich neuerdings Schwierigkeiten zu bereiten.

Naturgemäß war es nicht die Aufgabe Preußens, Oesterreich über die ihm angeblich von Napoleon immer neu drohenden Gefahren zu beruhigen, und wollte ich meinerseits den Versuch machen, selbständiger Weise mir ein Urtheil darüber zu bilden, welche Absichten am Tuilerienhofe eigentlich vorhanden wären und wie Louis Napoleon über die Lage der Dinge denke, so konnte dies nur durch eine Reise nach Paris herbeigeführt werden.

Indessen war man auch in England wenig erbaut, als sich dort die Nachricht verbreitete, daß ich den längst schon versprochenen Besuch bei dem Kaiser zu machen wirklich Willens sei. Eine der größten Täuschungen, in welchen sich die herzogliche Partei in Kiel befand, war, daß die englische Regierung zu vermögen wäre, ihren Standpunkt von 1852 aufzugeben. Reminiscenzen aus den Zeiten, wo der Ritter Bunsen einen Einfluß in England mehr zu besitzen glaubte als besaß, trieben die Anwälte der Augustenburgischen Sache dazu, viel Geld und Mühe für Verbindungen aufzuwenden, mit deren Unterstützung das Cabinet von England der öffentlichen Meinung Deutschlands schließlich willfährig gemacht werden sollte.

Einiges gelang wirklich — wie nicht zu leugnen war — den Anstrengungen Sammers und des Herrn von Bernhardi in der Zeitungspresse in London zu erreichen. Man vermochte wenigstens den pöbelhaften Ton allmählich zu mäßigen, in welchem die deutsche Sache in vielen englischen Blättern besprochen zu werden pflegte. Ob dies durch die reichen und guten Diners herbeigeführt wurde, welche Sammer Herrn von Bernhardi für die Redacteure dringend anempfohlen hatte, ist ungewiß geblieben. Die Hauptsache war, daß die voll-

endeten Thatsachen und die Erfolge der preußisch-österreichischen Waffen alle englischen Scherze auszuschließen begannen und eine ernstere Behandlung des Gegenstandes unabwendbar machten. Wenn man deutscherseits ein großes Gewicht darauf zu legen schien, daß sich in den höchsten Kreisen Englands zwei Strömungen bekämpften, und wenn man voraussetzte, der Prinz von Wales trete ebenso bestimmt für die dänischen Interessen ein wie die Königin für die deutschen, so beruhten alle diese Befürchtungen und Hoffnungen auf voller Unkenntniß der Dinge. Das ganze königliche Haus hatte sich in dieser schwierigen Frage, wie ich schon früher bemerkt habe, auf den strengsten constitutionellen Standpunkt gestellt und enthielt sich aller außerhalb der Politik des Cabinets liegenden Handlungen.

Inzwischen hatten sich die Tories entschieden gegen die Begünstigung Dänemarks erhoben und beschlossen Ende Januar, Stellung gegen die Politik Palmerstons zu nehmen. Falls die Thronrede einen Passus gegen Deutschland enthielte, sollte Disraeli scharf dagegen auftreten und erklären, daß nicht ein Mann und nicht ein Sixpence zum Kriege bewilligt werden würde. Man war dabei der Unterstützung Brights, Cobdens und der Manchestermen sicher. Die Tories tadelten aufs Lebhafteste, daß den Dänen überhaupt Hoffnung auf Hilfe gemacht worden sei, und hofften die Dänenfreundlichkeit des Cabinets zum Sturze Palmerstons benutzen zu können. Der erwartete Passus in der Thronrede, mit welcher die Königin das Parlament eröffnete, fehlte indessen, und es war von dem beabsichtigten Schlage gegen Deutschland nur eine Lücke übrig geblieben, welche die schlechten Absichten des Ministeriums kaum verhüllte.

Doch war es Lord Palmerston auch nicht gelungen, Louis Napoleon für seine Absichten und Ansichten zu gewinnen. Zwischen den beiden Regierungen entstand eine täglich größer werdende Spannung. Mit Lord Cowley wollte Napoleon so wenig unterhandeln, daß man Henry Lytton Bulwer in besonderer Mission nach Paris sendete, während die englischen Zeitungen vielerlei davon sprachen, daß England im Begriffe sei, eine Expedition nach Kopenhagen auszurüsten.

Unter diesen Umständen wurde es immer klarer, daß man ohne persönlichen Einblick in die Stellung der Westmächte zu gar keinem Urtheil über den Lauf der Dinge gelangen konnte. Außerdem durfte ich nach früheren Erfahrungen hoffen, einigen Eindruck auf den Kaiser Napoleon zu machen, wenn ihm die deutschen Bestrebungen unter den richtigen Gesichtspunkten dargestellt würden.

In Kiel, wo man so gut wie gar keine Beziehungen zur französischen Regierung anzuknüpfen im Stande war, wurde die Nachricht von meiner Reise nach Paris außerordentlich freudig aufgenommen; ich forderte den Herzog auf,

„Es sind Motive persönlicher Pietät" — schrieb mir damals ein sehr kundiger Mann aus Wien — „welche der Kaiser für König Wilhelm hegt und welche mächtiger sind, als die Erwägungen rein politischer Natur. Der Kaiser will den Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, den er für unnatürlich hält, beendet wissen. Beide Monarchen aber, der Kaiser wie König Wilhelm, begegnen sich in dem Wunsche, das alte Bundesverhältniß mit Rußland wieder herzustellen und in treuem Zusammenhalten Schutz gegen Napoleonische Pläne und englische Unzuverlässigkeit zu suchen. Es sei, äußerte neulich der Kaiser gegen Rechberg, dem natürlichen Zuge der Dinge nicht zu widerstreben und alle Surrogate für jene Stützen und Verbindungen, auf welche Oesterreich angewiesen sei, hätten sich nicht bewährt."

Bei diesem tief dynastischen Bewußtsein, welches die östlichen Höfe in bestem Sinne vereinte, lebte man mit Rücksicht auf Italien und Polen in der Befürchtung, daß Napoleon jede Entzweiung zwischen Preußen und Oesterreich nur benutzen werde, um Oesterreich neuerdings Schwierigkeiten zu bereiten.

Naturgemäß war es nicht die Aufgabe Preußens, Oesterreich über die ihm angeblich von Napoleon immer neu drohenden Gefahren zu beruhigen, und wollte ich meinerseits den Versuch machen, selbständiger Weise mir ein Urtheil darüber zu bilden, welche Absichten am Tuilerienhofe eigentlich vorhanden wären und wie Louis Napoleon über die Lage der Dinge denke, so konnte dies nur durch eine Reise nach Paris herbeigeführt werden.

Indessen war man auch in England wenig erbaut, als sich dort die Nachricht verbreitete, daß ich den längst schon versprochenen Besuch bei dem Kaiser zu machen wirklich Willens sei. Eine der größten Täuschungen, in welchen sich die herzogliche Partei in Kiel befand, war, daß die englische Regierung zu vermögen wäre, ihren Standpunkt von 1852 aufzugeben. Reminiscenzen aus den Zeiten, wo der Ritter Bunsen einen Einfluß in England mehr zu besitzen glaubte als besaß, trieben die Anwälte der Augustenburgischen Sache dazu, viel Geld und Mühe für Verbindungen aufzuwenden, mit deren Unterstützung das Cabinet von England der öffentlichen Meinung Deutschlands schließlich willfährig gemacht werden sollte.

Einiges gelang wirklich — wie nicht zu leugnen war — den Anstrengungen Sammers und des Herrn von Bernhardi in der Zeitungspresse in London zu erreichen. Man vermochte wenigstens den pöbelhaften Ton allmählich zu mäßigen, in welchem die deutsche Sache in vielen englischen Blättern besprochen zu werden pflegte. Ob dies durch die reichen und guten Diners herbeigeführt wurde, welche Sammer Herrn von Bernhardi für die Redacteure dringend anempfohlen hatte, ist ungewiß geblieben. Die Hauptsache war, daß die voll-

endeten Thatsachen und die Erfolge der preußisch-österreichischen Waffen alle englischen Scherze auszuschließen begannen und eine ernstere Behandlung des Gegenstandes unabwendbar machten. Wenn man deutscherseits ein großes Gewicht darauf zu legen schien, daß sich in den höchsten Kreisen Englands zwei Strömungen bekämpften, und wenn man voraussetzte, der Prinz von Wales trete ebenso bestimmt für die dänischen Interessen ein wie die Königin für die deutschen, so beruhten alle diese Befürchtungen und Hoffnungen auf voller Unkenntniß der Dinge. Das ganze königliche Haus hatte sich in dieser schwierigen Frage, wie ich schon früher bemerkt habe, auf den strengsten constitutionellen Standpunkt gestellt und enthielt sich aller außerhalb der Politik des Cabinets liegenden Handlungen.

Inzwischen hatten sich die Tories entschieden gegen die Begünstigung Dänemarks erhoben und beschlossen Ende Januar, Stellung gegen die Politik Palmerstons zu nehmen. Falls die Thronrede einen Passus gegen Deutschland enthielte, sollte Disraeli scharf dagegen auftreten und erklären, daß nicht ein Mann und nicht ein Sixpence zum Kriege bewilligt werden würde. Man war dabei der Unterstützung Brights, Cobdens und der Manchestermen sicher. Die Tories tadelten aufs Lebhafteste, daß den Dänen überhaupt Hoffnung auf Hilfe gemacht worden sei, und hofften die Dänenfreundlichkeit des Cabinets zum Sturze Palmerstons benutzen zu können. Der erwartete Passus in der Thronrede, mit welcher die Königin das Parlament eröffnete, fehlte indessen, und es war von dem beabsichtigten Schlage gegen Deutschland nur eine Lücke übrig geblieben, welche die schlechten Absichten des Ministeriums kaum verhüllte.

Doch war es Lord Palmerston auch nicht gelungen, Louis Napoleon für seine Absichten und Ansichten zu gewinnen. Zwischen den beiden Regierungen entstand eine täglich größer werdende Spannung. Mit Lord Cowley wollte Napoleon so wenig unterhandeln, daß man Henry Lytton Bulwer in besonderer Mission nach Paris sendete, während die englischen Zeitungen vielerlei davon sprachen, daß England im Begriffe sei, eine Expedition nach Kopenhagen auszurüsten.

Unter diesen Umständen wurde es immer klarer, daß man ohne persönlichen Einblick in die Stellung der Westmächte zu gar keinem Urtheil über den Lauf der Dinge gelangen konnte. Außerdem durfte ich nach früheren Erfahrungen hoffen, einigen Eindruck auf den Kaiser Napoleon zu machen, wenn ihm die deutschen Bestrebungen unter den richtigen Gesichtspunkten dargestellt würden.

In Kiel, wo man so gut wie gar keine Beziehungen zur französischen Regierung anzuknüpfen im Stande war, wurde die Nachricht von meiner Reise nach Paris außerordentlich freudig aufgenommen; ich forderte den Herzog auf,

mir das nöthige Material zu einem Memorandum herbeischaffen zu lassen und eine Persönlichkeit, welche mit den juristischen Verhältnissen genau vertraut wäre, nach Paris zu meiner Unterstützung zu senden. Sammer beauftragte mit dieser Mission einen holsteinischen Anwalt, Dr. Bleiken aus Kiel, der sich mir nach meiner Ankunft in Paris am 14. März zur Verfügung stellte.

Ich hatte meine Abreise von Gotha, welche schon in der ersten Woche des März stattfinden sollte, einige Tage verzögert, aus Gründen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der deutschen, auf der Tagesordnung stehenden Frage standen. Vielmehr hatte ich den Wunsch, mit dem Erzherzog Max von Oesterreich in Paris zusammenzutreffen, der, inzwischen als Kaiser von Mexiko anerkannt, im Begriffe war, an dem Tuilerienhofe zu erscheinen und sich vom Kaiser und der Kaiserin zu verabschieden. Leider hatten sich aber schon damals und bevor noch der unglückliche Prinz Europa verließ, bedeutende Differenzen zwischen der französischen Regierung und dem neuen Kaiserreiche erhoben, so daß es durch mehrere Tage fast zweifelhaft erschien, ob der in Brüssel weilende Erzherzog überhaupt in Paris sich einfinden werde oder nicht.

Erst am 4. März, nach der Ankunft des Grafen Bombelles, Obersthofmeisters des Erzherzogs Max, wollte man in Paris wissen, daß die Schwierigkeiten endlich behoben worden seien. Die Verzögerung der Reise des neuen Kaisers von Mexiko wurde einer Erkrankung desselben in Brüssel zugeschrieben, während man gleichzeitig in den französischen Zeitungen versicherte, daß eine Militairconvention abgeschlossen und die Fragen über die Kirchengüter in Mexiko wie über die an Frankreich zu leistende Entschädigung zu allseitiger Befriedigung gelöst wären. Ich bin nicht in die Lage gekommen, Zuverlässiges über diese Unterhandlungen zu erfahren; daß aber die „allseitige Befriedigung“ leider nur zum geringsten Theil wirklich eingetreten war, davon konnte ich mich alsbald in Paris selbst deutlich überzeugen.

So oft ich sonst den Tuilerienhof besucht hatte, war es mir immer vergönnt gewesen, mich in unmittelbarer Fühlung mit der preußischen Regierung zu wissen. Diesmal befand ich mich in voller Unsicherheit über das, was in Berlin bezweckt wurde. Mein Auftreten in Paris war dadurch im höchsten Grade erschwert.

Ich kam am Donnerstag den 10. März am frühen Morgen an und nahm Logis bei meinem Geschäftsträger, Baron Königswarter. Von seiner Seite war ich schon vorher officiell beim Kaiser und der Kaiserin sowie auch bei den Ministern angemeldet. In Folge davon wurde mein Aufenthalt in Paris von den Zeitungen sofort auf die Tagesordnung ihrer Beobachtungen und Mittheilungen gesetzt. Selbst der Moniteur trat nach meiner ersten län-

geren Unterredung mit dem Kaiser aus seiner bis dahin beobachteten Reserve heraus, und ich glaube, die officielle Notiz desselben hier allen Einzelnheiten meiner Erzählung voranstellen zu sollen: „S. A. le duc de Saxe-Cobourg-Gotha a été reçu aujourd'hui par l'empereur. Il n'est pas douteux que la présence du duc Ernest de Cobourg à Paris n'ait une portée politique. Nous croyons savoir que ce prince est venu, avec l'assentiment de plusieurs autres souverains allemands, pour éclairer l'empereur sur la situation de l'Allemagne et pour disposer le gouvernement français à reconnaître le droit des duchés de Schleswig-Holstein à disposer librement de leur sort.“

Weniger zutreffend war ohne Zweifel, wenn andere Pariser Blätter mir in Deutschland eine Rolle zuwiesen, welche durch den Tod des Königs Max II. erledigt worden sei, und wenn ich von einigen Journalisten, wahrscheinlich um das Interesse an meiner Person zu erhöhen, als protecteur avoué du National-verein eingeführt und von Andern als l'adversaire décidé de la prépondérance autrichienne bezeichnet wurde. Man hätte voraussetzen dürfen, daß französische Ungenauigkeiten solcher Art eine Wirkung in Deutschland wohl nicht hervorbringen könnten, doch fehlte es in Folge derselben nicht an manchen Mißdeutungen meiner Reise.

Meine Aufgabe war durch die Lage der Dinge am Bunde vorgezeichnet und beschränkt; aber ich war entschlossen, aus meiner Sphäre als deutscher Bundesfürst auch nicht um Haaresbreite herauszutreten. Wenn ich glauben darf, daß meine Unterredungen mit Louis Napoleon auch diesmal nicht fruchtlos gewesen sind, so konnte es nur dem Umstande zuzuschreiben sein, daß ich mich auf der strengsten Linie des Rechtsstandpunktes bewegte. Der Kaiser war auf diesem Wege am ehesten zu überzeugen, daß jede Einmischung von Seite Frankreichs in die deutsche Angelegenheit ein unverbesserlicher Fehler sein würde, und ich muß es anerkennen, daß er jedes Wort, welches er in jenen Tagen zu mir gesprochen, ehrlich und bis in's Einzelnste gehalten hat.

Ich fand bei meiner Ankunft in Paris den Prinzen Chimay anwesend und wurde auch von dem mir von alter Zeit anhänglichen General Roguet besucht, der in Verbindung mit meinen sehr liebenswürdigen Gastfreunden mir einen klaren Einblick in die augenblickliche Lage am kaiserlichen Hofe gewährte. Im Vergleiche zum Vorjahre, wo ich unter dem Einflusse der Kaiserin eine entschieden aggressive Stimmung vorfand, hatten sich die Verhältnisse stark genug verändert. Jetzt besaß Drouin de L'Huys einen beruhigenden Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten, und sowohl die polnischen Sympathien wie die Kriegslust von 1863 waren mehr in den Hintergrund getreten.

Bei den Majestäten hatten der Fürst Metternich und seine Gemahlin eine

äußerst günstige Stellung erworben, welche im Sinne einer conservativen Verständigung der östlichen und westlichen Mächte nicht genug anerkannt zu werden verdiente. Der Kaiser selbst war persönlich, wie mir Prinz Chimay versicherte, in einer friedfertigeren Stimmung als jemals zuvor und hatte die Enttäuschungen, die ihm seine amerikanische Politik bereitet, immer noch nicht verwunden.

Ich fand ihn, als ich Freitag um 3 Uhr meinen Besuch in den Tuilerien machte, sehr kräftig und viel frischer, als bei meinen letzten Begegnungen. Er ging sofort auf die Lage der Dinge in Deutschland ein, bedauerte den Tod des Königs Max von Bayern und meinte, daß dieser gerade im Begriffe gewesen wäre, die deutschen Angelegenheiten ohne Zweifel zu einem entsprechenden Abschluß zu bringen, was ihm — dem Kaiser — mit Rücksicht auf sein altes gutes Verhältniß zu Bayern nur angenehm hätte sein können. Nun sei es, meinte er, sehr zu beklagen, daß Deutschland seinen wichtigsten und gewiegtesten Führer verloren hätte.

Was die Frage der Elbherzogthümer betraf, so war nicht deutlich zu entnehmen, ob er eine gewisse Gleichgiltigkeit für ihr Schicksal mehr vorgab oder wirklich hegte, aber über die faktischen Verhältnisse legte er eine in der That erstaunliche Unwissenheit an den Tag. Als ich ihn verließ, hatte ich mir zu überlegen, auf welche Weise am besten diesem Mangel an Kenntniß der deutschen Dinge, die ich nicht nur bei dem Kaiser, sondern alsbald auch bei seiner ganzen Umgebung und seinen Ministern wahrnahm, abzuhelfen sein möchte. Bücher und Memoires wurden nicht beachtet; um so mehr war auf den unmittelbaren Verkehr und das persönliche Gespräch Gewicht zu legen.

Als mich der Kaiser am nächsten Tage mit seiner Gegenvisite beehrte, sprach er zu meiner Freude selbst den Wunsch aus, sich etwas genauer zu unterrichten. Er versicherte, daß er aus den Berichten der Geschäftsträger über die Erbfolgeangelegenheit nicht recht klug zu werden vermöchte, und schlug mir vor, die Sache schriftlich zu erörtern. Er wollte eine Anzahl von Punkten auf einen Fragebogen schreiben, wozu ich dann die Antworten beifügen sollte. Im Uebrigen sprach der Kaiser diesmal noch viel bestimmter, als bei meinem ersten Gespräche mit ihm, seine entschiedenste Abneigung gegen jedwede kriegerische Verwickelung aus. Er sehe, sagte er, daß das deutsche Volk eine Intervention Frankreichs zu seinen Gunsten nicht wünsche, und er seinerseits wünsche keine Collision mit den Gefühlen der Deutschen.

Unter diesen Umständen war ich keinen Augenblick unsicher, daß alle in Deutschland während der letzten Wochen über die Napoleonischen Absichten aufgetauchten Gerüchte völlig aus der Luft gegriffen waren.

Sammer hatte mir durch Herrn Bleiken ein Memoire zukommen lassen, das in dem Wunsche gipfelte, der Kaiser Napoleon möchte die europäische

Conferenz acceptiren und auf derselben mit dem Vorschlage auftreten, die Lösung der Frage durch das suffrage universel herbeizuführen. An dieses Memoire wurde eine Reihe von Propositionen angeknüpft, welche den folgenden Inhalt hatten:

„L'Empereur des Français prend l'initiative de l'intermédiaire — il propose:

1. Les deux parties belligérantes évacueront le Duché de Slesvig.

2. Le pouvoir suprême et l'administration du Duché de Slesvig est transmis dans les mains d'une commission élue parmi la Diète du Duché. Une élection de la Diète devra avoir lieu préalablement.

3. On procédera d'après le mode du suffrage universel dans les divers districts afin de connaître la volonté du peuple pour savoir s'il porte son choix sur le Duc de Holstein ou bien sur le Roi de Danemark."

„Quant au duché de Holstein les grandes Puissances Européennes et, en première ligne, l'Empereur des Français, reconnaissent dès à-présent le ci-devant prince héritier d'Augustenbourg comme Duc de Holstein sans préjudicier aux droits de la Diète et aux lois de succession qui subsistent dans les familles des souverains d'Allemagne. Dans le cas où les gouvernements de Russie et d'Angleterre voudraient s'opposer à cet arrangement, l'Empereur reconnaîtrait à ce qui le concerne, le Duc et appuierait cet arrangement auprès des autres grandes Puissances en tenant compte de la volonté unanime des habitants de Holstein et du peuple allemand."

Ueber meine beiden ersten Unterredungen mit dem Kaiser ließ ich Herrn Bleiken schon am 12. März einen Bericht nach Kiel absenden, in welchem derselbe sagte: „Se. Hoheit hält die Stimmung des Kaisers, mit dem er bereits zweimal eine Unterredung gehabt hat, für eine durchaus friedliche und entgegenkommende. Hochderselbe hat dem Kaiser ein Memoire übergeben, in welchem er seine Ideen in ähnlicher, wenn auch nicht ganz derselben Weise, wie dies von dem Herrn Geheimrath Sammer in dem mir mitgegebenen Schreiben geschehen ist, entwickelt hat, und hofft, daß dasselbe seine Wirkung auf den Kaiser nicht verfehlen wird. Dieser Stimmung des Kaisers entsprechend ist denn auch die der hiesigen finanziellen Kreise. Man ist überzeugt, daß bis jetzt der Friede in keiner Weise gefährdet ist, und an den großen Krieg glaubt hier Niemand, und Niemand wünscht ihn."

Die letztere Behauptung fand sich auch in den nächsten Tagen durch die mannigfaltigen Besprechungen bestätigt, welche ich mit dem Herzog von Morny, dem Minister Drouin de L'Huys und anderen Personen hatte. Der Herzog von Morny meinte, man scheine ihm viel zu viel Aufhebens von der ganzen Sache zu machen, auch irre man sich, wenn man glaube, daß man hier Gewicht

auf eine Allianz mit Dänemark lege. Dänemark sei viel zu klein, als daß es als ein Factor bei einem für die Zukunft zu entwerfenden politischen Calcül in Betracht kommen könne. Unbegreiflich, fügte Morny hinzu, sei ihm die Haltung sowohl Oesterreichs wie Preußens, welche beide wetteiferten, ihre Absichten in volles Dunkel zu hüllen und dabei den Eindruck von Verbündeten machten, die gegenseitig betrogen zu werden befürchteten.

Was meine Besprechung mit Drouin de L'Huys betrifft, so habe ich am selben Tage, an welchem sie stattfand, am 13. März, folgende Aufzeichnung darüber machen lassen:

„Als relevant ist zuerst aus dieser Unterredung die Behauptung hervorzuheben, daß man hier in officiellen Kreisen weder an Dänemark noch überhaupt an der ganzen Sache einen besonderen Antheil nehme. Man habe allerdings vorläufig am Vertrage von 1852, weil er einmal vorhanden, festgehalten, man fühle sich aber dadurch in keiner Weise verpflichtet, denselben veränderten Umständen zum Trotz aufrecht zu erhalten."

„In Betreff Oesterreichs und Preußens wiederholte der Minister dasselbe, was auch der Herzog von Morny gegen Se. Hoheit geäußert, daß man nämlich ihre Haltung durchaus nicht verstehe."

„Die Haltung Frankreichs betreffend, so fürchte man besonders, daß man demselben Eroberungspläne gegen Deutschland beimessen könne, und dies ward als Grund angegeben, warum man sich bis jetzt passiv verhalten habe. Eine Conferenz werde man zwar beschicken, aber nur, wenn auch der deutsche Bund auf derselben vertreten sei. Auf die letztere Aeußerung fand sich Se. Hoheit zu der Erwiderung veranlaßt, daß der Bund sich seiner Ansicht nach auf keine Conferenz einlassen könne und werde, deren Programm nicht vorher bestimmt formulirt und ihm, dem Bunde, mitgetheilt sei, besonders aber auch dann nicht, wenn zu befürchten sei, daß auf einer solchen Conferenz die Personalunion als Grundlage der Verhandlungen angenommen werden würde; als der Minister hierauf meinte, daß Oesterreich und Preußen sich gerade für diese besonders zu interessiren scheinen, benutzte Se. Hoheit die Gelegenheit, um die Widersinnigkeit eines solchen Arrangements sowohl vom deutschen als vom dänischen Standpunkt auseinanderzusetzen. Die beste Lösung, meinte der Minister, werde schließlich die sein, daß man die Entscheidung in der Successionsfrage von einer Abstimmung der Bevölkerung der Herzogthümer abhängig mache."

„Die erfreuliche Uebereinstimmung dieser Ansicht mit dem Vorschlag, welcher in dem von Sr. Hoheit dem Kaiser überreichten Memoire gemacht worden war, war einleuchtend. Der Gesammteindruck, den die ganze Unterredung auf Se. Hoheit gemacht hat, ist vollständig derselbe, welchen er aus den zwei vorhergegangenen Unterredungen mit dem Kaiser mitgenommen hatte. Er läßt sich kurz

dahin zusammenfassen, daß hier viel Wohlwollen sowohl für den Herzog Friedrich als auch für die Bevölkerung der Herzogthümer und durchaus keine Voreingenommenheit gegen beide existirt. Daneben ist aber allerdings eine gewisse Scheu vorhanden, die Initiative in unserer Sache zu ergreifen, aus einer begreiflichen Furcht, hier wieder, wie in der polnischen und anderen Fragen, schließlich doch im Stich gelassen zu werden."

Inzwischen war das Interesse für die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten in Paris durch die Anwesenheit des Kaisers Maximilian von Mexiko und seiner geist- und gemüthvollen Gemahlin sehr vermindert. Alle Welt interessirte sich weit mehr für die hohen Persönlichkeiten, welche im Begriffe waren, ein von Frankreich begonnenes Werk in der andern Erdhälfte zu vollenden, als für die Successionsfragen eines deutschen Fürstenthums.

Es hatte etwas unendlich Komisches, wenn ich zuweilen von Franzosen gebeten wurde, ihnen kurz sagen zu wollen, um was es sich denn eigentlich bei dem Kriege, den die beiden Großmächte gemeinsam führten, handle. Zu oft schon hatte ich die Erfahrung gemacht, daß die Erwähnung der dynastischen Fragen auf ein ungläubig verstocktes Auffassungsvermögen stieß; ich zog es daher meistens vor, die gestellten Fragen mit der Hinweisung auf die mannigfaltigen Bedrückungen zu beantworten, welche die Deutschen in Schleswig bis in die neueste Zeit zu ertragen gehabt hätten. Wenn sich nun aber auch ein aufathmendes Verständniß auf diese Weise einzustellen schien, so stockte die Unterhaltung gewöhnlich um so mehr, wenn es dann zu einer Erklärung der unbegreiflichen Gegensätze zwischen dem deutschen Bund und den beiden Großmächten kommen sollte. Ich erinnere mich manches beschämenden Moments, welchen diese Erörterungen herbeigeführt haben, wenn die Vertreter der großen Nation schließlich ihr Bedauern über die Uneinigkeit der deutschen Nachbarn aussprechen zu müssen glaubten. Wie anders fühlten sie sich selbst, wenn sie von ihren siegreichen Unternehmungen in dem fernen Mexiko sprachen und von dem Empereur, der nicht nur, wie sein Oheim, Königreiche, sondern sogar ein Kaiserthum verschenken konnte.

Der Jubel über dieses Ereigniß hatte allerdings etwas Steifes, und der größte Theil der Pariser Bevölkerung war sehr geneigt, auch diese Napoleonische Staatsaction unter die Rubrik der dynastischen Velleitäten zu setzen. Dessenungeachtet gab es aber einen einflußreichen Kreis von schwärmerischen Politikern beiderlei Geschlechts, welche über das glorreiche Ende des mexikanisch-französischen Kriegs und über die Gründung des neuen amerikanischen Kaiserthums in einem Meer von Glückseligkeit zu schwimmen schienen.

An der Spitze dieser befriedigten Seelen stand die Kaiserin selbst, mit welcher Napoleon in diesem wie in vielen andern Fällen freilich nicht ganz

einer Meinung war, die aber mit größter Bestimmtheit sich das Verdienst beimaß, zu der glücklichen Lösung das Beste gethan zu haben. Als ich am Mittwoch der Kaiserin meinen Besuch abstattete, unterhielt sie mich volle dreiviertel Stunden fast ausschließlich über die mexikanische Angelegenheit. Sie behauptete, daß es dem Erzherzog nicht fehlen könnte, sich bald zu einem der mächtigsten Herrscher der Welt emporzuheben, und daß die conservativen und kirchlichen Parteien drüben jedes Opfer zu bringen bereit seien.

Die Hoffnungen der Kaiserin Eugenie wurden denn auch von Niemand lebhafter getheilt, als von meiner unglücklichen Cousine Charlotte. Die beiden Kaiserinnen sprachen bei der Tafel miteinander nur spanisch, es schien, als ob sie die Sorgen ihrer Männer durch die schönsten castilianischen Wohllaute verscheuchen wollten. Louis Napoleon selbst schien aber am wenigsten geneigt zu sein, sich Täuschungen über die Lage hinzugeben. Nach einem Diner, bei welchem die Vertrauensseligkeit Charlottes besonders lebhaft zu Tage getreten war, nahm er mich recht absichtlich bei Seite und schien sich gleichsam entschuldigen zu wollen: „Une très mauvaise affaire!“ wiederholte er mehrmals, „moi, à sa place, je n'aurais jamais accepté“.

Ich hatte schon am 12. März dem erwählten Kaiserpaare von Mexiko einen längeren Besuch gemacht, welchem zahlreiche Begegnungen in den folgenden Tagen sowohl in meiner Wohnung wie am kaiserlichen Hofe folgten. Seit ich den liebenswürdigen und geistvollen Prinzen zum letzten Male — 1862 in Miramare — gesehen hatte, war er um vieles älter geworden, als die Zahl seiner Jahre erwarten ließ. Er machte nicht den Eindruck, als ob er dem gefährlichen und im Ganzen doch abenteuerlichen Unternehmen mit vollstem Jugendfeuer entgegenginge; die schmerzlichen Reflexionen über das Verlassen der Heimath herrschten in seiner Seele ersichtlich vor und standen in grellem Widerspruche zu der freudigen Empfindung seiner Gemahlin. Was ihn zu treiben schien, war weniger die Erwartung des Gelingens, als vielmehr die starre Consequenz des einmal ausgesprochenen Entschlusses. Er konnte es nicht mehr über sich gewinnen, vor den Schwierigkeiten, die sich aufthürmten, zurückzuweichen. Mit Thränen in den Augen nahm er Abschied, er lud mich ein, ihn zu besuchen; dann sagte er: wenn Du nicht zu mir herüberkommst, so sehe ich Dich nie wieder.

Während meines Aufenthaltes waren sichere Nachrichten aus Washington eingetroffen, daß Nordamerika das Kaiserthum nie anerkennen werde. Louis Napoleon verweigerte dem neuen Herrscher jede Garantie im Falle einer Verwickelung mit der mächtigsten Republik der Welt. Die ganze Berechnung für die Existenzfähigkeit des mexikanischen Kaiserthums beruhte auf der Annahme der Lostrennung der rebellirenden Südstaaten von der Union. Das

Schlimmste aber schien zu sein, daß der Erzherzog an dem vollkommenen Mangel jeder finanziellen Sicherstellung seines Unternehmens zu geringen Anstoß nahm.

Die clericale Partei, mit deren Hilfe der Thron von Mexiko gezimmert worden war, erwartete die Rückgabe der Kirchengüter als einen ersten Act des neuen Kaiserthums, und der Erzherzog hätte doch vielmehr selbst ein ungeheures Capital bedurft, um die neue Regierung zu organisiren. Er überschätzte seinerseits das Vertrauen, welches er bei der römischen Curie genoß, und meinte, mit ihrer Hilfe den mexikanischen Clerus zur Geduld und zur Bescheidenheit bestimmen zu können.

Louis Napoleon mochte seine Verwendung in Rom versprechen, aber von einer Verzichtleistung auf die Kirchengüter konnte bei der Curie nicht die Rede sein. Die ganze Lage des Erzherzogs erinnerte mich lebhaft an die Unterhandlungen, die ich vor Kurzem über die Königskrone von Griechenland geführt hatte. Man wollte hier wie dort die Kosten einer schweren Unternehmung auf die Schultern anderer Leute überwälzen. Ob man dabei darauf gerechnet hat, daß der Reichthum des österreichischen Hauses und die vermeintlichen Schätze meines Oheims sich schließlich doch dem neuen Kaiserpaar eröffnen würden, wäre vielleicht eine wohlaufzuwerfende Frage.

Diese Lage machte es erklärlich, daß Prinz Chimay im Interesse seines königlichen Herrn die mexikanische Frage von Anfang an mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, und es war gewiß von großem Gewicht, wenn er die Behauptung aussprach, die ganze Schöpfung des neuen Kaiserthums wäre lediglich eine Idee, welche von der Kaiserin Eugenie ausgedacht und in Gang gebracht worden sei. Weder Louis Napoleon noch die französischen Minister hätten daran gedacht, die Republik durch die mexikanische Expedition zu zertrümmern; die Kaiserin hätte auch ganz persönlich die Unterhandlungen mit dem erzherzoglichen Paare einzufädeln gewußt, welche nur zu bald eine Art von fait accompli schufen.

Als drei Jahre nachher das entsetzliche Drama seinen Abschluß fand, habe ich es noch als eine besonders schmerzliche Erinnerung zu empfinden gehabt, daß ich in denselben Tagen Zeuge aller jener schicksalsvollen Abmachungen gewesen bin, wo zwei reich begabte und herrlich veranlagte Menschen in ihr Unglück hineindiplomatisirt worden sind. Die europäische Gesellschaft hat in einer Reihe großer und merkwürdiger Ereignisse, die unser Leben ausgefüllt haben, die Episode, welche sich über dem Ocean abwickelte, rasch vergessen, aber gleichwohl muß sich Jeder, der seinen Erinnerungen nachhängt, sagen, daß unter den vielen gewaltigen Schicksalsschlägen des 19. Jahrhunderts nur wenige einen so vollständig tragischen Charakter zeigen.

Von diesem freilich vorauszusehenden Gange der Ereignisse hatte die

größere Gesellschaft in Paris keine Ahnung. Wer sich überhaupt hätte denken können, daß die sorglose Umgebung des Kaisers und der Kaiserin sammt und sonders nach wenigen Jahren vom Schauplatz verschwunden und in alle vier Winde zerstreut sein werde, würde sich als einen seltenen Propheten erwiesen haben. Ich hatte Gelegenheit, viele interessante Einblicke in die Zustände zu thun, und unterzog mich mit einer gewissen Resignation den Anstrengungen des Pariser Lebens in der hohen Saison.

Unter den zahlreichen Soireen ist eine mir in Erinnerung, welche bei der Fürstin Metternich stattfand und alle sonstigen Feste an Glanz übertraf. So viel man in Deutschland und Oesterreich an dem intimen Verhältniß auszusetzen fand, in dem das Haus des Botschafters von Oesterreich zu den kaiserlichen Majestäten stand, so konnte man doch, wenn man die Dinge in der Nähe sah, diese Freundschaft nur natürlich finden.

Auch in politischer Beziehung war es angenehm, mit dem Fürsten Metternich sowie mit seiner geistreichen Gemahlin sich zu unterhalten. Fürst Richard sprach sich mit großer Offenheit über die Anschauungen aus, welche man in Wien hegte, und die nach seiner Ueberzeugung der schleswig-holsteinischen Sache durchaus günstig gewesen wären. Er meinte versichern zu können, daß man es jetzt fast lieber gesehen hätte, wenn in der deutschen Bewegung nicht eine Art von Stillstand eingetreten wäre, und daß man anfange, aus der Lauheit der Sympathien für den Herzog von Augustenburg ein Argument eher für als gegen ihn zu ziehen. „Wenn Oesterreich“, sagte mir Fürst Metternich am 17. März bei einem Abendbesuche, den ich in seinem Hause machte, „noch immer auf dem Standpunkte der Personalunion stände, so fühle man in Wien sehr wohl, daß die Ereignisse längst über denselben hinausgegangen seien. Man fürchte aber, falls man den Herzog direkt anerkenne, daß dies als ein Zugeständniß einem Principe gegenüber betrachtet werden möchte, das zu Analogien in Bezug auf Ungarn und Italien führen und gegen Oesterreich geltend gemacht werden könnte. Was übrigens, fügte der Fürst hinzu, in Wien und Berlin von dem bevorstehenden großen Kriege geredet werde, so müsse er bekennen, daß er hier durchaus keine Symptome eines solchen zu bemerken im Stande sei.“

Für meine schleswig-holsteinischen Verhandlungen hoffte ich von der Abschiedsaudienz, welche ich beim Kaiser am 18. März haben sollte, einige bleibende Resultate zu gewinnen, und wirklich sprach sich Napoleon so offen und officiell mir gegenüber aus, daß ich berechtigt war, von seinen Erklärungen allen Gebrauch zu machen. Ich lasse daher das Schreiben hier wörtlich folgen, welches Herr Bleiken gleich am folgenden Tage nach meinen Dictaten nach Kiel gerichtet hat.

„Im höchsten Auftrage habe ich die Ehre ... über die Unterredung zu berichten, welche Se. Hoheit gestern mit dem Kaiser bei dem Abschiedsbesuche in den Tuilerien gehabt hat."

„Es kam zuerst die Rede auf die möglicherweise stattfindenden Conferenzen. Der Kaiser sprach sich dahin aus, daß seiner Ansicht nach Conferenzen auf Basis der Verträge von 1852, wie England dies wolle und Dänemark es proponire, durchaus zwecklos sein würden, denn entweder gelte der Vertrag von 1852 noch, und dann sei er eben die bereits bestehende Norm für die Regelung der Verhältnisse, oder der Vertrag bestehe nicht mehr, sei durch die Ereignisse obsolet geworden, und dann sei es sinnlos, denselben als Basis der Conferenzen hinstellen zu wollen. Diesen sehr wichtigen Bemerkungen fügte der Kaiser hinzu, daß er hoffe, daß aus solchen Conferenzen nichts werde, und fragte, ob die Majorität am Bundestage dieselben für wünschenswerth halte, worauf Se. Hoheit erwiderte, daß dies nicht der Fall sein könne, da der Bundestag seinerzeit bereits gegen den Vertrag von 1852 protestirt habe."

„Der Kaiser ging jetzt auf die Kriegführung der beiden deutschen Großmächte gegen Dänemark über, die er als unnütz bedauerte, da die politischen Ziele, die die Großmächte mit den militairischen Operationen verfolgten, doch nie derartige sein würden, daß sie von dem Bunde und der Bevölkerung Schleswig-Holsteins acceptirt werden könnten."

„In der jetzt folgenden Wendung des Gesprächs schien von Seiten des Kaisers die Frage durchzuklingen, was denn jetzt eigentlich geschehen sollte, eine indirekte Frage, auf die Se. Hoheit nur durch Hinweisung auf die in früheren Unterredungen gegebenen Auseinandersetzungen antworten konnte. In diesem Augenblicke nahm das Gesicht des Kaisers plötzlich einen Ausdruck an, der darauf hindeutete, daß ein entscheidender Entschluß in der Seele desselben zum Durchbruch gekommen sei. Er sagte dann direkt zu Sr. Hoheit: „Ah, ich habe vergessen, Ihnen für das kleine Memoire zu danken." Se. Hoheit erwiderte, daß er sich glücklich schätze, durch die Darlegung seiner Ansichten zur Orientirung des Kaisers beigetragen zu haben, worauf dieser ganz kurz wörtlich Folgendes entgegnete: „Sie haben in den wenigen Worten, die Sie mir gegeben haben, so schlagend gezeichnet, was geschehen müßte, daß ich es acceptirt habe und bei den Conferenzen in der angegebenen Weise procediren werde; ich befürchte aber großen Widerspruch zu finden."

„Auf diese erfreuliche Erklärung des Kaisers entgegnete Se. Hoheit, daß der Widerspruch Oesterreichs und Preußens, als an sich unlogisch, doch leicht zu beseitigen sein müßte, indem die bisherige Argumentation dieser Mächte gegen die Forderungen des Bundes und Schleswig-Holsteins wesentlich doch auf das Festhalten Frankreichs am Vertrage von 1852 und an der daraus ent-

springenden Möglichkeit eines großen Krieges basire, eine Eventualität, von der nicht die Rede sein könne, wenn Frankreich sich auf die Seite Deutschlands stelle, indem dann England allein negirend dastände. Lachend meinte hierauf der Kaiser: Wahrscheinlich soll ich wieder den Rhein erobern wollen, ich hoffe aber doch, daß man sich jetzt einmal von meiner Friedensliebe überzeugt haben wird."

„Ohne besonderen Charakter ging sodann das Gespräch noch eine Zeitlang weiter; in dem Vorstehenden sind aber die hauptsächlichsten Punkte angegeben."

„Se. Hoheit zieht aus demselben den Schluß, daß der Kaiser zu der eben angegebenen Entscheidung in Betreff seiner Haltung in der schleswig-holsteinischen Frage gekommen ist, weil er in der entschiedenen Willensäußerung der schleswig-holsteinischen Bevölkerung zu Gunsten Herzog Friedrichs das Princip anerkennt und achtet, welches ihn selbst auf den Thron Frankreichs geführt hat, und weil er es vor Allem vermeiden möchte, in einen tendenziösen Widerspruch mit den Gesinnungen des deutschen Volkes zu gerathen. Se. Hoheit glaubt umsomehr zu dieser Folgerung berechtigt zu sein, weil der Kaiser auch nicht die leiseste Andeutung von einem Aequivalent, auf welches Frankreich rechne, hat fallen lassen, vielmehr, sowohl in dieser als auch in den früheren Unterredungen auf das Taktvollste jegliche Bezugnahme auf das unter den deutschen Staaten bestehende Zerwürfniß vermieden hat und noch viel weniger irgend eine die eine oder die andere Partei protegirende Aeußerung hat laut werden lassen. Hier muß hinzugefügt werden, daß Se. Hoheit allerdings jede sich darbietende Gelegenheit benutzt hat, vor einer Vermengung der schleswig-holsteinischen Frage mit anderen ihr fremdartigen Interessen und Angelegenheiten auf das Dringendste zu warnen."

Am 19. März verließ ich Abends Paris und begab mich zunächst nach Frankfurt, wo ich einen Aufenthalt von wenigen Stunden zu einem Rendezvous mit Sammer benutzte, welcher damals am Sitze des Bundestags weilte, um sich von den trostlosen Aussichten zu überzeugen, die für die augustenburgische Sache hier herrschten. Meine persönliche Unterredung mit Sammer war deshalb von großem Werth, weil ich hier in bestimmter Weise jene Punkte zu berühren vermochte, welche sich schriftlich kaum behandeln ließen, ohne den Schein einer Bevormundung der augustenburgischen Politik auf mich zu laden. Meiner Ueberzeugung nach war aber nunmehr der Moment gekommen, wo man die Consequenzen der von mir in Paris gesammelten Erfahrungen rasch und entschlossen nach der einen oder der anderen Seite ziehen mußte.

Die Behauptung der Großmächte, daß in der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage ein Moment einer kriegerischen Verwickelung liegen könnte, war



hinfällig geworden; ich war berechtigt nach allen Seiten hin von den Erklärungen Louis Napoleons Gebrauch zu machen, und es wäre darnach eine Thorheit gewesen, in dem isolirten England, dessen Opposition eigentlich Lord Palmerston allein besorgte, eine Gefahr zu wittern. Unter diesen Umständen lagen für die augustenburgische Politik zwei Wege vor: Sie mußte entweder offen vor die Welt treten und die Gegner zu einem unleugbaren Gewaltacte drängen, oder sie mußte auf die Tendenzen Preußens eingehen und eine volle Verständigung mit dem Könige herbeizuführen suchen. Als nächstliegendes Mittel bot sich in dieser Beziehung die freiwillige Verzichtleistung des Herzogs auf alle jene Hoheitsrechte, welche die deutschen Fürsten von meiner Gesinnung und Richtung seit Jahren auf die Krone Preußens übertragen sehen wollten und wozu ein Vorbild schon in der Militairconvention lag, die thatsächlich zwischen meinen Ländern und Preußen zu Recht bestand. Eröffnete sich der Herzog von Augustenburg rückhaltlos, auf Grund der in Paris zu seinen Gunsten wahrgenommenen Stimmung, dem Könige von Preußen, so war nach dem Charakter desselben nicht der leiseste Zweifel, daß von preußischer Seite alles geschehen würde, um dem Rechtsbestand soviel nur immer möglich Rechnung zu tragen. Ein Ausgleich über die politischen Fragen konnte bei ausreichender Nachgiebigkeit des Herzogs von Augustenburg unmöglich fehlschlagen.

Ich hatte meinerseits schon im Februar die Erfolge der preußischen Waffen in Schleswig zum Anlaß genommen, um meine Empfindungen an den Stufen des Thrones niederzulegen. Ohne mich in eine Erörterung der specifisch preußischen Angelegenheiten einzulassen, glaubte ich doch vom Standpunkte des Bundesrechts meine Ansicht über die deutschen Fragen dem Könige vortragen zu dürfen. Ich betonte, daß ich es als eine Pflicht der Fürsten erachtete, dem Gesammtvaterlande jedes Opfer zu bringen und daß von diesem Standpunkte aus sich die schleswig-holsteinische Angelegenheit wohl leicht lösen würde. Zugleich sprach ich die Hoffnung aus, daß der eben errungene nationale Waffenruhm der preußischen Armee das Bindemittel zu einer freundlichen Verständigung werden möchte.

Da ich nicht das Glück gehabt hatte, vom Könige so verstanden zu werden, wie ich es gewünscht hätte, gab ich in Folge der Antwort des Königs auch meine Absicht auf, in diesem Momente Berlin zu besuchen. Zum erstenmal seit vielen Jahren hatte ich eine Reise nach Paris unternommen, ohne mich vorher am preußischen Hofe gezeigt und über dieselbe gesprochen zu haben; und so war ich selbstverständlich auch nach meiner Rückkunft außer Stande, von meinen Erlebnissen und Erfahrungen am Tuilerienhofe nach Berlin hin Gebrauch zu machen.

Um so weniger Bedenken trug ich, wenigstens in Wien dem Phantome



eines durch Napoleon drohenden allgemeinen Krieges entgegenzutreten. Ich hatte durch meinen Cabinetschef Herrn von Meyern schon vor meiner Abreise von Gotha nach Paris Herrn von Gagern in Wien eine Nachricht von meinem beabsichtigten Besuche am Tuilerienhofe geben lassen, und derselbe antwortete am 15. März, als ich bereits mehrere Tage in der französischen Hauptstadt weilte, er habe Ursache zu glauben, „daß die einfache freimüthige Aufklärung über den Zweck der Reise Sr. Hoheit des Herzogs nach Paris bei uns und namentlich an höchster Stelle eine ebenso unbefangene Würdigung gefunden hat. Es ist ohne Zweifel ein schwieriges Terrain, auf welchem der gnädigste Herr gegenüber dem bis jetzt in der schleswig-holsteinischen Frage persönlich so schweigsamen Franzosenkaiser zu operiren unternimmt; allein ich habe instinctiv das Vertrauen, daß gerade jene unbefangene Zuversicht, wobei Se. Hoheit durch viele unvergleichlich günstige verwandtschaftliche Beziehungen unterstützt wird, an dem muthigen und vor Allem deutschen Fürsten das Motto vom Salamander bewähren wird: pertransibo illaesus.“

„Mit dem größten Interesse würden natürlich in Wien die Eindrücke vernommen werden, welche Se. Hoheit in Paris empfangen haben, wenn nach der bevorstehenden Rückkehr dieselben zur Kenntniß S. M. des Kaisers gebracht würden.“

Ich zögerte nicht, den Wunsch des Herrn von Gagern zu erfüllen und beauftragte Meyern mit folgendem Schreiben vom 21. März:

„Se. Hoheit ist heute Nacht von Paris zurückgekommen. Höchstderselbe ist äußerst befriedigt von seiner Reise und setzt mich sofort in die Lage, Ihnen die gewünschten Mittheilungen zu machen.“

„Vor Allem rühmt Se. Hoheit den feinen Takt des Kaisers, in jedem Gespräch mit ihm Alles vermieden zu haben, was auch nur irgend auf den gegenwärtigen Zwiespalt zwischen den deutschen Staaten und der dänischen Frage bezogen und also als Absicht einer Benutzung dieses Zwiespalts von Seiten Frankreichs hätte gedeutet werden können. Der Kaiser habe sich dagegen wiederum auch bei dieser Gelegenheit über die ihm zugeschriebenen geheimen Absichten auf den Rhein moquirend geäußert und erwähnt, daß er gerade dieses ewigen Mißtrauens halber sich so passiv in der dänisch-deutschen Differenz verhalte. Diese dänisch-deutsche Frage sei ihm an sich von sehr untergeordneter Bedeutung, da das von Andern so pomphaft hervorgehobene europäische Gleichgewicht durch das kleine Dänemark, ob mit oder ohne die Herzogthümer, nach seiner Ansicht in keiner Weise verändert werde. Die Frage der Herzogthümer erscheine ihm sehr einfach. Er habe ja allerdings das Londoner Protokoll unterzeichnet, bezweifle aber dessen Gültigkeit für alle Eventualitäten und gestehe zu,

daß dasselbe, nachdem weder der deutsche Bund, noch die schleswig-holsteinischen Stände über den Erbfall gefragt seien und nach den sonstigen Vorgängen und Ereignissen, jetzt corrigibel sei. Er werde, wenn der deutsche Bund den Herzog Friedrich als Herzog von Holstein proklamire, denselben bereitwilligst anerkennen. Die Schleswiger möchten sich dann über die Wünsche ihrer Nationalität aussprechen."

„Im Ganzen scheine der Kaiser — so erwähnt der Herzog — mehr Antheil an der Familie des Herzogs Friedrich zu nehmen, als er — der Herzog — selbst erwartet habe; übrigens habe derselbe auch anerkannt, wie schwierig es gerade für Oesterreich sei, in dieser Frage den Wünschen der deutschen Nation gerecht zu werden. Doch verstehe der Kaiser die Politik der beiden deutschen Großmächte insofern nicht, als ihm die aufgewendeten Mittel zu dem nach officiellen Angaben angestrebten Zweck in keinem Verhältniß zu stehen schienen. Dem Einmarsch in Jütland, der ihn Anfangs ungünstig überrascht, habe er besonders um deswillen nichts in den Weg gelegt, weil er eben jedes Mißtrauen, als ob er selbst den Fall zu den ihm stets untergelegten Vergrößerungsabsichten benutzen möchte, habe beseitigen wollen."

„Ueber Italien — dies soll ich aber bitten ganz confidentiell zu behandeln, da Se. Hoheit es nur für Ihren allergnädigsten Herrn mittheilt — ist der Herzog in der Lage gewesen, einige für Oesterreich bedeutungsvolle Winke zu sammeln. Demnach scheint die französische Politik das jetzige italienische Königreich mehr oder weniger sich selbst überlassen zu wollen. Vielleicht dürfte Frankreich, sobald der Papst sterben sollte, Rom selbst in die Hand nehmen. Falls in Neapel wieder eine Revolution ausbricht, dürfte auf französische Hilfe gegen dieselbe nicht zu rechnen sein, und in einem etwaigen Kriege Italiens gegen Oesterreich dürfte wohl die Stellung Frankreichs eine andere sein, als 1859. Die Lage der Italienischen Finanzen wird als hoffnungslos geschildert, und gerade mit Rücksicht hierauf dürfte man sich in Oesterreich von Seiten der Italiener wohl auf eine Aggression gefaßt machen können."

„Die polnische Frage ist, nach den von Sr. Hoheit gesammelten Nachrichten, mehr oder minder in den Hintergrund getreten. Von Rüstungen ist in Frankreich nicht die Rede, demungeachtet ist es auf alle Eventualitäten bereit."

Meine Mittheilungen scheinen an manchen Orten unbequem empfunden worden zu sein. Von Seite des Grafen Rechberg hatte sich mein in Wien befindlicher Minister von Pawel schon vor und während meiner Reise nach Frankreich geringer Freundlichkeit zu erfreuen. Als er sich zur Zeit meines Aufenthaltes in Paris einmal bei dem Grafen Rechberg zur Audienz eingefunden hatte, erklärte ihm dieser rundweg, daß Oesterreich den Herzog Friedrich niemals

anerkennen werde. Sollte der Bund — so fügte er hinzu — einen derartigen Schritt thun wollen, so werde Oesterreich gezwungen sein, seinen Austritt zu erklären.

Unter diesen Umständen hatte ich nur mit wenig Hoffnungen die Correspondenz mit Herrn von Gagern fortsetzen lassen. Ob dieselbe etwas beigetragen, den Glauben an die Richtigkeit der Rechberg'schen Politik an maßgebender Stelle zu erschüttern, war jedenfalls fürs erste nicht wahrzunehmen.

Inzwischen trat die preußische Regierung in der Sache der Bundesreform selbst mehr und mehr hervor, und man konnte sich in Wien nicht täuschen, daß Herr von Bismarck ein tiefeinschneidendes Programm verfolgte, das den Ausschluß Oesterreichs vom deutschen Bunde herbeiführen mußte.

In Frankfurt empfand man bereits deutlich die Wendung der preußischen Politik, welche auf eine Combination der schleswig-holsteinischen mit der deutschen Frage hinausging. Als der preußische Gesandte Herr von Sydow im März von Frankfurt abberufen und Herr von Savigny an seine Stelle gesetzt worden war, schrieb unser wohlunterrichteter Bundesgesandter von Fritsch sehr bezeichnend: „Die Bundesversammlung erleidet in der That einen großen Verlust durch den Abgang des Wirkl. Geh. Raths von Sydow, welcher Anfangs mit großem Mißtrauen hier empfangen, sich die allgemeine Anerkennung zu erwerben gewußt hat. Es ist doppelt zu bedauern, daß er so bald aus seinem hiesigen Wirkungskreise scheidet, da er wohl unter allen Gesandten, welche Preußen hier vertreten haben, derjenige ist, welcher sich den Bundesangelegenheiten mit dem regsten Interesse und mit der größten Kenntniß des Bundesrechts gewidmet hat, und daß sein Abgang gerade zu einer Zeit erfolgt, wo seine höchste Regierung auf die von ihm stets empfohlene Bahn einzulenken scheint."

An zwei Stellen scheint man jedoch von diesem Einlenken keine rechte Vorstellung gehabt zu haben: in Wien und in Kiel. Wie Herr von Gagern die Andeutungen meines Cabinetschefs als bloße Bitterkeiten empfand und nach Beweisen und positiven Thatsachen verlangte, so wollte man auch in Kiel nicht die Einsicht gewinnen, daß die Zeit zu einer Verständigung mit Preußen um jeden Preis herangekommen war, und daß es sich nur darum handeln konnte, diejenigen günstigsten Bedingungen zu erlangen, unter denen die Interessen des Augustenburgischen Hauses mit denen der Krone Preußens vereinbar waren. Bei dem entschiedenen Festhalten des Königs an den von ihm für heilig erachteten Legitimitätsprincipien und bei dem Umstande, daß Sammer unter allen Umständen sich von Seite des Kronprinzen eines gewissen Wohlwollens zu erfreuen hatte, würde eine offene Erklärung und Verhandlung über die an Preußen abzutretenden Hoheitsrechte in den Herzogthümern jetzt noch von sicherem Erfolge begleitet gewesen sein.

In den Herzogthümern war damals das an sich ganz verständige Wort von einer erblichen Statthalterschaft der Augustenburger vielfach aufgekommen, aber leider hatte es sofort einen ironischen Beigeschmack erhalten, welcher den allenfalls guten Kern, der in der Sache stecken konnte, von vornherein verdarb. Sammer gab mir selbst in Frankfurt, sowie auch dem Cabinetsrath Tempeltey in Kiel, dessen Aufzeichnungen noch vorliegen, wiederholt die sonderbare Versicherung, es könne Preußen, wenn es wolle, ohnehin nicht verhindert werden, das ganze Holstein und Schleswig zu „verschlingen", es bleibe also nur übrig, daß man auf das absolute Recht sich steife und die ganze Souveränetät der legitimen Dynastie in Anspruch nehme. Von der preußischen Partei setzte man in den Augustenburgischen Kreisen seit Mitte März nichts anderes voraus, als „daß die Annexion ihr Ziel wäre"; aber, so behauptete Sammer, der König hat das Gegentheil ausgesprochen. Einer der schleswig-holsteinischen Secretaire, auf die näher rückende Eventualität aufmerksam gemacht, daß sich die Bewohner von Schleswig schließlich an den Gedanken der Annexion an Preußen gewöhnen möchten, erwiderte: „Das schade nichts, desto fester würden sie in dem Bestreben, von Dänemark loszukommen, und die Annexion sei ja doch unmöglich."

Im Publikum gehörten aber Gedanken dieser Art durchaus nicht mehr zu den Seltenheiten. Während das verhängnißvolle Wort den Einheimischen nur auf der Zunge schwebte, trugen die Preußen im Lande durchaus kein Bedenken, es offen auszusprechen, und man erzählte anscheinend ganz glaubwürdig, der preußische General v. Tümpling habe beim Festmahl zur Feier des königlichen Geburtstages in seinem Toast auf den König die Hoffnung ausgesprochen, „daß derselbe nicht nur ein Erhalter, sondern auch ein Mehrer des Reiches sei".

Dem gegenüber war die Stimmung des schleswig-holsteinischen Volkes mehr und mehr erkaltet. Bei den zahlreichen Festlichkeiten, Verbrüderungen und Gastmählern vermißte der sorgfältige Beobachter überall eine freudige Anerkennung der sogenannten Augustenburgischen Regierung. Gegen die Räthe des Herzogs herrschte Neid und Mißgunst vor, und auf der Ende März nach Rendsburg berufenen Delegirtenversammlung der holsteinischen Stände hörte man unter andern gegen die „Emigrantenpolitik" deklamiren, „die an einem gewissen Orte, den man nicht zu nennen brauche, herrsche". Und ein anderer Redner sagte wörtlich: „Während wir in Zeiten der Vorbereitung große Führer hatten, scheint es unser Geschick zu sein, in Zeiten, wo es die Ausführung gilt, die rechten Männer unter uns nicht zu haben oder mindestens nicht finden zu können."

Das schlimmste Symptom für die Zustände in den Herzogthümern war aber, daß sich sowohl in den Augustenburgischen Kreisen wie auch unter den

Delegirten in Rendsburg die Meinung Geltung verschaffen konnte: Das Resultat einer Abstimmung wäre in Schleswig, ja selbst in Holstein etwas höchst Zweifelhaftes. Die Herren von der sogenannten Regierung in Kiel formulirten thatsächlich ihre Ueberzeugung dahin, daß die Abstimmung, wenn sie eine freiwillige wäre, entschieden ungünstig ausfallen würde; nur wenn der Herzog die Sache befehle, dann würden seine „getreuen“ Schleswig-Holsteiner entsprechende Vota's liefern. In der herzoglichen Umgebung selbst hörte Tempeltey die merkwürdige Aeußerung: „So seien die Schleswig-Holsteiner einmal, von selbst thäten sie nichts, aber wenn der Herzog es befehle, würden sie es gleich thun.“

Und in einem der „schleswig-holsteinischen Regierung“ in Kiel selbst zugekommenen officiellen Bericht über die Stimmung in Schleswig hieß es: „Es herrscht in Schleswig nicht mehr die bleierne Apathie von früher, doch sind Aengstlichkeit, Lauheit und Zurückhaltung zurückgeblieben; nirgends ein begeistertes Aufflammen der Volkskraft. Das ist die Folge des dreizehnjährigen Druckes und des noch immer Mißtrauen erweckenden jetzigen Zustandes.“ Zu der immer weniger hervortretenden Anhänglichkeit an das Augustenburgische Haus kam die bäuerische Abneigung gegen Alles, was Adel heißt in vielen Theilen von Schleswig und Holstein hinzu. Schon 1849 habe ich selbst die Bemerkung gemacht, daß die ständischen Gegensätze einen absolut verderblichen Einfluß auf alle politischen und nationalen Ideen in diesem Lande ausübten, jetzt schien dies noch erheblich gewachsen zu sein. Während das demokratisirte und theilweise radicale Bürgerthum der Städte nichts vom Adel wissen wollte, zeigte sich hinwieder der Adel mindestens sehr gleichgiltig gegen den Herzog und recht feindselig gegen dessen Räthe. Der alte erbgesessene Bauernstand aber bewahrte die Vorzüge und Nachtheile, welche er seit hunderten von Jahren besaß.

Selbst mit einer gewissen Dänenfreundlichkeit war es durchaus nicht in allen Bezirken so gänzlich vorbei, wie man gerne angenommen hätte. „Im sogenannten adeligen Güterdistrikt in Dänisch-Wohld und Schwansen“, so heißt es in einem für den Herzog Friedrich persönlich verfaßten Bericht, „ist wenig reges Interesse, wenig thatkräftiges Eintreten für die Sache zu finden; bloß im Allgemeinen guter Wille.“ „Einen vortheilhaften Eindruck“ — heißt es dann weiter — „macht Angeln, hier herrscht vor Allem Klarheit und Entschiedenheit der Gesinnungen, aber auch Mangel an Selbstvertrauen und Thatkraft und langjährige Gewohnheit des passiven Widerstandes. Wenig erfreulich ist die Mitte des Landes auf dem unfruchtbaren Haiderücken, überall politischer Indifferentismus. Befremdend ist dieselbe Eigenschaft in der fruchtbaren und reichen Landschaft Stapelholm. Ursache mag der bisherige Mangel an politischer Anregung(!) sein.“

Durch ein zufälliges Zusammentreffen kam dieser Stimmungsbericht aus Schleswig, welcher doch für den Herzog Friedrich bestimmt und deshalb gewiß treu war, an demselben Tage in meine Hände, an welchem ich eine freudige Depesche des Grafen von Beust aus Berlin mit der Nachricht erhielt, daß Frankreich für die Volksabstimmung auf der Conferenz in London eintreten werde; man konnte sich kaum einen ironischeren Zufall denken. Während ich den vollständigen Erfolg meiner Reise nach Paris constatiren konnte, schien es, als ob die deutschen Verhältnisse selbst jede günstige Lösung ausschlössen. Sehr wichtig und erfreulich war es, daß mir eine Anzahl von Fürsten ihre volle Zustimmung zu meinem Vorgehen und die freudige Anerkennung des erreichten Zieles aussprach, worunter in erster Linie ein Brief des Großherzogs von Weimar vom 28. März von Werth war, weil durch denselben auch ein Einblick in die in Berlin herrschenden Ansichten zu gewinnen war. Auch forderte mich der Großherzog selbst auf, den betretenen Weg nicht nur nicht zu verlassen, sondern vor Allem auch ähnliche Schritte in London zu versuchen, wie ich sie in Paris gethan hätte.

Sollten indessen Rathschläge dieser Art irgend welchen Erfolg haben, so mußte vorher eine Basis für eine Verständigung zwischen dem Herzog Friedrich und König Wilhelm gesucht und gefunden werden, und ohne Zweifel hätte dies durch ein allgemeines Zusammenwirken der Fürsten, welche nahe Beziehungen zum preußischen Hofe hatten, am besten gelingen können.

Auch war von auswärts nichts unterlassen worden, um auf die Verständigung zwischen dem holsteinischen Hause und der preußischen Krone Einfluß zu gewinnen.

So schrieb Herr v. Bernhardi, welcher Ende März mit König Leopold von Belgien eine Unterredung hatte, nach Kiel: „Der König bedauerte, daß es dem Herzog Friedrich noch nicht gelungen sei, sein Verhältniß zu Preußen auf sicherer Grundlage zu regeln. Das sei durchaus nothwendig, es müsse von Seiten des Herzogs nichts versäumt werden, um eine Verständigung mit Preußen so schnell als möglich herbeizuführen, da die Entscheidung in Beziehung auf die Herzogthümer und den Herzog denn doch wesentlich in Preußens Händen liege.“ „Nebenher“ — heißt es in dem Berichte des schleswig-holsteinischen Agenten weiter — „spottete der König in seiner gemüthlich-spielenden Weise über die Ohnmacht der deutschen Mittel- und Kleinstaaten und warnte davor, auf den Bundestag sich zu verlassen. All dies Treiben sei hohl und nichtig und werde den, der darauf hoffen wolle, nur zu den bittersten Enttäuschungen führen.“

Ob solche Warnungen in Kiel auf günstiges Terrain gefallen waren, schien mir zweifelhaft. Der Herzog selbst lebte bei allen seinen unvergleichlich edlen



Eigenschaften des Gemüths in einer etwas idealen Welt; er war der Wirklichkeit der Dinge nicht eben allzu nahe getreten und hatte eine sehr große Vorstellung von den unveräußerlichen Rechten, welche er für seine Familie zu erhalten verpflichtet wäre. So war er auch nicht geneigt, die einmal eingeschlagene Richtung seiner Politik im mindesten zu ändern.

Am 27. März schrieb er mir ganz in diesem Sinne einen tief bewegten Brief, worin er bat, ich möge den Beamten meiner Herzogthümer, welche ihm nun fast ein halbes Jahr zur Seite gestanden, auch noch ferner die Beurlaubung gewähren, da sie sonst nicht ohne großes Aufsehen die Leitung der Geschäfte in Kiel niederzulegen genöthigt sein würden. Es verstand sich mir als eine Sache der Consequenz, der Freundschaft und des politischen Taktgefühls, den Gang der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten nicht durch eine Verweigerung dieses Ersuchens zu unterbrechen; aber nur die äußerste Unkenntniß der wirklichen Sachlage konnte die Behauptung aufrecht erhalten, daß ich es hauptsächlich wäre, der hinter dem Vorhange des Kieler Theaters die „Emigrantenpolitik“ — wie jetzt die Schleswig-Holsteiner nicht eben fein und dankbar gesagt hatten — besorgte.

Fünftes Capitel.

London, Wien und Gastein.

Für eine der unerklärlichsten Erscheinungen in der englischen Politik habe ich durch meine halbe Lebenszeit hindurch die sonderbare Feindseligkeit gehalten, mit welcher fast alle liberalen Regierungen und der größte Theil des englischen Publikums gegen die deutschen Interessen in den nördlichen Herzogthümern aufgetreten sind. Welche Umstände bei diesem Spiel von elementaren Leidenschaften mitgewirkt haben und welche Künste der Verführung in der sogenannten öffentlichen Meinung angewendet wurden, wird ohne Zweifel stets in Dunkel gehüllt bleiben. Am wenigsten wird man darüber Aufklärung aus jenen Mittheilungen erwarten dürfen, welche englische Memoiren und Biographien uns heute bieten. Im Allgemeinen kann man nur sagen, daß das Urtheil etwas zu hoch gegriffen ist, welches die Dänenfreundlichkeit der Engländer aus einer Reihe von großen politischen Erwägungen zu erklären versucht.

Wenn ich in den Kämpfen von 1864 auch nicht alle Fäden einer wüsten Verhetzungspolitik zu erkennen vermochte, so war mir doch genug Einblick gewährt, um zu erkennen, daß man auf die niedrigsten Instinkte der englischen Bevölkerung und auf eine große Unwissenheit des Publikums über die continentalen Dinge rechnete. Nichts Geringeres erhob man in England zu einer Art von Lehrsatz, als daß die deutsche Nationalbewegung auf einem Einverständniß mit Louis Napoleon beruhe, zu dem Zwecke, die Rheinlande und jedenfalls Belgien den Franzosen zuzuwenden. In welchem Maaße es gelang, die öffentliche Meinung durch diese Behauptungen aufzuregen, hiefür habe ich durch Mittheilungen des Königs Leopold einen bündigen Beweis erhalten.

Mein Oheim, welchem für englische Verhältnisse die besten Quellen zu Gebote standen, war durch die Bestimmtheit, mit welcher diese Gerüchte auftraten, so sehr erregt, daß er denselben eine gewisse Bedeutung beizulegen schien.

„Es ist ziemlich lange,“ schrieb er zur Zeit, als Palmerston und Russell ihre antideutsche Action begonnen hatten, am 28. Januar, „daß ich nichts von

Dir gehört habe. Die Zustände sind sehr epineuse, und ich habe mich deshalb gänzlich aller Einmischung enthalten und wünsche alles Gute dem deutschen Interesse, was die Dänen unverständiger Weise schon in viel früherer Zeit, ehe Du auf der Welt warst, wohl aber ich, unnöthig gekränkt haben."

„In der neueren Zeit hatte sich ein scandinavischer Rausch der Sache auch höchst unnöthig beigemischt. Nun höre ich jedoch einige Dinge von London, die mich überrascht haben. Man sagt, man habe deutscherseits den Engländern gesagt, Deutschland werde alles aufbieten, um die Herzogthümer zu erhalten, man werde den Kaiser Napoleon aufrufen zum Schutz, man werde eher das linke Rheinufer aufgeben und den Kaiser in Besitz von Belgien setzen, als daß man eine Transaction über die Herzogthümer dulden werde."

„Größeren Unsinn, gestehe ich aufrichtig, habe ich in meinem langen Leben nicht gehört, um so mehr, da es sich nur von Schleswig handelt. Es fehlte nur noch, dem Kaiser Napoleon zu rathen, seine Hilfe zu Wasser und zu Lande zu geben, und zum Beweis, daß es das deutsche Mouvement in seiner Tollheit ehrlich meint, die Besetzung von Landau, Mainz, Coblenz und Luxemburg durch französische Truppen zu verlangen. Dann kann das deutsche Mouvement finis Germaniae singen, denn von deutscher Unabhängigkeit kann dann weder geographisch noch politisch mehr die Rede sein, wenn die vortrefflichsten Truppen 4 Stündchen von Frankfurt stehen werden."

„Der Verlust an Deutschen der ältesten Sorte und von wo dem übrigen Deutschland doch die Civilisation herkam, wird wohl über fünf Millionen betragen."

Man muß zur Entschuldigung, daß Dinge solcher Art in jenen Tagen für möglich erachtet wurden, die fieberhafte Thätigkeit des Londoner auswärtigen Amts seit dem Beginn des Jahres in Betracht ziehen; denn ganz Europa wurde mit englischen Depeschen überschwemmt, von denen eine immer mehr als die andere von Drohungen und aufdringlichen Vorschlägen strotzte.

Nachdem man mit den gleich beim Tode Friedrichs VII. gemachten Conferenzvorschlägen durchgefallen war, wurde eine kategorische Erklärung von Frankreich verlangt, ob es zu einer Cooperation geneigt wäre, um die Verpflichtungen des Vertrags von 1852 und namentlich die Integrität der dänischen Monarchie aufrecht zu halten.

Noch bevor Napoleon jede materielle Unterstützung Dänemarks bei einem eventuellen Krieg mit Deutschland unumwunden am 30. Januar abgelehnt hatte, verlangte Lord Russell von Oesterreich und Preußen förmliche Erklärungen, daß sie an dem Princip der Integrität Dänemarks unter allen Umständen festhalten wollten.

Als aber am 6. Februar die Dänen ein Hilfsgesuch nach England, Frankreich, Rußland und Schweden richteten, war Lord Russell wieder einer der Ersten, die dasselbe ablehnten.

Als die Verbündeten bereits die Grenze von Jütland überschritten hatten, kam Lord Russell auf seinen Conferenzvorschlag zurück, der jetzt die Wiederherstellung des Friedens auch ohne gleichzeitigen Waffenstillstand zum Zwecke hatte.

Am 5. März erschien eine englische Circulardepesche, in welcher es hieß: „Nicht die Hartnäckigkeit des in seinem Staatsrechte verletzten Dänemark, sondern der unbegreifliche Eigensinn Deutschlands treibt letzteres zu Schritten, die uns früher oder später die Einmischung zur Pflicht machen werden.“ Aber in demselben Augenblick hatte Lord Russell das Unglück zu erleben, daß das verletzte Dänemark seine Conferenzvorschläge abwies, während die deutschen Großmächte sich im Allgemeinen mit denselben einverstanden erklären konnten.

Am 9. Februar hatte das englische Cabinet mit Bedauern zu erklären, „daß es von Herrn Monrad und Herrn Quaade in Kopenhagen eine große Unklugheit wäre, eine gute Aussicht auf die Lösung einer Frage von sich zu stoßen, deretwegen alle Mächte Deutschlands bereit sind in Waffen gegen Dänemark zu streiten, während weder Frankreich noch Großbritannien noch Rußland noch Schweden unter den jetzigen Umständen für Dänemark kämpfen könnten.“

Und als das verzogene Kind der englischen Ministerlaune endlich das Conferenzprojekt unter allerlei Bedingungen anzunehmen sich entschloß, beschwichtigte Lord Russell die Welt mit der Erklärung, er fasse die letzteren nicht in dem Sinne einer absoluten, sondern nur in dem einer von Dänemark gewünschten Basis der Unterhandlungen auf.

Niemals fast war das Ansehen Englands in der Politik Europas tiefer gesunken, als in diesem Augenblicke; ich glaubte keinen Anstand nehmen zu sollen, in meinem schon oben mitgetheilten Schreiben an die Königin dieser allgemein getheilten Ansicht Ausdruck zu geben; allein es lag in der Natur der Sache, daß die Königin in ihrer streng constitutionellen Auffassung des Gegenstandes wie früher so auch jetzt dabei verharrte, sich in keine Correspondenz einzulassen, welche nicht in voller Uebereinstimmung mit der Politik des Cabinets gewesen wäre.

Die Conferenz wurde nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt, ich sah derselben seit meinem Besuche bei dem Kaiser der Franzosen mit Spannung, aber doch trotz aller englischen Drohungen ziemlich beruhigt entgegen. Wie man längst voraussetzen konnte, hatten Oesterreich und Preußen ihren Standpunkt von 1852 nicht nur nicht aufrecht erhalten, sondern begannen ihre Zusagen in Betreff der Integrität von Dänemark allmählich zu modificiren. Nach den

Kriegserfolgen spiegelte sich die schleswig-holsteinische Frage in Berlin bereits ganz anders, als vor zwei Monaten.

Die sogenannten bindenden Erklärungen Oesterreichs und Preußens vom 31. Januar und 7. März erhielten eine neue Auslegung, wonach die kriegführenden Cabinete zwar die Integrität der dänischen Monarchie nicht angetastet wissen, sich aber dennoch innerhalb dieses Rahmens freie Hand bewahren wollten. Es sei die Aufstellung der Frage, ob die Herzogthümer zu der dänischen Krone im Verhältnisse einer Personal- oder Realunion ständen, wohl verträglich mit dem Londoner Protokoll von 1852. Da nun Dänemark unter diesen Umständen die Conferenz nicht besuchen wollte, so befürwortete das englische Cabinet, man möge allerseits von der Aufstellung einer Basis absehen, was Oesterreich billigte, weil es hoffte, dadurch auch den deutschen Bund für die Conferenz zu gewinnen.

In der Sitzung des Bundestags vom 26. März wurde die Einladung Englands zu Conferenzen ohne Basis vorgelegt, und am 14. April wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

„1. Die Einladung zu den von dem königlich großbritannischen Cabinete vorgeschlagenen Conferenzen anzunehmen, und demgemäß das Präsidium zu ersuchen, die Noten des königlich großbritannischen Herrn Gesandten vom 23. und 26. v. M. zu beantworten.

2. Die Conferenz durch einen besonderen Bevollmächtigten des Bundes zu beschicken, und zwar durch einen Staatsmann aus der Mitte der nicht ohnehin schon bei der Conferenz vertretenen deutschen Staaten.

3. Die Wahl dieses Bevollmächtigten mittelst Abgabe von Stimmzetteln unverzüglich vorzunehmen."

Es wurde der sächsische Minister Freiherr von Beust gewählt und die demselben zu ertheilende Instruction festgestellt. Da seit lange nicht eine gleiche Uebereinstimmung der sämmtlichen Bundesmächte einschließlich von Preußen und Oesterreich zu Tage gekommen war, so schöpfte man neue Hoffnungen in den deutschen wie in den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten. Die Conferenz schien die gespaltenen Regierungen zu einer erfreulicheren Einheit wieder zu verbinden, und es war nicht gerade klug und wünschenswerth, daß sowohl in Schleswig-Holstein wie auch von Seite des noch immer nicht zur Ruhe gebrachten Sechsunddreißiger Ausschusses in Frankfurt allerlei Demonstrationen gegen die Conferenz und ihre etwaigen Beschlüsse in Scene gesetzt wurden.

Die jetzt wirklich hervortretenden Bestrebungen, die europäische Diplomatie von unten herauf beeinflussen zu wollen, bewiesen immer mehr, daß die Parteien gänzlich führerlos ins Bodenlose gefallen waren.



In Schleswig-Holstein fand am 5. April eine Versammlung von Ständemitgliedern statt, welche Verwahrung gegenüber der zu London zusammentretenden Conferenz europäischer Mächte einlegte und eine Art von Declaration der Landesrechte zu Papier brachte, die durch drei besonders hiezu erwählte Personen in London übergeben werden sollte. Man stellte sich auf den Standpunkt einer vorgängigen Befragung des Landes, ehe das Recht der Conferenz, über das Schicksal der Herzogthümer zu entscheiden, anerkannt werden könnte. Die preußische Regierung verbot in Schleswig aber, soweit die Macht der Civilcommissäre reichte, alle Versammlungen dieser Art, und hiermit fiel der Zweck der Sache vollständig zu Boden, da es sich bei der Conferenz doch gerade um Schleswig und nicht um Holstein handelte.

Während die Vorbereitungen zur Conferenz ihrem Ende sich näherten, hatte die preußische Kriegführung indessen Sorge getragen, dieselbe nicht beginnen zu lassen, ohne daß vorher eine Reihe neuer Thatsachen geschaffen worden wäre. Nachdem die Dänen Jütland bis an das Lijm-Fjord geräumt hatten, behaupteten sie nur noch die Festung Fridericia und die Düppelstellung auf dem Festland.

Seit Mitte März hatten die Belagerungsarbeiten an beiden Punkten ihren Anfang genommen, und am 18. April erstürmten die Preußen unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl die Düppeler Schanzen. Viertausend Mann wurden gefangen, der Rest der dänischen Armee zog sich nach Alsen. Fridericia wurde 14 Tage später geräumt, nachdem man das Belagerungsgeschütz von Düppel vor Fridericia zu verwenden begonnen hatte.

Unter diesen Umständen war jede Verzögerung der Sitzungen bei der am 20. April formell eröffneten Conferenz für die deutsche Sache ein Gewinn. Da Herr v. Beust noch nicht in London erschienen war, verweigerten die beiden deutschen Großmächte die Theilnahme an den Sitzungen. Erst am 25. konnten die Berathungen beginnen; es waren anwesend von Oesterreich Graf Apponyi mit Herrn von Biegeleben, von Preußen Graf Bernstorff mit Herrn von Balan, von Dänemark die Herrn v. Quaade, v. Bille und v. Krieger und für den deutschen Bund Herr von Beust. Die neutralen Mächte waren durch Russell, Clarendon, den Prinzen Latour d'Auvergne, Baron Brunnow und Graf Wachtmeister (für Schweden) vertreten.

Herr von Beust hatte mir vor seiner Abreise nach London den Wunsch ausgesprochen, ihm einen besondern und persönlichen Empfehlungsbrief an die Königin Victoria mitzugeben, und ich entsprach diesem Ansinnen um so lieber, als ich auf diesem Wege meine Ansicht über die englische Politik mit voller Freiheit äußern konnte. Als Herr von Beust auf der Durchreise nach London mich in Gotha besuchte, übergab ich ihm das folgende Schreiben:

„Theuerste Victoria!

„Der sächsische Minister Freiherr von Beust, der Dir aus früheren Jahren bekannt ist, hat mich gebeten, ihm einige Zeilen für Dich mitzugeben, um ihn Deiner Gnade zu empfehlen. Wir haben ihn einstimmig beim Bunde gewählt, um uns bei den Conferenzen zu vertreten und er muß dort als der Vertreter des deutschen Interesses angesehen werden. Die Hoffnungen und Segenswünsche der ganzen Nation begleiten ihn."

„Von seinen Bemühungen wird es abhängen, ob es gelingen dürfte, dem Rechte und der Legitimität Geltung zu verschaffen und unserm Volke das Gefühl lang entbehrter Befriedigung wiederzugeben."

„Dein Ministerium auf der feindlichen Seite zu wissen, ist ein tiefer Schmerz für uns. Von den Verhandlungen wird es abhängen, ob die Kluft zwischen England und Deutschland eine noch größere werden soll."

„Mit den herzlichsten Grüßen ꝛc.

19. April 1864.

Ernst."

Die Königin beantwortete, wie zu erwarten war, treu dem von ihr eingenommenen verfassungsmäßigen Standpunkt, den Brief keineswegs direkt; nur gelegentlich fiel in einem Familienschreiben von ihrer Seite die Bemerkung, daß sie Herrn von Beust empfangen und ihm für meinen Brief gedankt hätte. Sie versicherte, daß ihr Gouvernement „durchaus nicht feindlich gegen Deutschland anzusehen ist und daß es gewiß suchen würde mit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu verfahren". Man wünsche nur, sagte sie ferner, „a settlement which would give as much satisfaction and as much security to all parties for future peace, as it is possible". Dazu müsse aber Jedermann Neigung haben, versöhnlich zu sein.

Herzog Friedrich von Holstein hatte seinerseits eine Rechtsverwahrung zu Papier gebracht, welche er bei der Conferenz überreichen ließ. Er war so glücklich, den Fürsten Löwenstein für diese Mission zu gewinnen, nnd da die Königin dem Jugendfreunde des Prinzen Albert gewiß ein großes Vertrauen entgegenbrachte, so war sie mehr und mehr geneigt, ihre persönlich günstigen Anschauungen von der schleswig-holsteinischen Sache auch ihrem Cabinet einzuflößen. Man behauptete deshalb in deutschen Kreisen oftmals, daß die verhältnißmäßig günstigen Resultate der Londoner Conferenz den Einwirkungen der Königin nicht zum wenigsten zu verdanken seien. Sie selbst aber protestirte sehr bestimmt gegen diese Darstellung der Sache und schrieb mir wenig später einen Brief, der ein scharfes Licht auf die vorangegangenen Conferenzen warf.

„Eine Sache aber liegt mir sehr am Herzen Dir zu sagen — Du sprichst Dich hoffnungsvoll über den Ausgang der Conferenzen aus, was ich auch thun will; allein bitte, sage nicht, daß es mir persönlich zu verdanken ist, wenn der Frieden hergestellt wird. Daß ich Deutschland von Herzen liebe — (insbesondere unsern Theil) — daß ich mein Möglichstes immer gethan habe, den Frieden wieder herbeizuführen und ein Arrangement zu machen, das für alle Parteien eine sichere Garantie geben kann, damit keine so entsetzlichen Kriege wieder vorfallen — leugne ich nicht ab; aber ich bin immer einig mit meiner Regierung gewesen und muß sehr dagegen protestiren, wenn man mich von ihr trennen will."

„Ich bin in letzter Zeit hier angegriffen worden — was noch fehlte in meiner traurigen Lage — wegen meiner deutschen Sympathien, und einige einfältige Leute haben ausgesprengt, ich hätte das Gouvernement in seinen Handlungen gehemmt! Ich war höchst empört, indem ich wußte, wie ungerecht solche Beschuldigungen waren. Allein es wurde mir geantwortet: meine deutschen Verwandten hätten diese Gerüchte in Deutschland verbreitet. Ich bin überzeugt, daß dies ebenso unwahr ist; aber ich würde doch inständigst bitten, mich nicht hervorzuheben und das wenige Verdienst, das ich gehabt habe, nicht zu betonen, da es meine ohnedies sehr schwere und schmerzliche Lage außerordentlich erschweren könnte und die traurige Spannung zwischen beiden Ländern, — die eigentlich für Niemand gut ist, — nicht verringern würde; und wie viel mir daran liegt, diese traurige Spannung bald verschwinden zu sehen, kannst Du Dir denken. Gott gebe, daß deutscherseits man mäßig bei den noch stattzufindenden Verhandlungen ist, sonst wird das Gefühl hier zu Lande auf die äußerste Spitze getrieben; doch, so Gott will, wird Alles bald ein glückliches Ziel erreichen."

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß ich mir alle Mühe gab, die wohlwollenden Gesinnungen der Königin zu rechtfertigen und auch in der Methode ihres Vorgangs ganz nach ihrem Wunsche zu verfahren; doch waren die Gerüchte über einen Gegensatz der Strömungen zwischen der Königin und ihren Ministern besonders durch die fortwährenden Klagen der englischen Staatsmänner in dieser Richtung herbeigeführt worden.

Die nach Kiel gesandten Depeschen der schleswig-holsteinischen Geschäftsträger waren voll solcher Behauptungen, gegen welche die Königin eben protestirte. Englische Politiker und Zeitungsschreiber suchten diesen Gegensatz zu verschärfen und auf dem Wege der deutschen Presse wieder zu der Kenntniß der Königin zu bringen. Man hoffte dadurch die wohlwollenden Absichten derselben zu verhindern oder ganz ins Gegentheil zu verkehren. Jedes Mittel schien den dänisch gesinnten Parteien erlaubt, um die Sache der Herzogthümer zu Fall zu

bringen. Aber diese Diplomaten verrechneten sich in jenem Augenblicke in zwei Factoren, welche den Conferenzverhandlungen alsbald eine unerwartete Wendung gaben: in Preußen und in Frankreich.

Was Ersteres betraf, so zeigten die Engländer, da sie das europäische Gleichgewicht als von der Integrität Dänemarks abhängig behaupteten, eine doch auch in ihrer Geschichte sehr seltene Unkenntniß von dem, was man in Deutschland und vor Allem in Preußen mit der Waffenehre für verträglich ansehen durfte. Die Unterschätzung dessen, was durch die Thatsachen des Kriegs geschaffen worden war, trat in den Conferenzverhandlungen von Seite Dänemarks und Englands so sehr hervor, daß Preußen bald Veranlassung erhielt, sich von dem Londoner Protokoll loszusagen; und eine fast noch größere Niederlage erlebte die englische Politik durch das rückhaltlose Auftreten Louis Napoleons für die Volkswünsche der Schleswig-Holsteiner.

Daß der Kaiser der Franzosen das, was er mir am 18. März versprochen, im Wesentlichen zu halten entschlossen war, ging bereits aus einer Depesche hervor, die er am 20. nach London richten ließ. Was mich aber am meisten überraschte, war, daß die französische Regierung selbst in Detailfragen bei den Verhandlungen der Conferenz an dem Programme festhielt, welches ich dem Kaiser empfohlen hatte. Diese Uebereinstimmung zeigte sich besonders in den letzten Sitzungen der Conferenz, wo die Frage über die Abstimmung der Bevölkerung von Schleswig-Holstein zur Erörterung kam. Hier sprach sich der französische Bevollmächtigte, im Gegensatz zu allen anderen Stimmen, lediglich für eine Befragung der Bevölkerung in den gemischten Bezirken aus, indem er die Lostrennung der deutschen Theile Schleswigs von Dänemark als selbstverständlich anerkannte und voraussetzte.

Die Rolle, welche England bei den Conferenzen spielte, wurde um so peinlicher in Deutschland empfunden, als der Zufall wollte, daß eben im April Garibaldi in London mit den tollsten Ehrenbezeugungen aller, selbst der höchsten, Kreise empfangen wurde, während man dem deutschen Stamme an der Elbe und der Eider gegenüber den Schutz des Rechtes und der Selbstbestimmung dem Kaiser der Franzosen überließ.

König Wilhelm hatte nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen, während in London die Conferenz tagte, seine Truppen im nordischen Feldlager besucht. Von dieser Reise des Königs datirte ein starker Umschwung der politischen Meinungen in Schleswig-Holstein selbst. Obwohl der König jede Art von politischer Handlung aufs Strengste ausschloß, befreundete man sich in den Herzogthümern doch immer mehr mit dem Gedanken, daß irgend eine nähere Verbindung mit Preußen im natürlichen Gange der Begebenheiten eintreten müsse.

In bezeichnender Weise schilderte mir Tempeltey, dessen Beobachtungen ich vertrauen durfte, die allmähliche Wandlung der Gesinnungen in den Herzogthümern, indem er schrieb: „Im schleswig-holsteinischen Kriege von 1848/49 wurden die Preußen jubelnd empfangen, und unter düsterem Schweigen verließen sie wieder das Land. Im Beginn dieses Krieges hielten sie schweigenden Einzug, jetzt überall Dank, Jubel und Händedrücken; wie wird das Ende sein? Wenn der Jubel ihnen beim Scheiden nachfolgt, hat Preußen eine moralische Eroberung gemacht.“

Wie dem auch sein mochte, zunächst hatten sich in den Frühlingsmonaten die Aussichten des Herzogs Friedrich auf den schleswig-holsteinischen Thron zu einer ungeahnten Höhe erhoben, sofern man seine und die Interessen Preußens noch zu vollem Einklang zu bringen hoffen durfte.

„Los von Dänemark“ war doch das Schlagwort, welches bedeutungsvoll für das, was die Bevölkerung von Schleswig-Holstein jedenfalls nicht wollte, auch den blindesten Dänenfreunden der Londoner Conferenz einleuchtend gemacht worden war. Auch die von den deutschen Mächten officiell noch ins Auge gefaßte Personalunion konnte nicht länger als ein Gegenstand des Wunsches der Bevölkerungen in der Conferenz empfohlen werden, und die englischen Staatsmänner selbst wußten keine Antwort zu geben, wenn man sie fragte, welche europäische Macht die nöthige Menge von Gensdarmen beistellen werde, um den König von Dänemark seiner schleswig-holsteinischen Unterthanen zu versichern. Denn eine Personalunion setzte doch verständiger Weise voraus, daß das dänische Heer und die dänische Polizei in den Herzogthümern nicht zu regieren habe.

Wie es nun möglich sein werde, eine Bevölkerung staatsrechtlich für frei zu erklären und ihr gleichzeitig einen fremden Landesherrn zu octroyiren, dieses Problem mußte allerdings als ein völlig ungelöstes in der Staatskunst der Congresse und Conferenzen bezeichnet werden. Man hatte bisher nicht selten die Beobachtung gemacht, daß die Engländer Fürsten verhindert hatten, gegen den ausgesprochenen Willen ihrer Unterthanen sich in ihren Ländern zu behaupten; aber daß man eine fremde Macht ohne Anwendung der Gewalt einem frei erklärten Volke durch Beschlüsse aufzwingen könne, dafür lag noch keine Congreßerfahrung vor. Nicht ohne einen gewissen Eindruck blieb daher ein damals in den Herzogthümern massenhaft verbreitetes Bild, welches die Personalunion verspottete. Das neue Wappen des von der Conferenz auszuklügelnden Staates zeigte einen großen Hund und eine Katze, mit der Tendenz zu beißen und zu kratzen, durch einen Gürtel mit dem im rothen Felde stehenden Kreuz zusammengeschnürt und fest verbunden, darunter die Verse standen:

„Es soll Dir dieses Wappen sagen,
Wie Hund und Katze sich vertragen,
So Schleswig-Holstein stammverwandt
Mit Hanemann im Staatsverband.“

Ich kann es nicht als meine Aufgabe betrachten, die Geschichte des Congresses hier im Einzelnen zu verfolgen. Das Meiste, was zu meiner Kenntniß kam, ist damals oder später auch dem größeren Publikum nicht vorenthalten geblieben, und durch die eigenthümliche Art, mit der in Kopenhagen gleichsam auf der Straße große Politik gemacht wurde, war dafür gesorgt, daß in der That nicht eben viel Geheimnisse bewahrt worden sind*).

In der dänischen Königsfamilie mochte man dem Wunsche nicht ferne stehen, die ganze Angelegenheit möglichst bald geschlichtet zu sehen; aber bei dem Umstande, daß jetzt auch von den übrigen Zweigen des oldenburgischen Hauses Rechtsansprüche erhoben wurden und der Kaiser von Rußland so gut wie der Großherzog von Oldenburg sich für Erben schleswig-holsteinischen Landes erklärten, war die Lösung der dynastischen Frage vor neue Schwierigkeiten gestellt worden.

Das Schlimmste und Eigenthümlichste bei dieser Kreuzung der oldenburgischen Ansprüche verschiedener Linien war aber, daß Oesterreich und Preußen sich gegenseitig beschuldigten, diese Successionsstreitigkeiten ausgespielt zu haben. In den Kieler Registraturen schwollen die Mittheilungen der schleswig-holsteinischen Agenten über diese Dinge zu den ungeheuersten Actenstößen an, und Sammer hatte nur immer Noth, nach allen Seiten hin zu dementiren.

So wurde von dem Grafen Blome, jetzt österreichischem Gesandten in München, Herrn von Schrenk versichert, man habe sich zwischen Preußen und Oesterreich bereits über eine modificirte Personalunion geeinigt, welche Dänemark annehmen werde, wenn nur die Augustenburger ausgeschlossen würden; und Graf Rechberg versicherte dem Baron Heinrich v. Gagern, der damals Nassau am österreichischen Hofe vertrat: „Preußen wolle die Augustenburger in keinem Falle, es wolle lieber die Gottorfer Linie unter Oldenburg acceptiren.“

Rechberg, so wurde wieder von anderer Seite berichtet, habe durch ein Reichshofrathsgutachten von 1773 einen neuen Einblick in die Rechte von Oldenburg gewonnen, und man thue sehr geheimnißvoll mit diesem Beweismittel gegen die Ansprüche der Augustenburgs. Zwar wolle Graf Rechberg nichts gegen den Willen des Landes unternehmen, aber den suffrage universel könnte

*) Jetzt hat außerdem Herr von Beust die Schicksale seiner Mission in seinen Denkwürdigkeiten auf das Weitläufigste erzählt.

er wegen des Prinzips nicht zulassen. Auch habe sich auf der Conferenz zwischen Frankreich und Preußen der Gegensatz erweitert, weil man über die Zulassung eines von Preußen gewünschten Ständevotums sich nicht vereinigen könne, wogegen Lord Clarendon mit Glück an einer neuen Verständigung Frankreichs und Englands über die Annahme des Eiderdänischen Programms verhandelt hätte.

Inzwischen war Fürst Löwenstein von seiner Mission nach England zurückgekehrt und hatte den Eindruck mitgenommen, daß die Sache des Herzogs Friedrich für so gut als gescheitert zu betrachten sei. Es war ihm weder gelungen, einer Deputation von Schleswig-Holsteinern bei Lord Russell Aufnahme zu verschaffen, noch hatte die Ueberreichung seiner „Declaration der Rechte," — wie das Memoire des Herzogs Friedrich genannt worden war, — in der Conferenz eine Wirkung hervorgebracht.

Nach der Ansicht Löwensteins wäre Lord Russell mit Hilfe der französischen Diplomatie wohl umzustimmen gewesen, aber Lord Palmerston zeigte sich als unerbittlicher Gegner Deutschlands.

„Seitdem ich die Ehre hatte," schrieb mir Fürst Löwenstein am 14. Mai, „Dich zu sehen, war ich auf Wunsch des Herzogs von Holstein in Kiel und London, um in letzterer Stadt zu sehen, was für ihn zu machen sei. Bei den bekannten Dispositionen des englischen Ministeriums und der Verranntheit der englischen Presse ist nicht viel Erquickliches in London zu holen. Es gibt nur ein Ding, vor dem sie sich beugen, das ist die vollendete Thatsache; auch ist das Ministerium in der schleswig-holsteinischen Frage nicht einig; Lord Palmerston aber, welcher der eifrigste Widersacher Deutschlands in obiger Frage ist, hält noch immer fest an seinem Londoner Protokoll."

„Das Bestreben meiner und der übrigen in London anwesenden Schleswig-Holsteiner ging nun darauf hin, dem Vorschlag Eingang zu verschaffen, daß die Herzogthümer über ihr künftiges Schicksal selbst entscheiden möchten. Lord Russell schien diesem Vorschlag nicht so abgeneigt, als ich erwartete, Andere sind dafür, aber Lord Palmerston, der wohl weiß, daß hiermit sein künstliches Machwerk auseinanderfallen würde, stemmt sich mit aller Gewalt dagegen. Es ist eine Frage seiner Existenz als Minister, daher die Wuth der Palmerston'schen Organe. Die Deputation hat, wie Du weißt, wenig Erfolg gehabt. Für den weiteren Fortgang wird nun die Haltung Frankreichs vor Allem entscheidend sein. Es ist bis jetzt nichts verloren und nichts gewonnen."

Zur letzteren Bemerkung des Fürsten Löwenstein gab die Thatsache eine passende Erklärung, daß in der ersten Hälfte des Monats Mai der preußische Gesandte Graf Bernstorff nicht einmal wagen zu können meinte, der Königin

den holsteinischen Grafen Rantzau vorzustellen, wenn der letztere nicht in preußischer Uniform erschiene. Fürst Löwenstein, welcher der Königin von diesem Vorfall Mittheilung in Osborne machte, erhielt zwar von ihr die Antwort, daß der preußische Gesandte einen Versuch dieser Art auch ohne die Uniform hätte wagen können, aber Graf Bernstorff erklärte sich außer Stande, bei einer Sache mitzuwirken, die man als Demonstration zu Gunsten Schleswig-Holsteins hätte auslegen können.

Wenige Wochen später war indessen die Stimmung unter den Diplomaten wiederum sehr verändert. Wahrscheinlich hat dazu der Umstand beigetragen, daß der Kronprinz von Preußen bei seiner Reise zur Armee es möglich machte, seinem alten Freunde und Studiengenossen, dem Herzog Friedrich wenn auch nicht in Kiel, so doch in Hamburg zu begegnen und ihn zu sprechen.

Dieses Ereigniß, welches am 14. Mai stattfand, gab in befreundeten wie in feindlichen Kreisen Anlaß zu den weitgehendsten Vermuthungen und politischen Zeichendeutereien. Wie wenig ernsten Hintergrund die ganze Sache jedoch hatte, wird der Leser am besten aus einem Schreiben Sammers an mich vom 19. Mai ersehen, in welchem es unter anderem hieß:

„Eurer Hoheit kann ich über die Unterredung des Herzogs mit den kronprinzlichen Herrschaften nichts von unmittelbarer Bedeutung berichten. Das Einzige ist, daß der Kronprinz die Annexionspläne ernsthafter ansieht, als dies sonst der Fall zu sein pflegt.... Damit nicht die Meinung entstehe, es handle sich bei der Zusammenkunft der Herrschaften um politische Dinge, hatte ich den Herzog nicht begleitet. Der König hat die Zusammenkunft nicht erlaubt gehabt, aber er hatte ausdrücklich nur verboten, daß der Kronprinz den Herzog in Holstein sehe."

„Aus London wissen wir Nichts, was nicht auch die Zeitungen enthalten. Nur daß Beust sich ebenso geschickt als fest benimmt. Hierbei ein Exemplar der Declaration des Herzogs, welche Fürst Löwenstein dem Grafen Russell übergeben hat und welche nach einer soeben einlaufenden Nachricht von ihm der Conferenz vorgelegt worden ist. Die Conferenz hat dieselbe nicht zu Protokoll genommen, aber doch auch nicht, wie die braven Engländer wollten, zurückgeschickt. Eine deutsche Uebersetzung wird angefertigt und soll, wenn die Zeit der Veröffentlichung möglich ist, den Zeitungen zugehen. Ich hoffe, Ew. Hoheit werden den Inhalt der Erklärung billigen. Es handelt sich darum, den Leuten klar zu machen, daß sie nicht ohne Blutvergießen mit dem Herzog fertig werden, und zugleich, sich mit dem Kaiser Napoleon einverstanden zu erklären. Beust ist mit der Erklärung durchaus einverstanden."

In einem wenige Tage später vom Kronprinzen selbst an mich gerichteten Schreiben erhielt ich eine Bestätigung dessen, was Samwer über die Bedeutungslosigkeit der Entrevue sagte; denn wiewohl sich der Kronprinz sehr freundlich und offen gegen mich über die militairische und politische Lage in den Herzogthümern aussprach, so erwähnte er doch kaum seiner Zusammenkunft mit dem Herzog von Augustenburg. Er bemerkte nur, daß die Dinge durch die Großmächte, welche erfinderisch wären in Schwierigkeiten, die geographisch und statistisch nicht existirten, unglaublich erschwert würden.

Zugleich wünschte er eine baldige Unterredung mit mir, da die meisten Dinge brieflich nicht behandelt werden könnten. Auf alle Fälle blieb darüber kein Zweifel, daß der Kronprinz weder Eröffnungen in Sachen der Augustenburgischen Anerkennung zu machen, noch solche entgegen zu nehmen in der Lage war.

Trotzdem waren in den Tagen nach der vielerwähnten Zusammenkunft Zeitungsleser und Diplomaten in London in eine unaufhörliche Aufregung versetzt. War schon jenes Hamburger Ereigniß von den englischen Blättern sehr ungünstig interpretirt worden, so traf am 15. Mai die Nachricht von einer Depesche Herrn von Bismarcks an Bernstorff, worin sich Preußen von dem Londoner Vertrage förmlich lossagte, wie ein Blitzschlag. Nun lagen Combinationen jeder Art in der Luft. Das Zusammentreffen jener beiden Dinge schien auch Herrn von Beust kein Zufall zu sein; doch ist mir unbekannt geblieben, von welcher Seite die Gespenster heraufbeschwörende Depesche zuerst nach Wien telegraphirt wurde, sicher ist nur, daß der Gedanke an eine heimliche Verständigung zwischen dem preußischen Hof und dem Herzog von Augustenburg in der Kaiserburg wahrhaft verheerende Wirkungen hervorgebracht hatte.

Noch in der ersten Hälfte des Monats hatte Herr von Wydenbrugk aus Wien berichtet, daß ihm Graf Rechberg die denkwürdige Erklärung gegeben habe, „es sei ihm die Idee aufgetaucht, ganz Dänemark in den Deutschen Bund aufzunehmen; es sei von hoher Wichtigkeit, daß ein Seestaat wie Dänemark der deutschen Conföderation angehöre, und er habe diesen Gedanken schon 1852 gehabt und seitdem mit stiller Liebe gepflegt.“

Wie mußte nun die Welt erstaunen, als vierzehn Tage später die Augsburger Allgemeine Zeitung mit der Nachricht auftrat, der Kaiser von Oesterreich habe den Entschluß gefaßt, die Schleswig-Holsteinische Frage durch die Anerkennung der Rechte des Herzogs von Augustenburg zu lösen. Man glaubte zuerst an einen Versuchsballon, den man in Wien habe steigen lassen, aber bald zeigte es sich, daß Graf Rechberg mit seiner angekündigten Politik vollen Ernst mache. Schon am 27. Mai traf die Nachricht von Herrn von Beust ein, daß die neuesten Instructionen Oesterreichs und Preußens sich im Augusten-

burgischen Fahrwasser befänden, und vier Tage früher war Herr von Wydenbrugk in Wien bereits mit den Entschlüssen der österreichischen Regierung vertraut gemacht worden. Am 22. Mai hatte Rechberg alle seine Räthe versammelt und mit ihnen berathen, ob jetzt nicht die Zeit sei, in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit entschiedene Beschlüsse in deutsch-nationalem Sinne zu fassen. Die Frage sei einstimmig bejaht worden, und ebenso, daß man nun nicht halb, sondern ganz vorgehen und die Trennung der Herzogthümer von Dänemark unter der Augustenburgischen Dynastie verlangen solle.

Ueber die Motive der Wendung wußte Herr von Wydenbrugk nichts Bestimmtes anzuführen, doch bemerkte er, „daß man in einflußreichen Kreisen schon längst Mißbehagen über die Situation kund gegeben. Das Fiasko des letzten Anlehens, entschiedene Aeußerungen der Mißbilligung über die Politik Oesterreichs in finanziellen Kreisen, wären für Rechberg entscheidend gewesen. Dann aber auch Rechbergs Mißtrauen gegen Bismarck, namentlich seit der Note vom 15. Mai und dem entsprechenden Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Rechberg setze zwar volles Vertrauen in die loyale Gesinnung des Königs, fürchte aber, daß derselbe fortgerissen werden könnte."

Eine der interessantesten Aufzeichnungen über die Vorgänge der folgenden Tage in der Wiener Staatskanzlei hat nun Herr v. Wydenbrugk, bei seiner bald darauf erfolgten Anwesenheit in Kiel, zu den Acten hinterlegt. Er war am 26. Mai zu dem Grafen Rechberg beschieden worden. Nach einigen einleitenden Bemerkungen, so erzählt Wydenbrugk selbst, fuhr Graf Rechberg fort: „Und nun komme ich gleich mit einer Bitte, durch deren Erfüllung Sie meiner Ueberzeugung nach zugleich der Sache, der Sie dienen, und dem Fürsten, in dessen Auftrag Sie hier sind, einen wesentlichen Dienst thun können. Wir wollen ganz offen sprechen. Wir sind in der That eben im Begriff, für die Trennung der Herzogthümer und ihre Constituirung als selbstständiger Staat unter dem Herzog von Augustenburg einzutreten. Aber wir gehen dabei von einer wesentlichen Voraussetzung aus. Oesterreich erstrebt in der ganzen Sache keinerlei Separatvortheile, es wird sich auch in den gemeinschaftlichen Verhandlungen mit Preußen coulant zeigen. Aber Oesterreich muß natürlich darauf halten, daß bei dieser Gelegenheit sein Staatsinteresse nicht indirekt verletzt wird. Dies würde geschehen, wenn man sich ohne Rücksicht auf Oesterreich, welches nun für die volle Selbstständigkeit des Landes eintreten will, durch Separatverträge oder durch Separatverhandlungen einseitig zu Gunsten eines anderen Staates irgendwie bände, bezüglich im Voraus Beschränkungen auferlegte. Das Verlangen, daß dies nicht geschieht, ist um so billiger, als Oesterreich weit entfernt ist zu verlangen, daß man ihm gegenüber irgend ein einseitiges Engagement eingehe.

Graf Rechberg deutete dann noch an, daß nur, wenn dies gehörig gewürdigt würde, eine vollbegründete Aussicht bestehe, daß die in der Sache eingetretene Wendung zu einem guten allseitig befriedigenden Ende führen werde. Und er schloß mit der Frage: Wollen Sie nun nicht, um namentlich die eben erwähnten Gesichtspunkte gehörig darzulegen, recht schnell nach Kiel gehen und daselbst einen kurzen Aufenthalt machen?"

Indem sich Wydenbrugk der Auffassung Rechbergs vollkommen anschloß und seine Uebereinstimmung erklärte, zeigte er sich bereit, die ihm angesonnene Reise nach Kiel sofort zu unternehmen. Der Minister bemerkte noch, daß ein Besuch eines Gliedes der augustenburgischen Familie im Laufe des Sommers in Wien sehr gern gesehen würde; auch verpflichtete sich Graf Rechberg, dahin wirken zu wollen, daß der an den Herzog von Holstein abzutretende Theil von Schleswig in den deutschen Bund aufgenommen werde. Ferner erwähnte Graf Rechberg, daß der Herzog manche einflußreichen Elemente durch die Proclamirung der 48er Verfassung zurückgestoßen habe. Wydenbrugk bemerkte dagegen, daß die Verfassung im Ganzen nicht bedenklich sei, daß ja überdies eine Revision mit einfacher Stimmenmehrheit stattfinden werde, daß außerdem manche Paragraphen nur gegen Dänemark gerichtet gewesen wären und die Herzogthümer bekanntermaßen conservativ seien. Hierauf habe Rechberg diese Frage fallen lassen und nur noch vor einem eigenmächtigen Vorgehen in den Herzogthümern in dem gegenwärtigen Stadium gewarnt.

Wie man aus der vorstehenden von Wydenbrugk selbst in Kiel hinterlegten Aufzeichnung sieht, war das österreichische Cabinet durch die ihm vorgespiegelte Gefahr einer Separatverhandlung oder gar des Abschlusses eines Separatvertrags, in welchem der Herzog von Augustenburg einen Theil seiner Souverainetätsrechte an Preußen abgetreten haben könnte, ganz aus Rand und Band gerathen. Ob die plötzliche Schwenkung Rechbergs von der Idee einer gänzlichen Einverleibung Dänemarks in den deutschen Bund zu der rückhaltlosen Anerkennung des Herzogs Friedrich in Berlin freudig oder unangenehm überrascht hat, ist mir schlechterdings nicht möglich zu entscheiden. Sicher ist nur, daß die preußische Regierung sich dem Erbprinzen von Holstein — denn so wurde er officiell bezeichnet — wirklich mehr näherte. Schon sprach man davon, daß Herzog Friedrich persönlich nach Berlin gehen werde, um sich dem Könige vorzustellen. Die Vertrauensseligkeit hatte den höchsten Grad erreicht, und ich konnte nicht umhin, einige scherzhafte Warnungen nach Kiel zu senden.

Denn alles, was man von dritten Orten über den Stand der Sache zu hören bekam, lautete durchaus nicht so, als ob die preußische Diplomatie in einer Weise instruirt gewesen sei, welche den rosigen Anschauungen der Kieler



Regierungskreise entsprochen hätte. In erster Linie hätte man erwarten dürfen, daß der preußische Gesandte am Bund seinen Diplomatenfrack nunmehr aufgeknöpft hätte, aber Herr von Savigny wußte weder dem sächsischen Gesandten, Herrn von Fritsch, gegenüber etwas Rechtes und Bestimmtes über das angeblich neu eingetretene Verhältniß anzugeben, noch machte er Herrn von Mohl den Eindruck, als ob seine Erörterungen Folge von Instructionen wären. Was er zu sagen wußte, hatte den Werth einer Schilderung der allgemeinen Lage und der Stimmungen, die durch die neue, dem Augustenburg günstige Wendung der Dinge entstanden waren. Dennoch wird es von Interesse sein, Einiges aus Berichten des Herrn von Mohl mitzutheilen.

Am 27. Mai schrieb Herr v. Mohl, es sei höchst erfreulich, „daß Dummheit und Schlechtigkeit sich selbst eine Grube gegraben haben, und daß diesmal ausnahmsweise den Berechtigten zu Gute komme, daß zwei Gegner einander den Raub nicht gönnen wollen.“ Jedoch sei, fährt er fort, in Frankfurt noch nicht viel von dem „Umschwung“ zu bemerken. Baron Kübeck sei zwar auffallend freundlicher geworden und äußere auch sein Bedauern darüber, daß der Bund sich nicht am Kriege betheiligt habe, wodurch Herr v. Beust in London eine ganz andere Stellung gewonnen hätte, — „allein in der Hauptsache spricht er sich nicht aus, und noch vor zwei Tagen, als ich von dem Herzog sprach, fiel mir auf, daß er in der Antwort den Ausdruck „Erbprinz“ gebrauchte. Auch erging er sich noch vor wenig Tagen ganz in der alten Weise.“ ... „Jedenfalls,“ schließt Mohl, „scheine von Wien noch nicht bestimmte Parole ausgegeben zu sein.“

In einem „ganz vertraulichen“ geheimen Schreiben Mohls vom 30. Mai wird erzählt, daß er ein sehr eingreifendes Gespräch mit dem preußischen Gesandten gehabt habe, welcher sich der Rechtsfrage inzwischen völlig bewußt geworden sei und in conciliantester Weise mit seinen Rathschlägen nicht zurückhalten mochte.

„Den Umschlag in Wien,“ heißt es dann in Mohls Bericht, „schrieb Herr von Savigny dem Vorgehen Preußens zu; man habe dann nicht in's Hintertreffen kommen wollen. Doch ließ er im Verlauf des Gesprächs fallen: Oesterreich wäre auch mit Schweden ganz allein gewesen, da Frankreich und England für die Trennung seien. Meiner Frage, was denn England zu einem so schnellen Wechsel bewogen habe, wich er aus: „Ob etwa die Königin durchgegriffen habe?“ „Allerdings auch, allein diese habe es nicht allein gemacht.“

„Der preußische Gesandte setzte mir dann sehr eindringlich auseinander, es sei das höchste Interesse für Se. Hoheit den Herzog von Holstein, „Fühlung in Berlin“ zu bekommen, und zwar so schnell als möglich und durch eine persönliche Anwesenheit. Der Herzog habe einen Rückhalt an dem König und

dem Kronprinzen, allein er möge sich doch keine Illusionen darüber machen, daß alle Parteien in Preußen einen Vortheil für die Opfer haben wollen. Die Herzogthümer müssen in das Machtgebiet von Preußen fallen. Es werden jetzt noch andere Prätendenten auftreten; der Großherzog von Oldenburg habe bisher mit Einigem zurückgehalten. Er, Herr von Savigny, wisse, daß er ein versiegeltes Packet in die Hände des Königs niedergelegt habe. Je coulanter jetzt Se. Hoheit sei, desto mehr handle er in seinem eigenen Interesse. Man möge sich nicht durch etwaige Rathschläge Wydenbrugks verleiten lassen, sich auf Oesterreich zu stützen; man könnte gar leicht zwischen zwei Stühlen niedersitzen. Er überlasse mir, welchen Gebrauch ich von diesen Bemerkungen machen wolle."

Um so merkwürdiger war es, daß Herr von Mohl schon am nächsten Tage, 31. Mai, seine eigenen Rathschläge nach Kiel in einer Weise gab, die ziemlich im Widerspruche mit dem, was er von Herrn von Savigny gehört haben wollte, stand. Auch Sammer richtete seine Bestrebungen jetzt vielmehr dahin, eine rasche Anerkennung des Herzogs Friedrich von Seite des Bundes oder auch nur von Seite der einzelnen deutschen Regierungen zu erlangen, was er bei der günstigen Wendung der Dinge in Wien und Berlin im Sturmschritt zu erreichen dachte.

Ueber die Nothwendigkeit einer Verständigung mit Preußen dachten die schleswig-holsteinischen Räthe thatsächlich sehr kühl, und Sammer vermochte sich von seinem oft aufgestellten Axiom nicht zu trennen, daß, wenn Preußen annectiren wolle, es jedenfalls kein Mittel gäbe, dies zu verhindern. Unter solchen Umständen fand Herr von Wydenbrugk bei seiner Mission den Boden in Kiel wohl vorbereitet, und er durfte das österreichische Cabinet nachher mit allem Grund über die Aussichtslosigkeit irgend welcher separater Verhandlungen zwischen Preußen und Schleswig-Holstein beruhigen.

Inzwischen hatte sich der Herzog auf die Reise nach Berlin begeben. In Kiel sagte man, er sei nach Dolzig gegangen. In Elmshorn hatte der Herzog den von Wien herkommenden Herrn von Wydenbrugk getroffen und wurde von ihm bis Hamburg begleitet.

Was man über den Besuch des Herzogs am Berliner Hofe erfuhr, war äußerst ungenügend, und erst später sah sich Herzog Friedrich selbst veranlaßt, mir Mittheilungen zukommen zu lassen.

Er war von Berlin zunächst nach Dresden gereist, und es war unsicher, ob er der Einladung Rechbergs nach Wien Folge leisten werde oder nicht. Es kam nicht dazu. Entweder hielt man sich im österreichischen Cabinet für versichert, daß es mit den Separatverhandlungen des Herzogs in Berlin

keine weitere Gefahr habe, oder man fürchtete Bayern, Sachsen und die anderen Bundesstaaten allzusehr zu ermuthigen, einen kühnen Schritt zu thun.

Herr von Wydenbrugk fand bei seiner Rückkehr nach Wien den Grafen Rechberg schon wieder im Begriff, dem Schritte nach vorwärts zwei Schritte nach rückwärts folgen zu lassen. Der Herzog beschloß daher in Dresden seine Rundreise und kehrte am 8. Juni, festlich empfangen, nach Kiel zurück.

Noch am selben Abend ertheilte er mündlich meinem Bevollmächtigten die folgenden mir mitzutheilenden Auskünfte:

„Der König von Preußen sei sehr freundlich gewesen, doch habe die Unterredung nur eine halbe Stunde gedauert, und es sei dabei nichts verhandelt worden. Ebenso wenig bei Bismarck. Der Herzog habe sich lange Zeit mit ihm unterhalten. Bismarck habe lediglich auseinandergesetzt, wie ein anderer Weg nicht möglich gewesen sei, und der Herzog habe natürlich zugestimmt. Abmachungen hätten in keinerlei Weise stattgefunden, nicht einmal, daß darüber gesprochen worden wäre; höchstens, daß Bismarck einige innere Fragen berührt und den Herzog in dieser Beziehung nicht ganz willfährig gefunden hätte. Sie wären jedoch sehr gut von einander geschieden. Ungemein liebenswürdig wäre der Empfang in Dresden gewesen."

Zur Ergänzung des letzteren Satzes konnte mein Berichterstatter eine Bemerkung des Majors Schmidt, des Begleiters des Herzogs, hinzufügen, wonach die Wache, als der Herzog das Schloß verlassen, präsentirt und getrommelt habe, wie bei regierenden Herrn.

In Uebereinstimmung mit diesem im Auftrag des Herzogs abgefaßten Bericht habe ich auch später vernommen, daß die erwähnten Unterredungen nutzbringender hätten werden können, wenn der Herzog sowohl dem Könige wie dem Minister opferfreudig entgegengekommen wäre, was jedoch leider nicht der Fall war.

Unterdeß war die Londoner Conferenz nach sechswöchentlichen Berathungen bis zu ihrer sechsten Sitzung fortgeschritten, in welcher die schon erwähnten Anträge der beiden deutschen Mächte auf eine definitive Trennung der Herzogthümer von Dänemark gestellt wurden. Rußland, England und Dänemark wetteiferten in heftigen Erklärungen und leeren Drohungen, konnten aber doch nicht der Berathung über eine eventuelle Theilungslinie im Herzogthum Schleswig sich entziehen. Apenrade, Tondern, Flensburg, Hoyer und verschiedene andere Grenzen kamen für den Schützling Rußlands und Englands in Vorschlag, ohne daß auch nur die leiseste Annäherung unter den streitenden Parteien erreicht worden wäre.

Nebenher liefen die Waffenstillstandsberathungen und die unerquicklichen

Erörterungen über das Princip der Abstimmung. Die inzwischen beschlossene Geltendmachung der Ansprüche des Großherzogs von Oldenburg und des Kaisers von Rußland auf einzelne Theile oder die ganze Erbschaft war zwar noch nicht zum Gegenstand direkter Verhandlungen der Conferenz gemacht worden, aber die so dazwischen geworfene Frage verwirrte vollends die Verhandlungen der europäischen Diplomatie.

Herr von Beust hatte sich Ende Mai nach Paris begeben, um im Sinne der Bundestagsauffassung am Tuilerienhofe zu wirken. Seine Relationen an die Bundesversammlung lauteten aber nicht sehr tröstlich: „Er habe zwar", schrieb Herr v. Beust, „bei dem Kaiser den deutschen Standpunkt, wie er hoffe, nicht ohne Erfolg vertreten, könne auch nur die ruhige Unparteilichkeit des Kaisers und seines Ministers loben; im Lande sei dagegen die Stimmung nicht freundlich. Der Kaiser habe beim Abschied gesagt: Il faut prendre les faits tels qu'ils sont."

Nicht uninteressant war, was mir aus Herrn v. Beust's Mittheilungen über die Sitzungen der Conferenz selbst berichtet wurde: „Am 28. Mai habe der russische Gesandte mit größter Heftigkeit das Verhalten der deutschen Mächte beklagt und ihnen Zweizüngigkeit und Wankelmuth vorgeworfen, den entschiedensten Widerspruch seiner Regierung constatirt und erklärt, daß er die Verfügung über Länder, welche dem König von Dänemark gehören, so lange nicht discutiren werde, als diese nicht vom rechtmäßigen Eigenthümer abgetreten seien; dann aber werden erst die Ansprüche aller andern Competenten zu erörtern sein. Von den dänischen Unterhändlern wurden zuweilen so beleidigende Ausdrücke gebraucht, daß Graf Bernstorff den Lord Clarendon aufforderte, dieselben zur Ordnung zu rufen. Beust warnte daher vor Ueberspannung der Forderungen, weil er fürchtete, es möchte Frankreich sonst in das dänische Lager getrieben werden. Er wollte auch den englischen Ministern die Möglichkeit gewähren, das Parlament und die öffentliche Meinung Englands mit der Hinweisung auf die Abtretung eines Theiles von Nordschleswig zufriedenzustellen. Vor Allem aber rieth jetzt Herr v. Beust der Bundesversammlung selbst entschieden ab, die Anerkennung des Herzogs von Augustenburg auszusprechen, indem man sich dadurch dem nicht ungegründeten Vorwurf aussetzen würde, der europäischen Conferenz in ihren Beschlüssen vorzugreifen."

Wenige Wochen später, am 25. Juni, wurde die Conferenz völlig resultatlos geschlossen. Die Königin von England gab ihrem Cabinet die Erklärung ab, daß sie zur Betheiligung an einem wieder ausbrechenden Kriege niemals ihre Zustimmung geben werde, und ermächtigte Lord Palmerston zur Auflösung des Parlaments, falls die Opposition gegen die Friedenspolitik der Regierung ein Tadelsvotum durchsetzen sollte.

In Kiel nahm man die Nachricht von dem Scheitern aller Verhandlungen mit sehr getheilten Gefühlen auf. Aus Berlin waren seit der Reise des Herzogs nur ungünstige Meldungen eingetroffen. Nicht nur, daß man durch die Separatverhandlungen zwischen Herrn von Bismarck und Fürst Gortschakow über die Ansprüche Oldenburgs und Rußlands auf Holstein sehr beunruhigt wurde, es konnte auch kein Zweifel mehr sein, daß der König über den Herzog verstimmt war. Die Oldenburger Ansprüche waren von Herrn von Bismarck mindestens in ernstliche Ueberlegung gezogen worden, und am deutschen Bunde erwartete man täglich das Eintreffen des Actenstückes, in welchem der Großherzog dieselben geltend machte.

Den Wortlaut der russischen Verzichtserklärung zu Gunsten Oldenburgs hatte Herr v. Beust schon in London zu Gesicht bekommen und theilte ihn am 14. Juni nach Frankfurt mit. Es war klar, daß Preußen mit diesen neuen Ansprüchen zu rechnen begann, wenn auch die verschiedenen Theilungsprojekte, mit welchen man sich in den Gesandtschaftshotels zu Berlin beschäftigte, zum größten Theile fromme Wünsche waren. Alle Bemühungen der herzoglichen Regierung in Kiel, den wahrgenommenen Schaden in Berlin wieder gut zu machen, schienen ebenso fruchtlos zu bleiben, wie die erneuerten staatsrechtlichen Denkschriften, welche die Ansprüche der Russen und Oldenburger auf lithographirten Bogen gründlich widerlegten.

Zwischen dem 16.—18. Juni trafen die beiden Kaiser von Rußland und Oesterreich, von ihren Ministern begleitet, in Kissingen zusammen, und nach der Entrevue empfand auch Herr von Wydenbrugk in Wien ein starkes Schwanken in den Rechtsüberzeugungen des Grafen Rechberg, welcher die dem Herzog von Augustenburg vor Kurzem so freundlich hingehaltene Hand bis auf den kleinen Finger zurückgezogen hatte.

Seine Berichte nahmen wieder die trübe Färbung an, die sie früher getragen hatten, und von einer baldigen Lösung der Frage bei dem Bundestage war nicht mehr die Rede. Einen elegischen Beigeschmack erhielten in dieser Lage die zahlreichen Schreiben des Herrn von Roggenbach, welcher seiner alten Freundschaft für die Sache der Augustenburger jetzt nur noch in sanften Vorwürfen Ausdruck zu geben wußte, daß man die Reise nach Berlin doch wohl nicht vorbereitet genug angetreten und sie dann besser ganz unterlassen hätte.

In eben den Tagen, in welchen die Londoner Conferenz zu Ende ging, hatte ich den Besuch des Herzogs Christian von Augustenburg in Coburg erhalten, welcher nicht ohne Sorge von der starken Agitation erzählte, die in den Herzogthümern gegen die Theilung von Schleswig hervorgetreten war. Wir theilten durchaus dieselbe Meinung, daß es ein großes Unglück wäre, wenn der

Friede auf der Conferenz nicht zu Stande gebracht würde. Und in gleichem Sinne schrieb ich noch am 24. Juni an meinen Oheim in Brüssel:

„Betrachtet man nun die Sache ganz unbefangen und fragt sich, über welches Object denn der große Kampf weitergeführt werden soll, so ergibt sich, daß man um einen Streifen Landes von der Größe des Herzogthums Coburg-Gotha streitet, ob nämlich Südschleswig oder ganz Schleswig mit Holstein verbunden werden soll. Ersteres wäre das Vernünftige und die Linie Apenrade das einzig Praktische, so sehr man auch dagegen schreien mag. Kannst Du Etwas thun, so biete Alles auf, die Engländer zu bestimmen, auf die Linie Apenrade nachzugeben. Nur so kann es Friede werden und bleiben, und wir entgehen dann den weiteren politischen Complicationen und unabsehbaren inneren Streitigkeiten."

Mein Oheim antwortete am 6. Juli, daß ihn meine Darlegung „sehr erquickt" habe; aber die Politik war thatsächlich, wie er sich ausdrückte, „in eine neue Phase getreten".

Nach neuen blutigen Kämpfen war es endlich zu dem Abschlusse eines Friedens zwischen Dänemark und Oesterreich-Preußen gekommen, in welchem die Herzogthümer den siegreichen Großmächten mit Ausschluß aller Rechts- und Erbschaftsfragen einfach abgetreten wurden. Diese Lösung hatte man bekanntlich in Wien am 1. August nach den einfachsten Grundsätzen de jure belli et pacis gefunden, ohne daß jedoch die Schwierigkeit verkannt werden konnte, wie sich die Großmächte nunmehr über ihren gemeinsamen Besitz mit einander zu vertragen im Stande sein würden.

Dem trüben Lauf der Dinge, der eine kriegerische Epoche deutscher Geschichte immer unvermeidlicher zu machen schien, gewöhnte man sich allmählich mit einer Art von Fatalismus zuzusehen. Ich hatte die ganze vorhergehende Zeit der diplomatischen Verhandlungen hindurch mit einer schmerzlichen neuralgischen Krankheit zu kämpfen, welche mir fast sechs Wochen lang jeden Schlaf raubte.

In diese Leidenszeit fiel ein Familienereigniß, welches in unserm Hause als ein erfreuliches betrachtet werden durfte: die Hochzeit des österreichischen Erzherzogs Joseph mit der Tochter meines Vetters August, die wir in Coburg im Beisein des Herzogs von Edinburg, der als officieller Vertreter der Königin von England gesendet war, und des zu früh verstorbenen Erzherzogs Stephan, des Prinzen Georg von Sachsen und seiner Gemahlin, sowie auch der meisten Orleans'schen Prinzen und Prinzessinnen am 12. Mai gefeiert haben. Zwischen der sachsen-ernestinischen und der habsburgisch-lothringischen Familie hatte seit Jahrhunderten kein Connubium stattgefunden. Jetzt war es seit einem halben

Menschenalter schon die dritte Vermählung, welche zwei der ältesten Häuser wiederum enger aneinander knüpfte. Der Bräutigam, der jüngste Bruder der heutigen Königin von Belgien und der Erzherzogin Elisabeth, war der Sohn des alten Palatins von Ungarn, Erzherzogs Joseph, aus dessen dritter Ehe und theilte mit seinen Geschwistern das lebendige Interesse für wissenschaftliche Dinge, welches durch die vortrefflichste Erziehung Seitens ihrer Mutter, der klugen und fein gebildeten Prinzessin Maria Dorothea von Würtemberg, geweckt worden war, da der Vater schon 1847 starb. Die österreichischen Prinzen waren am 9. Mai in Coburg angelangt und von mir am Bahnhofe empfangen worden. Die Trauung fand in einem Saal der Ehrenburg statt, den ich zu einer Art katholischer Kapelle herrichten ließ, und der Erzbischof von Bamberg war herübergekommen, um das junge Paar einzusegnen.

Der letzte Abschnitt des dänischen Krieges konnte militairisch als ein tapferer Versuch des kleinen Volks und seiner braven Armee betrachtet werden, mit Ehren zu unterliegen und in Ehren sich den beiden Großmächten zu unterwerfen.

Am 15. Juli wurde zum Zwecke der Einleitung von Friedensunterhandlungen ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand abgeschlossen. Als nun aber die Bevollmächtigten der kriegführenden Staaten ohne jede Berücksichtigung der übrigen an der schleswig-holsteinischen Frage betheiligten Factoren in Wien zusammentraten, konnte Niemand verkennen, daß der deutsche Bund auf die denkbar tiefste Stufe seiner Bedeutung herabgedrückt war.

Bezeichnend genug beantragten Oesterreich und Preußen am 14. Juli, im vollen Widerspruch gegen den vorliegenden Ausschußbericht von der Pfordtens und trotz aller entgegenstehenden früheren Beschlüsse, es möge an den Augustenburg sowohl wie auch an Oldenburg nunmehr die Aufforderung gerichtet werden, ihre Ansprüche auf Schleswig-Holstein näher zu begründen.

Ueber das Verhalten des deutschen Bundesgesandten auf der Londoner Conferenz hatte sich eben noch ein Depeschenkrieg zwischen Preußen und Sachsen ergeben, während der Bund seinem Bevollmächtigten die vollste Anerkennung votirt hatte. Ich zog hieraus sofort den Schluß, daß in dieser Haltung Preußens die Einleitung zu weiteren Schritten gegen den Bund zu erblicken sein werde, und schon am 21. Juli wurde in der That der Bundesgeneral von Hake von dem preußischen Truppencommando unter offener Androhung der Gewalt aufgefordert, die Festung Rendsburg zu räumen. In der beschwichtigenden Circulardepesche vom 24. Juli erklärte die preußische Regierung die Maßregel der Besetzung Rendsburgs einfach als „eine militairische Nothwendigkeit".

Seltsam klang unter diesen Umständen die von Kiel eingetroffene Nachricht, daß man in den Kreisen des Herzogs von Augustenburg in demselben Augenblicke, wo durch den Wiener Frieden der Besitz der Herzogthümer an Oesterreich und Preußen abgetreten worden, sich den besten Hoffnungen hingeben zu können glaubte. Man entsendete Herrn von Ahlefeldt, dem man die besten Beziehungen zuschrieb, nach Berlin und erklärte mir, es liege nur an einigen unbedeutenden Punkten, um der Anerkennung des Herzogs von Seite Preußens jetzt sicher sein zu können.

Als ich zu dieser Zeit auf den Wunsch des Herzogs Friedrich meinen Beamten Sammer und Francke eine Verlängerung ihres Urlaubs ertheilt hatte, antwortete mir der Herzog am 10. August mit einem Schreiben, welches für die Lage der Dinge bezeichnend war und das ich daher der Hauptsache nach hier mittheilen darf.

„Lieber Herzog!

„Ich kann Tempeltey nicht von hier abreisen lassen, ohne ihm einige Zeilen als Antwort auf Dein gütiges Schreiben vom 7. v. M. mitzugeben und Dir meinen herzlichsten Dank dafür auszusprechen, daß Du die Güte gehabt hast, den Urlaub von Francke und Sammer wiederum um drei Monate zu verlängern. Je mehr ich erkenne, welches Opfer Du durch die so lange Beurlaubung dieser Herren bringst, zu desto größerem Danke fühle ich mich Dir verpflichtet und desto mehr wird es mir auch zur Pflicht, Deinen Wünschen in Betreff der Herren nachzukommen."

„Was nun speciell Deine Frage wegen Francke betrifft, so ist es allerdings mein Wunsch, daß derselbe wieder definitiv in den hiesigen Dienst treten möge. Ich habe ihm aber bisher nichts von Deinem Brief gesagt, da ich nicht wußte, ob Du selbst ihm in dieser Beziehung eine Mittheilung machen wolltest, oder ob Du wünschest, daß ich dies thue."

„Allerdings stehen meine Chancen zur Zeit noch nicht so, daß ich wünschen könnte, das Lebensloos Anderer unbedingt an das meinige zu knüpfen. Aber bis Ende des nächsten Monats wird sich hoffentlich die Zukunft mit größerer Bestimmtheit übersehen lassen."

„Ueber den augenblicklichen Stand der Dinge vermag ich nicht viel zu berichten, da wir selbst sehr wenig wissen. Alles dreht sich in diesem Augenblick um Wien und Gastein, und man erfährt fast gar nicht, was dort eigentlich vorgeht. Soviel steht wohl fest, Oesterreich möchte die Erledigung der Sache beschleunigen, Preußen verschleppen. Bisher hat Bismarck stets noch über Rechberg gesiegt, es ist zu befürchten, daß dies auch jetzt der Fall sein werde."

„Mehr als auf Rechberg baue ich auf das Drängen zum Ende, welches, wie ich glaube, naturgemäß sich von allen Seiten bald einstellen wird. Nament-

lich sobald der Friede geschlossen und der Oldenburger und ich unsere Begründungen eingegeben, wird die Furcht vor der Annexion sowie vor einem Conflicte verursachen, daß von allen Seiten zum Ende gedrängt wird."

„.... Meine Begründung hoffe ich in etwa 8 Tagen fertig zu haben. Der Königin Victoria bitte ich mich zu Füßen zu legen und ihr auszusprechen, wie ich ihr zum tiefsten Dank verpflichtet bin für ihre gnädige Theilnahme, die mir in dieser Zeit so unschätzbar gewesen ist. Indem ich Dich ebenfalls bitte der verehrten Herzogin 2c.

Friedrich."

Gegen die oldenburgischen Ansprüche waren übrigens schon Anfangs Juli von den verschiedenen Mitgliedern des Augustenburgischen Hauses Rechtsverwahrungen bei dem deutschen Bunde überreicht worden. Daß diese Streitigkeiten aber nur der Vorhang waren, hinter welchem sich die eigentliche Action verbarg, bewiesen die Verhandlungen, die unterdeß nicht nur zwischen Herrn von Bismarck und dem Grafen Rechberg, sondern auch zwischen den Monarchen von Oesterreich und von Preußen in Gastein persönlich stattfanden.

König Wilhelm war im August in Begleitung seines Ministerpräsidenten nach Gastein und alsdann nach Wien gegangen. Die Abmachungen, welche hier getroffen worden, entzogen sich jeder genaueren Kenntnißnahme. Von allen Seiten kamen widersprechende Berichte. Die Vertreter der schleswig-holsteinischen Regierung waren zwar in fieberhafteste Thätigkeit gerathen, doch war ihnen völlig unmöglich, die verschlossenen Thüren der führenden Diplomatie zu öffnen.

In Wien, so berichtete man, habe am 22. August eine entscheidende Conferenz zwischen den beiden Monarchen im Beisein ihrer Minister stattgefunden, bei welcher der Kaiser von Oesterreich seine Forderungen schriftlich formulirt vorgebracht hätte, indem er einen Beweis für das Vorhandensein einer wirklich bundesgenössischen Gesinnung verlangte. Diese Wünsche Oesterreichs sollten einen starken Gegensatz gegen die französisch-italienische Verbindung ausgedrückt haben, worauf Bismarck im Allgemeinen einzugehen sich geneigt zeigte.

Andererseits hieß es wieder, es seien nur handelspolitische Fragen erörtert, aber auch dabei kein praktisches Resultat erzielt worden. Endlich sprach man von einem Protokoll, welches bei der Conferenz thatsächlich unterzeichnet und in welchem lediglich die gegenseitige Versicherung ausgesprochen worden sei, daß man bei der Bundesversammlung keine anderen als gemeinschaftliche Anträge stellen werde.

Ebenso unsicher, aber doch beruhigter als seit langer Zeit, schrieb Herzog Friedrich um diese Zeit selbst an mich und klagte nur, daß Herr von Bismarck

in Frankfurt das Projekt der Berufung einer Versammlung von Rechtsgelehrten wieder aufgenommen habe, wodurch die Sache neuerdings unendlich verschleppt würde. Er hatte gehört, daß König Leopold eine Reise nach Baden-Baden vorhätte und dort unzweifelhaft mit dem König von Preußen zusammentreffen würde. Sein Wunsch war daher, daß die Gefahren der Verschleppung auf diesem Wege dem König Wilhelm recht deutlich vor Augen gestellt werden möchten.

In Wien hatte man um dieselbe Zeit keine so sanguinischen Hoffnungen, und es wurde von dort gemeldet, Herr von Biegeleben hätte geäußert: „Wenn Bismarck die Herzogthümer bekommen kann, nimmt er sie ganz für Preußen, und wenn ihm dies unmöglich gemacht wird, nimmt er auch mit weniger vorlieb, mit einem Oberhoheitsverhältniß nämlich über die Herzogthümer, welches die letzteren in eine von dem Rechte jedes andern Bundesstaates wesentlich abweichende Stellung bringt. Würde auch nur letzteres realisirt, so sieht darin Herr v. Biegeleben die ihr bald nachfolgende Auflösung des Bundes. Daß Oesterreich weder das Eine noch das Andere gestatten könne, ist ihm zweifellos."

Ich hatte zur Zeit, als diese mannigfaltigen Schachzüge in Deutschland herüber und hinüber gespielt wurden, eine Reise nach Schottland zur Königin Victoria in Begleitung meiner Frau unternommen, was nach einem Jahre so großer Unruhe, Ungewißheit und Erregung eine wahrhaft nöthige Erholung für Geist und Körper gewährte.

Ich reiste am 21. August über Mainz und Forbach nach Paris, wo ich die Herzogin erwartete, die am 27. eintraf. Noch am selben Tage kamen wir nach unruhiger Ueberfahrt um 7 Uhr Abends in Windsor an. In Paris hatte ich Zeit und Gelegenheit gehabt, die steigende Entwickelung und den in großem Maßstab damals beginnenden Umbau der ältesten Theile der Hauptstadt eingehender als bei manchem früheren Aufenthalt kennen zu lernen. Denn der Hof war abwesend und ich hatte keinerlei Versuchung, der europäischen Diplomatie in die Karten zu sehen. Im Augenblick hatte Louis Napoleon den festen Entschluß gefaßt, Europa von seiner Friedensliebe einen eclatanten Beweis zu geben, und ich hatte aus der Art und Weise, wie sein Verhalten auf dem Londoner Congreß genau den Erklärungen entsprach, die er mir im Frühjahre noch gegeben, längst die Ueberzeugung gewonnen, daß er die schleswig-holsteinische Frage nicht für geeignet halte, an Compensationen für Frankreich zu denken. Wenige Wochen später hat Herr v. Bismarck ohne Zweifel denselben Eindruck empfangen, als er nach Biarritz ging und auf der Rückreise den Kaiser in Paris sprach.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt unterhielt man sich davon, daß die Kaiserin eine Zusammenkunft mit dem preußischen Königspaar herbeizuführen wünsche und zum Theil aus diesem Grunde ihren diesjährigen Sommeraufenthalt nach Schwalbach verlegen wolle. Sie erreichte ihren Zweck aber nur sehr theilweise, indem König Wilhelm am 11. September auf der Durchreise von Baden-Baden nach Berlin ihr zwar in dem nassauischen Badeorte einen Besuch abstattete, die so sehr gewünschte Entrevue mit der Königin Augusta aber doch nicht zu Stande kam.

Als ich mit der Herzogin in Windsor eingetroffen war, fanden wir die Königin in vollster Vorbereitung der schottischen Reise, welche ihr mit Rücksicht auf unsere Begleitung besondere Freude zu bereiten schien. Wir brachten den 28. und 29. August im engsten Kreise der königlichen Familie zu und fuhren Abends mit der Königin, den königlichen Kindern und dem ganzen Hofstaat nach Perth. Die Stadt rüstete sich zur Enthüllungsfeier einer prächtigen Statue meines guten Bruders, und die Königin wurde mit einem ungeheuren Enthusiasmus empfangen. In dem schönen und freundlichen Thal, in welchem der Hauptort der Grafschaft Perth liegt, strömte eine unzählige Menschenmenge schon am frühen Morgen nach den Bahnhöfen, um den königlichen Extrazug überall zu bewillkommnen. Die alte Königsstadt hatte ihren reichsten Schmuck angethan, und von Gowrie-Castle, welches die Engländer in eine Kaserne verwandelt haben, wehte eine gewaltige Flagge herab.

Bald nach der Ankunft in Perth begab sich die Königin auf den Hauptplatz, wo das schöne Denkmal aufgestellt worden war und seiner Enthüllung wartete. Ich hörte bei dieser Gelegenheit die Königin zum ersten Male öffentlich vor dem Volke reden. Sie sprach auf dem freien Platz so laut und ungezwungen und in so warmen Tönen, daß man den Jubel wohl begreifen konnte, der sich nur in dem Augenblicke noch zu steigern vermochte, als das wohlgetroffene Erzbild des Prinzen von dem massigen Postamente auf die lebhaft bewegte Menge herabblickte. Es war ein unvergeßlicher Moment. Das schottische Costüm, in welchem Prinz Albert in großer Figur dargestellt ist, machte, inmitten dieser hochländischen Umgebung, einen unvergleichlich malerischen Eindruck. Die Königin, deren unauslöschlicher Schmerz sich mit so viel Pflichtgefühl und so edler Haltung paarte, konnte kaum ihre Rührung verbergen, und ringsum standen wir tief ergriffen bei dem Anblicke der königlichen Wittwe und ihres hier in lebensvollster Gestalt verewigten Prinz-Gemahls.

Nachdem die Feierlichkeit beendigt war, wurde der Bürgermeister von Perth von der Königin zum Ritter geschlagen, eine Ceremonie, bei welcher bekanntlich bis auf diesen Tag in England die alten Formen treu bewahrt werden. Man konnte bei dieser Gelegenheit nicht verkennen, daß die Königin in dem schottischen

Hochlande sich einer seit den Stuarts kaum mehr bekannten Anhänglichkeit erfreute, und daß der glückliche Gedanke meines Bruders, der königlichen Familie in Balmoral eine gern besuchte Heimstätte zu gründen, außerordentliche Früchte getragen hatte. Die Schotten zeigten sich immer empfänglich für das Interesse, welches man ihren Besonderheiten und, wie sie es nannten, ihrer Nationalität entgegenbrachte. Sie legen im Hochlande, gleich den Bewohnern der Alpen, einen großen Werth darauf, ihre Sitten und alten Gewohnheiten geschätzt und geliebt zu sehen.

Die Söhne der schottischen Berge bieten auch in ihrem Charakter mancherlei Vergleichungspunkte mit den deutschen und Schweizer Gebirgsbewohnern dar, aber Natur und Landschaft machen einen gänzlich anderen Eindruck. Ich könnte nicht behaupten, daß ich bei meinen Fahrten und Wanderungen auf zahlreichen Partien und Jagden eigentlich die Empfindung des Großen und Erdrückenden gehabt hätte. Die Bergkette, welche im Norden und Nordwesten der Grafschaft den Horizont begrenzt, von wo die schwärzliche Flut des Tay durch fruchtbare Thäler an der Hauptstadt Perth vorüber zum Firth of Tay fließt, wird in der Phantasie gewöhnlich riesenhafter und wildromantischer vorgestellt, als sie ist. Vergeblich belehrt man sich von Fall zu Fall, daß die Grampiansberge nirgends unsere deutschen Mittelgebirge überragen; die lebendigen Beschreibungen von den baumlosen Höhen und dunkeln Felsen suchen stets unsere Erinnerung an die Alpenlandschaft zu wecken, ohne daß eine Aehnlichkeit vorhanden ist. Man muß es als eine eigenthümlich für sich bestehende Natur betrachten, in welcher das weitgestreckte Haideland mit seiner wunderbaren Färbung und die schwarzen Seen mit ihrem moorigen Untergrund einen besonderen landschaftlichen Reiz gewähren.

Ich hatte viel von dem Klingen der Haide gehört, welches in den Ossianischen Dichtungen oft beschrieben wird. Als ich in unermeßlicher Wildniß zum ersten Male dieses Sausen vernahm, war es mir gleichwie von Aeolsharfen. Man meint, daß der sonderbare Klang durch einen tiefstreichenden Wind im Haidekraut entstehe. So interessant dieses Spiel der Natur auch ist, so stimmt es die düstere Landschaft doch noch melancholischer.

Nachdem wir Perth am 30. August um Mittag verlassen hatten, waren wir noch an demselben Tage zu dem vollen Anblick der höchsten schottischen Berge gelangt. Die Eisenbahn reichte damals nur bis zu dem Flecken Aboyne in der Grafschaft Aberdeen, und man fuhr von dort über Ballater mit Postpferden nach Balmoral, wo wir schon um 6 Uhr eintrafen.

Gleich am nächsten Tage begannen die Pürschjagden in Gemeinschaft mit den Prinzen von Wales und Edinburg, von denen der letztere eben von einer Reise nach Norwegen zurückgekehrt war. Wir machten zu Fuß und zu Pferde

weite Ausflüge und blieben bis zum 17. September in dem trauten Familienkreise der Königin, welche uns nur ungern entließ. Sie hatte in dringender Form an die Herzogin das freundliche Ansinnen gestellt, bis zu ihrer Rückkehr nach England unsern Aufenthalt zu verlängern. Leider war es nicht möglich, diesen Wunsch zu erfüllen, und so traten wir die Rückreise auf dem reizenden, wenn auch nicht unbeschwerlichen Wege über die Paßhöhe bei Braemar nach dem Thale des Tay zu Wagen an, erreichten die Eisenbahn bei Castleton und fuhren von da unaufhaltsam nach London, dann nach kurzer Pause nach Paris und über Frankfurt in die Heimat, die wir schon am 22. September erreichten.

Ich brauche kaum zu sagen, daß bei diesem langen Aufenthalte in dem einsamen Schlosse des Hochlands es nur gewaltsam und auf ausdrücklichen Befehl der Königin hätte ausgeschlossen sein können, die politische Lage nach allen Seiten hin durchzusprechen. Wie die Dinge nun aber sich gestaltet hatten, schien die Königin sich nicht ungern über die deutschen Fragen mit mir zu unterhalten. Bei ihrer schriftlich und mündlich stets erneuerten Versicherung, daß sie es für ihre höchste Aufgabe halte, das zu finden, was Prinz Albert, im Falle er lebte, gerathen haben würde, war es natürlich, daß ich als ein Kenner der Gesinnungen und Ansichten meines Bruders insbesondere in deutschen Angelegenheiten gehört werden durfte.

Eine interessante Episode spielte damals in England hinsichtlich einer von Oldenburg intendirten Heirath des Prinzen Elimar mit einer Tochter der Königin. Ich weiß nicht, wie man in Kiel zur Kenntniß dieser Sache gekommen war, aber nach meiner Rückkehr von England fragte Herzog Friedrich nicht ohne Besorgniß, was an der Nachricht Wahres wäre. Das Projekt hatte sich sehr rasch wieder zerschlagen, bestand aber und zeugte von einer Combination, in die man gerne den englischen Hof mit hineingezogen hätte.

Inzwischen war eine Wendung der Dinge in Berlin eingetreten, welche dem Herzog von Augustenburg so günstig zu sein schien, daß man sich wieder mit den kühnsten Hoffnungen zu tragen begann. Herr v. Bismarck hatte den holsteinischen Geschäftsträger in Berlin Herrn von Ahlefeldt nicht nur empfangen, sondern ihm auch sehr gemäßigte Propositionen gemacht, was wenigstens in Kiel als ein Zeichen angesehen wurde, daß Preußen jetzt wirklich auf Verhandlungen mit Herzog Friedrich eingehen wolle.

„Die Unterhaltung des Herrn v. Bismarck mit Herrn v. Ahlefeldt," — so wurde damals aus der schleswig-holsteinischen Kanzlei nach Wien behutsam geschrieben — „hat sich sehr in Allgemeinheiten bewegt. Beiläufig hat Herr v. Bis-

marck auf die maritimen Interessen Preußens hingewiesen, deren Berücksichtigung bei der schließlichen Erledigung nothwendig gefordert werden müsse. Mit größerem Nachdruck hat er davon gesprochen, daß die Einführung des Staatsgrundgesetzes von 1848 nicht wünschenswerth sei. Er hat über diesen Punkt sich in ähnlicher Richtung, nur vielleicht etwas stärker, geäußert, wie nach Ew. Hochwohlgeboren Berichten auch Graf Rechberg sich mehrmals gegen Sie ausgesprochen hat. Herr von Ahlefeldt hat in seiner Antwort hauptsächlich angeführt, daß eine Revision des Staatsgrundgesetzes und eine Beseitigung der anstößigen Punkte desselben auf verfassungsmäßigem Wege keine Schwierigkeiten haben und um so leichter durchzuführen sein werde, je weniger sich dabei ein Druck von Außen bemerkbar mache."

So interessant dieser Bericht über die Beziehungen Holsteins zum preußischen Gouvernement um die Mitte des Oktober gewesen sein mochte, so ließ sich doch nicht verkennen, daß er sehr stark darauf berechnet war, in Oesterreich Beruhigung über die Mission des Herrn von Ahlefeldt zu geben und das österreichische Cabinet gleichzeitig zu ermuthigen, die Anerkennungsfrage am Bunde ernstlicher zu betreiben.

In letzterer Beziehung befand man sich nun aber wieder in der herkömmlichen Täuschung. Nicht nur war Graf Rechberg durch seine Engagements gegenüber Herrn von Bismarck völlig außer Stand gesetzt, etwas Selbständiges am Bunde zu beantragen oder zu bewirken, er war zu der Zeit, als man sich in Kiel auf eine Politik der Balance zwischen Preußen und Oesterreich einzurichten begann, überhaupt nicht mehr in Betracht zu ziehen, denn die Tage seiner Geschäftsführung waren gezählt.

Sein sanfter Sturz, der durch die höchsten Auszeichnungen von Seite seines Monarchen gemildert wurde, war äußerst schwierig zu erklären und ist bis auf den heutigen Tag in ein gewisses Dunkel gehüllt geblieben. Nur das Eine hatte sich rasch als eine Täuschung erwiesen, daß der conservative Graf vor den inneren Bewegungen, welche die Aera des Herrn von Schmerling in kaleidoskopischem Wechsel producirte, das Feld geräumt hätte.

Noch am 13. Oktober war in Wien die Meinung vorherrschend, daß Graf Rechberg in der eingeschlagenen Richtung der österreichisch-preußischen Allianz die gemeinsame Verwaltung von Schleswig-Holstein durchzuführen und die Entscheidung des Bundes in der Successionsfrage nach dem Wunsche Bismarcks aufzuhalten gedächte. Wydenbrugk glaubte, der herzoglichen Regierung in Kiel den Rath geben zu sollen, sie möge in Erwägung ziehen, ob es nicht gerathen wäre, sich jetzt Preußen unbedingt in die Arme zu werfen. So sehr er für seine Person diesem Schritte abhold wäre, halte er sich doch im Gewissen verpflichtet,

darauf aufmerksam zu machen, daß die Augustenburgische Sache vom Grafen Rechberg und also von der österreichischen Regierung überhaupt eine im Widerspruch mit der preußischen Politik stehende Unterstützung doch nicht zu erwarten habe.

Acht Tage später, am 21. Oktober, suchte Graf Rechberg seine Entlassung nach, und mein Vetter Graf Alexander Mensdorff, damals Statthalter von Galizien, wurde nach Wien berufen, um am 27. Oktober an die Stelle Rechbergs zu treten. Ich befand mich gerade damals auf meinen Besitzungen in Tyrol, und Alexanders jüngerer Bruder, Graf Arthur Mensdorff, war unter den Gästen, die sich zu den Jagden eingefunden hatten, anwesend. Man war allenthalben in gleichem Maße über die Wahl des Kaisers überrascht, zumal, da es sehr unwahrscheinlich war, daß Graf Rechberg seinen Nachfolger empfohlen haben sollte. Alexander Mensdorff hatte zwar im Jahre 1850/51 durch seine Stellung als österreichischer Commissär in Holstein eine gewisse Kenntniß speciell von den dortigen Landesverhältnissen erworben, aber im diplomatischen Dienst war er eigentlich unbewandert und in der Staatskanzlei, wo damals der junge oft genannte holsteinische Graf Blome eine auffallend große Rolle spielte, wurde er als homo novus betrachtet. Vermutlich dürfte Erzherzog Rainer, der das Ministerpräsidium noch immer führte, durch Herrn von Schmerling für die Wahl Mensdorffs gewonnen worden sein, und es bedarf kaum der Bemerkung, daß derselbe bei Hofe stets in hohem Ansehen und speciell bei Sr. Majestät dem Kaiser auch von dem italienischen Feldzuge her in bester Erinnerung gestanden hatte.

Alle diese persönlichen Vorzüge erleichterten indessen die sachlichen Schwierigkeiten nicht, mit denen der neue Minister bei seinem Eintritt in das auswärtige Amt zu kämpfen hatte. Er übernahm dasselbe mehr aus militairischem Pflichtgefühl als aus innerem Antrieb und eröffnete seine Thätigkeit, so zu sagen, ohne jedes Programm. Man wußte nur, daß eine Reihe von Schritten, welche Graf Rechberg unternommen, das allerhöchste Mißfallen erregt hatten, aber von einer Aenderung der Politik überhaupt sollte und durfte, allem Anschein nach, nicht die Rede sein.

Bei dem intimeren Verkehr, der zwischen mir und meinem älteren Vetter von Jugend auf geherrscht hatte, und bei der Kenntniß seines wohlwollenden und ritterlichen Charakters glaubte ich in einem Augenblicke, wo die deutsche Frage durch die schleswig-holsteinische Verwickelung brennend wurde, wohl ungescheut meinen Standpunkt als deutscher Souverain, dem nahen Verwandten gegenüber, aussprechen zu dürfen. Ich kannte die energische Denkungsart Alexanders über politische Dinge recht gut aus der Rolle, welche er einst in den portugiesischen

Angelegenheiten im Auftrage meines Bruders gespielt hatte, und ich glaubte bemerkt zu haben, daß ihm Entschlossenheit und scharfes Urtheil nicht fehlten, wohl aber war ich zweifelhaft, ob ihm bei seiner specifisch österreichischen Umgebung die Lage der Dinge in Deutschland geläufig genug wäre. Ich sendete ihm daher schon Anfangs November ein von mir in der Riß ausgearbeitetes Memoire, bei welchem mir in Ermangelung jeder andern Unterstützung die Herzogin als Secretair dienen mußte. Am 6. November nahm Arthur Mensdorff die Denkschrift seinem Bruder nach Wien mit:

„Lieber Alexander!

„Bei Deinem Eintritt in den wichtigen Posten eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserstaats bin ich Dir aus zwei Rücksichten unbedingte Aufmerksamkeit schuldig."

„Einmal aus dem Wunsche, meinem theuren Verwandten und ältesten Freund vielleicht behülflich sein zu können zu der glorreichsten Erfüllung seiner Pflichten; zum andern Mal, aus Rücksicht für die politischen Verhältnisse Deutschlands, denen ich stets so nahe gestanden."

„Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich, meinen Antecedenzien zu Folge, auch eine gewisse Berechtigung habe, Dir die ungeschminkte Wahrheit nicht vorzuenthalten."

„Seit dem Wiener Congreß, seitdem die Verhältnisse Central-Europas äußerlich eine neue Gestalt gewonnen haben, ist dennoch eine Sicherung des inneren Friedens nicht erfolgt und nach Außen hin ein vollständiger Friede nicht möglich gewesen."

„Es entsteht die Frage, warum die Verhältnisse sich nicht dauernd reguliren konnten?"

„. . . Ich lasse die innere österreichische Politik ganz aus dem Spiele und will mein Augenmerk nur auf die äußere richten."

„Hier findet sich ein steter Widerspruch. Oesterreich ist ein europäischer Großstaat, gebaut auf das deutsche Element. Anstatt von vornherein die deutschen Verhältnisse zu regeln und sie auf einer haltbaren Basis neu zu construiren, schuf es den deutschen Bund, wohl wissend, daß dieser nur ein unzureichendes Interimisticum sein konnte, indem er nach Innen unhaltbar sein mußte und nach Außen nur ein Hinderniß werden konnte für eine friedliche Gestaltung des übrigen Europas."

„Der Kaiser und sein Gouvernement haben dies selbst anerkannt und ausgesprochen."

„Ich berufe mich auf die Ansprache des vorigen Sommers. Wäre noch ein Zweifel hierüber, so würde er gehoben sein durch die Art und Weise, wie

man im Verein mit Preußen in den letzten Monaten mit dem Bunde umsprang."

„Der erste Windhauch, der von Westen kam, warf das Gebäude über den Haufen. Die Reconstruirung des Jahres 1850 schuf ein noch morscheres."

„Dies sind Thatsachen, die von Freund und Feind anerkannt werden."

„Im Interesse Oesterreichs liegt es vielleicht noch mehr, als in dem der übrigen deutschen Staaten, eine festere Gestaltung eintreten zu lassen. Dies fühlte man stets in Wien, ohne jedoch im Ernste ans Werk zu gehen. Die Gründe hierzu liegen den Eingeweihten ziemlich deutlich vor Augen. Sie sind wiederum zweierlei."

„Erstens sind sie zu finden in der Furcht vor einem consequent durchgeführten liberalen Princip, ohne welches Deutschland nicht neu zu bilden ist . . ."

„Zweitens: In der Abgeneigtheit, ein Verhältniß zu finden, in welchem Preußen in Deutschland eine passende Stellung verschafft werden konnte. Beiden großen Schwierigkeiten ging man stets aus dem Wege und glaubte, durch politische Winkelzüge und durch eine Reihe von fehlerhaft begonnenen und fehlerhaft durchgeführten politischen Actionen ein Interimisticum aufrecht zu erhalten, welches die Möglichkeit böte, bei europäischen Krisen für den eigenen Vortheil stets freie Hand zu haben."

„Die Ministerien Schwarzenberg, Buol und Rechberg, obgleich innerlich sehr von einander verschieden, gefielen sich in dieser Idee und haben dadurch Europa in die größten Gefahren gebracht und es ermöglicht, daß Oesterreich eine seiner schönsten Provinzen verlor, ohne einen Schritt weiter zur Lösung der Frage zu gelangen."

„Man hat eben vom Tag auf den Tag Politik gemacht, sich heute in eine Strömung treiben lassen oder morgen jene getrieben."

„Man war heute für Preußen, morgen gegen dasselbe und hat dabei den inneren socialen Entwickelungsgang der deutschen Nation unbeachtet gelassen."

„Die Aufgabe eines neuen Ministeriums muß darauf gerichtet sein, diesem Zustande der Unklarheit und Ungewißheit ein rasches Ende zu machen."

„Die kleineren Rücksichten müssen dem Großen weichen, man muß den Muth haben, mit der Vergangenheit zu brechen, feste Grundsätze aufzustellen, aber auch an ihnen zu halten und nicht, wie man bisher gethan, bei allen Versuchen nur Personen und persönliche Verhältnisse ins Auge zu fassen und sich von Sympathien und Antipathien leiten zu lassen, sondern, gegründet auf eine unbefangene Anschauung der Verhältnisse im großen Ganzen, sich ein großes Ziel zu stecken."

„ . . . . Europa braucht Ruhe; es wird sie nie erlangen, so lange die deutsche Frage eine offene ist."



„Ich wiederhole:

Oesterreich hat das größte Interesse für sich, aus dem jetzigen Zustande herauszukommen.“

„Deutschland kann nur auf zwei Wegen eine festere Gestaltung erlangen, wenn ich absehe von der unerquicklichen Aussicht, entweder durch einen großen Krieg seine äußeren und inneren staatlichen Verhältnisse und Grenzen zu ändern oder durch eine allgemeine Revolution sich in einen ganz neuen Staat umzuwandeln.“

„Der erste Weg würde in großen Zügen folgendermaßen zu bezeichnen sein: Preußen tritt an die Spitze der rein deutschen Staaten, es übernimmt die Leitung des Heeres und die Vertretung nach Außen. Es beruft ein deutsches Parlament und diesem gegenüber ein Fürstencollegium u. s. w. Mit Oesterreich tritt es in eine bleibende Allianz, ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß, mit gegenseitiger Garantie der Grenzen.“

„Der zweite Weg würde analog sein dem vorjährigen Reformprojekt. Preußen und Oesterreich müßten im Präsidium alterniren.“

„Ich sehe hier wiederum ab, von der Detaillirung der allerhand Mängel, welche absichtlich oder unabsichtlich dem obengenannten Reformprojekt des Jahres 1863 anhingen.“

„Das neue Ministerium muß für den einen oder den andern Weg sich entscheiden und fest an dem betretenen halten und sich hüten, bei der Art und Weise der Verhandlungen sogleich die Unmöglichkeit der Ausführung selbst zu schaffen.“

„Der vorjährige Versuch bekam nur zu bald den Anstrich einer reinen Demonstration; er hat Oesterreich unendlich geschadet, da er bei den deutschen Fürsten das begründetste Mißtrauen wach rief. Die deutsche Bevölkerung in der Stimmung, in der sie war, hatte sich ebenso rasch von demselben abgewandt.“

„Es gilt jetzt vor Allem, welchen Weg man auch betreten will, wieder Vertrauen nach beiden Richtungen hin zu erwecken, um so mehr, nachdem man in den Verhandlungen in der Frage der Herzogthümer ein Benehmen beobachtet hat, welches Fürsten und Völker dem Kaiserstaat entfremden mußte.“

„Dieses ist vor Allem die größte und schwierigste Aufgabe.“ . . .

„Ich habe nur in Aphorismen geschrieben und Vieles nur angedeutet, was Dein klarer Verstand Dir ergänzen muß.“

„Dein ritterlicher Gebieter verdient es im hohen Grade, endlich einmal zu der wichtigsten Stellung an seinem Thron einen Mann ernannt zu haben, der redlich und aufrichtig ist und zu fest und zu klug, um sich von Creaturen leiten zu lassen. Die Politik des Machiavell hat nie genießbare Früchte getragen.“

„Das Schicksal Spaniens ist abschreckend genug, um der spanischen Politik

den Rücken zu kehren, und wenn auch noch viel Confusionen in den Ansichten der Massen zu finden sind, so halte ich es dennoch für die schönste Aufgabe eines aufgeklärten Gouvernements, durch verständliche, feste und aufrichtige Politik die große Menge zu belehren und zu führen.

Dein

treuer Freund

Ernst."

Hinterriß, den 5. Oktober 1864.

Im Anschluß an das vorstehende Memoire machte ich später noch von Coburg aus Mensdorff Vorstellungen, wie sehr eine baldige active Politik Oesterreichs am Bunde jetzt geeignet sein würde, das Vertrauen der Fürsten wieder zu beleben, während ich danach noch auf die Ansprüche aufmerksam machte, welche eventuell das sächsisch-ernestinische Haus auf Lauenburg geltend zu machen hätte. Die letztere Angelegenheit war ursprünglich nicht von mir, sondern von andern Seiten angeregt worden, und ich hielt es für opportun, Mensdorff zu fragen, ob das Hervortreten mit diesen Successionsansprüchen nicht der österreichischen Regierung neue Verlegenheiten bereiten würde. Man hatte sich, wie ich wohl wußte, in Wien schon seit längerer Zeit mit der Hoffnung geschmeichelt, man könnte durch Ueberlassung des Herzogthums Lauenburg an Preußen das letztere vielleicht in ausreichendem Maaße beschwichtigen.

Es dauerte ziemlich lange, bis mein Vetter Zeit gewann, auf meine Vorstellungen zu antworten. Ich erfuhr unterdessen, daß der holsteinische Geschäftsträger in Wien über seine Unterredungen mit Graf Mensdorff sehr befriedigte Briefe nach Kiel gesendet hätte. Doch bemerkte Herr von Wydenbrugk, daß Alles auf die Energie ankommen werde, mit welcher die neue Bahn verfolgt werden würde. „Denn ich rechne," sagte Herr von Wydenbrugk mit Recht, „nicht auf die Gefügigkeit Preußens. Daß sich in diesem Falle auch Graf Mensdorff nicht überstürzen, daß er einem Bruch mit Preußen ausweichen wird, falls sich ein verständiges und annehmbares Compromiß durch einige Concessionen erreichen läßt, ist wohl wahrscheinlich und durch die persönlichen Tendenzen der beiden Souveraine von Oesterreich und Preußen nahe gelegt."

Die eigenen Auslassungen des Grafen Mensdorff ließen nun aber die Schwierigkeiten recht erkennen, die man bei jedwedem Schritte in Wien zu finden schien.

„Auf Deine Briefe," schrieb Mensdorff am 6. December, „schulde ich Dir Antwort und kann Dir auch heute nur kurz antworten, weil ich eben gar nicht zum Aufathmen komme. Meine Stellung ist eine in jeder Hinsicht schwierige, da ich den Boden in keiner Richtung geebnet fand, und weil ich nach zwei

Richtnngen hin Gefühlen Rechnung tragen muß, nämlich in Deutschland und in Oesterreich. Letztere darf ein österreichischer Minister nicht unterschätzen. In Sprüngen läßt sich bei den überall zerfahrenen Zuständen nichts erreichen, man muß vor Allem erst wieder in ein festes Geleis zu gelangen trachten, und selbst dieses ist nicht leicht und kann nur nach und nach geschehen. Das mir durch Arthur überbrachte Promemoria enthält so viel Wahres, daß ich Dir dafür meinen herzlichsten Dank sage. Das Was ist so ziemlich klar, aber das Wie der Ausführung hat unter den gegebenen Verhältnissen seine Schwierigkeit."

„Du schicktest mir eine Broschüre über sächsische Ansprüche an Lauenburg, die verschiedenen erhobenen Ansprüche werden wohl nicht viel in dem Gang der Ereignisse ändern. Noch bin ich bemüht, eine bundesgemäße Lösung in friedlichem Wege zu erreichen. Leicht ist dies nicht, aber die Pflicht erheischt es, Alles aufzubieten, um den Riß in Deutschland hintanzuhalten.

Dein treuer Freund und Vetter

Alexander."

„P. S. Mein Brief ist gehaltlos, aber vielleicht schreibe ich Dir nächstens durch sichere Gelegenheit ausführlicher."

Inzwischen waren schon acht Tage vorher die alarmirendsten Nachrichten von den am Bundestage vorgekommenen Ereignissen eingetroffen. Am 29. November telegraphirte der Bundesgeneral v. Hake aus Altona, daß die Preußen auf ihrem Rückmarsch aus Schleswig die holsteinischen Etappenstraßen besetzt und um Altona 12 Bataillone Infanterie und 4 Schwadronen Cavallerie concentrirt hätten. An demselben Tage stellte Preußen an Sachsen und Hannover die Forderung, Holstein und Lauenburg zu räumen und die Bundesexecutionstruppen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit war die 13. preußische Division bei Minden und die 6. bei Berlin concentrirt worden. Während Hannover sich allsogleich den Forderungen Preußens fügte, bei der Bundesversammlung mit einem Male als treuester Anhänger Preußens stimmte und gegen den Herzog Friedrich von Holstein die ganze Schale des welfischen Zorns auszugießen begann, nahm Sachsen eine kriegerische Attitude an, ließ die Kassen von Dresden nach dem Königstein schaffen und berief die beurlaubten Soldaten ein. Die Situation erinnerte an die Zeit von Bronzell. In Bayern übernahm kurz nach dem österreichischen Ministerwechsel Herr von der Pfordten wieder das auswärtige Amt und ließ seinem beim Bundestage angesammelten Hasse gegen Preußen die Zügel schießen. Die Mittelstaaten arbeiteten offen und geheim an der Gründung eines Sonderbundes und an der endlichen Ausführung der geliebten Idee der Trias. Auch trotz Mensdorffs Leitung gelang es Preußen nach wie vor, das österreichische Cabinet von Schritt zu Schritt in dem Kampfe gegen die Bundesversammlung festzuhalten, und in den Tagen der eben

geschilderten Vorgänge in Holstein unterstützte der Bundespräsidialgesandte alle Anträge Preußens.

Man erzählte von Briefen, in welchen die beiden Monarchen von Oesterreich und von Preußen über die obschwebenden Fragen ganz persönlich verhandelt hätten; man konnte mit Recht von dem starken diplomatischen Kampfe sprechen, welcher zwischen Wien und Berlin entbrannt war. Für die Ereignisse am Bundestage blieben alle diese inneren Vorgänge ohne Werth und Wirkung. Es schien im Rathe der Götter bestimmt, daß das alte vermoderte Institut in der denkbar unwürdigsten Weise seinem Ende entgegen gehen sollte. Die Action Preußens stützte sich auf den Wortlaut des definitiven Friedens von Wien, der am 30. Oktober abgeschlossen worden war und in der Bundestagssitzung vom 29. November der Versammlung vorgelegt wurde. Auf Grund des Artikels 3 des Vertrags beantragten Oesterreich und Preußen, die Bundesexecution in Holstein für beendigt zu erklären. Die Präsidialmacht erklärte dabei, daß sie ein günstiges Ergebniß und eine den Bundesrechten und Bundesinteressen entsprechende Lösung der schleswig-holsteinischen Frage von den zwischen den beiden Großmächten schwebenden Verhandlungen erhoffe; Preußen dagegen lehnte es ab, den desfalls eingeleiteten Verhandlungen Folge zu geben, so lange nicht der seines Erachtens unberechtigten Fortdauer des Executionsverfahrens ein Ziel gesetzt sei.

Nach einigem Schwanken erklärte sich die Bundesversammlung für Abstimmung über den Gegenstand am 5. December. Herr von Mohl, dessen juristische Auffassung durch die erwähnten Thatsachen äußerst gedrückt geworden war, bemerkte unter Anderm über die Vorfälle in jener Sitzung: „Bemerkenswerth war, daß von allen Abstimmenden auch nicht ein Einziger sich für die Berechtigung zum Besitze Schleswig-Holsteins aus Artikel 3 des Friedensschlusses erklärte, Einzelne sogar sehr scharf dagegen, wie namentlich Bayern, Braunschweig und eigentlich auch Baden; sodann, daß die preußische Auslegung des Artikels 13 der Executionsordnung lediglich nur von Hannover acceptirt worden ist. Dies ist nun freilich ein schwacher Trost gegenüber der thatsächlichen Vergewaltigung und der unmächtigen Zustimmung des Bundes zu derselben. Allein es zeigt wenigstens, wie die Abstimmungen fallen werden, wenn es durch ein Festhalten von Oesterreich zu einer Behandlung der Erbfolgefrage am Bunde kommen kann."

„So hat denn," schloß Herr von Mohl, „die Action des Bundes ein schmähliches Ende genommen und stehen wir vor einer unbekannten Zukunft — mit andern Worten, es wird jetzt Alles darauf ankommen, wie fest Oesterreich hält, wie schnell und kräftig es die Anerkennung betreibt, vielleicht auch ein Bischen darauf, ob S. M. der König von Preußen sich zu Allem versteht."

„Was die badische Abstimmung betrifft, so darf ich wohl voraussetzen, daß Herr von Roggenbach sich unmittelbar mit der Kieler Regierung in's Benehmen gesetzt hat. Ich meinestheils kann nur wünschen, daß er sich in seiner Zuversicht auf Preußen nicht täuscht. Das Ergebniß im Großen und Ganzen wäre freilich kein anderes geworden, wenn er auch aus seinen Prämissen einen andern Schluß gezogen hätte; allein für ihn selbst könnte es im unglücklichen Falle besser gewesen sein."

Etwas Heiteres hatte die Art und Weise an sich, wie Sachsen aus den Beschlüssen vom 5. December, gegen welche es gestimmt hatte, hinterher Gelegenheit nahm, seinen Frieden mit Preußen zu machen. Es erklärte nämlich mit Feierlichkeit, daß es in Folge des Bundesbeschlusses die Räumung der Herzogthümer befohlen habe, und es entließ die einberufenen Truppen, nachdem schon einige Tage vorher die Staatskassen vom Königstein wieder nach Dresden geführt worden waren. Die preußische Regierung versagte es sich nicht, hernach an Bayern und Sachsen über ihr Verhalten in der Bundesversammlung am 5. December ganz freundliche Noten zu richten, sie aber zugleich drohend vor jedem künftigen Versuch einer Ueberschreitung der Competenz des Bundes durch Majoritätsbeschlüsse zu warnen.

Oesterreich schlug noch am selben Tage, an welchem der Bundestag an's Ende seiner Action gekommen war, Preußen vor, die Herzogthümer faktisch dem Herzog Friedrich als dem bestlegitimirten Erbansprecher zu übergeben und die übrigen Prätendenten an ein Austrägalgericht zu weisen. Am 13. December aber wies der preußische Bundestagsgesandte diese Anträge Oesterreichs auf das Bestimmteste ab, bevor nicht die zukünftige Stellung Preußens in den Herzogthümern festgestellt wäre.

Von der Annexion wurde bereits officiell gesprochen. Ein Brief, den mir Sammer am 6. December schrieb, lautete betrübt genug. Alle seine Hoffnungen waren mit einem Male auf das tiefste Niveau herabgesunken, und es erschien wie ein eigenes Schicksalsverhängniß, daß es wiederum ein Mitglied meiner verzweigten Familie, mein Vetter war, auf den sich die Hoffnungen der Augustenburgischen Kreise wie auf den letzten Rettungsanker richten sollten. Was nun aber Sammer von dem schwerbedrängten Minister in Wien erwartete, war allerdings zu viel; zumal da man in Kiel selbst mit einer Art von Fatalismus sich an den Gedanken gewöhnt hatte: „Wenn Preußen es will, so läßt sich gegen die Annexion nichts thun." Freilich urtheilte Sammer noch immer vertrauensvoll, der König würde es doch nicht wollen. Im Uebrigen machte er das kleinlaute Geständniß, daß die Annexion auch in der Bevölkerung von Schleswig-Holstein wohl durchzusetzen wäre: „Es scheint jetzt," sagte er,

„darauf abgesehen zu sein, auf Basis der Besitztheorie die Herzogthümer einige Jahre zu regieren und sich eine Partei zu bilden. Wenn man dazu die nöthige Zeit läßt, so kann das Experiment glücken, wie denn doch schon eine ziemliche Charakterfestigkeit dazu gehört, wenn die Bevölkerung sich, wie Herr von Bismarck gesagt haben soll, „einen Herzog für 50 Millionen kaufen will".

Der Annexionsgedanke hatte bereits seinen officiellen Cours in den Verhandlungen Europas erhalten. In was für phantastischen Bahnen sich Leute, welche in Paris mit den Regierungskreisen doch wenigstens Fühlung unterhielten, schon damals bewegten, davon gaben die Berichte einen deutlichen Beweis, die in den Kieler Kanzleien aufgestapelt wurden, und von denen ich hier nur der Merkwürdigkeit wegen einen sehr bescheidenen Gebrauch mache. So behauptete man, „daß Louis Napoleon Preußen dieser Tage auf's Neue eröffnet habe, es möchte sich die gesammten Herzogthümer annectiren. Es ist dies jedoch mit dem Vorbehalt geschehen, daß Preußen für diesen Fall abstimmen lasse".

In einem weiteren Schreiben desselben Correspondenten heißt es dann: Drouyn de L'Huys war wegen der über seinen Kopf hinweg vom Kaiser gemachten Propositionen von vornherein verblüfft. Da er kein Idealist ist, so hat er nie begriffen, daß Frankreich Preußen ohne materielle Entschädigung begünstigen könnte. Freunde von ihm haben diese Gelegenheit benutzt ihm darzustellen, der Kaiser habe das Kind mit dem Bade ausgeschüttet."

„Officiell stellt sich die französische Politik nun folgendermaßen zur Frage: Drouyn de L'Huys hat vorgestern wörtlich gesagt: Frankreich mischt sich in den deutschen Streit nicht ein, es ermuthigt weder zur Annexion, noch entmuthigt es. Wenn aber eine Lösung da sein und man uns eine solche anzeigen wird, dann werden wir prüfen, was wir zu thun haben."

„Der Kern der Frage ist nun aber der, daß Herr von Bismarck nicht durch Frankreich, sondern durch Oesterreich die Herzogthümer gewinnen will. Die französische Abrechnung sieht er ebenfalls voraus; aber er will sie von vornherein unschädlich machen, indem er Oesterreich und Preußen, trotz der Annexion, einig erhalten will, so daß Frankreich im Falle eines Krieges die Großmächte einig findet. Es kommt daher Alles auf die Haltung Oesterreichs an."

„Bei Oesterreich steht in erster Linie der Wunsch, Preußen möge nicht annectiren, aber dabei hat es die Ueberzeugung, daß wenn Preußen Ernst mache, es die Annexion nicht verhindern kann. Es hat daher, um wenigstens seine eigene Machtstellung einigermaßen im Gleichgewicht zu halten, an ein Aequivalent gedacht und so in Berlin andeuten lassen, wenn man ihm in Schlesien ein Territorium geben wolle, das etwa die Hälfte der Bevölkerung Schleswig-

Holsteins umfasse, so wolle es in die Annexion von Preußen willigen. Preußen hat dieses Ansinnen aber abgelehnt."

„Ich kann an diesem merkwürdigen und fast unglaublichen Zwischenfall nicht zweifeln, da Fürst Metternich selbst ihn mir erzählt und hinzugefügt hat, er habe mit dem Grafen Goltz darüber gesprochen, dieser aber habe geantwortet: „Wir leben in keiner Zeit, wo man Völker verschachern kann." Fürst Metternich ist für diese Combination als ein pis-aller, und als ich ihm bemerkte, das Geschäft wäre ein sehr schlechtes für Oesterreich, erwiderte er mir: „Gewiß, aber wenigstens könnten wir diese Entschädigung doch unserm eigenen Lande gegenüber geltend machen. Er schloß dieses mir unvergeßliche Gespräch mit der Versicherung, daß, wenn Oesterreich die Annexion ohne Entschädigung geschehen lasse, er seine Entlassung gibt."

„Oesterreich," so schließt der Bericht, „hat sich durch diese Unterhandlung — auch wenn sie, was möglich ist, nicht schriftlich geführt worden ist — eine ungeheure Blöße gegeben."

„Seine Kraft bestand in dem vorliegenden Falle in der Vertretung des Rechts; sobald es merken ließ, daß es dieses Recht für ein Interesse preiszugeben bereit ist, hat es das Rechtsbewußtsein in Preußen nur noch skeptischer machen können. Oesterreich sucht und findet aber zum Theil seine Rechtfertigung darin, daß es wegen der Politik Frankreichs die Allianz mit Preußen fast um jeden Preis erhalten muß."

Ich betrachtete das Voranstehende weniger als einen Beweis dafür, was zwischen Oesterreich und Preußen thatsächlich verhandelt wurde, als vielmehr als ein Symptom dessen, was in dem Augenblicke, da die beiden Großmächte auf Grund des Wiener Friedens den gemeinsamen Besitz der Elbherzogthümer antraten, in der officiellen und nicht officiellen Welt für möglich, wahrscheinlich oder thatsächlich angesehen werden konnte. Auch nur in diesem Sinne theile ich heute die so sonderbare Darstellung von Personen mit, welche mit der schleswig-holsteinischen Regierung in vertraulichem Verkehr standen. Wenn Theilungs- und Entschädigungsabsichten ähnlicher Art wirklich zur Discussion gekommen sind, so dürften dieselben der Zeit angehört haben, wo Graf Rechberg die Leitung der Geschäfte hatte. Von Alexander Mensdorff war es mir im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß er auf Auseinandersetzungen solcher Art eingegangen sein sollte. Aber die Signatur der Zeit, welche dem Wiener Frieden folgte, war durch Gerüchte, Anschauungen und Prophezeiungen von gewaltthätiger Lösung der deutschen und schleswig-holsteinischen Frage auf das Deutlichste ausgeprägt.

In Kiel hielt man sich nach der Versicherung, die mir Herzog Friedrich



am 11. December gab, auf das Schlimmste gefaßt. Man fing an, die Acten und Papiere der augustenburgischen Regierung nicht nur vor meinem Bevollmächtigten zu verheimlichen, sondern man brachte dieselben thatsächlich in alle möglichen Verstecke. „Vorsichtshalber, — so schrieb mir der Herzog, — ließ ich alle wichtigen Acten aus Sammers und meinem Hause an einen unverfänglichen Ort schaffen. Ebenso werden seitdem die eingehenden Sachen jeden Abend fortgeschafft. Daß dieses durchaus geheim bleiben muß, einmal damit es nicht verrathen werden kann, wo die Acten sind, dann, um kein unnöthiges Aufsehen zu machen, brauche ich Dir nicht zu sagen."

„Ich fühle eben sowohl — so schloß der Herzog sein sehr bewegtes Schreiben — daß gleich treue Freunde nun schwerer wiegen, je kritischer die Zeiten werden. Allerdings bin ich nicht ohne Sorgen in Betreff einer baldigen Krisis. Die Begierde nach Annexion wächst immermehr in Berlin, und wenn man auch auf allen andern Seiten sehr gegen die Annexion eingenommen ist, so sehe ich doch nirgends ein energisches Gegengewicht."

„Der Hauptfactor dagegen ist noch das Land. Mit Ausnahme einiger annexionssüchtiger Ritter hält das Land mit seltener Einigkeit fest an uns und an seiner Selbständigkeit. Doch mit Gottes Hilfe werden wir ja doch den Sieg erringen und die Tage der Prüfung dauern nicht mehr zu lange."

Der Herzog sollte sich nur zu sehr in der letzteren Zuversicht täuschen. Das Jahr 1864 eilte seinem Ende entgegen, ohne daß irgend Jemand geahnt hätte, daß das grausame Spiel der Hoffnungen und Enttäuschungen auch noch am nächstnächsten Neujahrstage, sich fortsetzen werde.

Mit dem Beginn des Jahres 1865 vermehrten sich die Anzeichen einer bevorstehenden preußischen Annexion der Elbherzogthümer von allen Seiten. Die conservative Partei, deren Organ die Kreuzzeitung in Berlin war, machte aus ihren Wünschen in dieser Richtung keinerlei Geheimniß mehr. Die liberale Kammerpartei hegte eigentlich dieselben Anschauungen, nur daß sie es aus Oppositionslust nicht öffentlich Wort haben wollte. In den militairischen Kreisen war eine fast gereizte Stimmung gegen die Zaghaftigkeit der Diplomatie vorhanden, und man wollte nicht begreifen, wie ein anderer Codex als der des Kriegsrechts in der durch das Blut preußischer Soldaten schon gelösten Frage in Anwendung kommen könne.

In den außerpreußischen Ländern Deutschlands hatte sich ebenfalls eine große Wandlung vollzogen. Bekannt ist das Wort Mathys, welches Gustav Freytag aus dieser Zeit überliefert hat: „Er müsse gestehen, daß Herr v. Bismarck ihm täglich mehr gefalle."

Man sprach schon im Herbste von dem Zusammenbruch der Oppositionspartei, von Secession und Ausscheidung der radikalen Mitglieder. Manche Schritte von Regierungen, die bis dahin einigermaßen unter dem Einfluß von Männern des Nationalvereins gestanden hatten, erregten so sehr das Erstaunen des Herrn v. Mohl in Frankfurt, daß er in seinen Berichten nach Kiel immer unklarer, besorgter und verzweifelter wurde.

Er gehörte zu den geraden und arglosen Diplomaten, die sich aus alledem, was die Freunde und Rathgeber des holsteinischen Herzogshauses thaten oder unterließen, schließlich schlechterdings keinen Vers mehr zu machen im Stande waren. Auf ihrem im Hinterhalte bereitstehenden juristischen Geschütz sah man mit Schrecken das Verglimmen der Lunte, die ihnen nur noch die eigenen Finger verbrennen sollte.

Ich war meinerseits in diese schwankende Stimmung nicht gekommen. Je mehr ich meinen alten Freund und Verwandten verlassen sah, desto fester war ich entschlossen, mit meiner geringen Kraft Alles zu versuchen, was noch für ihn zu thun möglich war. Ich faßte die letzten Fäden der Rettung, die sich von Wien her darzubieten schienen, zusammen und bin im Laufe des Jahres 1865 zuweilen an die äußerste Grenze dessen gegangen, was ich mit meinem seit zwanzig Jahren festgehaltenen deutschen Programm für verträglich hielt. Es gewährte mir auch später, als ich sah, daß die Rechtsfrage in Schleswig-Holstein politisch nicht aufrecht zu halten sei, die größte innere Genugthuung, für das befreundete Haus Alles gethan zu haben, was aus der von mir zuerst ausgesprochenen Anerkennung des Herzogs gegenüber seinem Hause rechtlich und sittlich gefolgert werden durfte.

Ich hatte früher manchmal die Empfindung, darin einen Fehler gemacht zu haben, daß ich bei meinem Vorgehen im Beginne der Verwickelung zu wenig Fühlung mit der preußischen Regierung nahm; ich hatte im Laufe des Jahres 1864 Grund genug, über die unheilvollsten Schritte der sogenannten Kieler Regierung zu zürnen, und es hat Momente gegeben, wo ich mich am liebsten von der ganz verworrenen Sache losgemacht hätte, wie mir dies Gustav Freytag schon 1863 anrieth; aber wie die Sachen im Jahre 1865 standen, so war ich der Meinung, daß einer so ernsten Angelegenheit und einem so befreundeten Hause gegenüber Halbheiten unverzeihlich wären und daß daher noch ein Strauß für das Opferlamm der Politik gewagt werden müsse.

Es war freilich nicht mehr zu verkennen, daß auch in dem Lande, von welchem immer gesagt worden, es ständen nichts als unbeugsame Eichen dort, Alles einen sehr veränderten Charakter angenommen hatte. Das Mildeste, was von der Masse der Schleswig-Holsteiner gemeldet wurde, war die offen zu Tage

tretende Apathie. Vor einem Jahre gab es nur einen Herrn von Scheel-Plessen, jetzt wuchsen sie aus der Erde heraus.

Ohne Rückwirkung auf die Schleswig-Holsteiner blieb dabei das Auftreten der in Preußen angestellten „Landsleute" nicht, die sich lauter als Aeschines einst in Athen bald überall vernehmen ließen. Allmählich versöhnte sich die alte holsteinische Bureaukratie mit dem preußisch-österreichischen „Condominat", nachdem die Bundescommissäre zum Lande hinaus gedrängt worden waren. Schließlich functionirte nach einigen absichtlich verbreiteten Entlassungsgerüchten auch die sogenannte Landesregierung, wenn ich nicht irre, ohne jeden Personenwechsel weiter, und obwohl Oesterreich den schwachen Baron Lederer abberufen und einen angeblich schneidigen Beamten in der Person eines gewissen Herrn von Halbhuber nach den Herzogthümern zu dem Zwecke gesendet hatte, um gegen die Annexionstendenzen Preußens im Lande selbst zu wirken, so fand sich doch Niemand, welcher Herrn von Halbhuber gegen Herrn von Zedlitz recht zu unterstützen geneigt gewesen wäre.

Die Berichte, die der unglückliche österreichische Beamte, der in deutschen Verhältnissen wenig Kenntniß und gar keine Erfahrung hatte, seiner Regierung unterbreitete, sollen, wie man hörte, eine wahre Sammlung von Leidensergüssen gewesen sein.

Ein großer Theil der besitzenden Klassen in Schleswig-Holstein hatte nach dem Frieden mit Dänemark in Thalern und Mark ausgerechnet, ob die augustenburgische Succession, ob die preußische Annexion dem Lande theuerer zu stehen kommen werde. Unter diesen Umständen war es nicht zu wundern, daß Sammers Briefe an mich den Eindruck vollständiger Hoffnungslosigkeit machten: „Die Verhältnisse ziehen sich hier", schrieb er schon am 30. Januar 1865, „in schleppendem Gange weiter. Das Provisorium drückt das Land und zerspaltet dasselbe in Parteien für und gegen jede Verbindung mit Preußen — über diese ganz irrelevante Frage, da, wie die Sachen nun einmal liegen, dieselben zwischen Oesterreich und Preußen und ohne das Land zu fragen abgemacht werden."

Ich war meinerseits, wie schon bemerkt, in jenem Augenblicke von allen den Beziehungen fern gehalten, welche ich sonst mit als die werthvollsten meines Lebens anzusehen gewohnt war. Ueber die inneren Entschlüsse oder Wandlungen in den höchsten Kreisen des preußischen Gouvernements kann ich daher auch heute nichts sagen, bin vielmehr in diesen Dingen auf die Quellen angewiesen, welche Jedermann zu Gebote stehen.

Am 14. Januar hatte der König den preußischen Landtag mit einer Thronrede eröffnet, in welcher noch die volle Uebereinstimmung zwischen den Höfen von Oesterreich und Preußen hervorgehoben war, „wie die Krieger beider Heere

in Waffenbrüderschaft den Lorbeer getheilt haben". Der König gedachte des engen Bündnisses der beiden Staaten, welches „seine feste und dauernde Grundlage in Meinen und Meines erhabenen Verbündeten deutschen Gesinnungen fand" — und bemerkte weiter, daß die Aufgabe seiner Politik sein werde, das nationale Leben in den Nordmarken durch Einrichtungen sicher zu stellen, — „welche Uns die Ehrenpflicht des Schutzes jener Grenzen erleichtern und die Herzogthümer in den Stand setzen, ihre reichen Kräfte für die Entwickelung der Land- und Seemacht wie der materiellen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes wirksam zu verwerthen".

Wegen der Rechtsfragen habe er die Kronsyndici berufen: „Meine rechtliche Ueberzeugung und die Pflichten gegen Mein Land werden Mich leiten bei dem Bestreben, Mich mit Meinem hohen Verbündeten zu verständigen, mit welchem Ich inzwischen den Besitz und die Sorge für eine geordnete Verwaltung der Herzogthümer theile."

Ganz diesen Erklärungen entsprechend, bewegte sich die preußische Politik im Augenblicke wirklich in Verständigungsversuchen mit Oesterreich, die aber freilich wenig Aussicht auf Erfolg hatten. Doch war ich sehr geneigt, in der Sendung des Prinzen Friedrich Karl nach Wien ein Moment zu erblicken, in welchem der feste Wille des Königs zu liegen schien, ein alle Theile befriedigendes Abkommen herbeizuführen. Schon die Wahl des Prinzen Friedrich Karl zum Abgesandten war, subjektiv und objektiv genommen, eine Garantie für die friedlichen Intentionen König Wilhelms. Denn vermöge der Waffenbrüderschaft der Monarchien war vorauszusetzen, daß ein hervorragender Führer der preußischen Armee in Schleswig-Holstein viel Vertrauen und Entgegenkommen in den österreichischen militairischen Kreisen finden werde, und die Person des Prinzen erleichterte jede vertrauliche Aussprache über die Wünsche, die man österreichischer Seits für die Gestaltung der Dinge hegen mochte.

Prinz Friedrich Karl war am 15. Januar in Wien angekommen und bis zum 20. daselbst geblieben. Er hatte sich in seiner geraden und offenen Weise auf keinerlei diplomatische Umwege drängen lassen und verkehrte äußerst wenig mit den Beamten des auswärtigen Amtes, was zur Folge hatte, daß die Zeitungen ein voreiliges Geschrei erhoben, seine Mission sei gänzlich mißglückt. Es fehlte nicht an gehässigen und albernen Seitenhieben auf den trefflichen und in jeder Beziehung unterrichteten und gewandten Prinzen, als wäre er in der Voraussetzung zu der Mission gewählt, daß er dazu am wenigsten paßte.

Der Verkehr, welcher sich zwischen dem Prinzen Friedrich Karl und allen entscheidenden Personen gleich vom ersten Tage seines Wiener Aufenthaltes entwickelt hatte, war von der befriedigendsten Art und bewies, daß der Kaiser von



Oesterreich die freundschaftlichsten Gesinnungen für seinen Verbündeten nicht nur äußerlich an den Tag legte, sondern auch wirklich hegte. Ich zweifelte nicht, daß man sich darüber verständigte, Preußen möge endlich bestimmt formuliren, was es in Bezug auf Schleswig-Holstein für seinen Theil fordern müßte.

Die preußische Regierung bezeichnete hierauf am 22. Februar ihre Stellung zu der Frage, indem sie eine Depesche an Oesterreich richtete, welche ihrem Tone nach trocken und sachlich, aber in der Hauptsache conciliant und friedlich gedacht war.

Hätte man die von Preußen gemachten Vorschläge sachlich ins Auge gefaßt, so würde man leicht erkannt haben, daß von dem neuen Herzog von Schleswig-Holstein nicht erheblich mehr verlangt wurde, als das, was viele der deutschen Fürsten im Jahre 1849 bereits zugestanden hatten, und was ich und manche Andere jeden Augenblick neuerdings mit Freuden Preußen überlassen hätten; aber in den Kreisen der bundesstaatlichen Diplomatie echauffirte man sich heftig über „die versteckte Annexion" und sprach viel von den föderativen Principien der Bundesverfassung, welche nicht alterirt werden dürften. Ich fürchte, daß bei der Prüfung der von Herrn von Bismarck formulirten Ansprüche Preußens ein Kreis von Staatsmännern in Wien, der theils aus mittelstaatlichen, theils aus ultramontanen Kreisen zusammengesetzt war, den Ausschlag gab.

So schrieb man mir schon am 20. Februar — also bevor noch die entscheidende Depesche eingetroffen war — von dort, daß sich Alles vereinige, jede Forderung Preußens, die den souverainen Rechten der Bundesfürsten präjudiziren könnte, stricte abzuweisen. Da ich nicht zweifelte, daß man in Berlin von dieser Stimmung der Wiener Kreise eben so gut unterrichtet gewesen sein wird wie ich, so erklärte sich mir leicht der vom preußischen Standpunkte höchst gewagt erscheinende Schritt, mit Anträgen hervorzutreten, welche die natürlichsten und billigsten von der Welt waren.

Bezeichnend hiefür war ein Gespräch zwischen den Herren von Wydenbrugk und Biegeleben in Wien über die vielerwähnte Depesche am 27. Februar, worüber der erstere berichtete: „Ich sagte, die preußische Note scheint nach vorliegenden Andeutungen kein Entgegenkommen zu bezeichnen." v. Biegeleben: „Ganz und gar nicht. Vielleicht ist es für die Sache so besser, als wenn Preußen bescheidener in seinen Ansprüchen gewesen wäre." Ich fragte: „Gehen dieselben denn sehr weit?" v. Biegeleben: „Ich wenigstens möchte lieber Kartoffeln bauen, als unter solchen Bedingungen regierender Herr sein." Ich fragte: „Denken Sie bald zu antworten?" Die Antwort lautete: „O ja, darauf werden wir unsere Ansichten bald festgestellt haben."

Die Folge von alledem war, daß in Kiel sich die Meinung befestigte,

der Herzog müsse auch seinerseits die Forderungen Preußens bekämpfen. Sammer behauptete, er habe sich bei hervorragenden und verständigen Leuten erkundigt und sich überzeugt, das Land werde niemals auf die Bedingungen der preußischen Regierung eingehen, er könne es gar nicht wagen, dem Herzog zur Annahme derselben zu rathen.

Als ich leider viel zu spät über die Lage der Dinge die nöthige Orientirung gewonnen hatte, schrieb ich ein umfassendes Memoire, welches bestimmt war, sowohl in Wien wie in Kiel etwas mehr Klarheit und Verständniß für die Stellung Preußens zu erzielen. Ich setzte vor Allem auseinander, daß die Verschleppung der holsteinischen Frage die gefährlichsten Folgen haben müsse, und suchte zu beweisen, daß die Annexion der Herzogthümer die Auflösung des deutschen Bundes und Staatensystems nach sich ziehen, die Verschleppung der Anerkennung des Herzogs Friedrich dagegen nichts bewirken werde, als eine Discussion zu begünstigen, die allenthalben Boden gewonnen habe, an der Stelle des jetzigen föderativen Bundesstaates nämlich den Einheitsstaat zu setzen. Ich empfahl daher die Anerkennung des Herzogs von Seite Oesterreichs, welchem sich eine Bundesmajorität sofort zur Seite stellen würde. „Zugleich aber" — so hieß es in meiner Denkschrift — „müßte der zweite und praktischere Vorwand der Verschleppung beseitigt werden. Dies kann nur dadurch geschehen, daß Oesterreich Preußen gestattet, denjenigen Einfluß in den Herzogthümern zu üben, welcher mit dem deutschen Bundesrechte verträglich ist, und daß es in dieser Hinsicht keine zu engen Grenzen zieht. Es müßte von Oesterreich in bestimmter und offener Weise der preußischen Regierung gesagt werden, wie weit es in dieser Beziehung zu gehen geneigt sei. Wird in dieser Beziehung von Oesterreich die Initiative nicht ergriffen, so wird die Frage nur auf dem Wege der Thatsachen gefördert werden können."

„Es handelt sich dabei wesentlich um

1. die militairischen und maritimen Verhältnisse und

2. die von Preußen in Anspruch genommene Verwaltung der Post und Telegraphie."

„Alle anderen Forderungen, die Abtretung einzelner Plätze zu Befestigungen, der Eintritt in den Zollverein, die Kanalverhältnisse, können keine ernsten Schwierigkeiten machen. Gelingt es, in Betreff der obgedachten beiden Beziehungen einen Weg zu finden, auf welchem die öffentliche Meinung in Preußen und in dem größten Theile Norddeutschlands zufrieden gestellt wird, so hat die preußische Regierung die Hauptstütze verloren und muß sich zum Abschluß der schleswig-holsteinischen Frage bequemen."

„Je offener und uneigennütziger Oesterreich der preußischen Regierung unleugbare Vortheile einräumt, desto sicherer kann dasselbe sein, daß die öffentliche

Meinung sich überall auf seine Seite stellen wird, und daß die Gemäßigten in Preußen selbst zufrieden sein werden, auf diese Weise zum Ende zu kommen."

„Wenn die Gothaische Militairconvention auf die Herzogthümer zur Anwendung gebracht wird, so würden die bundesrechtlichen Grenzen innegehalten; es wird Preußen allerdings ein Vortheil gewährt, aber keineswegs eine Herrschaft über Schleswig-Holstein eingeräumt."

„Der politische Vortheil, den Preußen von einer solchen Convention hat, ist, daß es seine in die fremden Truppen commandirten Offiziere zurückrufen kann. Daß die politische Haltung des kleinen Landes dadurch nicht bedingt wird, zeigt am besten die politische Haltung, welche ich im Sommer 1863 und im Frühjahr 1864 Preußen gegenüber eingenommen habe."

„Es ist bekannt, daß der König von Preußen aus rein militairischen Gründen auf solche Militairconventionen großen Werth legt; dasselbe gilt von der Armee und einem großen Theile der politischen Kreise. Es ist unzweifelhaft, daß der König durch die Zulassung einer solchen Convention im Wesentlichen zufrieden gestellt sein würde."

„Was die maritimen Verhältnisse betrifft, so kommen dieselben weniger in Betracht, weil maritime Verbindungen außerhalb des Bundesrechts liegen und überhaupt nicht wohl im Stande sind, eine politische Abhängigkeit zu begründen. Es kommt hinzu, daß die Handelsschifffahrt der Herzogthümer doch des Schutzes der preußischen Kriegsflagge bedarf, und daß daher ein specieller Grund vorliegt, um Gegenleistungen zu rechtfertigen. Die Stellung von Matrosen zur preußischen Marine kann von Schleswig-Holstein übernommen werden, ohne daß Preußen dadurch ein unmittelbares Aushebungsrecht erhält."

Im weitern Verlaufe meiner Denkschrift suchte ich auch die Forderungen Preußens in Bezug auf das Post- und Telegraphenwesen annehmbar zu machen und trat zum Schlusse der in manchen Kreisen verbreiteten Ansicht entgegen, daß die Annexion einem System von Militair- und Marine-Conventionen vorzuziehen sei.

Ich hatte meine Denkschrift an den Grafen Mensdorff mit der Bitte gesendet, dieselbe Sr. Majestät dem Kaiser zu überreichen. In meinem Begleitschreiben bemerkte ich noch besonders: „Schon längst war es mein Wunsch gewesen, Dir meine Ansichten auszusprechen. Jetzt, wo die pure ablehnende Antwort nach Berlin erfolgt ist, sind die Verhältnisse in eine Lage getreten, daß ich mich gedrungen fühle, Euch eine Beurtheilung, auch von einem anderen Standpunkte aus, vorzutragen. Zu glücklich würde ich sein, wenn meine Anschauungen auf Eure Entschließungen noch einen geringen Einfluß haben könnten."

Um dieselbe Zeit war von Bayern ein Antrag in der Bundesversammlung vorbereitet worden, in welchem die Erwartung ausgesprochen werden sollte, es werde den höchsten Regierungen von Oesterreich und Preußen gefallen, dem Erbprinzen von Schleswig-Holstein das Herzogthum Holstein nunmehr in eigene Verwaltung zu übergeben. Unter dem Eindruck dieser neuen Phase bundestäglicher Halbheiten beantwortete Graf Mensdorff meine Zusendung am 27. März:

„Zürne mir nicht, daß ich Dir so spät erst den Empfang Deines Memoires bestätige, welches der Kaiser mit lebhaftem Interesse gelesen hat. Im Ganzen haben wir ja eigentlich so ziemlich denselben Standpunkt eingenommen, nur hegen wir über die Rechtmäßigkeit der Augustenburger oder, besser gesagt, über die Rechte derselben auf alle Landestheile einige Zweifel. Durch den Bayrischen Antrag wird einige Aufregung in die Welt gebracht werden; ich hoffe, daß unsere Allianz nicht ernstlich davon erschüttert werden wird."

„Wir halten das Zusammengehen mit Preußen für nothwendig zur Erhaltung des Friedens in Europa. Ohne Gereiztheit preußischer Seits wird die Sache wohl nicht abgehen. Wir haben nun aber keineswegs die Wege zur Verständigung abgeschnitten und rechnen darauf, daß in Berlin die Sache gleichmäßig aufgefaßt wird, wenn die kühle Ueberlegung wieder die Oberhand bekommt."

„Ich erliege fast manchmal unter der Wucht der Geschäfte. Mit Festigkeit und Ausdauer hoffe ich aber endlich noch manche Schwierigkeit zu überwinden. Eine verworrenere Lage nach Außen und Innen hat es wohl nicht leicht gegeben, als wie jene, deren wir uns in diesem Augenblick erfreuen."

„Ich würde mich sehr freuen, wenn ich Dich einmal wieder sehen könnte. Viel zu schreiben vermag ich in meiner Stellung nicht; es führt auch zu nichts, als zu falschen Auffassungen. Sage der verehrten Alexandrine ꝛc.

Alex. M."

Obwohl ich das Schreiben Mensdorffs keineswegs als günstig betrachtete, glaubte ich doch dem Herzog von Holstein Mittheilung davon machen und ihn bewegen zu sollen, auf der in meiner Denkschrift bezeichneten Basis in Berlin zu unterhandeln. Wenn es als richtig anzunehmen war, daß man in Wien die Bedingungen acceptirte, so war es die höchste Zeit, daß der Herzog sich seinerseits Preußen gegenüber erklärte. Ich drängte also in Kiel zu einem offenen Vorgehen und erreichte endlich, daß des Herzogs Friedrich Geschäftsträger in Berlin mit einer Instruction versehen wurde, die sich in der Hauptsache den Februarforderungen Preußens anschloß.

Herr von Ahlefeldt war in Berlin während der letzten Monate in Vertretung des Herzogs nicht auf Rosen gebettet. Die Zeitungen erzählten im Februar eine betrübende Geschichte, wonach bei einem Hofconcert der geplagte Diplomat

aus der Loge der officiellen Gesandten verwiesen worden wäre. Von anderer Seite wurde die Anekdote folgendermaßen richtig gestellt: Herr von Ahlefeldt war bei dem Hofconcert allerdings in den für die Diplomaten bestimmten Raum geführt worden, und Herr von Bismarck äußerte beim Durchgehen in freundlich scherzhafter Weise, er gehöre ja eigentlich zu den „Inländern". Darauf erfolgte aber nichts, sondern der Kronprinz, der bemerkt hatte, daß der Diplomatenraum sehr überfüllt war, ließ aus Rücksicht hierauf nach einer Weile Herrn von Ahlefeldt durch Herrn von Loucadou an einen besser gelegenen Platz führen.

Als nun im April Herr von Ahlefeldt den Auftrag erhalten hatte, von seiner Instruction der preußischen Regierung gegenüber Gebrauch zu machen, war er mit seinen Eröffnungen offenbar etwas zu spät gekommen; denn um diese Zeit war Preußen bereits auf eine viel weitere Linie von Ansprüchen gedrängt worden, da sich ja doch gezeigt hatte, daß Oesterreich auf die Februarforderungen nicht eingehen wolle.

Sammer schrieb mir über die Schicksale der Action des Herrn von Ahlefeldt Folgendes:

„Der Schritt, den Ew. Hoheit beim Wiener Hof gethan, hat uns ermuthigt, nunmehr auch unsererseits weiter hervorzutreten. Es ist dies in der Form eines Schreibens des Herzogs an Herrn von Ahlefeldt in Berlin geschehen, von welchem ich Ew. Hoheit eine Abschrift im Auftrage des Herzogs übersenden soll."

„Es läuft dies Schreiben mit dem von Ew. Hoheit an den Grafen Mensdorff parallel, und da das von Ew. Hoheit gute Aufnahme gefunden, so haben wir Herrn von Wydenbrugk beauftragt, eine Abschrift desselben in Wien zu übergeben. Ob dieser Auftrag schon ausgeführt worden ist, und welchen Erfolg derselbe gehabt hat, wissen wir noch nicht. Doch muß ich gestehen, daß ich, wenn auch weniger in Betreff des Grafen Mensdorff, doch in Betreff Herrn von Biegelebens nicht ohne einige Besorgniß bin."

„Herr von Ahlefeldt hat den in dem beiliegenden Schreiben erhaltenen Auftrag am 5. April ausgeführt und, da Herr von Bismarck Schriftliches wünschte, die Autorisation erhalten, eine Abschrift des Schreibens zu übergeben. Erfolg hat dasselbe in Berlin noch nicht gehabt und wird auch schwerlich solchen haben."

Während nun aber Sammer über den Mangel an Erfolg in Berlin klagte, war es verhängnisvoll, daß man die Ahlefeldt'sche Mission in Wien noch viel ungünstiger betrachtete als dort. Ich kann nicht unterlassen, die bezügliche Mittheilung des Herrn von Wydenbrugk großentheils wörtlich zur Kenntniß zu bringen, da dieselbe einen vortrefflichen Einblick in die Lage der Dinge gewährt.

Da Herr von Wydenbrugk die ihm von Dr. Lorentzen persönlich überbrachten Papiere dem Grafen Mensdorff, welcher erkrankt war, nicht mittheilen konnte, mußte er sich begnügen, die Ansichten des Herrn von Biegeleben über den von dem Herzog gethanen Schritt zu vernehmen. „Nachdem ich — so fährt Herr v. Wydenbrugk in seinem Berichte fort — der Instruction entsprechend mich ausgesprochen, fand ich Herrn von Biegeleben zwar durchaus ruhig und leidenschaftslos, allein den sehr übeln Eindruck, den die Mittheilung machte, verhehlte er nicht. Dr. Lorentzen war der Meinung, daß ich, um näher zu motiviren, weshalb man bei den fraglichen Anerbietungen auf die wesentliche Uebereinstimmung mit Oesterreich baue, auf die zwischen Graf Mensdorff und dem Herzog von Coburg geführte Correspondenz confidentiell Bezug nehmen dürfe. Dies geschah auch. Herr von Biegeleben bemerkte: „Auch abgesehen von diesem Punkte gingen die gemachten Zugeständnisse ja doch viel weiter. Was aber diesen Punkt betreffe, so möge vielleicht Graf Mensdorff seinem Vetter in allgemeiner Weise, um ihn zu beruhigen, in einigen freundlichen Zeilen gesagt haben, man könne ja vielleicht schließlich einmal auf etwas Aehnliches, wie die Coburger Militairconvention, kommen, aber er erinnere sich sehr genau, daß, als die Frage der Militairconvention — die ja einen sehr verschiedenen Inhalt haben könne — ernstlich besprochen und dabei auch die Coburger Militärconvention erwähnt worden wäre, Graf Mensdorff selbst hervorgehoben hätte: „Es ist eben schon ein großer Unterschied, ob es sich um ein Contingent von 1500 oder 15 000 Mann handelt." Was aber die Hauptsache sei, Handbillete, gelegentliche Aeußerungen und dergleichen möchten immer eine gewisse Bedeutung haben, um sich zu orientiren, aber Beschlüsse von solcher Tragweite, wie die fraglichen, pflege man sonst nur auf Grund von Staatsacten oder Noten zu fassen, in welchen ein Staat seiner wohlerwogenen Meinung einen amtlichen Ausdruck gegeben habe."

„v. B. hatte nur einen Theil des Schreibens von Herrn v. Ahlefeldt gelesen. Bei ein Paar Stellen erwähnte er: „Das ist stark!" und sagte dann: „Der Herzog hat es selbst unterschrieben, das ist recht schlimm!"

Im weiteren Verlaufe des Berichtes heißt es dann: „Die Chancen des Herzogs — so habe Biegeleben behauptet — würden immer besser geworden sein, und weder die gegen seine Person gerichteten Rodomontaden, noch etwaige Anerbietungen des Großherzogs von Oldenburg hätten seiner Sache schaden können." Der Herzog dürfte nach der Ansicht des Wiener Staatsmannes Preußen überhaupt nichts einräumen. „Wenn der Herzog sich im Allgemeinen darauf beschränkt hätte, seine Bereitwilligkeit zu erklären, zu einer Verständigung beizutragen, so würde dies unbedenklich gewesen sein. Die Folgen solcher einseitigen Zugeständnisse, auch wenn sie nicht formell binden, sind nicht so

leicht zu beseitigen; Preußen kann sie nach verschiedenen Seiten hin verwerthen."

Zur Zeit als Herr von Wydenbruck seinen Bericht schloß, vermochte er noch nicht zu sagen, ob die Wiener Unzufriedenheit über den Schritt des Herzogs eine Aenderung in der Behandlung der Frage auch hinsichtlich der Endziele zur Folge haben werde. Zunächst war mir deutlich geworden, daß Herzog Friedrich in Berlin nichts erreicht und in Wien erzürnt hatte. Die Situation konnte daher nicht schlimmer gedacht werden.

Gleichzeitig waren in der Verwaltung der Herzogthümer zwischen dem preußischen und dem österreichischen Commissär immer bedrohlichere und bedenklichere Streitigkeiten entstanden, und jedermann war überzeugt, daß die Geschäfte in der bisherigen Weise nicht fortgeführt werden konnten. Man hielt im Laufe des Sommers einen Bruch zwischen den beiden Mächten nicht mehr für ausgeschlossen und sah die Aufrechthaltung des Friedens nur noch durch die persönlichen Gesinnungen der verbündeten Monarchen gesichert.

In der preußischen Armee wurde nach Berichten aus Schleswig-Holstein von nichts eifriger gesprochen, als von dem bevorstehenden Kriege mit Oesterreich; und die politische Welt von ganz Europa beschäftigte sich mit der Frage, ob die zwischen Preußen und Italien jetzt angeknüpften Beziehungen zu einem Verständnis führen würden oder schon geführt hätten.

So war der August herangekommen, wo König Wilhelm wiederum seinen Badeaufenthalt in Gastein nahm und auch Herr von Bismarck sich einfand. Die Verwickelungen und Streitigkeiten in der Administration von Schleswig-Holstein hatten sich in den letzten Wochen durch die Ausweisung von Personen, welche dem preußischen Gouvernement feindlich waren, wesentlich gesteigert. Ein neues Abkommen über die Regierung des gemeinschaftlichen Besitzes war zwischen den beiden Staaten unaufschiebbar. Graf Mensdorff kam mit dem Grafen Blome nach Gastein und schloß mit Herrn von Bismarck am 14. August die bekannte Convention, nach welcher Holstein der Verwaltung Oesterreichs ausschließlich überlassen blieb, während Schleswig in die Administration Preußens überging und Lauenburg gegen eine Entschädigung von zwei ein halb Millionen dänischer Reichsthaler dem Könige Wilhelm förmlich abgetreten wurde.

Eine Reihe von Bestimmungen über Anträge, die zur definitiven Regelung der Angelegenheiten bei dem Bunde dienen sollten, ließ unschwer die Fäden verfolgen, an denen der Streit in Frankfurt fortgesponnen werden mußte. Hierbei war ohne Frage das Verhängnißvollste, daß Mensdorff von einer Seite seines Ministeriums berathen wurde, der jede Verschärfung des Gegensatzes zu Preußen erwünscht war.

Am 19. August wurde die Gasteiner Convention in Salzburg von den beiden Monarchen unterzeichnet, welche durch diese neue persönliche Zusammenkunft noch einmal einen Beweis von dem Werthe geben wollten, den sie der Verständigung beilegten.

Ich war im Sommer 1865 so glücklich, dem höchst unerquicklichen Schauspiel der diplomatischen Verwickelungen und Schachzüge ganz fern stehen zu können. Am 22. Juni reiste ich über Paris in das Seebad Biarritz, von wo ich Ausflüge nach Bordeaux und Bayonne sowie in die baskischen Berge machte. Die durch die Pyrenäen führende neue Eisenbahn ermöglichte einen raschen Besuch von Madrid, um die Schätze des dortigen Museums kennen zu lernen. Auf der Rückreise traf ich am 23. Juli wieder in Paris ein und eilte hierauf nach der Heimath, wo sich Festlichkeiten vorbereiteten, die meine Anwesenheit erheischten.

Der Monat August versammelte in Coburg den größten Theil meiner weitverzweigten Familie. Am Geburtstage meines verstorbenen Bruders sollte die Enthüllung des schönen Denkmals stattfinden, welches Liebe und Pietät dem Prinz-Gemahl von England auf dem Marktplatz seiner Vaterstadt errichtete. Möge sein einziges ehernes Standbild auf dem von ihm so geliebten deutschen Boden noch späte Geschlechter erinnern, wie Vieles und mitunter Entscheidendes der deutsche Prinz für sein Vaterland gethan hat! Bei der Enthüllungsfeierlichkeit war die Königin von England mit fast allen ihren Kindern anwesend. Sie hatte schon seit dem 11. August Aufenthalt in der Rosenau genommen. Mit dem Prinzen von Wales war seine Gemahlin gekommen. Der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen sowie der Erbgroßherzog von Hessen und seine Gemahlin Alice fanden sich ein. In gleicher Weise nahmen die Familie des Prinzen August sowie die Herzogin von Holstein und Prinz Christian, der Herzog von Cambridge, Fürst Hermann Hohenlohe und viele andere Fürstlichkeiten an dem Feste Theil. Man zählte vier und zwanzig zur Familie gehörige Personen.

Die Enthüllung des Denkmals fand am 26. August um halb vier Uhr bei herrlichem Wetter statt, und als auf ein von mir gegebenes Zeichen die Hülle fiel und das außerordentlich gelungene Standbild des Prinzen sich den Blicken der dichtgedrängten Menschenmenge zeigte, erhob sich lauter Jubel.

In den festlichen Tagen hatte ich Gelegenheit, mit dem Grafen Mensdorff, welcher sich auch unter meinen Gästen eingefunden hatte, manches Wort über die politische Lage zu wechseln. Er war unmittelbar von der Monarchen-

zusammenkunft in Salzburg nach Coburg gekommen. Ich fand ihn durch das letztere Ereigniß auffallend befriedigt und über die Zukunft beruhigt. Die augustenburgische Sache schien ihm sehr am Herzen zu liegen, und er bestärkte sich in dieser Richtung um so mehr, als auch die Königin von England sich ihm gegenüber unzweideutig ausgesprochen hatte.

Anfangs September verließen meine zahlreichen Gäste Coburg, die Königin trat am fünften die Heimreise an.

Um die Mitte des Monats ging ich nach Merseburg zu den Manoeuvern, welche der König selbst abhielt und wo ich am 18. mein Coburger Regiment und das siebente Cürassierregiment vorzuführen das Glück hatte.

Der König war, wie immer, sehr gnädig und freundlich gegen mich, vermied es aber durchaus, über die politische Lage zu sprechen. Ich verkehrte desto mehr und offener mit dem Kronprinzen, der jedoch, wie die meisten andern damals, durchaus keinen Glauben daran hatte, daß ein ernsteres Kriegsspiel uns bevorstand und die Manoeuver des nächsten Jahres blutiger Art sein würden.

Daß der König indeß doch in einer sehr ernsten und entschlossenen Stimmung war, blieb uns nicht verborgen, und seine völlige Uebereinstimmung mit den Wegen des Ministers hatte er eben in diesen Tagen bewiesen, indem er Herrn von Bismarck in den Grafenstand erhob.

In Schleswig ging man seit dem Abschluß der Gasteiner Convention mit größerer Strenge gegen die Augustenburgischen Tendenzen vor und beseitigte alle Beamte, welche in Beziehung hierauf nicht ganz zuverlässig erschienen. Zum preußischen Gouverneur war Herr von Manteuffel ernannt worden, über dessen persönliche Ansichten in der schwebenden Frage wohl kein Zweifel sein konnte. Er verlangte von allen Beamten einen unbedingten Gehorsamseid gegen den König.

Die Augustenburgische Nebenregierung fühlte sich in Kiel unter der österreichischen Verwaltung sicherer als früher, ohne daß man behaupten durfte, ihre Lage wäre eine bessere oder angesehenere geworden. Obwohl ich Sammer im August in Coburg gesprochen und mancherlei Nachrichten und Briefe vom Herzog Friedrich selbst empfangen hatte, waren doch mehr und mehr von meinen Freunden selbst die Beziehungen gelockert worden, und man ließ mich nicht im Zweifel darüber, daß unter den bestehenden Verhältnissen meine Antheilnahme in Kiel weniger gern gesehen würde. Wenn Sammer von Kiel abwesend war, wurden Tempeltey alle Mittheilungen geradezu verweigert, und ich entschloß mich daher, meinen Geschäftsträger von dort abzuberufen.

Sammer versprach mir nachher, mich selbst auf dem Laufenden erhalten zu wollen, aber seine Berichte wurden immer seltener.

Bei der erwähnten Familienzusammenkunft in Coburg hatte ich Gelegenheit, das Projekt einer Verbindung zwischen dem Prinzen Christian von Holstein und der dritten Tochter der Königin Victoria, Prinzessin Helene, auf die Bahn zu bringen; welch günstige Umstände sich für die treffliche, so oft und schwer heimgesuchte Familie gerade in der jetzt wieder drohenden politischen Nothlage aus dieser Verbindung bilden konnten, brachte Herzog Friedrich in einem Briefe an mich zum Ausdruck, worin unter anderem auch über die Verhältnisse der Herzogthümer einige Mittheilungen gemacht wurden:

„Ich kann Tempeltey nicht abreisen lassen, ohne ihm einige Zeilen an Dich mitzugeben, die Dir meinen besten Dank für Deinen letzten Brief aussprechen sollen. . . Von ganzem Herzen wünsche ich, daß die Sache zu einem guten Ende geführt werden möge! . . . Ueber die hiesigen Zustände wird Dir Tempeltey ausführlich berichten. Gablenz ist Soldat ohne Geschäftskenntniß und hat offenbar die Instruction, den Preußen gegenüber sich coulant zu zeigen. Das ist offenbar nicht ohne Gefahr, namentlich da man von preußischer Seite sich die größte Mühe gibt ihn einzufangen. In Berlin überhäufte man ihn mit Höflichkeiten; hier empfing ihn Manteuffel; heute ist Roon hier, um ihn nicht kalt werden zu lassen, und morgen kommt Manteuffel wieder. Ich hoffe jedoch, daß er dennoch die wahre Sachlage bald übersehen wird. Die Hauptsache aber ist der feste Sinn des Volkes, an dem mit Gottes Hilfe alle Versuchungen und Intriguen zu Nichte werden."

Leider hatte der Herzog noch bis in die letzten Stunden seines Aufenthaltes in Kiel die Stimmung in den weiteren schleswig-holsteinischen Kreisen doch nicht genau gekannt. Auch blieb das Vertrauen auf die Wiener Politik bei seinen Räthen im Wesentlichen unerschüttert, und begründet mochte dasselbe in Bezug auf die Person des Grafen Mensdorff ja immerhin sein.

Nichts wurde in Kiel mit größerer Freude vernommen, als daß Herr von Wydenbrugk berichten konnte, Graf Mensdorff habe Herrn von Bismarck in Salzburg rundweg erklärt: die österreichische Politik bleibe auf dem Augustenburgischen Standpunkt stehen.

Indessen gingen in Wien zwei sehr verschiedene Strömungen nebeneinander her, und die ultramontane Partei hoffte nach Schmerlings Sturz und nach der sogenannten Verfassungssistirung gegen Ende des Jahres in dem einflußreichen Minister Graf Moriz Esterhazy eine wesentliche Verstärkung zu erhalten.

Ich hatte meinerseits nur noch die Hoffnung, daß Oesterreich sich durch einen raschen und kühnen Entschluß, bevor die zu erwartende kriegerische Sturmfluth hereinbrach, mit dem deutschen Bunde über die Anerkennung des Herzogs Friedrich verständigen und durch Unterstützung der volksthümlichen Sache die

deutsche Nation gewinnen werde. In diesem Sinne schrieb ich noch einmal im Oktober an Alexander Mensdorff einen Brief mit der Bitte, reinen Tisch zu machen, ehe es zu spät wäre. Allein es wurde immer deutlicher, daß in Wien die andere Strömung vorherrschte. In den inneren und äußeren Verhältnissen Oesterreichs traten Persönlichkeiten in den Vordergrund, welche fast mehr den Eindruck von Spielern als von Staatsmännern zu machen geeignet waren. So sah ich mich veranlaßt, in den zur Entscheidung drängenden Angelegenheiten mehr den Standpunkt des Beobachters einzunehmen.

Allmählich trat an jeden deutschen Souverain die Frage heran, wo er stehen werde, falls der ungeheuer verwickelte Knoten mit dem Schwerte gelöst werden sollte. Der Winter war herangekommen, ohne daß für den Krieg entscheidende Beschlüsse von der einen oder der andern Seite gefaßt worden wären, aber alle Welt lebte in der Ueberzeugung, daß die deutsche Staatskunst am Ende einer Epoche angelangt sei.

Für mich und mein Haus sollte das alte Jahr nicht ohne den unersetzlichsten Verlust endigen, den ich seit meines Bruders Tode zu empfinden hatte.

Am 10. December 1865 starb König Leopold I. von Belgien. Es war, wie wenn sich das alte europäische Staatssystem nicht bloß in seinen Grundsätzen, sondern auch in seinen hervorragendsten Vertretern persönlich aufzulösen im Begriffe wäre.

Die Trauerbotschaft von Brüssel war mir noch am selben Abend zugekommen. Ganz außerordentlich zeigte sich die Antheilnahme an dem Verluste unseres Hauses, nicht nur in dem kleinen Ländchen, wo die Wiege des seltenen Fürsten gestanden, sondern überall in Europa, wo man einen zuweilen überschätzten Einfluß auf die constitutionelle Entwickelung der Staaten ihm zuschrieb. Die Persönlichkeit des Königs, der durch fast sechzig Jahre an allen wirklich großen Begebenheiten Europas, oft durch einen verwunderlichen Zusammenhang der Dinge, in näherer oder entfernterer Beziehung mitbetheiligt und interessirt war, hat noch niemals eine geschichtlich treue Schilderung erhalten. Was man in Belgien und in England über ihn schrieb, beschränkte sich meist auf die dortigen Verhältnisse; in Deutschland war nur in einem kleinen Kreise eine volle Kenntniß des Königs zu finden. Darüber hinaus begegnete man den mannigfaltigsten Vorurtheilen und falschen Auffassungen seines ganzen Wesens. Seit dem Tode des Fürsten Metternich sah man den König Leopold da und dort für ein politisches Orakel des alten Europa an, aus welchem man sich über die populären und liberalen Strömungen der gebildeten und besitzenden Klassen die besten Aufschlüsse verschaffen könnte.

Seine kluge und ruhige Art, die Ereignisse zu besprechen, sicherte ihm überall einen Einfluß von mehr moralisch als politisch eingreifender Natur. In den letzten Jahren machte er gegen Niemand ein Hehl daraus, daß ihm der Gang der Dinge höchst widerwärtig und besorgnißerregend erschien. Aus den Differenzen zwischen den deutschen Mächten sah er das steigende Uebergewicht des Imperialismus erwachsen; es verursachte ihm fast eine persönliche Kränkung, wenn in den letzten Monaten, selbst in ernsten Blättern, von einer Theilung Belgiens zwischen Frankreich und Preußen die Rede war. Der König hatte von Natur aus in allen Angelegenheiten einen Zug zur Vermittlung, aber er verlangte die entschiedene Anerkennung der Grenzen des Rechts und der Billigkeit von vornherein und konnte sich über Einzelne wie über die Gesammtheit erzürnen, wenn dagegen gefehlt wurde.

Mein Oheim hatte nichts weniger als eine innerlich hohe Achtung vor dem, was die wandelbare öffentliche Meinung mit dem Tage hervorzubringen pflegt; und wenn ihn jene gekannt hätten, welche gewöhnlich meinen, daß sich in der Unterwerfung unter das allgemeine Urtheil die liberale Gesinnung des Staatsmannes zeige, so würden sie ihn ohne Zweifel für einen der illiberalsten Fürsten Europas gehalten haben.

Er war sehr geneigt, das, was als das sogenannte allgemeine Urtheil in politischen Dingen an der Oberfläche zu erscheinen pflegt, zu belächeln und in milder Form zu verspotten. Immer war er ein Feind aller extremen Ansichten und Maßregeln und gleichsam die Personification des Aristotelischen Maßes in allen Dingen. Seine Abneigung gegen die ultramontanen Wiederbelebungsversuche vergangener Zeiten ist bekannt genug, aber in der letzten Zeit war er eben so sehr über die belgischen Liberalen erzürnt und tadelte ihr hartes Vorgehen gegen die katholischen Gefühle der Bevölkerung. „Hier habe ich mich furchtbar“ — so schrieb er mir im November 1864 — „über meine Minister geärgert, die unter dem Einfluß der radicalen Clubs Dinge thun, die der Zukunft des Landes nur verderblich sein können. Sonderbar! daß die Menschen sehr glückliche Zustände schwer ertragen.“ Er beschwerte sich besonders darüber, daß man die „wirklich anhängliche katholische Bevölkerung sans rien et raison drangsalire. Die Tollheit hiervon übersteige alle Begriffe.“

Man konnte behaupten, daß der König neben einem scharf ausgeprägten Rechtsbewußtsein auch von dem vieldeutigen Worte der Freiheit einen lebendigen Begriff besaß, durch welchen er die Parteien von rechts und links wahrhaft beschränkte. In einem Artikel, den ich selbst bei dem Tode des Königs für eine heimische Zeitung geschrieben habe, glaubte ich meine Ansicht über die politische Bedeutung desselben in folgende Worte fassen zu sollen:



„Das war des Königs Größe, daß er zum Schirm und Hüter eines eben erstehenden Staates bestellt — eines machtlosen, politisch und religiös gespaltenen Staates — mit sicherem Blicke das einzige Heil in dem Fundament des Rechtes und der Freiheit erkannte. Er verstand seine Zeit und ihre Forderungen. Gewissermaßen der Träger des modernen constitutionellen Lebens, hat er durch die Aufrichtigkeit seiner Hingabe an die Institutionen des Landes, wie durch die nach rechts und links bewährte Festigkeit des Charakters seinen jungen Staat zu jenem Musterstaat erhoben, auf den die andern Völker des Continents mit sehnsüchtigem Neid schauten und der in gewaltigen Katastrophen, als hundertjährige Throne zitterten, unberührt und in sich gefaßt dastand.“

Diese Denkungsweise des Königs hatte indessen nichts mit jenen despotischen Beglückungstendenzen gemein, welche zuweilen ein bestimmtes System philosophischer Anschauungen den Völkern aufzwingen möchten. Der Sinn des Königs war allem Doctrinarismus fremd. Er konnte diejenigen Leute am wenigsten begreifen, die sich und Anderen durch endloses Verbessern, Reformiren und Revolutioniren die größten Leiden zu verursachen vermögen. Denn er war, nach allen Richtungen betrachtet, eine freie und freisinnige Natur, welche, mit dem größten Wohlwollen gepaart, die Freiheit jedes Andern bis an die äußerste Grenze des Möglichen zu respectiren vermochte.

Er hatte sehr viel Sinn für häusliches Leben, und es ist ganz wahr, daß er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Reihe von Jahren trübseligster Art erlebte, ehe er den belgischen Thron bestieg. In dieser Zeit verhältnißmäßig geringer politischer Thätigkeit mochte sich das eigenthümliche contemplative Wesen ausgebildet haben, von welchem in einigen romanhaften Schriften, die von dem Könige handeln, eine carrikirte Zeichnung gegeben worden ist. Er war ein Mann ohne starke Leidenschaften; er pflegte zu sagen: „Man hat gemeiniglich keinen Feind für das ganze Leben, aber auch selten einen Freund, mit dem man in Allem übereinstimmt.“ So verbreitete er sich gerne mit philosophischer Ruhe und mit einem Anfluge von Humor über Menschen und Dinge der Welt. Er imponirte durch solche Gespräche den mannigfaltigsten Politikern, Gelehrten, Künstlern und gerade solchen am meisten, die im Wesentlichen andern und besonders prononcirten Anschauungen huldigten. Allen flößte der König eine nicht zu verweigernde Sympathie ein, welche zwischen hoher Verehrung und aufrichtiger Liebe schwankte. Er besaß sehr viel Sinn für die Kunst, besonderes Verständniß für die Malerei, deren Blüthe in Belgien mit seinem persönlichen Antheil an dem künstlerischen Streben Hand in Hand ging. Für die Musik hatte er viel natürliche Anlage; auch verfügte er über sehr ansehnliche Kenntnisse auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens und noch mehr über eine ungewöhnliche Masse von Er-

fahrungen, die er wohlgeordnet in seinem Gedächtniß allzeit bereit hielt, um sie auf neue Erscheinungen anzuwenden.

Seine unendlich reiche Lectüre bezog sich mit Vorliebe auf Memoiren und politische Schriften wie auch auf die gesammte moderne, insbesondere englische schöne Literatur. Eine so starke geistige Durchbildung gab ihm, obwohl der Unterricht seiner Jugend in den Kriegsjahren der französischen Revolution nicht der sorgfältigste genannt werden konnte, eine außerordentliche Sicherheit in der Kenntniß anderer Menschen. Die Personen, mit denen er in Berührung kam, durchblickte er bis in die tiefsten Falten des Herzens, wobei er fast niemals gegen irgend Jemand ein Vorurtheil oder ein feindseliges Gefühl hegte. Sein Interesse an den Personen war stets vor Allem ein menschliches und erst in zweiter Linie ein politisches.

Die militairischen Erinnerungen gehörten zu dem werthvollsten Inventar seines Lebens. Er bewahrte sich auch das volle Verständniß für militairische Dinge und hat in seiner Armee, so weit es nach den gegebenen Mitteln nur irgend möglich war, nicht geringes Organisationstalent an den Tag gelegt. Mit großer Freude verfolgte er in dem letzten Jahre seines Lebens die Schicksale seiner Kinder in Mexiko. Er war es, der die Idee der Bildung einer belgischen und einer österreichischen Legion aufgebracht hatte, und er hielt durch diese das Kaiserthum für die schlimmsten Fälle gesichert. Es war ein wahres Glück für ihn, den raschen Zusammenbruch dieser Hoffnungen nicht erlebt zu haben.

Und wenn ich endlich über mein persönliches Verhältniß zu dem theuren Oheim noch Einiges sagen soll, so darf ich es wohl das zärtlichste nennen, das sich in einer Familie nur denken läßt. Ich bewahre mit inniger Freude die reiche langjährige Correspondenz, aus welcher in den voranstehenden Blättern wohl zum ersten Male wirklich bezeichnende Mittheilungen über sein Denken und Empfinden gegeben werden konnten. In den letzten Monaten seines Lebens schrieb mir der gute Onkel in seiner treuen Liebe: „Du stehst mir am nächsten von allen Verwandten, und ich sehe im Geiste Deine lieben braunen Augen, die so treu und herzlich im Ausdruck sind.“

Er war mir, wie der freundlichste und redlichste Rathgeber, den ich jemals hatte, so auch der nachsichtigste Beurtheiler. Er vermochte meine Lebensanschauungen wie ein väterlicher Freund zu verstehen und theilte meistens dieselben. Indem er, was uns so selten im Leben zu Theil wird, niemals die Mühe sich verdrießen ließ, die Motive meiner Handlungen zu suchen und zu finden, war es ihm durch seine herzliche Liebe zu mir fast immer möglich, mich auf meinen Wegen und in meinen Ideen treulichst zu begleiten. Der schriftliche Verkehr mit ihm, von welchem der Leser zahlreiche Proben erhalten hat, gibt kein volles Bild des außerordentlich tiefen und eingehenden Verständnisses, welches er durch

den persönlichen Umgang sich zu verschaffen wußte. Denn so kurz und aphoristisch, wie meistens seine Briefe waren, eben so lang und gründlich waren seine Unterredungen, bei denen er nicht ruhte, bis er durch endloses Fragen gleichmäßig docirend und forschend die speciellsten Dinge zu ergründen gewußt hatte.

Charakteristisch für seine Fürsorge wie auch für seine politische Denkungsart war, daß er in seinen letzten Tagen sich mit dem Gedanken beschäftigte, in Coburg für seine Familie ein Fideicommiß zu gründen. Er wollte dieselbe in ihren Eigenthumsverhältnissen von den Bestimmungen des Code Napoleon unabhängig machen, da er den Werth dieses vielgerühmten Privatrechts, besonders in Fragen dieser Art, bezweifelte.

„In neuester Zeit — so schrieb er mir — bedauert man in Frankreich so sehr, es versäumt zu haben, nach dem Coup d'Etat dem Code nicht etwas abgeholfen zu haben. Noch zu Compiegne sprach mit mir der Kaiser Napoleon davon.“

Ein langes und schweres Steinleiden trübte den Lebensabend des starkmüthigen Königs durch Jahre hindurch; aber Schmerzen und Operationen ertrug er mit außerordentlichster Geduld und unverwüstlicher Lebensfreudigkeit. Seine gerechten Klagen über die eigene Gebrechlichkeit lösten sich meist in eine Art von selbstlosem Bedauern der menschlichen Natur und ihrer Schwäche auf. Seine Umgebung wußte nicht genug davon zu erzählen, wie er auch in den letzten Stadien seiner Krankheit bei ungetrübtem Bewußtsein ruhig und muthig dem Tode entgegenging. Er starb so sanft, daß seine anwesende Familie und sein alter Freund Jules van Praet, dem er noch einmal die Hand zu drücken gewünscht hatte, kaum es bemerkten, da er den letzten Athemzug that.

In einem nicht ärztlichen, aber speciell an mich gerichteten Berichte heißt es: „Der Hauptkrankheitscharakter des Königs war zuletzt eine stets fortschreitende Schwäche, verursacht durch die nicht zu verdrängende ruhrartige Diarrhoe und erhöht durch den wassersüchtigen Zustand des Königs. Se. Majestät wollte in den letzten 14 Tagen Niemand vorlassen und zeichnete am 4. dieses zum letzten Male. Seit Donnerstag erst blieb er an das Bett gefesselt, bis dahin kämpfte er hartnäckig gegen den Gedanken drohender Gefahr. Erst Samstag erkannte er diese und sprach sich in diesem Sinne gegen Herrn Dr. Wimmer aus. So sagte er mehrmals: Ich bin recht elend, und ich bin sehr krank und werde langsam hinscheiden, der Tod ist mir nicht unerwünscht. Während der letzten 24 Stunden stöhnte er viel, der Tod aber war sanft.“

„Der König war bis zu Ende bei Bewußtsein, konnte aber Verständliches schwer vorbringen; überhaupt war es in den letzten Tagen schwer, seine Aeußerungen klar zu verstehen. Die Gedanken schweiften oft unzusammen-

hängend herum und Wortverwechslungen gestatteten nur das Errathen manches Verlangten."

So weit dieser Trauerbericht! —

Nichts war mir schmerzlicher, als daß ich durch ein eigenes, ernstes Unwohlsein verhindert war, dem Leichenbegängnisse des theuren Onkels beizuwohnen. Während man den edlen Todten zu Brüssel in der Gruft des von ihm begründeten Königsgeschlechtes beisetzte, gaben wir auch in Coburg der aufrichtig empfundenen Landestrauer durch das Geläute der Glocken und durch eine würdige Todtenfeier Ausdruck.

Dreizehntes Buch.

Gründung des neuen Bundes.

Erstes Capitel.

Die Wendung der preußischen Politik.

Am Ende des Jahres 1865 schien in der Politik eine allgemeine Ermüdung eingetreten zu sein. Man hatte auf allen Seiten die unschöne Empfindung, sich in einer diplomatischen Sackgasse zu befinden. Jeder Theil sah sich an einem Punkte angelangt, wo auf dem Wege der Verhandlungen kein Vorwärts und kein Rückwärts war. Man stand wie vor lauter Wänden, hinter denen nichts liegen konnte, als der Krieg.

Wer hätte in jenem Augenblicke auszudenken vermocht, wie es in Europa und wie vor Allem in Deutschland am Ende des Jahres aussehen werde, nachdem der erste Schuß gefallen sein würde. Erinnerte man sich dabei der langen Reihe von Gelegenheiten, wo Preußen während des letzten Menschenalters das Schwert aus der Scheide zu ziehen entschlossen schien, und doch immer das Aeußerste vermieden hatte, so stellte man sich am liebsten auf einen Standpunkt fatalistischer Art. Wer nicht berufen war, unmittelbar an der Entscheidung des Schicksals Theil zu nehmen, ließ ermattet die Hände in den Schooß fallen.

Was aus den publicistischen Kreisen Wiens, Berlins, Kiels und Frankfurts herüber tönte, machte mir den Eindruck eines Concerts von neben einander tönenden verstimmten Orgeln, welche mit umsomehr Leidenschaft fortgedreht wurden, je größer die Disharmonie dieser politischen Musik geworden war.

Es ward nachgerade nichts lästiger, als die veröffentlichten und nicht veröffentlichten Depeschen zu lesen, die massenweise gedruckt und ungedruckt mir ins Haus geflogen kamen. Man war in dieser allgemeinen Verwirrung dem schlafenden Bundestage von Frankfurt fast dankbar gesinnt, daß man von den verschiedensten Bundestagsgesandten die Versicherung vernehmen konnte, es sei von da nichts Neues zu melden. Selbst der brave redselige Mohl zog es vor, seine Berichterstattungen ruhen zu lassen. Die sächsischen Häuser wurden im Augenblicke von Herrn von Beaulieu-Marconnay vertreten, der seinen Regierungen ebenfalls nichts anderes als Mittheilungen über die „bisher ganz unerhörte, ungewisse Lage“ zu machen im Stande war.

Diese völlige Geschäftslosigkeit war seit dem Gasteiner Vertrag der beiden Großmächte am Bundestage eingetreten, denn Niemand wollte die Verantwortung von neuen Anträgen oder Vorschlägen auf sich nehmen. Daß die Politik des preußischen Cabinets demnächst ihren ersten scharfen wohlgezielten Schuß gegen die Bundesacte richten werde, glaubte beim Jahreswechsel noch Niemand.

In Kiel täuschte man sich fortgesetzt mit dem Glauben, daß die Situation für Graf Bismarck ungünstig läge; man ließ sich dort über Beobachtungen, welche der hannöverische Minister Graf Platen gemacht haben wollte, die beruhigendsten Berichte schreiben: „Graf Platen habe seine Eindrücke in Berlin dahin zusammengefaßt, daß man sich hier in vollständiger Rathlosigkeit befinde, nichts thue und nichts zu thun wisse.“ „Bismarck“, so habe Graf Platen versichert, „spiele in einer Lotterie, wo er möglicherweise das große Loos gewinnen, aber auch eine vollständige Niete ziehen könne.“ Fast als Scherz habe Graf Platen es hingenommen, daß der preußische Ministerpräsident, als Antwort auf die in Wien beabsichtigte Berufung der holsteinischen Stände, die Aeußerung gethan: „Dann werde ich ein deutsches Parlament berufen.“

Unter den Beschwerden, welche man in Kiel gegen die preußische Verwaltung des Herzogthums Schleswig vorbrachte, waren einige sehr persönlicher Natur. Sammer wendete sich in einem umfangreichen Schreiben mit der Mittheilung an den Bundestag, daß die preußische Verwaltung seinem Herrn die Berechtigung zur Führung des Herzogstitels abgesprochen hätte. Auch protestirte er neuerdings gegen die Behauptung der preußischen Behörden, daß der Herzog Christian August auf das Thronfolgerecht verzichtet und sich dasselbe von den Dänen im Jahre 1852 habe abkaufen lassen. Daneben erwartete man in Kiel selbst alle Tage Gewaltmaßregeln gegen die Person des Herzogs Friedrich, während man in Berlin thatsächlich der augustenburgischen Agitation in Holstein schon seit dem Gasteiner Vertrag nur einen sehr untergeordneten Werth beilegte und weit davon entfernt war, über die kleinen Chicanen der Verwaltung hinaus zu ernsten Maßregeln zu schreiten.

Der sogenannte Regierungsapparat von Holstein mit seinen Agenten und Diplomaten war vielleicht der preußischen Politik nicht ganz unerwünscht, um die Gegner vorwärts und zu möglichst kriegerisch klingenden Maßnahmen zu treiben. Der gedruckte und allseits bekannte Depeschenwechsel zwischen dem österreichischen und dem preußischen Cabinet nahm eine Färbung an, welche dem Abbruch diplomatischer Beziehungen nicht unähnlich schien. Wenn man in Wien den „Corporalston“ der preußischen Noten sich zu verbitten begann, wie es jetzt in einer Depesche von dort hieß, so hielt man das in Kiel für einen erfreulichen Erfolg der schleswig-holsteinischen Diplomatie. Man verfolgte hier mit Spannung die größere „Energie“, welche sich der österreichischen Kreise zu bemäch-

tigen schien; aber in Wien bedachte man schwerlich, daß ohne irgend ein positives Programm alle Berufung auf die Waffen mutzlos war.

Der Depeschenkrieg zwischen Oesterreich und Preußen nahm seit dem 26. Januar einen immer bedenklicheren Charakter an. In einer alsbald veröffentlichten Depesche hatte Graf Bismarck das ganze Regierungssystem Oesterreichs in Holstein einer einschneidenden Kritik unterzogen und dasselbe für eine Schädigung der conservativen Interessen erklärt. Im Februar glaubte man den plötzlichen Schluß des preußischen Landtags in Berlin nicht anders deuten zu müssen, als für ein Zeichen, daß die Regierung energische Entschlüsse gegen Oesterreich gefaßt habe. Eine königliche Cabinetsordre vom 15. hatte die Einberufung von 40,000 Landwehrmännern auf den 15. Mai angeordnet. Die Zeitungen erzählten von Ministerconseils, zu denen der Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, der Chef des Generalstabs von Moltke, der Chef des Militaircabinets Oberst von Treskow und der Generaladjutant des Königs zugezogen worden wären. Allmählich gewöhnte sich die öffentliche Meinung an den Gedanken eines bevorstehenden Krieges.

Die Beziehungen zu Italien traten in bestimmtester Weise hervor. Nicht ohne Bedeutung war, daß König Wilhelm schon im Januar dem Könige Victor Emanuel den schwarzen Adlerorden überreichen ließ. Seit dem 10. März weilte der italienische General Govone in Berlin, um über die preußisch-italienische Allianz zu unterhandeln. Am Ende des Monats hielt man sich überzeugt, daß dieselbe wirklich abgeschlossen worden sei.

Oesterreich hatte andererseits durch den Grafen Karolyi schon am 17. März eine entschiedene Anfrage an den Grafen Bismarck stellen lassen, ob es die Absicht Preußens wäre, die Gasteiner Convention gewaltsam zu zerreißen und den grundgesetzlich verbürgten Frieden zwischen den deutschen Bundesstaaten zu brechen. Die gegenseitigen Anklagen beider Mächte in der Zeitungspresse über den Beginn von Kriegsrüstungen begleiteten diese unfreundliche Geschäftsführung der Diplomaten.

Alexander Mensdorff schrieb mir um diese Zeit ein paar sehr merkwürdige Zeilen, welche mir die Lage in Wien als äußerst gefährlich erscheinen ließen.

„Meine Stellung mitten zwischen dem krausen Wirrwar von innern und äußern Schwierigkeiten ist wohl recht aufreibend. Den guten Willen und auch ziemlich viel Ausdauer besitze ich, aber der täglich wiederkehrende Kampf ist tödtend. Wohl brauchte man manchmal einen erleuchteten Strahl von oben, woher alles Gute kommt. Bin ich abgenutzt, so falle ich eben, wie ein welkes Blatt ab; mein Wahlspruch aber bleibt: fais ce que dois, advienne que voudra."

Da ich bestimmt wußte, daß Mensdorff für seine Person gegen den Krieg



mit Preußen gestimmt war, so durfte unschwer aus seinem Stoßseufzer geschlossen werden, daß eine Gegenpartei in Wien vorherrschte, die zum Bruch mit Preußen drängte.

Das bedenklichste Symptom für die österreichischen Absichten war ohne Zweifel eine Circulardepesche vom 16. März an unsere deutschen Höfe, in welcher schwerwiegende Anträge beim Bundestage Seitens der Präsidialmacht in Aussicht gestellt wurden. Die österreichische Regierung brachte den Artikel IX. der Bundesakte und Artikel XIX. der Wiener Schlußakte in Erinnerung, wonach die Bundesglieder sich verbindlich machen, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, und die Bundesversammlung berufen sei, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, um jeder Selbsthilfe vorzubeugen und der bereits unternommenen Einhalt zu thun. Indem nun Oesterreich für den Fall, daß Preußen in Bezug auf seine kriegerischen Tendenzen keine genügenden Erklärungen geben würde, den Bund zur Anwendung der erwähnten Paragraphen zu bestimmen entschlossen schien, sollte Preußen in die Gefahr einer Bundesexecution gebracht werden. Aber Graf Bismarck hatte natürlich nicht Lust, sich in eine so ungünstige und in den Augen des Auslandes zweideutig erscheinende Situation drängen zu lassen. Er wußte einen bessern Standpunkt auszuwählen, um den casus belli herankommen zu lassen. Seine Antwort gestattete nicht die Auslegung, daß er es sei, der Krieg und Selbsthilfe beabsichtige; dagegen gab ihm dieser Vorgang Oesterreichs Veranlassung, sich seinerseits an die einzelnen deutschen Regierungen mit der Frage zu wenden, wie sich dieselben im Falle einer kriegerischen Verwickelung Preußen gegenüber verhalten wollten.

Seine Circulardepesche vom 24. März erschien als einer der glücklichsten Schachzüge in dem verwickelten Spiel der Cabinete. Er resumirte die Streitpunkte, welche zwischen Oesterreich und Preußen vorlagen, und bewies seinerseits den defensiven Charakter der preußischen Rüstungen. Er zeigte, daß der Streitfall außerhalb der Bundesangelegenheiten liege, und forderte die deutschen Regierungen auf, sich mit Preußen über eine Reform des Bundes zu verständigen, indem er auf das Schicksal Polens hinwies für den Fall, daß man das Interesse Deutschlands und Preußens nicht für identisch halten sollte.

Daß die deutschen Regierungen fast ausnahmslos auf die kluge und vielsagende Anfrage Preußens eine ungünstige Antwort gaben, bewirkte bei Oesterreich eine Zuversicht in die von ihm begonnene Action, die zu den unglücklichsten Täuschungen des schwer bedrängten Staates gezählt werden mußte.

Um mir Gewißheit über die wirkliche Lage der Dinge zu verschaffen, sendete ich den Cabinetsrath von Meyern nach Wien, mit dem Auftrag, so bald wie möglich eine Audienz bei dem Grafen Mensdorff nachzusuchen. Ich hatte noch immer nicht den Gedanken zu fassen vermocht, daß es den beiden hohen Mo-

narchen von Oesterreich und von Preußen Ernst mit der Absicht eines kriegerischen Duells sei, und durfte doch diese Eventualität weniger als irgend ein anderer deutscher Bundesfürst vermöge meiner besonderen militairischen Stellung zu Preußen unvorbereitet an mich herankommen lassen.

In den deutschen Blättern wurde sehr viel von dieser Sendung meines Cabinetsraths nach Wien gesprochen, und da von Meyern persönlich ganz entschieden auf österreichischer Seite gestanden hatte und deshalb in Wien viel Vertrauen fand, so wurde seinem Auftreten hie und da die Bedeutung eines Vermittelungsversuches beigelegt. Daneben gefiel sich wohl auch die öffentliche Meinung in diesen und den nächsten Wochen darin, mir eine Rolle zuzuschreiben, deren Erfolglosigkeit von vornherein offenbar gewesen wäre. Bald da und bald dort sollte ich nach Mittheilungen der Kölnischen und anderer Zeitungen erschienen sein, um eine politisch-militairische Thätigkeit zu entfalten.

Aus den Mittheilungen von Meyerns gewann ich vielmehr den Eindruck, daß in Wien Graf Mensdorff zwar persönlich gegen den Krieg mit Preußen, wie ich vermuthet hatte, gestimmt sei, daß man aber aus seinem Verbleiben im Amte durchaus nicht mehr auf die Erhaltung des Friedens schließen dürfe. Mein Vetter stand in diesem Augenblicke unter dem Einflusse einer force majeure, welcher er sich als Soldat zu unterwerfen hatte.

Nachdem ich auf diese Weise in die österreichische Auffassung der Dinge einen Einblick erhalten, konnte ich mich über die tiefgehende Wendung der preußisch-deutschen Politik seit den letzten Märztagen gleichfalls nicht mehr täuschen.

Ich schrieb an den König zu dessen Geburtstag am 22. März einen herzlichen Glückwunsch, der mir Gelegenheit bot, auch die Situation im Sinne der weitverbreiteten Friedenswünsche zu erörtern. Das Schreckgespenst des Bruderkrieges vielleicht noch im letzten Augenblicke zu verscheuchen, war eines Versuches wohl werth, wenngleich ich mein Schreiben entschuldigend damit endete, daß ich sagte: „Doch dies sind alles wenig festliche Betrachtungen, die mir wie Schatten über die Freude des glücklichen Tages hinwegflogen."

Der König beglückte mich schon nach wenig Tagen mit einer ausführlichen Antwort, bei welcher es ihm vielleicht als ein Herzensbedürfniß erschien, einem alten Anhänger gegenüber seine ganze Auffassung der Lage unumwunden auszusprechen: „Sehr recht hast Du, mein neu betretenes Jahr als unter trüben Auspizien sich darstellend zu bezeichnen. Was in meinen Kräften steht, den Frieden zu erhalten, wird wahrhaftig geschehen, so lange es meines Landes Ehre möglich macht."

Im weiteren Verfolg seines Schreibens recapitulirte jedoch der König dann all jene, wie er versicherte, falschen Schritte, welche von gegnerischen Seiten geschehen wären, und verwahrte sich auf das Bestimmteste gegen die seit 51 Jahren Preußen

gemachten Vorwürfe, als hätten dessen Könige es auf Annexion ihrer deutschen Nachbarn abgesehen. „Wenn auch eine Bundesreform namentlich für Norddeutschland nöthig scheint, wozu Du als erstes Beispiel den ersten Schritt gethan hast, so ist dies niemals Annexion! Wie ich in Baden an Euer Aller Spitze vereint mit Euch stand, so stehe ich auch heute noch, wenn die Rivalität Oesterreichs sich endlich in die bundesfreundliche Anerkennung Preußens als ebenbürtiger Macht umgestaltete."

Zum Schluß sagte der König: „Da hast Du in wenig Worten mein Glaubensbekenntniß über die momentane politische Lage. Gott wird weiter seinen Willen erblicken lassen!" Schon wenige Tage später, am 4. April, machte mich der König durch eine Reihe von eigenhändigen Notizen auf die Kriegsrüstungen Oesterreichs aufmerksam und bemerkte: „Wie kann man also behaupten, daß Preußen offensive Absichten hegte? gegen die man sich sichern müsse."

Ich glaubte allerdings noch durch meine Beziehungen zu dem Grafen Mensdorff im Sinne der Beseitigung der beiderseitigen Mißverständnisse mich nützlich machen zu können, und es gab einen Augenblick, in welchem meine Vermittlungsversuche so wirksam zu werden schienen, daß ich darüber von den kriegerischer gesinnten Parteien scharfe Angriffe erfuhr. Aber gegenüber gehässigen Aeußerungen mehrerer Blätter brauchte ich mich nicht zu scheuen, am 5. April offen erklären zu lassen, „daß Se. Hoheit der Herzog allerdings mit den Höfen von Wien und Berlin in einen lebhaften Verkehr getreten ist, wie es ebensowohl den anhänglichen Empfindungen Sr. Hoheit an beide erlauchte Häuser, als auch der patriotischen Sorge um das Wohl der Nation entspricht".

Inzwischen hatte sich die Lage schon nach wenigen Tagen wieder verändert, denn immer deutlicher traten die Anzeichen einer großen nationalen Action hervor, die von Seite des preußischen Cabinets vorbereitet wurde. Am 9. April stellte Herr von Savigny in der Bundesversammlung den Antrag Preußens, ein Parlament aus direkten Wahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts behufs der Reform der Bundesverfassung einzuberufen. Einer der Bundestagsgesandten, welcher eben die Stellvertretung unseres abwesenden sächsischen Bevollmächtigten übernommen hatte, erstattete den folgenden charakteristischen Bericht über diese Bundestagssitzung:

„Preußen stellte seinen schon erwähnten „dringlichen Antrag" zur beschleunigten Erwägung und Beschlußfassung. Diese, wie es scheint, allseitig überraschende Antragstellung Preußens ist dem Präsidium erst gestern bekannt geworden und die Motivirung sogar erst in der heutigen Sitzung. Die übrigen Gesandten hatten davon kaum vor dem Empfang des Sitzungsansagezettels eine Kunde. Präsidium schlug vor, den Antrag zur Kenntniß der höchsten und hohen Regierungen

zu bringen und die Berathung über die geschäftliche Behandlung desselben einer in der nächsten Woche stattfindenden Sitzung vorzubehalten, und dies wurde zum einhelligen Beschluß genommen, wobei von Seiten Oesterreichs, Bayerns, Kgr. Sachsens, Grh. Hessens und Luxemburgs Verwahrungen und Vorbehalte offen gehalten und die Wichtigkeit und Schwere des Gegenstandes betont wurden."

„Der k. preußische Gesandte regte zwar schon die Niedersetzung eines Ausschusses ad hoc an, zog dies indessen zurück. Der k. bayerische Gesandte behielt sich noch insbesondere eine Erklärung hinsichtlich der erwähnten von den Bundesregierungen an Preußen ertheilten Antworten vor. Die Ansichten über den Antrag kann man kaum getheilt nennen, so wenig günstig sind sie demselben. Der vorwaltende Eindruck scheint vorläufig der seiner Dreistigkeit, und zwar entweder vor der Gefahr oder dem Scheitern zu sein."

Gleich nach dem Eingang dieses Berichtes war Herr von Beaulieu nach Frankfurt zurückgekehrt und meldete am 12. April: „Es ist schwer, ein anschauliches Bild von der Ueberraschung und Zerfahrenheit zu entwerfen, welche durch diesen Antrag hier hervorgerufen worden sind. Man erwartet, daß bis zum nächsten Donnerstag, etwa den 19. April, die Instructionen der verschiedenen Regierungen eingelaufen sein werden, so daß alsdann über die geschäftliche Behandlung des Antrags Beschluß gefaßt werden kann."

„Bei der Rapidität jedoch, mit der sich jetzt die Verhältnisse anders gestalten, ist es sehr möglich, daß bis dahin die äußere politische Lage Deutschlands bereits in eine Krisis getreten ist, in der auf eine ruhige Entwickelung der Dinge nicht mehr gerechnet werden kann."

„Die letzte österreichische Note vom 7. d. M. zeigt, daß man in Wien die preußische Antwort für durchaus unbefriedigend angesehen hat; sie zählt alle zweideutigen und unzweideutigen Maßregeln der preußischen Regierung auf, welche seit dem 31. März die unfreundliche Gesinnung der letzteren kundgegeben und zur Vorsicht ermahnt haben, und erhebt das Verlangen auf Desarmirung. Diese Note ist, wie die neuesten Nachrichten aus Berlin besagen, dem König als eine Sommation dargestellt worden, welche die preußische Ehre auf's Tiefste verletze, und die nur mit der Mobilisirung der ganzen Armee beantwortet werden könne. Letztere Maßregel ist zwar einstweilen noch ausgesetzt worden, wir eilen jedoch immer mehr auf schiefer Ebene dem Abgrund eines Bürgerkrieges entgegen."

„In diesem Stadium der äußersten Gereiztheit, in welchem sich die beiden Großmächte befinden, kann die Behandlung des preußischen Antrags nur Oel in's Feuer gießen. Es steht in diesem Augenblicke noch dahin, ob nicht etwa Oesterreich ganz einfach den Gegenantrag auf Mobilisirung der Bundesarmee

einbringt, indem es auf die preußischen Maßregeln mit Berufung auf Artikel 11 der Bundesakte antwortet und unter Hinweisung auf die öffentliche Meinung den erwähnten Antrag als ein Fechter-Kunststück charakterisirt. Keinenfalls aber ist zu erwarten, daß Oesterreich seinen alten Traditionen untreu werden sollte und sich bereit erklären werde, den Antrag anzunehmen, um dann im Verlauf der Verhandlungen etwa Zeit zu gewinnen, seine besonderen Absichten in's Werk zu setzen."

Wie man sieht, fand die große Wendung der preußischen Politik in den diplomatischen Lagern aller Richtungen wenig Entgegenkommen. Daß es der preußischen Regierung aber Ernst damit war, die Berufung des Parlaments durchzusetzen, glaubte ich aus einem Schreiben zu entnehmen, welches der bei den sächsischen Höfen bevollmächtigte preußische Legationsrath von Pirch an meinen Minister von Seebach richtete, um ihn zu bestimmen, für die Ueberweisung des preußischen Antrags an eine ad hoc zu wählende Commission zu stimmen. Ich hatte mich daher schon am 14. April entschlossen, den sächsischen Bundestagsgesandten für mein Theil in diesem Sinne instruiren zu lassen. Bei den übrigen Regierungen der XII. Curie machte aber gleiches Vorgehen Schwierigkeiten, bis endlich am 21. April von dem österreichischen Gesandten in Dresden, Baron Werner, die Mittheilung an alle einzelnen Regierungen erfolgte, daß Oesterreich unter eigenthümlicher Motivirung sich ebenfalls für eine Verweisung des Antrags an eine besondere Commission entschieden habe.

Inzwischen hatten sich aber Herr von der Pfordten und Herr von Beust verständigt, eine Conferenz der mittelstaatlichen Minister in Augsburg abzuhalten. Am 17. April lud Herr von Beust auch Herrn von Seebach zu dieser vertraulichen Besprechung ein, indem er versicherte, es lege Herr von der Pfordten großen Werth auf dessen Erscheinen. Unsererseits lag kein bestimmter Grund vor, die Einladung abzulehnen, vielmehr hatten wir alles Interesse zu erfahren, welchen Ausweg gegenüber dem preußischen Vorschlag die Mittelstaaten ergreifen wollten.

In gleicher Absicht hatte ich schon vorher mit Herrn von Beust eine persönliche Zusammenkunft verabredet, welche in der Nacht vom 18. auf den 19. April in Leipzig stattfand. Ich reiste Nachmittags von Gotha ab und kam, ohne daß man von dem Zwecke meines Dortseins erfahren durfte, Abends in Leipzig an, wo sich Herr von Beust von Dresden aus eingefunden hatte. Wir trafen uns in der Wohnung des Kreisdirektors von Burgsdorf und verhandelten mit einander bis zu später Nachtstunde. Unser Gespräch war, wie man denken kann, ernst und eifrig, und ich brauche nur zu sagen, daß wir uns dann vor dem Kriege nicht wiedergesehen haben.

Ich suchte Herrn von Beust von dem Wege der einfachen Negation gegenüber den preußischen Bundesplänen abzubringen, indem ich ihm erklärte, daß ich diesmal von dem Ernste der Anträge überzeugt sei. Die Vorstellungen, welche sich der sächsische Minister von der voraussichtlichen militairischen Uebermacht der Gegner Preußens zurechtgelegt hatte, vermochte ich leicht zu widerlegen, und ich erinnere mich deutlich gesagt zu haben, daß ich meinerseits, wenn es, was ich ja gern vermieden sähe, zum Schlagen käme, weder über meine Stellung noch über den Erfolg der Waffen zweifelhaft wäre. Einige sehr kriegerische Aeußerungen Herrn von Beusts mochte ich dem gegenüber gern dem Umstande zuschreiben, daß er, Laie in militairischen Angelegenheiten, mit der Lage nicht genug mag vertraut gemacht worden sein.

In Bezug auf die politische Seite der Frage konnte ich aber, wie die Dinge zunächst noch standen, die Theilnahme meines Ministers an den Berathungen gerne zugestehen, welche die Mittelstaaten jetzt in Augsburg vorhatten. Man sollte hören, was Herr von der Pfordten und die Südstaaten überhaupt in Betreff der parlamentarischen Reform des Bundes vorschlagen wollten. So trennten wir uns und ich befand mich des andern Morgens schon um 8 Uhr wieder in Gotha. Sonnabend den 21. April traf Herr von Seebach in Augsburg mit den Ministern von Sachsen, Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen, Nassau und Weimar zusammen. Den folgenden Tag begannen die Berathungen, die auch noch Montag fortgesetzt wurden und in denen sich ein starkes Gefühl der Mittelstaaten aussprach, bei dem Streite der beiden Großmächte das Schwergewicht in den deutschen Angelegenheiten vielleicht im letzten Augenblicke noch auf die dritte Gruppe hinüberziehen zu können.

Ueber die nicht uninteressanten Verhandlungen ist wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, und es erscheint daher nicht ohne Werth, die Aufzeichnung des Herrn von Seebach hier mitzutheilen:

„Der bayrische Minister sprach sich dafür aus, daß an Preußen in einem Ausschußvorschlage, welcher durch die Bundesversammlung zum Beschlusse zu erheben wäre, das Ersuchen zu richten sei, der Bundesversammlung sowohl ein detaillirtes Projekt der von ihr beabsichtigten Reform der Bundesverfassung, als genaue Angaben über die Grundsätze für die Wahl des Parlaments (Wahlgesetz) vorzulegen."

„Hiemit war die Versammlung zwar im Allgemeinen einverstanden; doch wurden folgende Modificationen des Gedankens vorgeschlagen:

1. Freiherr von Beust bemerkte: Sobald Preußen sein Projekt vorgelegt haben werde, müssen die Regierungen selbst die Ausarbeitung eines Gegenprojektes in die Hand nehmen. Dieses könne dem Ausschusse nicht überlassen werden. Der bayrische Minister erwiderte hierauf, daß es wohl geeignet sein



werde, sobald das preußische Projekt bekannt sei, wieder eine Ministerconferenz zu berufen. Hieran knüpfte Herr von Watzdorf die Frage: Ob diese Berufung denn nicht auch auf die norddeutschen Regierungen auszudehnen sei? Der bayrische Minister erwiderte: Er glaube dieses nicht, weil zunächst die gleich interessirten Gruppen ihre Ansichten fixiren müßten, dagegen halte er schließlich eine allgemeine Ministerconferenz, unter Theilnahme auch von Oesterreich und Preußen, für unerläßlich.

2. Freiherr von Edelsheim (Baden) hielt für bedenklich, auch die Vorlage eines Wahlgesetzes zu verlangen und regte an, ob das Verlangen, das Verfassungsprojekt vorzulegen, nicht lieber durch eine Regierung in der Bundesversammlung gestellt werden solle, damit nicht der Schein der Verschleppung entstehe. Hierauf wurde bemerkt, daß ein solcher Antrag doch auch wieder dem Ausschuß zugewiesen werden müßte, wenn man den eben erst ad hoc gewählten Ausschuß nicht ganz ohne Thätigkeit lassen wolle. Freiherr von Edelsheim führte ferner aus: Wenn der jetzige Vorschlag Preußens erfolglos bleiben sollte, so sollten die Mittelstaaten die Frage nicht fallen lassen, sie sollten einen engern Bund der Mittelstaaten mit Parlament und dadurch gleiche Berechtigung dieser dritten Gruppe mit den Großmächten anstreben."

„In der Nachmittagssitzung wurden die Principien besprochen, von welchen bei der Bundesreform auszugehen sein werde. Sodann einigte man sich über folgende Punkte:

1. Es sei dahin zu wirken, daß der besondere Ausschuß für den Antrag Preußens gebildet werde aus den Gesandten von Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Großherzogthum Hessen und der XII. Curie.

2. Sogleich nach Vorlage der preußischen Projekte möge ein Conferenzmitglied ein Gutachten darüber ausarbeiten und den Uebrigen mittheilen, damit die Discussion in der nächsten Conferenz eine Grundlage habe. Auf Ersuchen erbot sich Freiherr von Beust diese Arbeit zu übernehmen.

3. Baldmöglichst nach Empfang der preußischen Projekte solle die Conferenz wieder zu deren Berathung zusammentreten in Nürnberg oder Würzburg.

4. Es sollten fortan periodisch und möglichst oft Ministerconferenzen der befreundeten Staaten abgehalten werden."

„In der Sitzung vom Montag den 23. April wurde:

1. Der Entwurf einer Instruction für die Mitglieder des besonderen Ausschusses gebilligt.

2. Verabredet, daß die hier vertretenen Regierungen vor der nächsten Conferenz sich nach keiner Seite hin in bindende Verabredungen oder Erklärungen

bezüglich der Bundesreform einlassen und daß die Verhandlungen der gegenwärtigen Conferenz als streng vertrauliche behandelt werden sollen.

3. Zuletzt fand eine Besprechung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit statt. Man war ganz einig darin, wie bisher so auch ferner das legitime Erbrecht und das Selbstbestimmungsrecht der Herzogthümer zu vertheidigen, setzte aber eine eingehendere Erwägung der hiefür in der jetzigen Sachlage geeigneten Mittel für die nächste Conferenz aus."

Am 26. April wurde zu Frankfurt der Bundesreformausschuß auf Grund der in Augsburg verabredeten Liste wirklich gewählt, und da man somit voraussetzen konnte, daß auch die andern Beschlüsse der Augsburger Conferenz in's Treffen geführt werden würden, so war es nicht zu verwundern, daß der preußische Gesandte Herr von Savigny am folgenden Tage plötzlich von Frankfurt abreiste, während Graf Bismarck am selben Tage eine Circulardepesche ergehen ließ, welche die Absichten der Mittelstaaten vollständig durchkreuzte. Denn die wenig glückliche Idee der Augsburger Conferenz, zunächst von Preußen sich das Reformprojekt vorlegen zu lassen, und der eitle Wunsch, einen Gegenentwurf nach den nur zu bekannten Tendenzen der Mittelstaaten in den Neunerausschuß zu schleudern, wären jedenfalls geeignet gewesen, die Berufung des Parlaments ad graecas calendas zu verschieben.

Graf Bismarck erklärte dem gegenüber in seiner Depesche vom 27. April rundweg, daß dem Antrage gemäß das, worüber der Ausschuß zu berathen hätte, einfach die Bestimmung des Termins der Parlamentseröffnung und zwar vor Beginn der Regierungsverhandlungen über die Reformvorlagen wäre. Der Absicht der Mittelstaaten, die Parlamentsfrage erst zu entscheiden, wenn Preußen seine Reformpläne klar und bündig dargelegt haben würde, trat Graf Bismarck mit einer Kraft entgegen, von der ich gestehe, daß sie in hohem Grade geeignet war, meinem von Tag zu Tag steigenden Wunsche Vorschub zu leisten, mich offen und förmlich nunmehr auf Preußens Seite zu stellen.

Im Wesentlichen lief der Vorschlag Preußens auf ein constituirendes Parlament hinaus, und wenn man diesen Ausdruck vielleicht im Hinblick auf das Jahr 1848 mit einer gewissen Aengstlichkeit vermied, so lag doch am Tage, daß in einem Parlamente alle particularistischen Machinationen von vornherein zu Boden fallen und der nationale Einheitsdrang im Sinne unserer seit zwanzig Jahren fortgesetzten Bemühungen einen gewaltigen Ausdruck erhalten müßte.

In dieser Auffassung ward ich durch zahlreiche Zuschriften von Männern bestärkt, mit denen ich seit den Tagen der Gründung des Nationalvereins noch in lockerer Verbindung stand. Auch in den süddeutschen Kammern wurde das Parlamentsprojekt freudig begrüßt, und in mancherlei Anträgen und Inter-



pellationen gab sich die Ueberzeugung kund, daß man dasselbe mit beiden Händen ergreifen müßte.

Wenn die Mittelstaaten trotz alledem die Hoffnung hegten, durch ein hinhaltendes und dem Wesen nach ablehnendes Verfahren die Einberufung des Parlaments verhindern zu können, so war mir nicht zweifelhaft, daß die Zeit da war, wo Preußen sich vollständig auf den Standpunkt stellte, dem ich seit einem halben Menschenalter unzählige Male rückhaltlosen Ausdruck gegeben hatte. Daß aber die deutsche Frage in diesem Augenblicke gelöst werden sollte, ohne daß gleichzeitig das Schwert gezogen würde, konnte freilich auch nicht lange ein Gegenstand des Zweifels sein. Man stand vor einem Bruderkriege, und Jedermann mußte sich nach und nach mit dem Gedanken vertraut machen, Stellung zu nehmen. Sehr bezeichnend erklärte die preußische Provinzial-Correspondenz am 18. April, „daß die Absicht Preußens bei der vorgeschlagenen Bundesreform dahin gehe, die militairischen Kräfte Norddeutschlands und Mitteldeutschlands zu wirksamer That um sich vereinigen zu können".

Inzwischen hatten Herr von der Pfordten und Herr von Beust in vertraulichen Schreiben an mehrere in Augsburg versammelt gewesene Minister eine Erklärung abgegeben, daß man sich durch die seither erschienenen Depeschen des Grafen Bismarck durchaus nicht von dem verabredeten Wege abwendig machen lassen werde, und daß es bei der Instruction der Bundestagsgesandten zu verbleiben hätte. So lange Preußen nicht ein unumwundenes Programm seiner Reformpläne vorgelegt, könne man sich auf keinerlei parlamentarische Experimente einlassen.

Bei den Abstimmungen der XII. Curie in Frankfurt ließ sich keine Einheitlichkeit erzielen. Ich stand thatsächlich allein, und es war noch nicht einmal der Moment gekommen, wo ich mit einer offenen Erklärung vor mein eigenes Land zu treten in der Lage war.

Eine Unterstützung von den Ministern der mittleren und kleinen Staaten zu erwarten, war in der täglich mehr als nothwendig erkannten Richtung kaum möglich, da diese ihren Ständen gegenüber die Verantwortung einer im Augenblicke noch wenig populären Action nicht übernehmen wollten. Fehlte es doch selbst in der Hauptstadt nicht an einer gewaltigen Agitation gegen Bismarck und seinen Krieg, über welchen in Urwählerversammlungen mit emphatischen Worten das Verdammungsurtheil ausgesprochen wurde: „Jeder Krieg, der Anderes bezweckt, als die Vertheidigung des Vaterlandes, ist unberechtigt und unsittlich. Ein Krieg Preußens gegen Oesterreich unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre der Wohlfahrt Deutschlands ebenso sehr, wie dem Rechte zuwider 2c." Gleiche Weisheit war von den verschiedensten Volksversammlungen und Stadträthen allüberall zu vernehmen.

Als am 11. Mai in Frankfurt die Bundesreform-Commission sich endlich constituirt hatte und nun entschieden werden mußte, ob die Berufung des Parlaments eine Thatsache werden solle oder nicht, war die Verwirrung in den politischen Anschauungen des deutschen Volkes und seiner Staatsmänner wohl auf den höchsten Grad gestiegen. In diesem Augenblicke wußte ich, daß jeder Mann auf sich selbst und vor eine große Entscheidung gestellt sei. Guten Rath zu nehmen war vielleicht eben so schwer, als ihn zu geben.

Neben der Parlamentsfrage war es nun meine Aufgabe, über den Gang der rein militairischen Vorbereitungen zum Kriege scharfe Beobachtung zu halten, um den Zeitpunkt richtig zu wählen, wo ich mich in würdiger Weise der preußischen Sache anschließen und dem Könige meine Dienste anbieten konnte. Seit Beginn des Monats Mai gab ich die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens fast gänzlich auf.

Um an den äußerlichen Gang der Dinge zu erinnern, so war selbst dem gewöhnlichsten Zeitungsleser der Gedanke an den Krieg allmählich etwas Vertrautes geworden. Täglich brachten die Blätter drohende und immer drohendere Noten der beiden Großmächte zum Vorschein. Es dürfte in unserm Jahrhundert kaum einen zweiten Krieg gegeben haben, welcher mit einer solchen Unzahl von diplomatischen Noten und gegenseitigen Recriminationen eingeleitet worden ist, wie der von 1866.

Viele Wochen hindurch bot sich ein Bild unablässigen Vorwärts- und Zurückschiebens dar. Seit Anfang März waren in Oesterreich laut und in Preußen in aller Stille die Kriegsrüstungen ununterbrochen fortgesetzt worden. Am 15. März wurde durch die Zeitungen das Gerücht verbreitet, daß der Feldzeugmeister Benedek an die Spitze einer Armee gestellt sei, welche in Böhmen zusammengezogen werde, während Preußen die schlesischen Festungen armire. Schon begannen die der preußischen Regierung nahestehenden Blätter auch von sächsischen Kriegsrüstungen zu erzählen. Aber gegen Ende des Monats und zu Anfang April überboten sich Oesterreich und Preußen wiederum in Friedensversicherungen, und am 7. erklärte Graf Mensdorff, daß Oesterreich einen Grund zu weiteren Rüstungen nicht mehr hätte, aber seinerseits auch verlange, daß die in Preußen am 28. gegebene Mobilisirungsordre zurückgenommen werde. Allein am 15. April forderte Preußen, daß Oesterreich, welches zuerst gerüstet habe, auch zuerst abrüste. Hierauf erklärte sich dieses am 18. April, um einen augenfälligen Beweis seiner Friedensliebe zu geben, wirklich bereit, zuerst abzurüsten, wofern es die bestimmte Zusage erhalte, daß Preußen an demselben Tage oder doch am nachfolgenden dasselbe thun werde.

Die Antwort des preußischen Cabinets ließ nicht auf sich warten und forderte eine authentische Mittheilung, daß der Kaiser befohlen habe, die eine Kriegsbereitschaft gegen Preußen fördernden Dislocationen der Truppen rückgängig zu machen. Auch wurde vorausgesetzt, daß die von andern deutschen Regierungen begonnenen militairischen Vorbereitungen wieder abgestellt würden. Indessen war durch das preußisch-italienische Bündniß eine Complication eingetreten, welche den Frieden nahezu vollständig ausgeschlossen erscheinen ließ. Denn wenn auch noch eine Möglichkeit existirt hätte, Preußen und Oesterreich zu versöhnen, so hob doch die officielle Mittheilung des Grafen Karolyi in Berlin über die von Seite Oesterreichs ergriffenen Maßnahmen gegen Italien jeden Gedanken an eine friedliche Wendung der Dinge auf.

Selbstverständlich erklärte jetzt Graf Bismarck, die österreichischen Abrüstungen müßten sowohl Preußen wie auch Italien gegenüber gelten. Hiedurch war das Kriegsbündniß der beiden Mächte, wenigstens als ein Defensivbündniß, offen declarirt. Am 28. April wurde in Florenz beschlossen, gegenüber den Maßregeln Oesterreichs zum Kriege zu rüsten.

Am Tage vorher erging von Preußen eine förmliche Sommation an Sachsen wegen der dort begonnenen kriegerischen Rüstungen. Die Antwort des Herrn von Beust war von erheblicher Länge, und da man gleichzeitig in Preußen und in Italien die Kriegsrüstung gegen Oesterreich nicht nur eingestand, sondern auch jede Abrüstung ablehnte, so war der wirkliche Eintritt von Feindseligkeiten keinen Augenblick mehr ausgeschlossen.

Am 5. Mai ließ Herr v. Beust unter Vorlage seines Depeschenwechsels mit Graf von Bismarck am Bundestage den Antrag stellen:

„Hohe Bundesversammlung wolle ungesäumt beschließen, die königlich preußische Regierung darum anzugehen, daß durch geeignete Erklärung dem Bunde mit Rücksicht auf Art. XI der Bundesacte volle Beruhigung gewährt werde."

Dieser Antrag wurde vom preußischen Gesandten sofort mit der Erklärung beantwortet, daß der rein defensive Charakter der militairischen Maßnahmen Preußens den im Art. XI der Bundesakte berührten Fall nicht anzunehmen gestatte, wogegen der österreichische Gesandte der Ueberzeugung Ausdruck gab, der Bundesfriede sei nicht als gesichert zu betrachten, so lange Preußen nicht ebenso beruhigende Erklärungen gegeben, wie sie Oesterreich schon vorher am 21. März gemacht hätte. Es entspann sich darauf über die Bestimmung eines Tages, an welchem über den sächsischen Antrag abgestimmt werden sollte, eine lange und erregte Discussion, welche schließlich zu dem Uebereinkommen führte, daß hiezu der 9. Mai bestimmt sein sollte. Bis dahin hofften die Gesandten mit ausreichenden Instructionen versehen zu sein.

Die sächsischen Regierungen hatten sich insbesondere auf Andrängen des Herrn v. Watzdorf zur Zeit noch bestimmen lassen, an dem verhängnißvollen 9. Mai für den Antrag Sachsens zu votiren; doch hatte mein Minister in der Instruction an den Bundestagsgesandten wenigstens hinzugefügt: „Es sei jedoch die bestimmte Versicherung von Seite Sachsens erwartet, daß die von demselben getroffenen Vorsichtsmaßregeln nur zum Zwecke der Abwehr eines etwaigen feindlichen Angriffs und zur Erfüllung der Bundespflichten angeordnet worden seien".

Bei der Abstimmung am 9. Mai selbst gab der preußische Gesandte eine ziemlich geharnischte Erklärung ab, welche in dem Satze gipfelte: „In diesem Sinne ist es die preußische Regierung, welche mit Befremden in dem königlich sächsischen Antrage die Verhältnisse umgekehrt sieht und welche daher vielmehr ihrerseits von der Bundesversammlung erwarten darf, daß sie die hohen Regierungen von Sachsen und Oesterreich veranlassen werde, ihre eingestandenermaßen Preußen gegenüber getroffenen Rüstungen baldmöglichst einzustellen. Sollte hohe Bundesversammlung dieses zu thun Anstand nehmen, oder dem Bunde selbst in seiner gegenwärtigen Verfassung, dies in möglichst kurzer Zeit zu bewirken, die Kraft abgehen, so würde sich Preußen allerdings gezwungen sehen, das Bedürfniß der eigenen Sicherheit und der Erhaltung seiner europäischen Stellung in erster Linie für sich als maßgebend zu betrachten und sein Verhältniß zu einem Staatenbunde, der im Widerspruche mit seinem obersten Grundgesetze die Sicherheit seiner Mitglieder nicht vermehrt, sondern gefährdet, den gebieterischen Forderungen der Selbsterhaltung unterzuordnen."

„Die Versammlung trennte sich in sehr aufgeregter Stimmung," bemerkte der sächsische Bundestagsgesandte lakonisch in seinem Bericht an die Regierungen. In der That hatten die Herrn Diplomaten allen Grund dazu. Gleichzeitig war die Nachricht eingetroffen, daß die preußischen Truppen in Mainz, Rastatt und Frankfurt den Befehl erhalten hatten, sich auf die Stärke von 1000 Mann per Bataillon zu setzen. Die Militaircommission beantragte am 8. Mai, die Aufrechthaltung des normalen Standes der verschiedenen Bundesgarnisonen mit Sorgfalt zu überwachen. Indessen konnte sich Niemand mehr täuschen, daß das Verhandeln am Bundestage immer mehr den Charakter einer Komödie annahm. Der Bundestag hatte eben nur noch die Bedeutung einer spanischen Wand, hinter der die Entschlüsse der entscheidenden Personen verborgen wurden.

Ich erhielt in eben jenen Tagen eine höchst bezeichnende Mittheilung aus Wien. Mein Schwager Karl hatte dort seinen Abschied genommen. Inzwischen war aber das 8. deutsche Armeecorps unter den Befehl eines österreichischen Generals, des Prinzen Alexander von Hessen, gestellt worden, und der Kaiser

von Oesterreich entließ meinen Schwager mit der Bemerkung: „Es sei einerlei, wo der Prinz dienen werde, da das Armeecorps doch auf seiner Seite stände."

So schwierig war die Lage fast in jedem einzelnen Lande, fast jeder einzelnen Person gemacht. Während die Minister, wie dies nicht anders erwartet werden konnte, ängstlich die bundesrechtlichen Wege suchten, um aus der Collision der Pflichten herauszukommen, trat an die souveränen Herren die Nothwendigkeit heran, mit ihrer Militairmacht eine bestimmte Stellung zu nehmen. Ich befand mich zur Zeit jener erregten Bundesverhandlungen in Gotha. Soweit ich die Stimmung in Deutschland von hier aus zu beobachten Gelegenheit fand, war man noch sehr weit davon entfernt, sich der preußischen Politik zu nähern und anzuschließen, und es wäre speciell auch in meinen eigenen Ländern sehr schwierig gewesen, für meine schon damals feststehende Ueberzeugung von dem nothwendig gewordenen unbedingten Anschluß an Preußen Theilnahme zu finden. Ueberall trat Abneigung gegen den Krieg und Mißtrauen in unverhülltester Gestalt hervor. Die liberale Partei zeigte sich in Bezug auf die große Wandlung, welche die preußische Politik vollzogen hatte, bei weitem weniger feinfühlig als die Conservativen, welche durch die Person des bekannten Abgeordneten von Gerlach eben in der Kreuzzeitung dem Ministerpräsidenten einen förmlichen Absagebrief schreiben ließen. In unbegreiflicher Verkennung der Verhältnisse erhob noch am 14. Mai der Ausschuß des Nationalvereins in Berlin ein Verdikt gegen die Politik des Grafen Bismarck. In Baden floß man selbst in der ersten Kammer von völker- und bundesrechtlichen Phrasen über, und der populäre Professor Bluntschli drechselte endlose Interpellationen über die Haltung des Ministeriums.

Es war mir in Folge dessen sehr erklärlich, daß manche Landesherren, die in ihrem Innern gewiß ähnlich dachten wie ich, sich verhindert glaubten, einen entscheidenden Schritt zu thun, und in Folge dessen schließlich in eine Stellung geriethen, welche als eine bedenkliche bezeichnet werden mußte.

Die mittelstaatlichen Minister, die im April in Augsburg versammelt gewesen, planten eine neue Conferenz, welche abermals in tiefstem Geheimniß abgehalten werden sollte, um gemeinsame Maßnahmen am Bundestage zu ermöglichen. Die beiden Minister von Gotha und Weimar, deren Stellung gegenüber den preußischen Absichten täglich schwieriger wurde, entschlossen sich nach gründlicher Ueberlegung, an der nach Bamberg verlegten Berathung Theil zu nehmen, und ich mochte meinerseits Herrn von Seebach bei dessen unendlich verantwortlicher Stellung hierin keine Einwendung machen, zweifelte aber sehr, ob es ihm möglich sein werde, eine Harmonie mit den bayrischen und sächsischen Entschlüssen auch nur für die allernächsten Tage aufrecht zu erhalten.

In der Conferenz vom 13. Mai, an welcher alle in Augsburg versammelt gewesenen Minister wieder theilnahmen, vereinigte man sich, von einem Antrage auf Mobilisirung der Bundes-Contingente in der Bundes-Versammlung noch abzusehen, aber die Mittelstaaten zeigten sich entschlossen, auch ohne Bundesbeschluß ihrerseits die Rüstungen zu beginnen und gewisse militairische Verabredungen für den Fall des wirklichen Ausbruchs des Krieges zu treffen. Dem gegenüber erklärten unsere sächsischen Minister jedoch, daß sie sich zu einer solchen Berathung weder für bevollmächtigt hielten, noch auch dieselbe für geeignet erachten könnten. Als die Conferenz am 14. Mai dennoch fortgesetzt wurde, reiste Herr von Seebach ab. Jedenfalls hatten Bayern und Sachsen schon damals gewisse kriegerische Eventualitäten in Betracht gezogen, aber ihre Beschlüsse sind meiner Regierung nicht förmlich mitgetheilt worden, und ich enthalte mich daher, Vermuthungen über dieselben auszusprechen.

Als Herr von Seebach am 14. Mai von Bamberg nach Coburg zurückgekehrt war, befand ich mich in der Lage, ihn mit einer Nachricht zu überraschen, welche es ihm besonders erwünscht machen mußte, den Verhandlungen über die militairischen Absichten der Mittelstaaten gänzlich fern geblieben zu sein. Im Hinblicke auf die militairische Lage meiner durch die Convention mit Preußen verbundenen Länder hatte ich mich veranlaßt gefunden, eine persönliche Auseinandersetzung mit dem preußischen Hofe nicht länger mehr zu verzögern. Jetzt konnte ich Herrn von Seebach die erfreuliche Mittheilung machen, daß ich meinen Adjutanten Herrn von Reuter nach Berlin gesendet und daß dieser daselbst eine überaus willkommene Aufnahme gefunden hätte.

Herr von Reuter war am 10. Mai über Magdeburg nach Berlin gegangen, wo er schon am folgenden Tage dem General von Treskow über seinen von mir erhaltenen Auftrag Mittheilung machen und eine Audienz bei Sr. Majestät dem Könige erbitten konnte. Er wurde von dem Letzteren am 12. Mai 3¾ Uhr empfangen und hat selbst folgende Aufzeichnung über dieses Ereigniß gemacht: „Ich sagte, daß Ew. Hoheit mich gesandt hätten, um für die bevorstehenden entscheidenden Ereignisse Ihre Dienste in der Armee anbieten zu lassen. Der König schien sehr erfreut und wiederholte, daß nach dem Verlauf der Dinge und den Abstimmungen in Frankfurt Allerhöchstderselbe hätte denken müssen, daß Ew. Hoheit auf die Seite seiner Feinde treten würden."

„Seine Majestät gab nun einen Ueberblick über die österreichische Politik seit dem Gasteiner Vertrag und schloß damit, wie sehr die Ereignisse ihm Recht gegeben hätten in Betreff der österreichischen Rüstungen und der Aggression, die von dorther gedroht habe und nun immermehr drohe, wobei der König besonders betonte, daß preußischerseits 14 Tage mit den Gegenrüstungen gewartet worden wäre."



„Auf die Frage wegen des Contingents antwortete ich, daß dasselbe Ew. Hoheit folgen und zur Disposition Sr. Majestät stehen würde.“

„Es kam nun die Rede darauf, von welcher Seite die anregenden Maßregeln in dieser Sache ausgehen müßten, und äußerte ich mich dahin, daß die Initiative am besten von Berlin ausginge. Auf die Frage nach dem wahrscheinlichen Verhalten der andern thüringischen Contingente konnte ich eine Auskunft nicht geben.“

„Schließlich äußerte der König in Betreff des Hierherkommens Ew. Hoheit daß zunächst der von Napoleon vorgeschlagene Congreß sich zu verwirklichen scheine; sobald aber die kriegerische Entscheidung bevorstehe und die Commandos bestimmt sein würden, dann würde der König schreiben und möchten dann Ew. Hoheit mit Ihrem Hierherkommen sich auch gleich auf den Krieg definitiv einrichten.“

Um mich für alle Fälle dem Könige sofort zur Disposition zu stellen, sandte ich meinen zweiten Adjutanten Herrn von Schleinitz acht Tage später nach Berlin und gab ihm den Auftrag, in Bezug auf meine Person wie auf mein Contingent bezügliche Ordres entgegenzunehmen. Er war vom Kriegsminister weniger entgegenkommend in Bezug auf die Frage der eventuellen Mobilisirung beschieden und vielmehr an den Grafen Bismarck verwiesen worden. In Folge dessen wurde dann von beiden Ministern die Absicht erklärt, an die Regierungen der thüringischen Staaten überhaupt die Aufforderung ergehen lassen zu wollen, ihre Entschlüsse kundzugeben, ob sie in einem Kriegsfalle für oder gegen Preußen stehen würden, und in Bezug auf Gotha bemerkt, daß mit Rücksicht auf die Militairconvention hier kategorischer würde verfahren werden.

Meine Verständigung mit dem Könige von Preußen wurde keineswegs allzu rasch bekannt, und wenn auch die Erklärung des Herrn von Seebach in Bamberg, sich an den militairischen Berathungen der Mittelstaaten nicht betheiligen zu können, die Vermuthung nahe legte, daß ich keineswegs gesonnen sei, in einem Kriegsfalle meine seit fünfundzwanzig Jahren behauptete Stellung als Politiker und Soldat zu ändern, so war man doch Seitens der Bamberger weit entfernt, den furchtbaren Ernst eines Krieges in seiner Tragweite zu erkennen.

In den Kreisen dieser Staatsmänner spielte man mit dem Feuer. In Bayern, Würtemberg, Hannover und selbst in Baden herrschte eine völlige Rathlosigkeit. Man beschäftigte sich mit dem Bund und den Bundessachen in bekannter Gründlichkeit und baute auf Artikel XI der Bundesacte.

Ich hatte schon vor der Reuterschen Mission nach Berlin den Staatsrath Schwendler von Coburg nach München geschickt, um persönliche Informationen

zu gewinnen. Er fand dort eine ungeheure Aufregung, viel Geschrei und zunächst den vorherrschenden Entschluß, nicht früher zu rüsten, als bis es der Bund befohlen haben werde. Gegen Oesterreich war man neben aller Feindseligkeit gegen Preußen im höchsten Grade mißtrauisch, und Herr von der Pfordten ließ sich durch die preußischen Depeschen über die Bundesreform, wie er sagte, in seinen Pflichten gegen Se. Majestät und das Land nicht irre machen.

Aus Baden hatte ich auf die Bitte, über die Entschlüsse der Regierung sich mit mir zu verständigen, eine ausweichende Antwort erhalten. Eine klare und unzweideutige Stellung nahm eigentlich nur Herr von Beust in Sachsen ein, welcher seine Kriegsrüstung mit großer Offenheit fortsetzte und aus seiner Zuversicht auf eine entweder politische oder militairische Niederlage Preußens kein Hehl mehr machte.

Auch in den thüringischen Ländern war diese Annahme des sächsischen Ministers sehr verbreitet, und charakteristisch für die Stimmung war mir ein Schreiben eines der gothaischen Räthe, welcher in seiner Sorge um den Landesherrn auf die Nachricht von meiner Verständigung mit dem preußischen Hofe so weit ging zu prophezeien, daß mindestens meine in Oesterreich liegenden Güter nunmehr verloren wären. Er hatte ohne Zweifel schon eine Art Confiscationsdecret vor Augen, als lebte man in den Zeiten Ferdinands II.

Wenn die Redensarten, welche damals selbst von ernsteren Politikern, von der großen Menge zu schweigen, gegen Preußen zusammengehäuft wurden, heute dem Gedächtniß der Menschen gänzlich entschwunden sind, so darf man dies in gewissem Sinne als erfreulich bezeichnen. Bezeichnend für diese Lage der Dinge war meine Correspondenz mit den Freunden in Kiel, wo in jenem Augenblicke sich ein Centralpunkt aller Opposition und alles Kassandrageschreies gebildet hatte.

Ich hatte Sammer schon Ende März schreiben lassen: „Se. Hoheit hat Ihren Brief erhalten und mich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß er Ihre Friedensanschauungen für gänzlich irrig erachte. Höchstderselbe stehe zur Zeit in persönlicher Verbindung mit Berlin und Wien, und er hätte einen Brief des Königs erhalten, der denselben als völlig mit Bismarck einverstanden zeigt und wenig Hoffnung übrig lasse."

In den Depeschen der schleswig-holsteinischen Diplomaten wurde jedoch immerfort der verhängnißvolle Satz variirt, daß der „Bund" demnächst wieder in den Vordergrund treten werde und müsse, und zwar in so geschlossener Haltung, „daß sie Preußen imponiren und dasselbe zum Rückzug bestimmen müsse". Unter solchen Umständen war eine Verständigung mit meinen früheren schleswig-holsteinischen Freunden wenigstens in Bezug auf die politischen Fragen



fast gänzlich unmöglich geworden. Um so mehr freute ich mich, daß das befreundete Augustenburgische Haus eben in diesen Tagen durch ein neues Band mit der englischen Familie verknüpft wurde. Prinz Christians Verlobung mit der dritten Tochter der Königin Victoria, der Prinzessin Helene, war officiell mitgetheilt worden.

Inzwischen kam viel schneller, als ich irgend erwartet hatte, ein Anlaß, der mich persönlich nach Berlin führte, bevor noch der von dem Könige Herrn v. Reuter gegenüber ins Auge gefaßte Moment eingetreten war. Dem Kronprinzen war am 12. April 1866 eine Tochter geboren worden; am 16. Mai erhielt ich eine freundliche Einladung zu der auf den Geburtstag der Königin von England, den 24. Mai, festgesetzten Taufe. Ich stellte mich um so lieber am preußischen Hofe ein, als ich über die nunmehr ins Werk zu richtenden Bündnißverhältnisse Rücksprache zu nehmen allen Grund fand. Die schwierige Lage, in die sich unverkennbar die Regierung eines der kleinsten Bundesstaaten versetzt sah, lag darin, daß man den Kriegsrüstungen, welche die großen und selbst mittleren Staaten offen begonnen hatten, nicht unmittelbar zu folgen vermochte, so lange der Bundesvertrag noch rechtlich bestand. Nun hatte aber schon am 18. Mai der preußische Kriegsminister von Roon die folgende Depesche an das Staatsministerium in Gotha gerichtet, durch welche dasselbe vor eine staatsrechtlich in der That äußerst schwierige Alternative gestellt war:

„Auf Allerhöchsten Befehl bin ich veranlaßt, die Aufmerksamkeit des Herzoglichen Staatsministeriums auf einen Punkt ganz ergebenst hinzulenken, der für die Herzogliche Regierung von nicht geringerem Interesse sein dürfte, als für die des Königs, Meines Allergnädigsten Herrn."

„Die Militairconvention vom 1. Juni 1861 ist unter der Voraussetzung der Fortdauer regelrechter politischer Verhältnisse innerhalb des deutschen Bundes abgeschlossen; das Eintreten derartiger Complicationen, wie die augenblicklich obwaltenden, war dabei als möglich nicht gedacht. Bei der jetzigen Lage ist es aber unabweisliche Pflicht der Königlichen Regierung, darüber klar zu werden, in wie weit sie eventuell auf das der preußischen Militairverwaltung und militairischen Oberaufsicht in gewissem Grade unterstellte Herzogliche Contingent zählen kann. Es können Umstände eintreten, die eine entscheidende Beantwortung dieser Frage bereits voraussetzen. Die geographische Lage der Herzogthümer, ihre nachbarlichen Beziehungen zu Preußen, die durch die Convention herbeigeführten gemeinsamen Berührungspunkte, ja endlich die Entwickelung etwaiger strategischer Verhältnisse, weisen mit aller Nothwendigkeit auf den engsten Anschluß an Preußen hin. Es ist klar, daß Verhältnisse letzterer Art, diesseitiger Ansicht nach, nicht eintreten dürfen, ohne daß auch die militairische

Mitwirkung des Herzoglichen Contingents durch vorgängige Mobilmachung gesichert ist."

„Von dieser Erwägung ausgehend, erfülle ich nur eine nothwendige Pflicht, wenn ich das Herzogliche Staatsministerium ebenso dringend als ganz ergebenst auffordere, die Mobilmachung des Herzoglichen Contingents so schleunig als irgend möglich zu veranlassen und sich über den dort getroffenen Entschluß hieher zu äußern, damit auch diesseits diejenigen militairischen Maßregeln getroffen werden können, welche conventionsmäßig zur Erleichterung der dortigen Mobilmachung anzuordnen sein würden."

„Die Königliche Staatsregierung müßte im höchsten Grade bedauern, wenn ungeachtet der engen Beziehungen der beiden Staaten eine derartige Aufforderung erfolglos bliebe. Es würde hierdurch unvermeidlich der Eindruck erzeugt werden, als sei die conventionsmäßige freundnachbarliche, preußischerseits nicht ohne Opfer eingegangene Verbindung des Herzogl. Contingents mit der Königl. Armee dortiger Auffassung nach werthlos geworden. Der Darlegung der sich hieran knüpfenden Consequenzen glaube ich im Vertrauen auf die bereitwillige Zustimmung des Herzoglichen Staatsministeriums mich enthalten zu können, und benutze diese Gelegenheit zur erneuerten Versicherung meiner besonderen Hochachtung.

Das Kgl. Pr. Kriegs- und Marine-Ministerium.

Generallieutenant von Roon."

Berlin, den 28. Mai 1866.

An das Herzogl. Sächs. Staats-Ministerium in Gotha.

Herr von Seebach antwortete dem Kriegsminister sofort, wie es schon im Geiste der Militairconvention begründet sei, daß im Falle thatsächlicher Ereignisse das coburg-gothaische Contingent zur Verfügung der königlichen Regierung stehen werde; doch bat er, so lange an der Rechtsbeständigkeit des Bundes kein Zweifel und der preußische Gesandte selbst noch immer Mitglied der Bundesversammlung sei, von der sofortigen Mobilmachung absehen zu wollen.

Diese Lösung der Frage hätte indessen doch leicht zu mannigfachen Mißverständnissen führen können, wenn es mir nicht vergönnt gewesen wäre, die entscheidenden Ueberlegungen in Berlin selbst persönlich herbeizuführen.

Durch alle diese Umstände war meine Reise nach Berlin ein Gegenstand von politischer Bedeutung geworden und an den verschiedensten deutschen Höfen nicht unbeachtet geblieben. In sächsischen sowie in süddeutschen Blättern erhob sich ein wahrer Sturm gegen mich; sowohl von österreichischer Seite, wie auch von Manchen, die sich sonst unter der nationalen Flagge zu mir gehalten hatten, that man Alles, um meinen Entschluß in das ungünstigste Licht zu stellen. Es war eine Zeit, in welcher die bösesten Leidenschaften entfesselt wurden,

und das System der Proscriptionen wieder auf die Tagesordnung zu kommen schien, das seit den Zeiten der Römer das Erbtheil aller Bürgerkriege war.

Ich war am 21. Mai von Coburg nach Gotha gefahren, um vor meinem Berliner Aufenthalt die veränderte Lage der Dinge mit Herrn von Seebach zu besprechen. In der Nacht zum 23. reiste ich mit der Bahn nach Großbeeren, wo mich eine königliche Equipage erwartete und direkt nach Potsdam brachte. Hier empfing mich der Kronprinz, bei welchem ich im neuen Palais abstieg. Es war ein so kalter und stürmischer Maimonat, wie man sich seit den ältesten Zeiten nicht zu erinnern wußte. Das Thermometer war tief unter den Gefrierpunkt gesunken, und von allen Seiten kamen Nachrichten von gewaltigen Schneefällen.

Es war nur zu natürlich, daß die Stimmung der Menschen diesen ungewöhnlichen Naturereignissen entsprach. Eine mehr als ernste, fast düster zu nennende Auffassung der Dinge herrschte allerorten vor, denn alle Zukunft lag noch in tiefes Dunkel gehüllt, und man zählte sorgsam die Bataillone, welche zur Verfügung standen. Unzweifelhaft war in jenem Augenblicke mein Erscheinen in Berlin allerseits willkommen. Hatte doch von den sämmtlichen deutschen Fürsten bis zu dieser Stunde auch noch nicht ein einziger eine freundlichere Wendung kund gethan.

Mittags war ich zur Audienz bei dem Könige befohlen, der Kronprinz begleitete mich zur Stadt. Ich hatte den König zuletzt Mitte September bei den Manövern in Merseburg gesehen. Als ich jetzt bei ihm eintrat, schien sich jede Falte eines etwa vorhanden gewesenen Mißverständnisses auf seiner Stirne längst geglättet zu haben, denn er kam mir mit dem größten Wohlwollen entgegen: Er hätte sich in seiner Ueberzeugung keineswegs irre machen lassen, daß ich im entscheidenden Augenblicke auf seiner Seite stehen würde.

Ich unterließ es natürlich, irgend einen Rückblick auf die Entwickelung der Dinge zu werfen. Als ich der Meinung Ausdruck gab, daß nun die ehernen Würfel entscheiden müßten, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß der König noch keineswegs an der Erhaltung des Friedens gänzlich verzweifeln zu wollen erklärte. Man zwinge ihn zum Krieg, nachdem man in der österreichischen Presse ihn vor ganz Europa beleidigt und seine Ehre gekränkt habe. Er wolle natürlich nicht den Krieg und halte ihn für das größte Unglück, provocire ihn auch nicht. Er hoffe noch immer den Frieden zu erhalten und rechne auf den Congreß, zu dem aber keine direkte Aufforderung an Preußen gekommen wäre.

Für den Kriegsfall müßte er die unbedingte Neutralität der übrigen Bundesstaaten insbesondere des Südens erwarten. Er habe unter den europäischen Mächten keinen sichern Alliirten außer Italien; zugleich erklärte er auf das Bestimmteste, daß er mit Frankreich nicht weiter gegangen sei, als allgemeine

freundschaftliche Beziehungen gestatteten; feierlich fügte er hinzu, daß, solange er König sei, nie eine Scholle deutschen Bodens an einen Fremden abgetreten werden solle.

Auf meine Frage, ob ich mit dem Grafen Bismarck die Situation besprechen dürfe, gab er das mit Freuden zu und bemerkte, daß ich denselben eher friedlich gesinnt finden würde.

Ich fuhr gleich nach der Audienz mit einem Extrazuge nach Potsdam zurück, wo ich Abends in der kronprinzlichen Familie blieb. Am anderen Tage gab die Taufe der kleinen Prinzessin Gelegenheit, zahlreiche Persönlichkeiten zu sehen. Vom Hofe waren fast alle königlichen Prinzen erschienen; mit aufrichtiger Freude begrüßte mich Prinz Friedrich Karl. Eine köstliche kleine Anekdote ist mir im Gedächtniß geblieben, die mir der alte Graf Redern, durch seine Offenheit und joviale Art mir immer sehr sympathisch, bei dieser Gelegenheit geliefert hat: Als er mich sah, begrüßte er mich gleichsam mit ausgebreiteten Armen und sagte mit unverblümten Worten, „wie sich mancherlei Personen in Berlin recht gefreut haben würden, mich lieber unter den Feinden Preußens zu finden, daß ich aber, wie er sehe, ihnen den Gefallen nicht gethan hätte".

Als ich am nächsten Tage in Berlin die Freude hatte, den Besuch des Grafen Bismarck zu empfangen, konnte ich mich sehr bald überzeugen, daß die Dinge nicht mehr so friedensgünstig standen, wie der König noch anzunehmen schien. Graf Bismarck sagte mir, daß er den Krieg leider als bestimmt voraussetze. Er rieth daher mit der Kriegsrüstung nicht lange zu zögern und betonte die Wichtigkeit Coburg-Gothas gerade im Hinblick auf die Haltung Bayerns einerseits, und Hannovers und Hessens andererseits.

Ich gab dem Grafen zu bedenken, daß sich der Staatsminister von Seebach in Rücksicht auf die Bundesbestimmungen in keiner leichten Lage befinde, theilte aber gleichzeitig mit, daß ich schon Tags zuvor meinen Adjutanten v. Reuter nach Berlin befohlen hätte, um über die Mobilmachung mit dem Kriegsministerium zu verhandeln. Zugleich versprach ich, an Herrn von Seebach zu telegraphiren und ihn für die nächsten Tage zu einer Conferenz einzuladen.

Als ich zu Sr. Majestät zum Diner kam, konnte ich demselben bereits melden, daß die Mobilisirungsfrage meines Contingents demnächst in Erörterung gebracht werden solle.

Einer erhebenden militairischen Begebenheit wohnte ich andern Tags, am Morgen des 26. bei, wo der König am Kreuzberge bei herrlichstem Wetter die große Parade über das in Kriegsstärke ausgerückte Gardecorps abhielt. Der König richtete nach der Parade eine sehr bezeichnende Rede an die Generäle und Stabsofficiere, in welcher er zwar den bevorstehenden Krieg hervorhob, ohne jedoch

die Möglichkeit einer friedlichen Lösung zu leugnen. Diese Worte des Königs fanden eine enthusiastische Aufnahme; Alles war in gehobenster Stimmung, man hatte den Eindruck, als ob der König das gezogene Schwert nicht ohne befriedigende Gründe wieder einzustecken entschlossen sei.

Es war nicht wohl denkbar, daß ein Congreß unter den Auspicien Louis Napoleons, wie er jetzt in Aussicht stand, dem in der preußischen Armee erwachten Geiste Stillstand gebieten konnte. Wer noch zweifelhaft gewesen wäre, hätte die Parade des Gardecorps sehen müssen.

Als ich Mittags an dem Dejeuner des Gardecorps theilnahm, fand ich, wie nach den Vorgängen am Vormittage wohl natürlich war, die Stimmung unter den Officieren sehr kriegerisch. Es machte daher auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, als ich mich unmittelbar von diesem militairischen Mahl hinweg zum Minister v. Schleinitz begab, welcher noch immer mit Betrübniß die Sache betrachtete. Er erzählte, daß seinen Informationen nach keineswegs alle friedlichen Wege abgeschnitten seien; er wußte vielmehr, daß Mensdorff mit aller Entschiedenheit in Wien die Kriegsabsichten bekämpfe und seinen ganzen Einfluß an oberster Stelle zu Gunsten einer friedlichen Wendung geltend mache. Auch hätten sich mancherlei militairische Bedenken in Wien in Betreff der Bewaffnung der österreichischen Infanterie eingestellt, und man plaidire für einen Aufschub des Kampfes, bis wenigstens ein Theil der Truppen auch dort mit Hinterladergewehren versehen sei.

Vieles in diesen Behauptungen des Herrn von Schleinitz konnte wohl seine Richtigkeit haben, doch vermochte ich auf den Widerstand des Grafen Mensdorff gegen den Krieg nicht sonderlich mehr zu bauen.

An demselben Tage sah ich auch den König bei dem Familiendiner wieder, welches in Potsdam gehalten wurde. Man sprach fast ausschließlich von den Eventualitäten des Kriegs, und der König erörterte seine Ansicht über den voraussichtlichen Gang desselben. Er hegte keinen Zweifel darüber, daß die österreichische Armee so rasch wie möglich nach Sachsen geworfen und die entscheidende Schlacht bei Dresden geschlagen werden würde. Man dachte an nichts weniger, als an einen böhmischen Feldzug nach dem Muster von 1778. Vielmehr war die Annahme des Königs noch immer die, daß man von Seite Oesterreichs im Grunde nur wünsche mit Ehren nachzugeben.

In Beziehung auf die wirkliche Stimmung der beiden Familien zu einander schien in diesem Augenblicke staatlicher Gegensätze und politischer Entzweiung Niemand besser Auskunft geben zu können, als die verwittwete Königin Elise, deren intimes Familienverhältniß zum österreichischen Hofe alle Stürme der Zeiten überdauerte. Ich besuchte die Königin-Wittwe in Sanssouci am

28. Mai. Sie unterhielt sich lange mit mir und versicherte wiederholt, daß der Krieg doch nur eine vorübergehende Entfremdung zwischen Oesterreich und Preußen herbeiführen könne. Im Wesentlichen werde diese öffentliche Calamität die friedlichen Familienbande zwischen den beiden hohen Häusern in keiner Weise stören. Als ich nachher dem Könige, bei welchem ich meine Abschiedsaudienz nahm, von meinen Gesprächen mit der Königin-Wittwe Mittheilung machte, äußerte er den lebhaften Wunsch, daß sich diese Hoffnungen recht bald bewahrheiten möchten.

Im Uebrigen, bemerkte der König, wolle er mich nicht scheiden lassen, ohne für alle Fälle die Stellung mit mir besprochen zu haben, welche er mir im Kriege zugedacht hätte. Es sei seine Absicht gewesen, mir ein größeres Commando zu übertragen, allein wichtige Gründe hätten ihn schließlich veranlaßt, an eine andere Aufgabe beim wirklichen Ausbruche des Krieges für meine Person zu denken. Er beabsichtige mich unmittelbar dem Kronprinzen zuzutheilen, welcher ja mit der Führung einer der Armeen betraut werden würde. Dabei führte der König unter den Gründen seines Entschlusses so manches Schmeichelhafte für mich an, was ich hier zu wiederholen mich wohl nicht berufen fühlen kann.

Als der König erwähnte, daß der Kronprinz noch unschlüssig über die Wahl seines Generalstabschefs sei, hatte ich Gelegenheit, auf den zu jener Zeit in Köln kommandirenden Brigadier von Blumenthal hinzuweisen, dessen seltene militairische Talente mir schon seit dem Jahre 1849 bekannt waren. Im schleswigschen Feldzug war er der Generalstabschef von Bonins und wurde von diesem auf's Höchste geschätzt und ausgezeichnet. Ich hatte Blumenthal nachher noch wiederholt bei Manövern als Generalstabsofficier an meiner Seite gesehen und wußte vielleicht, wie kaum Jemand, den großen Blick und die außerordentliche Umsicht dieses Feldherrn zu würdigen.

Da ich bemerkte, daß der König meinen Vorschlag nicht ungnädig entgegennahm, so glaubte ich auch dem Kronprinzen selbst den General empfehlen zu sollen. So wurde fast durch einen Zufall eine Verbindung angeknüpft, welche in unserer Kriegsgeschichte von den außerordentlichsten Folgen werden sollte.

Bei meinem Abschied vom Könige hatte ich ein überwältigendes Gefühl von dem ungeheuern Ernst der Lage, vor welche der preußische Monarch gestellt war. In wenigen Wochen konnte es entschieden sein, was seit Jahren gehofft und erwartet, vielfach auch versäumt worden war. Der König mochte Aehnliches in diesem Augenblicke empfunden haben. Er entließ mich nicht ohne einen Anflug von Rührung und sagte mir viel Herzliches und Freundliches über meinen Besuch in Berlin, woraus ich ersehen konnte, daß ihm der

Gedanke, unter den deutschen Fürsten zur Zeit noch so isolirt dazustehen, etwas Schmerzliches hatte.

Erst am späten Abend kehrte ich von Berlin nach Potsdam zurück, wo ich mit der Kronprinzessin einen Spaziergang machte und vielleicht noch Einiges beizutragen vermochte, um Beruhigung in Betreff der Zukunft einzuflößen. Denn daß gerade im Hinblick auf die Familien-Beziehungen, an welchen die Kronprinzessin hing, die Ereignisse nicht im rosigsten Lichte betrachtet wurden, war leicht zu begreifen. Die feststehende Thatsache, daß die hessischen Verwandten gleichsam an der Spitze der preußenfeindlichen Coalition mitmarschirten, hatte für die Kronprinzessin auch nichts Ermunterndes. Wie auch der Krieg verlaufen mochte, für die Königin von England war es in persönlicher Beziehung in der That etwas Tragisches, daß ihre beiden in Deutschland lebenden Töchter feindlichen Lagern angehören sollten.

Ich reiste am nächsten Morgen, den 29. Mai, von Potsdam ab. Der Großherzog von Weimar hatte mich dringend ersucht, ihn bei meiner Rückkehr zu besuchen, und ich erfüllte gerne seinen Wunsch, einige Stunden in Weimar zu verbleiben. Sein Minister von Watzdorf war noch auf dem Standpunkte stehen geblieben, daß man sich von der Bundestagsmajorität nicht werde trennen dürfen. Wir hatten eine mehrstündige Besprechung, in der ich mich bemühte, meinen Anschauungen über die Lage mehr Eingang zu verschaffen.

In Gotha angelangt, verständigte ich mich mit dem Minister von Seebach über die Haltung, welche in den voraussichtlich entscheidenden Verhandlungen der nächsten Wochen am Bundestage unsererseits zu beobachten wäre.

Am 31. Mai Abends kam ich in Coburg an und wollte die letzten Tage des Friedens noch auf dem Callenberg zubringen, um alle nöthigen Vorbereitungen für den Feldzug in Ruhe zu treffen. In Wald und Feld beobachtete man in trüber Stimmung die furchtbaren Verwüstungen, welche der kalte Wonnemonat des Jahres 1866 mit seinen Schneestürmen gebracht hatte.

Zweites Capitel.

Das Ende des deutschen Bundestags.

Unter den Beschlüssen, welche auf der Bamberger Ministerconferenz am 13. und 14. Mai gefaßt worden waren, konnte man dem Wunsche auf allgemeine Abrüstung schwerlich seinen Beifall verweigern, wenn man auch über den Erfolg eines in dieser Richtung am Bundestage zu unternehmenden Schrittes berechtigte Zweifel hegen mußte. Meine Regierung hatte jedoch keinen Anstand genommen, mit Bayern, Württemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, Nassau, Weimar, Meiningen am 19. Mai in der 17. Bundestagssitzung sich zu einem letzten Friedensversuche zu vereinigen. Ueber diesen Antrag war in Frankfurt am 24. Mai abgestimmt worden, als ich mich eben, wie früher erzählt, in Berlin befand, um für den Fall des Krieges rechtzeitig Stellung zu nehmen.

Das Resultat der Abstimmung gehörte zu den größten Seltsamkeiten, welche der sterbende Bundestag noch erleben sollte. Der Antrag der Regierungen auf allgemeine Abrüstung wurde nämlich thatsächlich einstimmig angenommen, aber freilich konnte sich Niemand verwundern, wenn sowohl Oesterreich wie Preußen und Sachsen Erklärungen zu Protokoll gaben, die mit dem sattsam bekannten Inhalt der Abrüstungsdepeschen der betreffenden Cabinete nur zu sehr übereinstimmten. Oesterreich und Sachsen zeigten ihre Bereitwilligkeit an, abzurüsten, konnten aber ihre bindenden Erklärungen erst in entferntere Aussicht stellen. Preußen stimmte ebenfalls dem Antrage bei, wollte aber erst in der nächsten Sitzung anzeigen, unter welchen Voraussetzungen die Regierung abrüsten könne. In einer ausführlichen Erklärung hob es dann wiederholt die Priorität der Rüstungen auf österreichischer und sächsischer Seite hervor; auch Württemberg habe zuerst mit den Rüstungen begonnen und hätte sich daher, wie Herr von Savigny bemerkte, ebensowenig wie Sachsen an dem Abrüstungsantrage betheiligen dürfen. Preußen habe seiner Zeit rechtzeitig den Weg eingeschlagen, der allein zum Frieden führen könne, durch den Antrag vom 9. April auf Berufung des deutschen Parlaments. Nur durch einträchtiges Zusammenwirken

von Regierungen und Volk könne dauernder Friede gewahrt werden; die schleunige Berufung des Parlaments sei deshalb das beste Mittel und werde wiederholt empfohlen.

Hierauf protestirte der österreichische Präsidialgesandte gegen die in der preußischen Abstimmung vorgebrachten Behauptungen über die Priorität der österreichischen Rüstungen, wie sich auch Sachsen lediglich protestirend gegen die ihm aufgebürdeten offensiven Absichten dem Beschluß der allgemeinen Abrüstung anschloß. Die beste Illustration zu diesem Bundesbeschluß über die allgemeine Abrüstung erhielt ich durch ein Schreiben des Herrn von der Pfordten, der sich unmittelbar darauf an meine Regierung mit der Mittheilung eines neuen Antrags wegen Entfernung der österreichischen und preußischen Truppen aus den Bundesfestungen wandte: „In Folge der bei der Bamberger Conferenz gepflogenen vertraulichen Besprechung habe ich mich mit den Cabineten von Wien und Berlin darüber benommen, wie etwaigen Collisionen der österreichisch-preußischen Truppen in Rastatt, Mainz und Frankfurt vorgebeugt werden könne, und beide Cabinete haben sich damit einverstanden erklärt, daß Bayern einen hierauf gerichteten Antrag bei der Bundesversammlung stelle. Mit allerhöchster Genehmigung habe ich daher heute den Bundestagsgesandten beauftragt, den hier anliegenden Antrag zu stellen."

In dem erwähnten Antrag berief sich zwar Herr von der Pfordten noch auf die in der letzten Sitzung des Bundestags stattgefundenen Abstimmungen, welche zu der Hoffnung auf Erhaltung des Bundesfriedens berechtigten, aber es sei doch nothwendig, Vorsorge zu treffen, daß in den Bundesfestungen nicht Conflicte zwischen den bisherigen Waffenbrüdern entständen. Es sollten daher, vorbehaltlich der Besatzungsrechte von Oesterreich und Preußen, die Truppen der beiden Großmächte von Mainz, Rastatt und Frankfurt zurückgezogen werden und an ihre Stelle Badenser, Hessen, Nassauer sowie die zur Infanterie-Reserve-Division gehörigen Contingente in diese Plätze einrücken.

Von der letzteren Bestimmung wären auch die coburg-gothaischen Truppen betroffen worden, wenn nicht durch die rasch folgenden entscheidenden Ereignisse eine Veränderung in diesen Dispositionen zu treffen möglich gewesen wäre. Ich hatte daher das Glück, meinem Regiment die ehrenvolle Theilnahme an den Kriegsereignissen sichern zu können, während die Truppen, welche dem verhängnißvollen Beschlusse des Bundes nachzukommen genöthigt waren, zum Theil dem Schicksale der Desarmirung nicht entgehen konnten.

Zunächst hatte schon am 1. Juni in derselben Sitzung, in welcher der bayrische Antrag wegen der Bundesfestungen eingebracht wurde, die Situation in der Hauptsache eine wesentliche Verschärfung erfahren. Oesterreich gab

seine am 24. Mai in Aussicht gestellte Erklärung in der Abrüstungsangelegenheit mit der Hervorkehrung von Bedingungen ab, die den Krieg in unmittelbarste Nähe rückten. Es zeigte sich bereit, seine nunmehr eingestandene Heeresaufstellung gegen Preußen rückgängig machen zu wollen, sobald Sicherheit gegen die Wiederkehr der Kriegsgefahr in Deutschland geboten werde. Da diese Sicherheit nach dem Scheitern der Verhandlungen mit Preußen dadurch bedingt sei, daß die schleswig-holsteinische Frage nach dem Rechte des Bundes und des Landes entschieden werde, so stellte Oesterreich diese Entscheidung dem Bunde anheim und ermächtigte den Statthalter von Holstein, die Stände einzuberufen.

Die Erklärungen, welche der preußische Gesandte hierauf abgab, ließen unschwer erkennen, daß derselbe durch den von österreichischer Seite unternommenen neuen Schachzug etwas überrascht war. Er beschränkte sich nämlich darauf, die erneuerte Hereinziehung der schleswig-holsteinischen Frage in die Verhandlungen des Bundes abzulehnen. Im Uebrigen sei die volle Bereitwilligkeit zur Abrüstung von Seite Preußes wiederholt ausgesprochen und der defensive Charakter der letzteren nicht verändert worden. Preußen werde auf den Friedensfuß zurückkehren, wenn der Bund die Regierungen von Oesterreich und Sachsen zur Abstellung ihrer Rüstungen bewogen und Bürgschaft gegen die Wiederkehr derartiger Beeinträchtigungen des Bundesfriedens gewährt haben werde.

Die Absicht der österreichischen Regierung ging offenbar dahin, sich bei dem unvermeidlich gewordenen Kriege gleichsam im letzten Augenblicke des Bundes zu versichern und durch die Hervorkehrung der holsteinischen Angelegenheit denselben zu zwingen, gemeinsame Sache mit Oesterreich zu machen. Man hatte auf diese Weise jetzt dasjenige gethan, was ich in Wien zwei Jahre zuvor angerathen hatte, und wenn auch jetzt nachträglich die Zweckmäßigkeit des Schrittes politisch bezweifelt werden mußte, so war es doch immerhin interessant, zu beobachten, daß selbst noch in diesem Augenblicke eine gewisse Sympathie für Oesterreich erwachte. Dem österreichischen Einfluß auf die deutsche Presse war es glücklich gelungen, noch einmal eine Art von Jubelgeschrei in den süddeutschen Kreisen hervorzurufen und manchen Regierungen die Stellungnahme für Preußen zu erschweren. Die Wendung der österreichischen Politik war unter Anderem auf Baden berechnet, wo sich die Kammer in der That in das Schlepptau der schleswig-holsteinischen Frage verwickeln ließ.

Die der österreichischen Regierung nahe stehenden Blätter in Deutschland wußten mit großer Geschicklichkeit die Meinung zu verbreiten, daß Preußen nunmehr völlig isolirt sei und auch nicht ein einziger von den Bundesfürsten in der Lage sein werde, mit demselben zu gehen. Bezeichnend für diese Be-



strebungen war, daß meine seit vierzehn Tagen nicht mehr zu den Geheimnissen gerechnete Verständigung mit der preußischen Regierung*) von den süddeutschen und österreichisch gesinnten Tagesblättern sorgfältig todtgeschwiegen wurde. Selbst in Gotha war von Landtagsmitgliedern eine Agitation zu Gunsten der österreichischen Anträge in der holsteinischen Sache ausgegangen.

Ein halbes Jahr später hat man über die bis zum letzten Augenblicke festgehaltene Meinung besonders in den Mittel- und Kleinstaaten den Mantel der Vergessenheit gebreitet und oft so gethan, als ob die preußische Auffassung stets vorgeherrscht hätte.

Bevor es indessen zur Abstimmung über den österreichischen Antrag die schleswig-holsteinische Sache betreffend am Bunde kam, hatte das Congreßprojekt, welches Kaiser Napoleon seit dem Beginne des Mai auf die Bahn gebracht hatte, noch eine kleine Episode auch in den Verhandlungen des Bundestags herbeigeführt. König Wilhelm war von Anfang an entschlossen, den Bestrebungen der Großmächte zur Erhaltung des Friedens jedes Entgegenkommen zu zeigen. Da England und Rußland vollkommen auf die Idee Napoleons eingegangen waren und die Eröffnung eines allgemeinen Congresses auch ihrerseits befürworteten, so hatte Preußen sicherlich am wenigsten Grund, gegenüber diesem Plane sich ausweichend zu verhalten. Daß freilich von den Congreßideen Napoleons auch jetzt nicht sehr viel Freundliches für die Aufrechterhaltung der bestehenden Staatenverhältnisse zu erwarten war, dafür hatte Kaiser Napoleon selbst gesorgt, indem er noch jüngst in einer öffentlichen Rede seinem Abscheu vor den Verträgen des Jahres 1815 Ausdruck gegeben hatte.

Unter diesen Umständen war es nicht leicht für seinen Minister Drouyn de L'Huys, eine Formel für die Grundlagen des zu veranstaltenden Congresses zu finden. Was darüber in die Oeffentlichkeit drang, konnte nicht als authentisch gelten; doch darüber war auf keiner Seite ein Zweifel, daß die Abtretung Venetiens von Seite Oesterreichs an Italien als eine gleichsam von vornherein feststehende Sache betrachtet werden sollte. Was der Congreß zu leisten vermochte, war bestenfalls die Feststellung der passenden Entschädigungen. Auch in Bezug auf Schleswig-Holstein waren allerlei Pläne, Rathschläge und Ideen in Umlauf gesetzt worden, aber was die französische Regierung in dieser Beziehung vorbringen konnte, durfte Graf Bismarck mit vieler Gemüthsruhe abwarten.

*) Französische Blätter enthielten Anfangs Juni die Notiz: „L'entrée dans l'armée prussienne du prince de Saxe-Cobourg est un événement politique de grande importance sur lequel nous appelons l'attention de nos lecteurs etc."

Es war dafür gesorgt, daß bald England, bald Rußland, bald die Oldenburger und bald die Dänen gegen die Rathschläge Napoleons Einwendungen erheben würden.

Meine Informationen aus Paris waren übrigens ausnahmslos dazu angethan, den Ernst der Congreßidee bezweifeln zu lassen. Genaue Kenner der französischen Verhältnisse wollten die Attitüde Napoleons lediglich auf sein Bedürfniß zurückführen, gegenüber dem oppositionellen Auftreten Thiers' in den letzten Sitzungen des legislativen Körpers sich den Franzosen als den eigentlichen Leiter der europäischen Angelegenheiten vorzustellen. Man sollte in Frankreich nicht glauben, daß diese aufregenden Ereignisse in Deutschland sich abspielten, ohne daß der Kaiser seine Hände in der Sache hätte. Es wurde gern die Anschauung verbreitet, der Kaiser warte nur den passenden Moment ab, um in der Verwirrung der deutschen Angelegenheiten seinen Franzosen die Vortheile neuer Erwerbungen zu ermöglichen, ohne die Nachtheile eines Krieges herbeigeführt zu haben. In dieses System eines hohlen Scheins paßte die Congreßidee vortrefflich, und es war in der That ein beachtenswerther Erfolg, daß England sowohl als Rußland dem Kaiser secundirten.

Schon am 29. Mai konnte daher das preußische Cabinet die Einladung der neutralen Mächte zu den Conferenzen nach Paris ohne jede Bedingung in der zuversichtlichsten Weise annehmen. Am folgenden Tage wurden in der Bundesversammlung zu Frankfurt die drei Noten der neutralen Mächte vorgelegt, in welchen der deutsche Bund eingeladen ward, sich ebenfalls an den Verhandlungen in Paris wegen Aufrechthaltung des Friedens zu betheiligen. Die Bundesversammlung wählte nach dem Vorschlag des Präsidiums einen Ausschuß von sieben Mitgliedern zur geschäftlichen Behandlung dieser Angelegenheit. Man rechnete darauf, daß schon in der nächsten Sitzung bestimmt formulirte Anträge über die Beschickung der Conferenz unter Bezeichnung der Person des Bevollmächtigten vorgelegt werden könnten. Auch sollte dem Gesandten des Bundes eine Instruction ertheilt werden, über welche die Bundesversammlung sich schlüssig zu machen hätte.

Am 1. Juni stellte in der That der Ausschuß den Antrag auf Theilnahme des Bundes an den Pariser Conferenzen, aber es entspann sich noch eine lebhafte Debatte über die Beschlußfassung, da die meisten Gesandten erst Instructionen einholen wollten, und nur mit Mühe ward die sofortige Abstimmung herbeigeführt, worauf der Minister von der Pfordten zum Bevollmächtigten ernannt wurde.

Allein Oldenburg machte gegen die Person des bayrischen Ministers einen Vorbehalt, und was die Instruirung desselben betraf, so war es von vornherein

als eine Unmöglichkeit erkannt worden, zu einer Einigung zu gelangen. Man überließ es daher dem Bevollmächtigten selbst, sich für den Fall des Zusammentritts der Conferenz in dem Geiste der vielköpfigen Bundesversammlung zu instruiren. Dieser schwierigen Aufgabe wurde aber Herr von der Pfordten schon durch die verklausulirte Annahme des Congreßvorschlags von Seite Oesterreichs am darauffolgenden Sitzungstage überhoben, denn während man in Frankfurt über die Rolle uneinig war, die ein Bundestagsgesandter bei den Pariser Conferenzen zu spielen hätte, nahm man in Wien die Einladung der neutralen Mächte unter Vorbedingungen an, die den Congreß überhaupt vereitelten. Die österreichische Regierung verlangte, daß bei den Conferenzen keinerlei Combination zur Verhandlung komme, welche einem der eingeladenen Staaten sei es Gebietserweiterung, sei es Machtzuwachs zuzuwenden berechnet wäre. Auch wünschte die österreichische Regierung die Zusicherung zu erhalten, daß alle Mächte, welche an der projektirten Versammlung Theil nehmen würden, gleich ihr bereit seien, dort kein Sonderinteresse zum Nachtheil der allgemeinen Ruhe zu verfolgen.

Als der bayrische Staatsminister von der Pfordten sich am 6. Juni in der Bundesversammlung zur Annahme seiner Wahl als Bevollmächtigter dankbarst bereit erklären ließ, war es bereits bekannt, daß die einladenden Mächte auf den Zusammentritt des Congresses verzichtet hatten; da aber die Zurücknahme des Planes noch nicht officiell bekannt gemacht worden, so wurde vorläufig in der Bundesversammlung von dem Scheitern des Congresses noch keine Notiz genommen.

Wenige Tage später erhielt die Welt in einem Schreiben Louis Napoleons an Drouyn de L'Huys Kenntniß von dem Eindruck, welchen das abermalige Scheitern der beliebten Congreßidee in Paris hervorgebracht hatte. Der Kaiser der Franzosen ließ natürlich die Gelegenheit nicht ungenützt, um sich wieder und wieder als den Wohlthäter der europäischen Menschheit hinzustellen, der in seinem Bestreben, den Frieden zu fördern, von den Mächten behindert werde. Er hatte für den Augenblick Oesterreich in den Nachtheil gesetzt, daß er es seinen Franzosen als den vorzüglichsten Störenfried schildern konnte.

Allerorten und besonders auch in Frankfurt war man ja von nichts mehr und sicherer überzeugt, als daß sich die österreichische Armee bereits halbwegs auf dem Marsche nach Berlin befände.

Selbst die Zurücknahme der Brigade Kalik aus Holstein, welche Oesterreich in diesen Tagen durchzuführen begann, wurde nur als ein Zeichen politischer Vorsicht und als ein Beweis ungemeiner Mäßigung und Friedensliebe in deutschen Blättern gerühmt. Militairisch genommen stellte man es so dar, als ob die unbezwingbare österreichische Macht es gar nicht nöthig gehabt hätte, ihre

4000 Mann aus dem Bereiche der preußischen Machtsphäre herauszuziehen. Als am 6. Juni in der Bundesversammlung über den bayrischen Antrag bezüglich der Garnisonstruppen von Frankfurt, Mainz und Rastatt abgestimmt wurde, überboten sich förmlich Gesandte und Militairbevollmächtigte, die Gelegenheit wahrzunehmen, um auf die militairischen Intentionen Oesterreichs einzugehen. Charakteristisch für diese Stimmung war, wenn der Bevollmächtigte der sächsischen Häuser von dem sichtlich sehr guten Eindruck berichtete, den seine Erklärung gemacht habe, daß die sächsischen Regierungen ihre Garnisonen mit Vergnügen in den Bundesfestungen kalt stellen wollten. Ja, er fügte noch hinzu, je schleuniger die großherzoglichen und herzoglich-sächsischen Contingente den Ausmarsch dorthin nach empfangener Ordre bewerkstelligen könnten, desto günstigeren Eindruck werde dies machen.

Dem gegenüber fand der preußische Militairbevollmächtigte große Schwierigkeit, einige der preußischen Auffassung entsprechendere Dispositionen in Betreff der Besatzungsfrage zu bewirken. Namentlich hatte Preußen allen Grund zu verlangen, daß Bayern und nicht Kurhessen ein entsprechendes Contingent in die Bundesfestungen lege. Was die Reservedivision betraf, so ließ die preußische Regierung schon am 5. Juni durch ihren Bevollmächtigten v. Pirch in Weimar meiner Regierung den Wunsch aussprechen, daß die Besetzung von Mainz, Rastatt und Frankfurt nur eventualiter durch die Reserve-Infanterie-Division erfolgen möchte. Nach Mainz wollte die preußische Regierung lieber bayrische, darmstädtische und nassauische, nach Rastatt ausschließlich badische und nach Frankfurt ausschließlich bayrische Truppen verlegt haben. Aber in der Militaircommission in Frankfurt war es Preußen unmöglich, seine Wünsche durchzusetzen. So kam es am 9. Juni in der Bundestagssitzung zu Beschlüssen, welche mich selbst in die größte Verlegenheit in Betreff meiner Truppen gebracht haben würden, wenn ich mich hätte einschüchtern lassen.

Auf den Antrag der Militaircommission wurden nach Mainz, trotz des preußischen Protestes, eine kurfürstlich-hessische Brigade, ferner die meiningenschen, weimarischen, schwarzburgischen und lippeschen Bataillone beordert. Altenburg, Coburg-Gotha, Anhalt, Waldeck und Reuß wurden neben 2 badischen Bataillonen zur Besatzung von Rastatt bestimmt. Die Tendenzen dieser Dispositionen waren nicht zu verkennen. Die Staaten, welche die Offensive gegen Preußen zu ergreifen entschlossen waren, sollten durch die Besetzung der Festungen nicht in dem ausrückenden Stand ihrer Armeen beschränkt werden.

Dieser eigentliche Zweck der Bundestagsbeschlüsse über die in die Festungen zu verlegenden thüringischen Contingente war mir vom ersten Augenblicke an um so klarer, je aufdringlicher die Bundesversammlung die rascheste Ausführung der Maßregel bei allen betheiligten Regierungen betrieb. Der sächsische Gesandte



mußte ein Telegramm nach dem andern expediren, um nur in möglichst kurzer Frist die Absendung der Truppen nach Rastatt und Mainz herbeizuführen. Man schien in der Militaircommission ein Gewicht darauf zu legen, daß die thüringischen Länder, welche die süddeutschen und norddeutschen Gegner Preußens trennten, von Truppen so rasch wie möglich entblößt würden.

So lange nun der gesetzliche Charakter der Bundestagsbeschlüsse nicht bestritten werden konnte, befand ich mich in einer keineswegs beneidenswerthen Position. Konnte ich als Bundesfürst die Ausführung der Maßregel verweigern? Und dennoch war an einem voraussichtlich entscheidenden Punkte, wie das Werrathal, bei dem Ausbruch des Krieges kein Mann zu entbehren. Höchst auffallend war mir unter diesen Umständen eine Depesche des sächsischen Gesandten in Frankfurt, wonach sich Preußen in der Militaircommission mit der raschen Verlegung meines Contingents nach Rastatt, selbst in der Friedensstärke, vollständig einverstanden erklärt haben sollte.

Glücklicherweise blieb ich durch meine unmittelbaren Verbindungen mit Berlin, wie sich sogleich zeigen wird, vor einer Täuschung in Bezug auf die Verlegung meiner Truppen bewahrt. Graf Bismarck hatte mir in Berlin den Wunsch ausgesprochen, nach meiner Rückkehr ihm von Coburg über die Stellung der Parteien zu den neuen Bundesprojekten der preußischen Regierung Mittheilungen zu machen. Dieser Umstand gab Anlaß zu einer unmittelbaren Correspondenz, in welcher Graf Bismarck mir ausdrücklich die Warnung zukommen lassen konnte, das coburg-gothaische Regiment nicht, wie man in Frankfurt plante, außer Action zu stellen.

Wichtiger noch als diese specielle militairische Angelegenheit war aber in diesem Augenblicke die politische Entwicklung in der Verfassungsfrage selbst, da die preußische Regierung sich entschlossen hatte, ihrem Antrage auf Berufung eines Parlaments noch einen tiefern Hintergrund durch Mittheilung des vorläufigen Entwurfs einer neuen Bundesverfassung zu geben.

Meinem Versprechen gemäß gab ich schon am 6. Juni dem Grafen Bismarck Nachricht und bemerkte über die Lage folgendes:

„Der Zeitpunkt dürfte gekommen sein zum Vorschreiten mit einem Manifeste an das deutsche Volk. Von allen Seiten erwartet man etwas dergleichen. Da, wie ich vermuthe, nur noch kurze Zeit vor dem Ausbruche der Feindseligkeit ist, so würde jene Ansprache an die deutsche Nation wohl eine Nothwendigkeit werden, wenn man in Berlin noch Werth darauf legt, daß die Bevölkerungen des südwestlichen Deutschlands gewonnen würden."

„Das Mißtrauen und die Ungewißheit des Augenblicks thut am meisten

Schaden. Mit Ausnahme der ultramontanen Kreise ist wohl Niemand österreichisch gesinnt."

„Der Krieg wird eine andere Aufnahme beim Publikum finden, wenn dieses genau weiß, wofür er geführt wird. Jenes Manifest dürfte ganz allgemein gehalten sein, in patriotisch erwärmender Sprache. Ew. Excellenz werden genau ermessen können, in wie weit ich recht gesehen habe ꝛc. ꝛc.

Callenberg 6. Juni 1866. Ernst."

Der Ministerpräsident erfreute mich schon am 9. Juni mit dem folgenden in mehr als einer Beziehung hochwichtigen Antwortschreiben:

„Mit gehorsamstem Dank für Eurer Hoheit gnädiges Schreiben vom 6. cr. beehre ich mich in der Anlage den Entwurf eines Zusatz-Programmes zur bisherigen Bundes-Acte ehrerbietigst vorzulegen. Die darin enthaltenen Vorschläge sind nach keiner Seite hin erschöpfend, sondern das Resultat der Rücksicht auf die verschiedenen Einflüsse, mit denen compromittirt werden mußte: intra muros et extra. Können wir sie aber zur Wirklichkeit bringen, so ist damit immer ein gutes Stück der Aufgabe, das historische Grenznetz, welches Deutschland durchzieht, unschädlich zu machen, erreicht, und es ist unbillig zu verlangen, daß Eine Generation, oder sogar Ein Mann, sei es auch mein allergnädigster Herr, an Einem Tage gut machen soll, was Generationen unserer Vorfahren Jahrhunderte hindurch verpfuscht haben. Erreichen wir jetzt, was in der Anlage steht, oder Besseres, so mögen unsere Kinder und Enkel den Block handlicher ausbrechseln und poliren."

„Ich habe die Skizze zunächst Baron Pfordten mitgetheilt; er scheint mit allem Wesentlichen einverstanden, nur nicht mit Art. 1, weil er meint, daß Baierns Interessen Oesterreichs Verbleib auch im engeren Bunde fordern. Ich habe ihm mit der Frage geantwortet, ob und wie er glaubt, daß die übrigen Artikel oder irgend etwas ihnen ähnliches auf einen Bund anwendbar sind, welcher Oesterreich zum Mitgliede hat. Ich weiß nicht, ob und was er mir darauf entgegnen wird, sehe aber immer in ihm einen der ehrlichsten und vorurtheilfreisten Förderer deutscher Interessen. Wir können Oesterreich den *bisherigen* Bund gewähren, aber ein besseres Verhältniß mit Oesterreich gemeinsam auszubilden, halte ich für schwieriger als die Zirkelquadratur, denn die Aufgabe ist nicht einmal *annähernd* zu lösen."

„Daß der vorliegende Entwurf den Beifall der öffentlichen Meinung haben werde, glaube ich nicht, denn für den deutschen Landsmann genügt im Allgemeinen die Thatsache, daß Jemand eine Meinung ausspreche, um sich der entgegengesetzten mit Leidenschaft hinzugeben; ich begnüge mich mit dem Worte:

qui trop embrasse mal étreint und mit dem andern, daß Rom nicht an einem Tage gebaut wurde, wenn es auch schon in den ersten Anfängen durch Raub der Sabinerinnen erhebliches Odium auf sich lud. Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm überhaupt eine bescheert, einige Gewaltthat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird und ich möchte sie auf ein Minimum reduciren, der Zeit das Weitere überlassend."

„Oestreich hat in Holstein einstweilen den Handschuh nicht aufgenommen, aber vielleicht ist die morgen oder übermorgen stattfindende Bundestagssitzung, in welcher die Execution gegen Preußen beantragt werden wird, der erste Ton des glas funèbre für den bisherigen Bund, und wir werden rufen: le Roi est mort, vive le Roi! Hoffentlich bleibt dann noch so viel Frist, daß Eurer Hoheit Contingent nicht die Leichenwache bei dem todten Könige in Rastatt zu verrichten genöthigt wird, sondern frische Lorbeeren im Bunde mit dem lebenden suchen darf."

„Wenn Eure Hoheit die Gnade haben wollten, mir direct oder indirect Höchstdero Meinung über Aenderungen oder Vervollständigungen des Reformprogramms zugehen zu lassen, so würde ich es mit ehrerbietigem Dank erkennen. Die bevorstehenden österreichischen Anträge am Bunde und die Behandlung derselben können zur Klärung der Situation und zur Zeitigung weiterer Wünsche des deutschen Volkes erheblich beitragen und uns eine größere Klarheit, von aller deutschen Gemüthlichkeit erlöst, über die zu erstrebenden und erreichbaren Ziele gewähren. In der festen Ueberzeugung, daß die Sache Deutschlands und seine Zukunft an Eurer Hoheit unter allen Wechselfällen, welche sie zu durchlaufen haben wird, eine thatkräftige und einsichtige Stütze finden wird, bin ich mit tiefer Ehrerbietung rc. rc.

v. Bismarck."

Der in der Anlage des Briefes mitgetheilte Entwurf einer neuen Bundesverfassung bestand aus zehn Artikeln, deren Inhalt schon mehr auf die spätere Reichsverfassung, als auf die nach dem Kriege verwirklichte norddeutsche Bundesverfassung hinweist. Denn nach Art. 1 sollte das Bundesgebiet aus allen Staaten des alten Bundes mit Ausnahme der kaiserlich-österreichischen und königlich-niederländischen Landestheile bestehen. Im letzten Artikel wurde eine Vereinbarung zwischen Oesterreich und dem zunächst einzuberufenden Parlamente durch besondere Verträge vorgesehen.

Das Parlament sollte aus directen Wahlen nach den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 hervorgehen. In den Finanz-, Zoll- und Handelsangelegenheiten, im Kriegs- und Marinewesen, in Betreff der Gesetzgebung und der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten traten mit vorschauendem

Blicke alle jene Ideen und Gesichtspunkte hervor, deren Verwirklichung erst nach zwei schweren Kriegen möglich geworden ist.

Es bedarf von meiner Seite kaum noch der Versicherung, wie sehr ich dem neuen Bundesentwurf zugestimmt habe. Die mir von Graf Bismarck gemachte Mittheilung erschien mir wie eine Erlösung von allen Uebeln, die wir Jahre lang bekämpft hatten. Ich konnte nicht nur meine volle Uebereinstimmung mit dem eingeschlagenen Wege der preußischen Regierung erklären, sondern auch, was in diesem Augenblicke vielleicht die Hauptsache war, mit der freudigen Ueberzeugung hervortreten, daß wir unter einer glückverheißenden, edlen, das Rechte wollenden Fahne kämpfen würden; und heute darf ich hinzusetzen, daß der Tag, an welchem ich das inhaltsreiche, schwerwiegende Schriftstück des Grafen Bismarck mit seiner Anlage erhielt, mich und meine Gesinnungsgenossen auf einen national und politisch hohen Standpunkt erhob, auf dem es kein Schwanken, nur einträchtiges überzeugungstreues Handeln geben konnte.

In dieser lichtbringenden Gewißheit konnte ich mich auch einer Mission unterziehen, zu welcher mich König Wilhelm in diesen schweren Tagen besonders vertrauensvoll auserſehen hatte.

Ich reiste am 7. Juni über Frankfurt nach Karlsruhe, um auf die Regierung meines Schwagers in Baden noch in letzter Stunde einen Einfluß zu gewinnen. Die ungemein schwierige Lage des Großherzogs einer Regierung und Kammer gegenüber, welche in jenen verhängnißvollen Augenblicken unglücklicherweise in ein den politischen Traditionen des Landes und des großherzoglichen Hauses entgegengesetztes Geleise gerathen waren, ließ es zwar in Berlin als hoffnungslos erscheinen, Baden auf der Seite Preußens zu sehen, aber die Möglichkeit einer Neutralität war doch noch nicht geradezu ausgeschlossen. Der Großherzog verwies die Verhandlung über die Sache an sein Ministerium, an dessen Spitze der frühere langjährige badische Gesandte in Wien, Baron Edelsheim, stand, dessen Beziehungen zu der östetreichischen Regierung für intimere gelten mußten. Es war daher sehr schwer, den Minister zu überzeugen, daß sich Baden in eine falsche Position zu stellen scheine, zumal er sich mit aller Macht hinter die sogenannte öffentliche Meinung des Landes und die Stimmung der Kammern verschanzte. Da endlich zu Tage trat, daß in diesem Augenblicke Abmachungen mit Oesterreich zu den vollendeten Thatsachen gehörten, so war jede weitere Verhandlung erfolglos. Ich verließ Karlsruhe mit der schmerzlichen Gewißheit, daß der verhängnißvolle Lauf der Dinge zwei nächststehende Gesinnungsgenossen in verschiedene Lager gedrängt hatte.

Auf der Rückreise von Karlsruhe nach Coburg traf ich mit dem General Ziemiecky zusammen, welcher damals Flügeladjutant des Herzogs von Nassau

war und sich auf der Reise nach Hannover befand. Da ich denselben als früheren Adjutanten meines Vetters August kannte, durfte ich die Gelegenheit benutzen, um durch ihn dem Herzog von Nassau über meine Auffassung der Lage und Stellungnahme etwas Zuverlässiges mittheilen zu lassen. Ich unterließ nicht, Warnungen hinzuzufügen, welche, wie es schien, wohl auch hier zu spät kamen.

Man hatte überall die Empfindung, einer großen Unkenntniß dessen zu begegnen, was zu erwarten stand, und mit einer gespenstischen Menge von Selbsttäuschungen kämpfen zu müssen.

In dieser Ungewißheit und unleidlichen Zerfahrenheit erschien es wie eine Befreiung, als am 10. und 11. Juni Nachrichten von Frankfurt eingingen, welche den von Graf Bismarck im vorstehenden Schreiben vorausgesehenen beschleunigten Gang der Ereignisse erkennen ließen. An demselben 9. Juni, an welchem die Beschlüsse über die Besetzung der Bundesfestungen gefaßt worden waren, hatte der preußische Gesandte eine ausführliche Erklärung in Bezug auf Oesterreichs Anträge vom 1. Juni abgegeben. Das freudige Gefühl, welches sich mancher Politiker darüber bemächtigte, daß Oesterreich die ganze schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bunde übergeben und die Einberufung der holsteinischen Stände angeordnet hatte, erlitt jetzt einen gewaltigen Zusammenbruch; klar und entschlossen wies Preußen alle Angriffe Oesterreichs in Bezug auf seine gewaltsamen Pläne in Holstein zurück und machte vielmehr Oesterreich den Bruch der Gasteiner-Convention zum Vorwurf; im Uebrigen erklärte es seine Bereitwilligkeit, die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins im Verein mit der deutschen Reformfrage auf friedlichem Wege zu lösen.

Oesterreich beantwortete diese Erklärung schon in einer nach zwei Tagen zusammenberufenen Bundestagssitzung mit einem Antrag kriegerischer Art, wie er seit dem Bestande des Bundes in dieser Versammlung nicht vorgekommen war. In der officiellen Mittheilung über die Bundestagssitzung vom 11. Juni wurde die deutsche Nation durch die folgende Nachricht aus ihrer letzten Täuschung über die Möglichkeit einer friedlichen Lösung aufgeschreckt: „Oesterreich", so hieß es im Protokoll, „macht der Bundesversammlung Anzeige von dem Einrücken der preußischen Truppen in Holstein, ungeachtet des Protestes des kaiserlichen Statthalters; es bezeichnet dieses Vorgehen als einen Act der Selbsthilfe von Seite Preußens, gegen welchen die Bundesversammlung nach Vorschrift des Art. 19 der Wiener-Schlußakte Einhalt zu thun berufen sei. Es beantragt daher die schleunige Mobilmachung sämmtlicher nicht zur preußischen Armee gehöriger Armeecorps des Bundesheeres mit Vorbehalt weiterer Entschließungen der Bundesversammlung. Die Abstimmung über diesen Antrag soll in einer nächstens zu berufenden Sitzung stattfinden."

Das konnte nur den Krieg bedeuten.

In Uebereinstimmung mit dem oben mitgetheilten Schreiben vom 6. Juni an mich sendete Graf Bismarck in Folge der Ereignisse in der Bundesversammlung vom 11. Juni gleich am darauf folgenden Tage an mein Ministerium die denkwürdige Depesche: „In Folge des österreichischen Mobilisirungs-Antrages beehren wir uns dringend zu ersuchen, die Absendung des dortseitigen Contingents so lange zu beanstanden, bis über den Antrag entschieden ist.

Bismarck."

Als mir Herr von Seebach Mittheilung von diesem Telegramm machte, erklärte ich demselben sofort, daß die Absendung der Truppen um jeden Preis verhindert werden müsse, zumal da kein Nachtheil für das Land daraus entstehen konnte, wohl aber eine Rücksicht darin gefunden werden mußte. Nachdem Herr von Seebach am 13. Juni an den Grafen Bismarck telegraphirt hatte: „Die Absendung des hiesigen Contingents wird, dem Wunsche Ew. Excellenz entsprechend, verschoben werden," richtete er am 14. Juni noch das folgende Schreiben an den preußischen Ministerpräsidenten:

„Ew. Excellenz habe ich die Ehre gehabt, auf das unter dem 12. d. M. am mich gerichtete Telegramm, durch welches der herzogl. Regierung der Wunsch zu erkennen gegeben wurde, die Absendung des diesseitigen Contingents nach Rastatt so lange zu beanstanden, bis über den österreichischen Mobilisirungs-Antrag entschieden worden sei, bereits davon Kenntniß zu geben, daß die herzogl. Regierung diesem Wunsche zu entsprechen bereit sei. Nachdem nun in der heutigen Bundestagssitzung jener Antrag, wider alles Erwarten, durch Majoritätsbeschluß Annahme gefunden, hat Se. Hoheit der Herzog, mein gnädigster Herr, alsbald Sr. königl. Hoheit dem Großherzog von Baden die Mittheilung gemacht, daß Höchstderselbe bei der in Folge dieses Beschlusses nothwendig eintretenden Situation und Verwickelung sein Contingent vorerst nicht nach Rastatt abgehen lassen werde. Es wird jedoch die Frage, ob überhaupt das Contingent noch jener Bestimmung gemäß abzusenden sein werde, einer schleunigen Erledigung zugeführt werden müssen. Die herzogl. Regierung erachtet, bevor sie in dieser Beziehung einen weitern Schritt thut, für unerläßlich, die Ansicht der königlichen Regierung hierüber kennen zu lernen, und gestatte ich mir daher an Ew. Excellenz das ergebenste Ersuchen zu richten, mir dieselbe mit thunlichster Beschleunigung geneigtest mittheilen zu wollen. Genehmigen Ew. Excellenz auch bei diesem Anlaß &c.

Coburg, den 14. Juni 1866.

Seebach."

Der verhängnißvolle 14. Juni hatte in Frankfurt noch mit den Geschäften des Friedens begonnen, um mit Kriegslärm zu endigen. Die Motivirung des österreichischen Antrags auf Mobilisirung der ganzen Bundesarmee mit Ausnahme der preußischen Corps war erst zwei Tage nach der Sitzung den Regierungen im Wortlaut bekannt geworden. Ich erinnere mich noch genau des Eindrucks, welchen das Aktenstück auf mich hervorgebracht hat. Der entschiedene Ton desselben in Verbindung mit dem Entschlusse, es unter allen Umständen zu einer Abstimmung darüber in einer „baldigst anzuberaumenden Sitzung" zu bringen, ließ kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß eine weitgehende Verabredung zwischen Oesterreich und den Mittelstaaten vorhergegangen sein mußte. Ich habe darüber nie etwas Näheres zu erfahren vermocht, alle Theile haben es nachträglich rathsam gefunden, die Vorverhandlungen des Beschlusses vom 14. Juni in tiefes Dunkel zu hüllen. Da aber in dem österreichischen Antrag die Marschbereitschaft der auf den Kriegsstand zu setzenden Bundesarmeecorps auf den kurzen Termin von vierzehn Tagen anberaumt war, so wurde man in der allgemein verbreiteten Meinung bestärkt, daß Oesterreich die Offensive demnächst ergreifen wolle. Auffallend war in den Anträgen nur, daß die Frage des Oberbefehls der Bundesarmee erst späterer Entscheidung vorbehalten blieb.

Die preußische Regierung hatte inzwischen vertrauliche Mittheilung gemacht, daß es ihr erwünscht wäre, wenn die Stimme der sächsischen Herzogthümer für einfache Ablehnung des Antrags abgegeben würde, und Herr von Seebach konnte schon am 12. Juni den preußischen Geschäftsträger in Weimar versichern, daß die diesseitige Regierung ihrer Ueberzeugung nach gegen den Antrag stimmen werde. Indessen war in der sächsischen Bundestagscurie eine volle Uebereinstimmung nicht zu erzielen, obwohl auch Weimar sich für die Ablehnung des Antrags entschieden hatte.

Leider erkannte Herr von Watzdorf zu spät, daß er durch die schon erfolgte Absendung des weimarischen Truppencontingents nach Mainz nunmehr in eine sehr beengte Lage gerathen war*). Wohl aber hatte er sich in einem Schreiben an Herrn von Seebach in bestimmtester Weise dahin ausgesprochen, daß die Anrufung des Gasteiner-Vertrags von Seite Oesterreichs in gar keiner

*) Ein eigenthümliches Schicksal wollte, daß die großherz. weim. Regierung in derselben Sitzung, in welcher der Bruch erfolgte, am 14. Juni, die Anzeige zu machen hatte, daß in Befolgung des Bundesbeschlusses vom 9. Juni das weimarische Contingent mit 3 Bataillonen am Tage zuvor ausgerückt sei und am selben Tage in Mainz eintreffen werde. Ich bedauerte dies um so mehr, als ich noch immer gehofft hatte, daß die thüringischen Truppen zusammenstehen würden.

Weise eine Grundlage für einen Bundesbeschluß abgeben könne und dürfe. Indessen war es doch nur die Majorität der sächsischen Staaten, deren Stimmen Herr v. Beaulieu in der entscheidenden Sitzung gegen den österreichischen Antrag in die Wagschale zu werfen vermochte. Meiningen hatte sich entschieden auf die österreichische Seite gestellt.

Wenn man die Vorgänge bei der Abstimmung über den Mobilisirungsantrag im Schooße des Bundestags selbst in Erwägung zog, so ließen sich in der That mannigfaltige Bedenken vom Standpunkte des Bundesrechts nicht verschweigen. Zu alledem kam noch, daß bei der Schlußziehung die Stimme von Lippe zu Gunsten des Antrags gezählt wurde, während dasselbe gar nicht vertreten war und im Falle der Negation die Majorität in der betreffenden Curie zu einer ablehnenden gemacht hätte. In Folge dessen war dem Schlußresultat der Vorwurf einer Fälschung nicht zu ersparen, und es änderte an dieser Thatsache wenig, daß die Freunde Oesterreichs sich damit zu trösten versuchten, auch mit Außerachtlassung der einen Curie wäre das Stimmenverhältniß immer noch 7 zu 8 gewesen.

Was die Erklärungen der einzelnen Gesandten anbelangte, so konnte es auch schwerlich gebilligt werden, daß man nach gewaltsamer Interpretation der Geschäftsordnung dem badischen Gesandten nicht gestatten wollte, einen präjudicirlichen Antrag vorzubringen. Da die Abstimmung in Folge eines speciellen Beschlusses stattfand, war sofort und ohne eine commissionelle Vorberathung zur Abgabe der Erklärungen geschritten worden.

Oesterreich stimmte für den Antrag und theilte zugleich mit, daß das 1., 2. und 3. Bundesarmeecorps bereits mobil seien. Preußen dagegen erklärte sich gegen jede geschäftliche Behandlung des Antrags, selbst gegen eine Verweisung desselben an einen Ausschuß, und legte Protest gegen denselben ein. Hierauf stimmten Bayern und Sachsen unter der gleichen Motivirung für den Antrag, während Hannover eine gewundene Erklärung abgab, die aber gleichfalls die Annahme des Mobilisirungsantrags enthielt.

Württemberg stimmte einfach bei. Baden verlangte einen Ausschuß, welcher Vorschläge zur Beilegung der Differenzen zu machen berufen sein sollte, und da in dieser Weise nicht vorgegangen worden, enthielt es sich seiner Stimme ganz. Kurhessen und das Großherzogthum Hessen waren für den Antrag. Luxemburg dagegen und so auch Braunschweig; da aber das letztere in der Curie mit Nassau stimmte, so wurde dieses Votum als bejahend aufgefaßt. Mecklenburg war dagegen, und in den Voten der 15., 16. und 17. Curie herrschte vollständige Disharmonie der einzelnen Bundesglieder.

Wenn schließlich das Resultat protokollarisch dahin festgestellt wurde, daß der Antrag auf Mobilmachung des 7.—10. Armeecorps allein eine volle Majo-

rität erhalten hätte, die man auf 9 gegen 6 bezifferte, die übrigen Punkte des Antrags aber, mit Ausnahme des vierten, angenommen worden seien, so lag es auf der Hand, daß die Schlußziehung des Präsidiums viele Anfechtungen erfahren konnte.

Nach der Abstimmung gab der preußische Gesandte jene denkwürdige Erklärung ab, welche den Austritt Preußens aus dem Bunde enthielt. Nachdem sich der Gesandte thatsächlich entfernt hatte, mag die Bundesversammlung immerhin in ihrem Rechte gewesen sein, wenn sie auf Grund des Art. 1 der Bundesacte die Auflösbarkeit des deutschen Bundes bestritt; thatsächlich war es ein Torso, was nun in Frankfurt zurückgeblieben war und nur noch ein kurzes Leben fristete.

Die Aufregung unter den Gesandten in Folge der preußischen Erklärung war nach den Mittheilungen des Herrn v. Beaulieu eine so erhebliche, daß man trotz aller vorhergegangenen Drohungen doch wenigstens von der Form des eingetretenen Ereignisses überrascht zu sein schien.

Namentlich fühlten sich die Mittelstaaten durch den von dem preußischen Gesandten erhobenen Vorwurf einer vorhergegangenen geheimen Verabredung scharf getroffen und gaben ihrem Unmuth hierüber auch noch dadurch Ausdruck, daß sie dem Proteste gegen den Austritt Preußens ausdrücklich die Bemerkung hinzufügten: was über die Abstimmung behauptet worden sei, könne in keiner Weise zutreffend erscheinen.

Thatsächlich hatte sich Herr von Beust, so gut wie Herr von der Pfordten, schon vor der Einbringung des Mobilisirungsantrags in allen Einzelheiten mit Oesterreich verständigt, ja von manchen Seiten wurde geradezu Sachsen als der Urheber des Antrags bezeichnet. Wenn der württembergische Gesandte, während dessen längerer Rede Herr von Savigny den Sitzungssaal verlassen hatte, unter Anderem auch die Meinung aussprach, der Schritt der königlich-preußischen Regierung werde in Deutschland das allgemeinste Erstaunen hervorrufen, so fehlte es in Wirklichkeit nicht an entgegengesetzten Stimmungen.

Bei aller Aufregung, welche die Nachricht von dem Ereigniß in ganz Deutschland hervorbrachte, war das vorherrschende Gefühl doch das der Erlösung und Befreiung. Die gespannte Lage mußte endlich aufhören, die Ungewißheit verschwand. Eine neue Zeit war gekommen.

Schon am 15. Juni erhielt ich vom Könige das folgende Telegramm, welches über die rasch zu erwartenden kriegerischen Operationen keinen Zweifel ließ: „Nachdem durch den gestrigen Bundestagsbeschluß der deutsche Bund zerfallen ist, rechne ich mit Bestimmtheit darauf, daß das herzogliche Contingent auf Kriegsfuß gesetzt und zu meiner ausschließlichen Disposition gestellt werde.“

Ich antwortete sofort, daß in dem an das kgl. Ministerium abgegangenen Schreiben vom vorigen Tage der Erwartung des Königs bereits entsprochen und daß ich des Näheren in Betreff der militairischen Anordnungen gewärtig sei. Gleichzeitig ließ ich das mobilisirte coburger Bataillon nach Gotha abgehen und kam mit diesem Befehl einer Forderung des Grafen Bismarck an das Staatsministerium in Gotha gleichfalls zuvor. Denn schon am 16. Juni richtete die preußische Regierung an Herrn von Seebach eine Art von Sommation, welche jedenfalls geeignet war, die auch in Gotha noch immer nicht fehlenden antipreußischen Agitationen und Redensarten zum Schweigen zu bringen. Das Telegramm lautete:

„Nach der Auflösung des Bundes und bei dem Fortbestande der Convention zwischen Preußen und Coburg-Gotha ersucht die königlich-preußische Regierung die herzoglich-sächsische, ihr Contingent sofort mobil zu machen und zur Disposition des commandirenden Generals in Erfurt zu stellen. Sie glaubt um so mehr mit Sicherheit auf die Erfüllung rechnen zu dürfen, als sie durch die Ablehnung zu ihrem lebhaften Bedauern die herzogliche Regierung unter ihren Gegnern finden würde und danach handeln müßte.

Bismarck."

Ebenso rasch und entschlossen hatte das preußische Kriegsministerium an den Obersten des Regiments von Fabeck bereits am 16. Juni die Mobilisirungsordre erlassen, und gleichzeitig war durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft in Weimar der folgende Bündnißantrag an meine Regierung gestellt worden:

„Durch den bundeswidrigen Antrag der kaiserlich-österreichischen Regierung auf Mobilmachung eines Bundesheeres gegen Preußen und die am 14. d. Mts. erfolgte Annahme desselben in Verbindung mit der Haltung, welche eine Anzahl von Bundesregierungen in Anlehnung an die drohenden Rüstungen Oesterreichs gegen Preußen angenommen hat, ist, wie die königliche Regierung bereits in der Sitzung ausgesprochen hat, der Bruch und damit die Lösung des bisherigen Bundesverhältnisses herbeigeführt worden."

„Diese Vorgänge legen zugleich Sr. Majestät dem Könige die Pflicht auf, die zum Schutze Preußens gegen den beabsichtigten Angriff und durch das Bedürfniß der Selbsterhaltung gebotenen Maßregeln zu ergreifen, und die Regierung Allerhöchstdesselben hat sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, an mehrere der Nachbarstaaten Preußens, deren bisherige Haltung zu Zweifeln über die in der gegenwärtigen Krisis von ihnen einzunehmende Stellung berechtigte, mit dem Vorschlage des Anschlusses an ein Bündniß mit Preußen zugleich die Forderung einer Zurückführung ihrer Truppen auf den Friedensfuß resp. Entwaffnung derselben zu richten."

„Zu der höchsten herzoglichen Regierung von Sachsen-Coburg-Gotha hegt die königliche Regierung das Vertrauen, daß sie in richtiger Würdigung der Sachlage, in einem Augenblicke, wo der alte, so lange und oft mühsam aufrecht erhaltene Bund ohne Preußens Schuld gelöst und damit die Garantien, welche derselbe dem Bestande der deutschen Staaten gewährte, hinfällig geworden sind, die Nothwendigkeit erkennen werde, an seine Stelle eine neue lebendige Vereinigung zu setzen, welche den Bedürfnissen der deutschen Nation die versagte Befriedigung zu gewähren im Stande sei."

„Der Unterzeichnete ist beauftragt worden, der herzoglichen Regierung Namens Sr. Majestät des Königs das Bündniß auf den Grundlagen, welche mit einem baldigst zu berufenden Parlamente näher zu berathen und zu vereinbaren sein würden, anzubieten und hiermit das Ersuchen zu verbinden, die herzoglichen Truppen ungesäumt auf den Kriegsfuß zu setzen und dieselben Sr. Majestät dem Könige zur Verfügung zu halten, um gemeinsam für die Vertheidigung jener Unabhängigkeit und ihrer Rechte und Interessen einzutreten, daneben auch sich bereit zu erklären, an der Einberufung des Parlaments Theil zu nehmen, sobald diese von Preußen erfolgt."

„Se. Majestät der König würden im Falle der Zusage der herzoglichen Regierung die Unabhängigkeit und Integrität des Gebiets nach Maßgabe der in der Bundestagssitzung vom 14. mitgetheilten Grundzüge des Bündnisses gewährleisten. Der Unterzeichnete hat zugleich mit dem Vertrauen auf die Gesinnung der herzoglichen Regierung das ergebenste Ersuchen auszusprechen, ihn baldigst mit einer Antwort versehen zu wollen. Indem er derselben mit höchstem Interesse entgegensieht, benützt der Unterzeichnete mit Vergnügen diese Gelegenheit, um Sr. Excellenz 2c.

v. Pirch."

Inzwischen schien, trotzdem eine ununterbrochene Thätigkeit entfaltet wurde, um aus den alten Geleisen herauszukommen, der preußischen Regierung der Gang der Dinge noch immer zu langsam zu sein, und der preußische Geschäftsträger drängte schon am 20. Juni in einer neuen Depesche, die Abberufung des sächsischen Gesandten von Beaulieu zu bewirken, nachdem es bekannt geworden war, daß der Bundestag seine Geschäfte auch nach dem Austritt Preußens in gewohnter Weise fortsetzte.

Das Bild der Zustände am Rumpfbundestag war nach dem 14. Juni ein trauriges geworden, und die Hauptthätigkeit der Präsidialgesandtschaft bestand darin, mit immer erneuten Kräften Protest und Verwahrung einzulegen bald gegen diese, bald gegen jene Aeußerung der Bundestagsgesandten. Aber

gegen die von Preußen so rasch herbeigewünschte förmliche Auflösung der Bundesversammlung thürmten sich Schwierigkeiten mancherlei Art auf. Was die sächsische Curie betraf, so war eine Uebereinstimmung unter den thüringischen Regierungen in keiner Weise vorhanden noch zu erzielen.

Welche Stellung meine Regierung bezüglich der von Preußen dringend angeregten Abberufung des Gesandten einnahm, konnte nicht füglich in die Oeffentlichkeit gebracht werden, aber schon am 19. Juni hatte ich im vollen Einverständniß mit Herrn von Seebach dafür gesorgt, daß meine in der 12. Curie vereinigten Bundesgenossen über die Stellungnahme meiner Regierung in keinem Zweifel gelassen wurden.

An diesem Tage fand auf den Wunsch des weimarischen Ministers von Watzdorf eine Conferenz der thüringischen Regierungen in Weimar statt, und es wird nun gestattet sein, das Protokoll der Berathung dem Wortlaute nach mitzutheilen, weil auch noch in späterer Zeit oft die Behauptung gehört wurde, man sei über die Haltung meiner Regierung im Dunkeln gewesen.

„Weimar, am 19. Juni 1866.

„Auf von hier aus ergangene Einladung hatten sich heute die Herren Minister thüringischer Staaten hier eingefunden, um über die Haltung ihrer hohen Regierungen gegenüber dem Bunde einerseits und den Vorschritten der königlich-preußischen Regierung andererseits gemeinsame Berathung und thunlichste Verständigung zu pflegen. Aus längerer Verhandlung traten folgende Ergebnisse hervor:

1. Die Herren Minister von Weimar, Meiningen, Rudolstadt und Gera begegneten sich in der Ansicht, daß zur Zeit, trotz des Austritts Preußens, der Bund noch bestehe und in Folge davon das von Preußen angebotene Bündniß mit Darbietung der Truppen abzulehnen sei. Die Herren Minister von Weimar, Rudolstadt und Gera waren weiter der Ansicht, daß die durch einstimmigen Bundesbeschluß den Truppen der Reserve-Infanterie-Division angewiesene Stellung in auch von Preußen als neutral anerkannten Bundesfestungen als die Neutralität der betreffenden Contingentsregierungen selbst involvirend zu betrachten sei und betrachtet werde, und daß man hoffe, daß diese Neutralität auch ferner von Preußen werde respectirt werden. Man verkannte aber nicht, daß die faktischen Verhältnisse im Fortgange der Ereignisse eine solche Aenderung möglicher Weise erfahren würden, welche über die Auflösung des Bundes keinen Zweifel mehr lasse, und daß dann auf das gegenwärtige Anerbieten der königlich-preußischen Staatsregierung eventuell zurückzukommen sein werde.

Die Frage der Parlamentsberufung betrachtete man als mit der Bündnißfrage zusammenfallend, die bindende Beantwortung beider Fragen als durch die Zustimmung der betreffenden Landtage bedingt.



2. Die Herren Minister von Gotha und Sondershausen dagegen erkannten jetzt schon die Auflösung des Bundes als thatsächlich erfolgt und die Annahme des preußischen Bündnißantrages als jetzt schon durch die Interessen ihrer beiderseitigen Staaten geboten an, und hoben hierbei auch ihre insofern abweichende Situation hervor, als ihre betreffenden Bundescontingente noch nicht in eine neutrale Bundesfestung abgegangen und überdies in Gotha eine preußische Sommation eingegangen sei.

3. Zuletzt sprachen sämmtliche Herren Minister sich dahin aus, daß diese hochwichtige Angelegenheit ganz besonders dazu angethan sei, daß die letzte entscheidende Beschlußfassung in ihr den betreffenden höchsten Landesherren selbst anheimgestellt werde."

Aus den Erklärungen der Minister war deutlich genug zu entnehmen, daß man in Berlin den verschiedenen kleinen Staaten gegenüber in verschiedener Weise auftrat, um nach allen Seiten das größte Entgegenkommen zu bekunden.

Da es indessen der Mehrzahl der thüringischen Regierungen nicht gefiel, nach dem Verlangen Preußens die Bundesversammlung für aufgelöst zu betrachten, so blieb die 12. Curie auch in den nächsten Wochen noch in Frankfurt vertreten, und obwohl der Gesandte an ewigem Instructionsmangel litt, so hatte man wenigstens diesseits den Vorzug, auch ferner noch über die letzten Stunden des hinscheidenden Bundestags aus erster Hand unterrichtet zu sein. Im Uebrigen machte die Bundesversammlung äußerlich den Eindruck eines geregelten Fortgangs der Dinge, zumal immer zahlreichere Substitutionen stattfanden.

In Folge dessen konnten die die Geschäfte fortführenden Gesandten, wie wenn man einen diplomatischen Sieg durch den Beschluß vom 14. Juni erfochten hätte, sich thätigst bemüht zeigen, den erreichten Erfolg in allen seinen Consequenzen gegen das widerspenstige Bundesglied zu verwerthen. So eröffnete Herr von Kübeck gleich die nächste Sitzung vom 16. Juni mit einer neuerlichen Erklärung über den Austritt Preußens, indem er dem sofort ausgesprochenen Protest noch nachträglich hinzufügen zu sollen meinte, daß die Austrittserklärung nicht nur rechtlich ungültig sei, sondern daß auch die in Preußens Abwesenheit gefaßten Beschlüsse der Bundesversammlung, als des Organs des unauflöslichen Bundes, für Preußen fortwährend verpflichtend seien.

Eine Zurückweisung erfuhr die Mittheilung des Hauses Rothschild, laut welcher Preußen gegen jede Auszahlung von Bundesgeldern durch einen Notar Verwahrung eingelegt hatte. Die Bundesversammlung beschloß dem gegenüber, daß die Verwahrung nicht nur rechtlich unbegründet, sondern auch als unerheblich nicht zu beachten wäre.

Zu derselben Zeit war der sächsische Gesandte beauftragt worden, meine Regierung neuerdings zur Absendung des Contingents nach Rastatt aufzufordern. Wie es schien, hatte man bereits Pläne gefaßt, das Executionsverfahren gegen mich selbst anzuordnen, indessen wurden Absichten dieser Art, wenn sie bestanden haben, durch die kriegerischen Ereignisse überholt. Denn so vielgeschäftig sich auch die Bundesversammlung in den nächsten vierzehn Tagen noch erwies, so wenig stimmten die volltönenden Beschlüsse derselben zu den Thaten der verbündeten Armeen. Der österreichische Gesandte hatte in derselben Sitzung, in welcher von dem sächsischen die Anzeige erstattet wurde, daß die preußischen Truppen die Grenze überschritten hätten, die feierliche Erklärung abgegeben, Se. Majestät der Kaiser sei entschlossen, mit seiner vollen Macht der gegen seine Bundesgenossen geübten Gewalt entgegenzutreten und demgemäß mit Aufbietung aller militairischen Kräfte unverzüglich zu handeln. Es war nur zu natürlich, daß alle Welt darnach erwarten mußte, Oesterreich bereite einen gewaltigen Vorstoß gegen Preußen vor; da aber bald darauf nichts gemeldet wurde, als der Uebertritt der ganzen sächsischen Armee nach Böhmen, so wurde gerade durch das Bekanntwerden der Protokolle der Rumpfbundesversammlung die Enttäuschung immer größer.

In den nächsten Sitzungen jagte eine Hiobspost die andere: die von Seite Preußens an Hannover und Hessen-Cassel gestellten Sommationen, die Anzeige von dem feindlichen Einrücken der Preußen im Kurfürstenthum. Auch durch das Ausbleiben der Contingente von Anhalt, Lippe, den beiden Schwarzburg, ferner von Coburg-Gotha, Altenburg und Waldeck in Rastatt und Mainz fühlte sich die Bundesversammlung doch beunruhigt, und der sächsische Gesandte glaubte sich berufen, einige wohlgemeinte Vermuthungen zu Protokoll zu geben, daß die Verzögerung der Truppentransporte nur in der Unterbrechung der Verbindungen ihren Grund haben dürfte.

Wie sehr man sich indessen von Seite der Bundestagsregierungen scheute, die volle Wahrheit der Dinge einzugestehen, zeigte sich in dem Umstande, daß in den österreichisch-gesinnten Blättern noch immer die Meinung verbreitet wurde, ganz Deutschland stände festgeschlossen gegen Preußen zusammen.

Noch am 21. Juni gab das Präsidium in eben diesem Sinne die ausdrückliche Erklärung ab: Die Bundesversammlung sei berechtigt zu erwarten, daß in diesem durch den Bundesbruch Preußens veranlaßten Conflict dessen trauriges Beispiel keine Nachfolge finden und die übrigen Staaten in einer Zeit schweren Krieges treu vereinigt bleiben werden.

Es folgten nun förmliche Austritts- und Enthaltungserklärungen von Seite einer Reihe von Regierungen, denen gegenüber der österreichische Gesandte in

unerschöpflicher Wahrung des sogenannten Rechtsstandpunktes eben mit größtem Eifer fortfuhr.

Je mehr die Bundesversammlung sich in die Formalien des alten Bundesrechts vertiefte, desto weniger waren ihre militairischen Maßnahmen von irgend einem Erfolge oder irgend einer Bedeutung. Der einzige in dieser Beziehung nennenswerthe Beschluß betraf die Einsetzung des Prinzen Alexander von Hessen als Oberbefehlshaber des 8. Bundesarmeecorps und die Unterstellung der kurfürstlich-hessischen Truppen unter dessen Commando. Die Aufgabe aber, welche dem 8. Bundesarmeecorps gestellt wurde, den inzwischen von Preußen gefangen genommenen Kurfürsten selbst sowie das besetzte Land zu befreien, war eine Idee, deren Ausführung schon deshalb schwierig gewesen, weil das ganze Corps vorerst nur auf dem Papier concentrirt dastand.

Inzwischen trat an meine Regierung die Nothwendigkeit heran, um das Contingent auf den Kriegsfuß zu bringen, die erforderlichen Mittel durch den Landtag bewilligt zu erhalten. Die Einberufung des letzteren war schon früher erfolgt, aber noch bei dem Zusammentritt desselben am 20. Juni in Gotha gingen die Wogen des Parteitreibens so hoch, daß es nicht ganz leicht war, die Versammlung in die politische Richtung zu leiten, welche ich festen Entschlusses eingeschlagen hatte.

Wiewohl die Verhandlungen des kleinen Landtags in dem großen Drama, das in diesem Augenblicke in der Geschichte Deutschlands anhub, von der geringsten Bedeutung waren, so würde doch dem Charakter der ganzen Bewegung ein wesentliches Moment in Zeichnung und Farbe entzogen werden, wenn ich auf die Erzählung der kleinen Vorkommnisse verzichten wollte, die sich in jenen Tagen selbst an einem Orte wie Gotha abspielen konnten. Hier, wo einst ein Mittelpunkt aller Bestrebungen für Deutschlands Einheit unter Preußens Führung gesehen werden durfte, eröffnete der Präsident des vereinigten Landtags die Verhandlungen mit einer Rede, welche sich in den stärksten Anklagen gegen die preußische Politik und die augenblickliche Lage erging. Man möchte in späteren Zeiten die Behauptung kaum mehr glaubwürdig finden, daß vierzehn Tage vor der Entscheidung der Waffen die kleinmüthigste und dem Kriege abgeneigteste Stimmung in Deutschland herrschte. „Auf das Blatt," sagte der Präsident des Landtags, „deutscher Geschichte, welches sich mit den Ereignissen der Gegenwart füllen wird, stolz zu sein, wird kein Deutscher Ursache haben. Nach langem Frieden, welcher der glorreichen Erhebung der deutschen Nation gegen den Uebermuth der Fremdherrschaft folgte, stehen sich heute Deutsche gegen Deutsche zum verhängnißvollen Kampf gegenüber, werden die Waffen, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes gegen äußere Feinde mit dem Gelde und Schweiße

der Deutschen geschmiedet worden sind, gegen das eigene Land gekehrt, dessen Theile nach Sprache, Gesittung und Denkweise ihrer Bewohner naturgemäß zur innigsten, friedlichsten Verbindung berufen sind."

Und dann hieß es weiter: „Die Geschichte wird dereinst diese unseligen Kämpfe unserer Tage brandmarken, wie sie die Kämpfe der griechischen Freistaaten gebrandmarkt hat. Wer aus diesem Kampfe Erfolge für die Einheit und Freiheit Deutschlands erwartet, läßt die Warnungen der Geschichte unbeachtet."

Wenn der Redner in eingehenden Vergleichen zwischen Deutschland und dem alten Griechenland seine gelehrte Bildung an den Tag legen zu sollen meinte, so mag er sich ein halbes Jahr später gesagt haben, daß es in der Politik immer etwas bedenklich ist, sich in Kassandrarufen zu gefallen.

Indessen hatte sich schon im Verlaufe der nächsten Sitzungen des Landtags die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß die Forderungen meiner Regierung in entsprechender Uebereinstimmung mit einem ehrenvollen Verhalten in der großen Politik des Tages standen, und es wurden schließlich die Regierungs-Anträge fast einstimmig angenommen. Dieselben waren im Anschluß an die unterm 16. Juni von Preußen aufgestellten Punkte dahin gerichtet, zu beschließen:

„1. Unser Contingent auf den Kriegsfuß zu setzen und

2. Auf den den deutschen Regierungen schon vorher mitgetheilten Grundlagen, welche mit einem baldigst zu berufenden Parlamente näher zu berathen und zu vereinbaren sein würden, in ein Bündniß mit Preußen zu treten und die Bereitwilligkeit dazu zu erklären, an der Berufung des Parlaments Theil zu nehmen, sobald diese von Preußen erfolgen werde."

Wenn man übrigens die Verhandlungen des Landtags, welche bereits während des in nächster Nähe von Gotha tönenden Kriegslärms geführt wurden, besonders die staatsmännische Rede des Berichterstatters Rückert, heute noch lesen und prüfen würde, so müßte man gestehen, daß darin vieles Treffliche gesagt worden ist, was einen mehr als ephemeren Werth hatte. Auch der Staatsminister von Seebach hielt einen wirksamen Vortrag über den Gang der Ereignisse und über die von mir eingeschlagene Politik. Was er ausführte, würde meinen schon vor einem Monat gefaßten Entschluß, unbedingt mit Preußen vereinigt zu bleiben, wie ich wohl sagen kann, für alle Zeiten gerechtfertigt haben, auch wenn nicht die größten und für die deutsche Nation nachhaltigsten Erfolge auf der Seite zu finden gewesen wären, für welche wir uns in treuem Festhalten entschieden hatten.

Ich befand mich zur Zeit der Landtagsverhandlungen selbst in Gotha und hatte meine Aufmerksamkeit zumeist den in vollem Gange begriffenen kriegerischen Operationen zuzuwenden. Dennoch durfte ich das Resultat der Abstimmung

als einen werthvollen Beweis des schließlichen Einverständnisses zwischen mir und dem Lande ansehen, und es war nun auch dem Minister von Seebach möglich, gegenüber dem noch immer in Frankfurt tagenden Bundestage noch bestimmtere Stellung zu nehmen. Denn wenn sich auch in der Weimarer Zusammenkunft Gotha von den übrigen in der 12. Curie vertretenen Regierungen Thüringens ausdrücklich gesondert hatte, so war das Verbleiben des Gesandten der thüringischen Staaten bei der sogenannten Bundesversammlung eine Thatsache, welche zu Mißdeutungen Anlaß geben konnte. Es wurde daher dem Bundestagsgesandten, Herrn von Beaulieu, sofort nach Beschlußfassung des Gothaischen Landtags die Weisung gegeben, seinen Austritt anzuzeigen.

Schon am 16. und 20. Juni hatte die preußische Regierung durch ihren Geschäftsträger Herrn von Pirch den Wunsch ausgesprochen, die Entschlüsse wegen Annahme des von Preußen vorgeschlagenen neuen Bundes zu beschleunigen. Jetzt richtete Herr von Seebach das folgende Schreiben an den preußischen Ministerresidenten in Weimar:

„Ew. Hochwohlgeboren für die gefälligen Mittheilungen vom 11., 16. und 20. d. M. ergebenst dankend, ermangelt der Unterzeichnete nicht zu erwidern, daß Se. Hoheit der Herzog, sein gnädigster Herr, die Entschließung gefaßt haben, das von Seiner Majestät dem Könige von Preußen offerirte Bündniß auf den gefälligst hierher mitgetheilten Grundlagen, welche mit einem baldigst zu berufenden Parlamente näher berathen und zu vereinbaren sein werden, anzunehmen; desgleichen die bereits auf den Kriegsfuß gesetzten und in Action begriffenen herzoglichen Truppen Sr. Majestät dem Könige, zur gemeinsamen Vertheidigung der bedrohten Rechte und Interessen, zur Verfügung zu halten und daneben auch an der Einberufung des Parlaments sich zu betheiligen, sobald diese von Preußen erfolgen wird."

„Zugleich nehmen Se. Hoheit der Herzog die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen für diesen Fall ertheilte Zusicherung dankbar an, nach welcher Allerhöchstdieselbe der herzoglichen Regierung die Unabhängigkeit und Integrität des Gebietes nach Maßgabe der in der Bundestagssitzung vom 14. d. M. mitgetheilten Grundzüge zu gewährleisten geruhen."

„Demnach ist auch bereits dem bisherigen Vertreter der hiesigen Regierung bei der Bundesversammlung die Anweisung ertheilt worden, sich an den Berathungen und Verhandlungen der noch in Frankfurt versammelten vormaligen Bundestagsgesandten nicht ferner zu betheiligen und diese letzteren von dieser Weisung in Kenntniß zu setzen."

„Indem ich Ew. Hochwohlgeboren nun ersuche, diese Entschließungen Sr. Hoheit des Herzogs, meines gnädigsten Herrn, Ihrer höchsten Regierung

gefälligst zur Kenntniß bringen zu wollen, benütze ich gern diese Gelegenheit zum erneuerten Ausdruck u. s. w., u. s. w.

Gotha, 26. Juni. v. Seebach."

Von Seite des preußischen Ministeriums war an die Regierungen, welche dem neuen Bunde beizutreten erklärt hatten, mit der folgenden Circulardepesche geantwortet worden, die das Datum des 24. Juni trug:

„Dem herzoglich sächsischen hochlöblichen Ministerium beehrt sich der Unterzeichnete für das bereitwillige Eingehen auf den diesseitigen Bündnißvorschlag und die dadurch bekundete freundschaftliche Gesinnung Namens Seiner Majestät des Königs, seines allergnädigsten Herrn, zu danken."

„Derselbe knüpft hieran zugleich das ergebenste Ersuchen, daß es dem herzoglich sächsischen Ministerium gefallen möge, die Vorbereitungen zu der in Aussicht genommenen Parlamentsberufung auf Grund der Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 dortseits möglichst bald insoweit einzuleiten, daß die Wahlbezirke abgetheilt werden und die Ausschreibung demnächst jeder Zeit erfolgen kann. — Der Unterzeichnete benutzt diesen Anlaß u. s. w., u. s. w.

v. Bismarck."

Inzwischen waren die Verhandlungen des Bundestags in Frankfurt immer noch fortgesetzt worden, obwohl die Austrittserklärungen von Seite der stimmführenden Gesandten von Sitzung zu Sitzung häufiger wurden. Durch einen Zufall scheint die von Seite meiner Regierung ergangene Abberufung dem Herrn v. Beaulieu selbst nicht sofort zugestellt worden zu sein, denn er nahm erst am 2. Juli Namens Coburg-Gotha seinen Abschied von dem alten Bundestag. Da Altenburg ebenfalls ausgeschieden war, so konnte er nur noch für Weimar und Meiningen an den Verhandlungen theilnehmen. Herr v. Watzdorf hatte sich deshalb schon am 28. Juni an Herrn von Seebach mit der Anfrage gewendet, welcherlei Antwort auf die auch an Weimar von Seite Preußens ergangene Aufforderung zu geben wäre, den Bundestagsgesandten abzuberufen. In Folge dessen wurde denn auch Weimar bestimmt, durch Herrn von Beaulieu den Austritt aus der Bundesversammlung erklären zu lassen, was am 5. Juli geschah.

Die so traurig zusammengeschmolzene Bundesversammlung hatte sich in den beiden Wochen, während deren sich auf allen Kriegstheatern die entscheidendsten Ereignisse vollzogen, nur noch mit wenigen eingreifenden Angelegenheiten beschäftigen können. Erst nach sehr langwierigen Differenzen hatten sich Bayern und Oesterreich über die Fragen des Obercommandos zu einigen vermocht. Am 27. Juni beantragten beide Regierungen die Regelung des Obercommandos in der Weise, daß



„a) der Oberbefehl über sämmtliche Bundestruppen S. k. H. dem Prinzen Carl von Bayern übertragen werde;

b) Derselbe ermächtigt werde, die von den Umständen verlangten Aenderungen in der Eintheilung der Truppen zu treffen;

c) Die sächsische Armee der österreichischen Armee zugetheilt werde;

d) Die oberste Leitung der Operationen der österreichischen und der Bundesarmee von dem k. k. Armeecommandanten, Feldzeugmeister Freiherrn von Benedek, auszugehen habe."

Dieser Antrag wurde selbstverständlich genehmigt, da unter den vier eigentlich nur noch in Betracht kommenden Bundesgesandten jede Angelegenheit schon vor der Berathung zu schönster Harmonie gebracht werden konnte.

Während der Bund in seinen letzten Zügen noch die alte Unfähigkeit bewies, über eine Angelegenheit wie die Kriegsleitung auch nur einigermaßen befriedigende Beschlüsse zu fassen, erregte die Mittheilung des kurfürstlich-hessischen Gesandten eine ungewöhnliche Aufregung. Denn derselbe war beauftragt, die exorbitante Thatsache zur Kenntniß hoher Bundesversammlung zu bringen, daß S. k. H. der Kurfürst als Kriegsgefangener nach Stettin geführt worden sei. Der preußische Befehlshaber der Truppen habe sich die Regierungsgewalt im Lande angemaßt. Ein Exemplar der Proklamation, welche der Kurfürst vor seiner Wegführung erlassen, konnte jedem der Gesandten zum Andenken an dieses Ereigniß officiell überreicht werden.

In jenen großen, entscheidungsreichen Tagen hatten die gegen Preußen verbündeten Regierungen, wie es schien, noch keine ausreichende Vorstellung von der verzweifelten militairischen und politischen Lage, in welcher sie sich allesammt befanden. Unter diesen Bundesgenossen, welche eben erst jetzt ihren Oberbefehlshaber gewählt hatten, war kaum eine officielle Kenntniß davon, wo die verschiedenen Contingente der Staaten sich befanden und welche Truppen in Kriegsbereitschaft standen. Die von der preußischen Regierung ohne Zweifel vorausgesehene Verwirrung, welche in den Kreisen der Bundestagsgenossen ausgebrochen war, überstieg die schlimmsten Vorstellungen. Dessen ungeachtet fuhren die Regierungsbevollmächtigten von Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, fast auf sich selbst beschränkt und jedenfalls vermöge der zahlreichen Substitutionen die Majorität bildend, unverdrossen fort, ihre Sitzungen zu halten.

Es war erfreulich zu hören, daß Liechtenstein sein Contingent zur Vertheidigung Tyrols als deutschen Bundesgebiets zur Disposition gestellt habe. In den officiellen Mittheilungen über die letzten Bundestagssitzungen im Juli las man nur im Allgemeinen die Versicherung: „Im Uebrigen wurden mehrere auf die gegenwärtigen Kriegsverhältnisse bezügliche Beschlüsse gefaßt."

Bei diesen militairischen Unterhaltungen waren aber die Bundestagsgesandten Anfangs Juli auf die unglückliche Idee gekommen, Frankfurt befestigen zu wollen. Da der Senat der Stadt jedoch das Verlangen des Bundestags ablehnte, so wurden die Vertheidigungsanstalten aus Bundesmitteln fortgesetzt. Allein das Vertrauen in die Befestigungsarbeiten an der offenen Stadt muß nicht sehr groß gewesen sein, denn schon am 10. Juli fand man es für gerathen, die Bundeskasse und die bei Rothschild niedergelegten Depositen fortzubringen. Schon am nächsten Tage beschloß die Bundesversammlung, ihren Sitz provisorisch nach Augsburg zu verlegen, und theilte diese Absicht dem Senat der Stadt Frankfurt in einer Note mit, welche die Hoffnung auf den endlichen „Sieg der guten Sache" so wenig aufgeben wollte, wie die Zuversicht: „daß in den Mauern dieser an Erinnerungen deutscher Größe reichen Stadt sich die Vertreter der Fürsten und Völker wieder zusammen finden werden, um Deutschlands Macht und Freiheit dauernd zu begründen".

Die ferneren Schicksale der Bundesversammlung sollen indessen nur des Zusammenhangs wegen dem Leser hier in das Gedächtniß gerufen werden. Eigentlich bekümmerte sich schon seit den letzten Tagen des Juni Niemand mehr um die sterbende Schöpfung des Wiener Congresses. Die Bundestagsgesandten verzögerten trotz des feierlichen Abschieds, den sie von der Stadt Frankfurt genommen hatten, ihre Abreise noch immer und so lange, bis die Kriegsereignisse die Einnahme Frankfurts mit unerwarteter Schnelligkeit in Aussicht stellten. Dadurch erhielt der Auszug des Bundestags nach Augsburg einen fluchtartigen Charakter. In Augsburg selbst hatte der österreichische Präsidialgesandte noch den weiteren Abfall einiger bis dahin treugebliebener Bundesgenossen, wie Meiningen und Baden, zu beklagen und den bekannten Rechtsstandpunkt mit schwächer und schwächer gewordener Stimme zu verwahren.

Am 24. August wurde die letzte Sitzung des Rumpfbundestags abgehalten und hiermit die eben fünfzig Jahre alt gewordene Institution sang- und klanglos begraben.

Drittes Capitel.

Hannoversche Händel.

An dem für den Krieg entscheidenden Tage des 14. Juni befand ich mich, wie früher erzählt, in Coburg. Der Minister von Seebach war Nachmittags zu einer Conferenz eingetroffen, während welcher die verhängnißvollen Depeschen aus Frankfurt kamen. Wir täuschten uns keinen Augenblick über die Tragweite jener Beschlüsse. Die Aufregung in meiner kleinen Residenz wuchs umsomehr, je bestimmter sich die Ueberzeugung feststellte, daß wir dem benachbarten Bayern hier schutzlos gegenüberstanden und eine feindliche Occupation der Stadt nur eine Frage der Zeit sein werde.

Der österreichische Gesandte am Berliner Hofe war schon in Folge des Einmarsches der preußischen Truppen in Holstein abberufen worden. Die Kriegserklärungen konnten jeden Augenblick erfolgen, die Feindseligkeiten möglicherweise sofort beginnen. Am 15. Juni überreichten die preußischen Gesandten zu Dresden, Hannover und Kassel gleichlautende Noten, in welchen den beiden Königen und dem Kurfürsten die Neutralität ihrer Länder unter Zusicherung der Souverainetätsrechte der Fürsten, wenn auch mit den im Reformentwurf vom 10. Juni enthaltenen Beschränkungen, in Form einer Sommation angeboten wurde. Zur Beantwortung derselben wurde eine Frist bis zum Abend desselben Tages gestellt. Die sächsische Regierung wies den Vorschlag sogleich bestimmt zurück, und da bis Nachts um 12 Uhr auch von den andern Seiten keine befriedigenden Antworten erlangt worden waren, so erklärten die an den drei Höfen beglaubigten Gesandten an Sachsen, Hannover und Kurhessen den Krieg*).

Unter diesen Umständen war vorauszusehen, daß das blutige Drama mindestens in seinem ersten Akte in der nächsten Nähe meiner beiden Länder abge-

*) Hier und bei allen folgenden auf den Krieg bezüglichen Mittheilungen empfiehlt es sich das Generalstabswerk zur Hand zu haben.



spielt werden würde. Die norddeutschen und süddeutschen Gegner Preußens waren darauf angewiesen, ihre Kräfte so rasch wie möglich zusammenzuziehen; mochten die Hannoveraner und Kurhessen oder die Bayern und Württemberger den strategisch entscheidenden Vormarsch zur Vereinigung ihrer Bundescontingente rascher zu bewerkstelligen vermögen, auf alle Fälle lagen die thüringischen Länder innerhalb ihrer Marschrichtungen.

Meine wie die Vermuthung aller Welt ging naturgemäß in den ersten Tagen des Krieges dahin, daß die mit Oesterreich verbündeten Staaten einen Offensivstoß geplant hätten, welcher concentrisch gegen Berlin gerichtet sein mußte. Daß man trotz unzähliger militairischer Missionen und Conferenzen zwischen Oesterreich und den verbündeten deutschen Regierungen zu keinen oder wenig verständlichen Feststellungen gemeinsamer Operationen gelangt wäre, hat Niemand geglaubt.

Inzwischen war am 15. Juni Herzog Friedrich von Holstein in Begleitung des Staatsraths Sammer bei mir in Callenberg angekommen, um meine Ansicht über sein Verhalten in diesem wichtigen Augenblick zu hören. Mein Rath an den Herzog lautete dahin, sich den Ereignissen so fern wie möglich zu halten und daher auch nicht Gotha zum Aufenthalt zu wählen, sondern hiefür vielmehr die sonstigen Familienverbindungen entscheiden zu lassen. Er begab sich zunächst zum Herzog von Meiningen und siedelte sich in Liebenstein an. Von seinen Räthen trat Sammer in seine frühere Stellung zurück und blieb nachher bis an sein Lebensende in meinen Diensten.

Am 17. Juni fand ich es an der Zeit, mich selbst nach Gotha zu begeben, um den Befehlen des Königs von Preußen von dort aus rascher folgen zu können. Niemand vermochte zu ahnen, daß ich sofort zur Theilnahme an einer entscheidenden Action berufen sein würde, bevor es mir noch vergönnt war, zur preußischen Operationsarmee abzugehen.

Am 15. Juni telegraphirte mir der König: „Nachdem durch den gestrigen Bundestagsbeschluß der deutsche Bund zerfallen ist, rechne ich mit Bestimmtheit darauf, daß das herzogliche Contingent auf Kriegsfuß gesetzt und zu meiner ausschließlichen Disposition gestellt wird", worauf ich sofort antworten konnte: „Bereits nach Abstimmung Contingent für Rastatt abgesagt. Schleinitz abgegangen mit Schreiben an Ministerium. Erwarte durch dieses das Nähere in Betreff Deiner Anordnungen."

Am darauffolgenden 18. dankte der König noch brieflich für schleunige telegraphische Antwort und Mobilisirung und theilte zugleich mit, daß auch Oldenburg seinen Austritt aus dem Bunde angezeigt habe. Was meine Person betraf, so sollte ich mich in's Hauptquartier begeben, „um vorkommenden Falls auch ein

35*

Commando zeitweise zu übernehmen". Indem ich dem Könige meinen unterthänigsten Dank aussprach, machte ich darauf aufmerksam, daß mein Coburger Ländchen von Bayern und Meiningen eingeschlossen, die Stellung des letzteren in Hinsicht auf die Kriegsereignisse nicht geklärt sei, und daß sichern Nachrichten zufolge die Bayern das Mainthal herauf zögen.

Was mein Regiment betraf, so wurde bestimmt, daß es zur Mainarmee abrücken sollte, welche unter dem Befehl des Generals Vogel von Falckenstein gebildet wurde. Am 18. beorderte ich auch das coburgische Bataillon nach Gotha. Ich befahl beim Abmarsch der Truppen die Werraeisenbahn von Lichtenfels her unfahrbar zu machen und nahm die Locomotiven und den vorhandenen Fahrpark theilweise mit nach Gotha.

Am frühen Morgen des 20. Juni meldete mir Oberst von Fabeck, daß er nach einem eben von Berlin eingetroffenen Befehl ein Commando nach Marksuhl zu senden habe, um die Werrabahn auch hier unfahrbar zu machen. Die Annahme, daß die Hannoveraner sich im Werrathale mit den Bayern zu verbinden beabsichtigten, gewann in den letzten beiden Tagen, seit man wußte, daß König Georg seine gesammten Streitkräfte nach Göttingen gezogen, immer größere Wahrscheinlichkeit. Von Berlin aus wurde daher auf die Sicherung von Eisenach das größte Gewicht gelegt. Ich ließ mein ganzes Contingent dahin befördern, während gleichzeitig von der Erfurter Garnison ein Detachement abging, um sich mit meinen Truppen dem etwaigen Anmarsch der Hannoveraner entgegen zu stellen. Das letztere war jedoch in wenig kriegstüchtigem Zustand: Es wurde gebildet durch drei Bataillone Landwehr, die Ausfallbatterie, bestehend aus zwei sechspfündigen und zwei fünfpfündigen Haubitzen, und die Ersatzschwadron des 12. Landwehrhusarenregiments.

Die Landwehrbataillone waren leider noch mit Miniégewehren ausgerüstet, während die Mannschaften schon auf Zündnadel ausgebildet waren. Jeder Mann führte nur fünfzehn Patronen, die Ausfallbatterie nur die Protzmunition mit sich. Das coburg-gothaische Regiment hatte noch vor seinem Ausmarsch seine Reserven und die Pferde zur Mobilmachung in Gotha empfangen. Auf diese Weise war die gesammte und zur Zeit einzige Macht, die das Werrathal abzusperren vermochte, nicht sehr imponirend und hätte die Hannoveraner schwerlich an einem energischen Vormarsch hindern können.

Oberst von Fabeck, welcher das Ganze commandirte, nahm am Abend des 20. Juni eine Stellung auf der Straße gegen Kreuzburg. Ein Bataillon Gotha, ein Landwehrbataillon, 1 Zug Artillerie und 1 Zug Husaren bildeten die Avantgarde, deren Aufgabe es nur sein konnte, den gänzlichen Mangel ausreichender Truppen vor den feindlichen Augen so lange wie möglich zu verdecken. Die Situation war in den thüringischen Ländern um so unerfreulicher,

je zahlreichere Vermuthungen über die Annäherung der hannoverschen Armee von Norden und der bayrischen Armee von Süden her verbreitet waren. Am 21. Juni hatte es in Gotha geheißen, die Hannoveraner seien in Mühlhausen gesehen worden, und obwohl sich für's Erste dieses Gerücht nicht bestätigte, so war es doch aus richtiger Beurtheilung der hannoverschen Absichten entstanden.

Ich schrieb am 19. Juni auch an den Kronprinzen von Preußen, um mich über die Lage der Dinge in Berlin zu orientiren; denn es war vorauszusehen, daß eine stärkere Besetzung der thüringischen Defileen unbedingt nöthig sein werde, wenn man nicht die hannoversche Armee nach Süden entweichen lassen und die thüringischen Staaten hilflos derselben preisgeben wollte. Die von Norden und Westen her operirenden preußischen Corps standen viel zu weit zurück, um bei einigermaßen energischem Vorrücken der Hannoveraner am Platze sein zu können. General Manteuffel war am 16. Juni in Harburg, und am selben Tage rückten die Generäle v. Falckenstein und v. Beyer einerseits von Minden gegen Hannover, andererseits von Wetzlar gegen Kassel vor.

Hier, wie auch in der ganzen folgenden Darstellung, will ich von allen Streitfragen absehen, welche die militairische Litteratur in Bezug auf die Absichten und Differenzen der Generäle noch immer beschäftigen. Meine in diesem Buche festgestellten persönlichen Erinnerungen werden der Wahrheit am besten dienen, wenn sie sich völlig vorurtheilsfrei nach allen Seiten hin über die Parteimeinungen zu erheben vermögen.

Glücklicherweise blieb die hannoversche Armee in ihren Cantonnements bei Göttingen unverhältnißmäßig lange stehen und verlor so zwei bis drei Tage. Aber sie hatte bis zum 20. Zeit gefunden, sich ansehnlich zu verstärken, und war für's Erste bei weitem besser ausgerüstet, als man erwartete. Auch noch in den folgenden Tagen, bis zu dem Gefecht von Langensalza, sprachen verschiedene hohe Offiziere mir gegenüber die Zuversicht aus, daß die Hannoveraner weder feldmäßig ausgerüstet noch schlagfertig wären. Man unterschätzte diese braven Truppen und tröstete sich mit der falschen Voraussetzung, daß dieselben an gänzlichem Munitionsmangel litten, was sich nachher doch nur in beschränktem Maße als richtig erwies.

Als ich am 21. die sichere Meldung erhielt, daß die Hannoveraner in Heiligenstadt die preußische Telegraphenstation besetzt und die Leitungen zerschnitten hätten, sah ich meine schlimmsten Vermuthungen bestätigt. Am Abend desselben Tages kam die Nachricht, daß 12000 Mann Hannoveraner, bestehend aus 3 Regimentern Infanterie, Jägern, Dragonern und Artillerie, in Heiligenstadt angelangt wären. Sie forderten friedlichen Durchzug. Die Meldung war so

detaillirt, daß an der uns wesentlich überlegenen Stärke des heranziehenden Feindes nicht gezweifelt werden konnte. Ich ließ daher alle Anstalten zur Sicherung der Staatskassen in Gotha treffen.

Oberst von Fabeck nahm an, daß der Feind durch Hin- und Hermärsche uns über den Punkt seines Durchbruchs irre zu führen suchen würde und behielt seine Aufmerksamkeit auf Kreuzburg gerichtet, wohin auch General von Glümer nach einer an den Oberst von Fabeck gerichteten Depesche mit seiner Brigade zu marschiren beabsichtigte.

Ich hatte zu meinem Geburtstage den 21. Juni eine Zusammenkunft mit der Herzogin in Oberhof verabredet, wohin sich dieselbe von Coburg aus begeben, da man dort täglich die Besetzung der Stadt durch die Bayern erwartete. Indem ich einige wenige freie Stunden dieses bewegten Tages zu dem beabsichtigten Besuche verwendete, unterließ ich es nicht, gleichzeitig im Thüringerwald einen Kundschafterdienst zu organisiren. Zu diesem Ende gab ich dem Forstmeister Wittig auf dem Oberhof den Befehl, das Forst- und Jagdpersonal anzuweisen, die Uebergangspunkte im Süden wie im Norden des Waldes zu bewachen und mich durch reitende Boten von den Bewegungen des Feindes in Kenntniß zu setzen. Diese Aufträge wurden von meinen Forstleuten mit militairischer Pünktlichkeit befolgt und gewährten in den nächsten Tagen einer völligen Entblößung von allen Truppen wenigstens jederzeit die Sicherheit, daß wir durch die Bayern nicht überrascht werden konnten.

Bei dem Umstande, daß unsichere Gerüchte in allen Theilen von Thüringen fortwährend wechselten, erwies sich diese gesicherte Organisation des Kundschafterdienstes ebenso erwünscht als vortheilhaft.

Schon am 22. Juni war die Avantgarde der Hannoveraner in Mühlhausen eingerückt. Oberst von Fabeck war am selben Morgen, auf meinen Wunsch, von Eisenach in der Richtung nach Mihla aufgebrochen; er hoffte mit General von Glümer die Verbindung zu finden und mit ihm gegen die Chaussee Mühlhausen-Langensalza vorgehen zu können. Die Verbindung mit Glümer wurde aber nicht hergestellt, und von dem Anmarsch desselben war auch schlechterdings nichts zu erfahren. Am Nachmittage meldete sich bei mir Rittmeister von Wydenbruck, der mit einer halben Escadron Landwehr-Dragoner von Erfurt aus eine Recognoscirung in die Gegend nach Langensalza gemacht, die Bewegungen der Hannoveraner gegen Langensalza beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Feind auf der Straße von Langensalza nach Gotha vorrücken werde. Ich begab mich sofort mit dem Rittmeister auf die Straße nach Langensalza, befahl bei Warza und den daneben gelegenen Höfen eine Feldwache aufzustellen und ordnete Nachtpatrouillen an. Zur selben Zeit drang die Avant-

garde der Hannoveraner bis Großgottern vor, und ihre Recognoscirungspatrouillen streiften bis Langensalza; der König selbst war in Mühlhausen einquartiert.

In Berlin schien man aber durch Meldungen anderer Art in einen Irrthum über die Lage versetzt zu sein, denn eine Depesche General von Moltkes an den Oberst von Fabeck lautete: „Soeben eingegangene Nachrichten von General von Falckenstein besagen, daß Hannoveraner noch jetzt zwischen Nörten und Göttingen stehen. Bei Mühlhausen kann nur eine Avantgarde von wenigen Bataillonen stehen. General Glümer in Reichensachsen ist zu benachrichtigen. Es ist an Ihnen, den Umständen gemäß zu handeln."

Die preußische Division Beyer stand damals 2—3 starke Märsche entfernt und war daher ebensowenig wie das Gros des Generals von Falckenstein im Stande, den abziehenden Feind einzuholen, wenn dieser am nächsten Tage seinen Marsch über den Thüringerwald ruhig fortsetzte. Ich schickte deshalb gegen Abend den Oberstlieutenant von Reuter nach Eisenach, um dort den wahren Stand der Dinge klarzulegen und eventuell das Detachement Fabeck nach Gotha zurückzuziehen. In Eisenach fand der Oberstlieutenant von Reuter das Detachement Fabeck sehr fatiguirt von seinem Vormarsch zurückgekehrt. Weder vom Feinde noch vom General Glümer war Etwas in Erfahrung gebracht worden. Ein Landwehrbataillon war in Kreuzburg geblieben, ein anderes auf Vorposten gegen Mihla vorgegangen. Der Telegraph in Langensalza war noch thätig. Nach der Lage der Dinge schien die Richtung des Feindes in der Wahl zwischen Eisenach und Gotha noch nicht so fest bestimmt, daß eine sofortige Versetzung des Detachements von Eisenach nach Gotha geboten gewesen wäre. In der Nacht aber erhielt ich die Nachricht, daß der Feind, unter Absperrung von Langensalza, Vorposten bis gegen Warza vorgesandt habe; starke Colonnen wären vor der Stadt links auf Döllstedt ausgebogen. Es war also deutlich, daß die Hannoveraner zwischen Gotha und Erfurt durchzubrechen beabsichtigten. In Folge dessen ließ ich sofort eine Locomotive heizen und fuhr persönlich nach Eisenach, um Oberst Fabeck zu instruiren. Es schien mir geboten, dem Feinde mittelst der Eisenbahn zuvorzukommen. Nachdem Lieutenant von Goßler des Bataillons Coburg mit Extrapost über Kreuzburg ausgesandt worden war, um General Glümer aufzusuchen und ihn zum Nachrücken auf Eisenach resp. Gotha aufzufordern, ließ ich mit Tagesanbruch des 23. Juni alarmiren. Die Bahnzüge waren inzwischen bereit gehalten und Alles so angeordnet, daß schon gegen 8 Uhr früh der Oberst von Fabeck mit seinen Truppen in Gotha eintreffen konnte. Alles kam darauf an, den Hannoveranern zuvorzukommen und sie über die Stärke unserer verfügbaren Truppen zu täuschen. Indem sie annehmen mußten, daß das Detachement Fabeck am 23. früh noch seine Stellung bei Eisenach inne habe, sollten sie glauben, auf frische Truppen bei Gotha gestoßen zu sein.

Unter dem Schutze einer Vorpostenstellung wurde das Detachement einquartiert. Doch schon am Nachmittag ward gemeldet, daß die feindlichen Colonnen über Tüngeda und Wangenheim, 1¼ Meile von der Stadt Gotha entfernt, vormarschirten. In Folge dessen ließ ich alarmiren und das Detachement nahm Stellung bei Remstedt, das Füsilierbataillon Coburg wurde in Compagnie-Colonnen auf den Grenzberg vorgeschoben.

Unsere Situation war eine fast verzweifelte; im Laufe des Tages war mir indessen eine höchst erfreuliche Meldung durch eine Depesche des Generals von Moltke zu Theil geworden. Das Obercommando ließ mir zwei reitende Batterien von Dresden her zukommen, die mit Extrazug Abends anlangen sollten.

Ich erwartete dieselben auf dem Bahnhof. Wie erstaunte ich, als ich einen alten Bekannten, den Major von Petzel, an der Spitze der Batterien fand, dessen freudiges Gefühl, mir in diesem Momente zu Hilfe eilen zu können, sich in fast zu stürmischer Weise Ausdruck verschaffte. Ich kannte den trefflichen Mann aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen von 1848 und 1849. Schon in jener Zeit war der damalige Lieutenant von Petzel in der Armee durch manche muthige That bekannt. Jetzt war der Major mit seinen zwei Batterien als Retter in der Noth hier eingetroffen, und seine Ankunft belebte in nicht geringem Grade den Muth des kleinen Häufleins von Truppen, welches sich zum Beginne des Krieges vor eine fast unlösbare Aufgabe gestellt sah.

Major Petzel hatte die Weisung, in Gotha meine Ordre zu erwarten. Ich ließ sofort debarkiren, anspannen und die beiden Batterien in vollem Galopp auf der Straße von Warza vorgehen. An einer in der Nähe von Goldbach sehr entblößten Stelle wurde Aufstellung genommen, um den Durchbruch des Feindes im Falle eines noch am Abend zu befürchtenden Vormarsches zu verhindern. Fast zu gleicher Zeit war das vierte Garderegiment zu Fuß mittelst Eisenbahn von Berlin angekommen. Leider hatte es ein Bataillon auf den Wunsch des preußischen Gesandten von Pirch, der sich hierzu wohl mehr aus diplomatischen als militairischen Rücksichten bestimmt gesehen haben mag, in Weimar zurücklassen müssen. Ich ließ die beiden andern Bataillone unter dem Oberst Baron Osten-Sacken sofort nach Eisenach durchfahren, um den seit dem Morgen völlig unbesetzten Platz wenigstens einigermaßen zu sichern. Auch befahl ich dem Obersten Osten, eine starke Feldwache bei Sättelstädt am Hörselberge aufzustellen.

Von dem Anmarsche der feindlichen Colonnen war indessen vom Grenzberge aus nichts zu bemerken. Nur unsere Cavallerie-Vedetten waren ab und zu mit feindlicher leichter Cavallerie handgemein geworden, wobei nicht unerhebliche Verwundungen vorkamen.

Noch ehe uns aber die Dunkelheit zwang, die eingenommene Stellung zu verlassen, erschien ein Parlamentair bei dem Obersten von Fabeck, Major von Jacobi vom hannoverschen Generalstab mit einer Legitimation des Generals von Arentsschildt. Diese Sendung war durch eine diplomatische Action des Generals v. Moltke herbeigeführt worden, die schon am Tage zuvor, am 22. Juni eingeleitet, aber anfänglich ohne Erfolg geblieben war. An diesem 22. Juni um 9 Uhr Morgens war nämlich die folgende Depesche vom General von Moltke an Oberst von Fabeck aus Berlin eingetroffen: „Sie haben sogleich durch Parlamentair mit dem bei Heiligenstadt commandirenden General dahin zu verhandeln, daß derselbe die Waffen streckt, weil er von allen Seiten umstellt sei. Dabei ist anzufragen, ob König von Hannover bei den Truppen anwesend. Diese Verhandlungen möglichst zu trainiren und mit General von Beyer und Glümer sogleich in Verbindung zu treten, um Truppen rechtzeitig nach Eisenach und Gotha heranzuschaffen.

v. Moltke."

In Folge dessen wurde sofort der Hauptmann von Ziehlberg von meinem Regiment in das hannoversche Hauptquartier abgesendet. Als lange nach Beendigung des Krieges in den hannoverschen Kreisen die Tendenz auftauchte, mich für das völlig selbstverschuldete Mißgeschick des Königs Georg verantwortlich zu machen, spielte der Umstand, daß dieser Offizier die coburgische Uniform trug, eine höchst sonderbare Rolle. Man klammerte sich an diese Aeußerlichkeit, um glauben zu machen, daß ich es persönlich auf eine Täuschung des Königs von Hannover abgesehen gehabt hätte. Man that, als hätte man im hannoverschen Hauptquartier weder von der preußisch-gothaischen Militairconvention noch von der Unterstellung meiner Truppen unter das preußische Commando irgend welche Kenntniß besessen. Weil ein coburgischer Offizier mit dem Auftrage des Generals von Moltke im hannoverschen Hauptquartier erschienen war, so mußte ich es gewesen sein, der zu den Unterhandlungen verleitet und ein falsches Spiel mit dem Könige von Hannover gespielt hätte.

Major von Jacobi erklärte dem Oberst von Fabeck bei seiner Ankunft, daß Hauptmann von Ziehlberg allerdings das Ansinnen, die Waffen zu strecken, gestellt, daß man aber denselben zurückbehalten habe, weil seine Legitimation als ungenügend erachtet worden sei. Der König von Hannover sei indessen nicht abgeneigt, auf Unterhandlungen einzugehen.

Nachdem mich Oberst von Fabeck von den Absichten des Majors von Jacobi unterrichtet hatte, empfahl ich dem ersteren, die gewünschte Unterhandlung mit dem General von Moltke zu unterstützen und zu diesem Zwecke einen direkten telegraphischen Verkehr zwischen Berlin und dem hannoverschen Abgesandten zu ermöglichen. In Folge dessen begab sich Major von Jacobi aller-

dings mit meiner Zustimmung, aber ohne daß ich vorher mit ihm gesprochen hätte, begleitet von dem Obersten von Fabeck, nach dem Telegraphenbüreau in Gotha, um dort während der folgenden Nacht mit dem General von Moltke zu verhandeln. Da aber der hannoversche Parlamentair keinerlei Zusicherung wegen einer Waffenruhe und Verbleibens in den Stellungen zu machen in der Lage war, so schien es mir nöthig, für die Nacht alle Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Ich ordnete an, die Eingänge der Stadt zu verbarrikadiren. Unterdessen hatten jedoch die telegraphischen Verhandlungen Jacobis mit General von Moltke nach mannigfachen Unterbrechungen und Verzögerungen schließlich von preußischer Seite abgebrochen werden müssen, und der hannoversche Abgesandte fuhr gegen Morgen in das Hauptquartier zurück. Vor seiner Abreise hatte er an den Obersten von Fabeck das Verlangen gestellt, daß man hannoverscher Seits von dem Thatbestand der Cernirung Augenschein nehmen dürfe, was jedoch abgelehnt wurde.

Am Morgen des 24. Juni erschien mir die Situation daher völlig unverändert. Ich zweifelte nicht, daß es im Laufe des Tages zu einem Angriff von Seite der Hannoveraner kommen werde. Die Nachrichten über die Bewegungen der Hannoveraner vom Tage vorher ließen zwar keinen rechten Schluß auf ihre Absichten zu, aber Alles deutete darauf hin, daß sie ihre Marschrichtung nach Süden fortsetzten und demnächst die thüringische Bahn an irgend einem Punkte occupiren wollten. Es war Meldung aus Langensalza eingetroffen, daß der Feind am Vormittag die Stadt geräumt, daß ein hannoverscher Gardeoffizier per Wagen wahrscheinlich krank eingetroffen sei und nach seiner Aussage die Truppen zwischen Eisenach und Gotha durchbrechen würden. Aber am Nachmittage des 23. war Langensalza wieder von Hannoveranern besetzt und die telegraphische Verbindung unterbrochen worden.

Unter diesen Umständen war ich nicht wenig überrascht, am 24. Juni, statt von dem erwarteten Heranrücken des Feindes, von einem abermaligen Eintreffen des Majors von Jacobi bei den Vorposten Nachricht zu erhalten. Er war diesmal in Begleitung von zwei anderen hannoverschen Offizieren angekommen, und wenn man einer Aussage glauben wollte, welche einer derselben später merkwürdigerweise gerichtlich niedergelegt hat, so hätten diese hannoverschen Parlamentaire den Wunsch ausgesprochen, vor den höchstcommandirenden preußischen General geführt zu werden. Auch darüber haben sich in spätern Jahren die kleinlichsten und gehässigsten litterarischen Differenzen entwickelt, an denen man heute kaum mehr das geringste Interesse nehmen würde. Die Thatsache ist wenigstens von keiner Seite bestritten, daß Oberst von Fabeck sofort herbeigeeilt war, um die hannoverschen Offiziere zu empfangen.

Er fand neben Jacobi den Obersten Dammers, der sich als Generaladjutant des Königs vorstellte und in dessen besonderer Mission gekommen zu sein erklärte. Außerdem war noch ein Hauptmann von Krause anwesend. Fabeck setzte sich zu den Dreien in den Wagen, und die Herren fuhren zunächst an das Telegraphenbüreau.

Nach einer später protokollarisch festgestellten Aussage des Obersten von Fabeck war derselbe mit Krause ausgestiegen, um zu fragen, ob auf die gestern nach Berlin gerichteten Depeschen weitere Antwort erfolgt sei. Als dies auf dem Telegraphenbüreau verneint wurde, wünschte der Oberst Dammers mich persönlich zu sprechen, da er von Fabeck unterrichtet war, daß außer mir zur Zeit kein preußischer General in der Stadt Gotha anwesend sei. Später leugnete Oberst Dammers, überhaupt mit einem Auftrage an meine Person nach Gotha gekommen zu sein.

Thatsächlich fuhr gegen 10 Uhr Dammers mit dem Major von Jacobi, lediglich von unserm Regimentsadjutanten von Falckenstein begleitet, eine Ordonnanz auf dem Bocke, bei meinem Palais vor. Oberst von Fabeck hatte sich entfernt. Den Hauptmann Krause hatte Oberst Dammers mit der Instruction zurückgelassen, sich nach einer gewissen Frist allein in das hannoversche Hauptquartier zurückzubegeben. Welcherlei Absichten hiebei unterliefen, ist uns diesseits niemals verständlich geworden. In den Schriften, welche über diese Vorgänge nachträglich erschienen sind, hat das Verfahren des Obersten Dammers, je nach dem Parteistandpunkte, die verschiedenartigste Beurtheilung gefunden. Es wäre völlig überflüssig, von meiner Seite heute noch auf diese zum Theil ganz nichtigen Streitfragen zurückzukommen.

Da ich einige Zeit zögerte, die hannoverschen Offiziere zu sprechen, so war inzwischen Oberst von Fabeck wieder im Palais erschienen, und in Folge seiner Meldungen über die Mission des Obersten Dammers, welcher in die Intentionen des Königs Georg durchaus eingeweiht zu sein schien, ließ ich durch den Adjutanten von Brandenstein den Staatsminister von Seebach ersuchen, sich sofort zu mir zu begeben, da ich den Generaladjutanten des Königs in diesem Augenblicke keineswegs ohne officiellen Zeugen sprechen wollte. Da Herr von Seebach alsbald erschien, so vermochte ich die hannoverschen Offiziere in dem in der ersten Etage gelegenen Audienzzimmer, umgeben von meinem Minister, dem Obersten des coburg-gothaischen Regiments von Fabeck und von meinem Adjutanten, in durchaus förmlicher Weise zu empfangen.

Ich lud die hannoverschen Herren ein, ihren Auftrag mitzutheilen, und glaube mich heute noch entsinnen zu können, in ein paar Worten meiner Freude und Genugthuung Ausdruck gegeben zu haben, daß sich der König von Hannover meiner Vermittlung bedienen zu wollen scheine. Oberst Dammers, der nach

seinen spätern anderweitig gemachten Aussagen einige sehr heftige Bemerkungen über die Sendung des Hauptmanns von Ziehlberg gegen mich gerichtet haben wollte, machte mir viel mehr den Eindruck eines gewandten Hofmannes, von dem ich annehmen durfte, daß er das volle Vertrauen seines Königs und Herrn genieße. Ich glaubte mich daher mit dem vollsten Vertrauen und der größten Offenheit aussprechen zu sollen und stellte den hannoverschen Offizieren vor, daß sich ihre Armee in einer verzweifelten Situation befände und daß es ihr in der That nicht möglich sein werde, zu entrinnen; es wäre besser, wenn der König noch in der letzten Stunde mit Preußen in eine Verhandlung auf politischer Grundlage eintreten wollte, so lange die unvermeidliche Capitulation seiner Armee nicht erfolgt sei. Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß der König verloren sein werde, wenn er in dieser Beziehung auch nur noch einen Augenblick zögerte, seine Verständigung mit Preußen nach den vom Grafen Bismarck früher bezeichneten Bündnißbedingungen herbeizuführen.

Oberst Dammers erklärte hierauf, daß er zu einer politischen Verhandlung schlechterdings keine Vollmacht besitze. Er behauptete, daß die hannoversche Armee durchaus feldtüchtig ausgerüstet wäre, und zweifelte, ob wir derselben eine entsprechende Macht entgegenzustellen in der Lage seien. Ich gab ihm zu bedenken, daß wir im Besitze der Eisenbahnen und der Telegraphen, die Hannoveraner dagegen isolirt und von allen Hilfsquellen vollständig entfernt wären. Hierauf machte Oberst Dammers die Bemerkung, mein Raisonnement sei in Bezug auf den vermeintlichen Besitz und Gebrauch der Eisenbahn nicht mehr richtig; die Hannoveraner hätten die Eisenbahnbrücke bei Mechterstädt zerstört und den Telegraphen zerschnitten.

Daß diese Nachricht geeignet war, einen wenn nicht ausgesprochenen, doch tiefen Eindruck auf uns hervorzubringen, dürfte begreiflich sein. Ich fragte Herrn von Seebach und Oberst von Fabeck, ob ihnen von der Unterbrechung des Telegraphen etwas bekannt wäre und der erstere entfernte sich, um Nachforschungen pflegen zu lassen. Er begab sich in mein Arbeitszimmer, wo Oberstlieutenant von Reuter anwesend war, der sofort die nöthigen Erhebungen pflegen ließ und nach kurzer Zeit mit der beruhigenden Meldung eintraf, daß der Verkehr zwischen Gotha und Eisenach bis dahin in keiner Weise gestört sei.

Durch diesen Mißerfolg seiner drohenden Sprache ein wenig eingeschüchtert, suchte der Oberst Dammers durch eine mehr sachgemäße Darlegung der hannoverschen Streitkräfte auf uns zu wirken. Nachdem er auf sein Ehrenwort die Stärke des Corps auf 18 000 Mann mit 52 Kanonen veranschlagt hatte, richtete er sich gleichsam aufathmend empor und sagte: „Wahrlich, eine solche tapfere Armee schlägt sich durch!“ Ich antwortete darauf ohne Zögern, „daß

dies möglich, daß es vielleicht wahrscheinlich sein mag, aber die übrigbleibende Armee des Königs von Hannover werde dann sehr klein geworden sein".

Es war Sonntag und die aufgeregte Bevölkerung von Gotha hatte sich auf die Nachricht, daß ein hannoverscher Parlamentair bei mir angekommen sei, zu Tausenden vor dem Palais versammelt. Man hörte im Audienzzimmer das Wogen der Menge, welche mit ängstlicher Spannung den Ausgang der Verhandlungen erwartete. Ich bemerkte den hannoverschen Offizieren gegenüber, wie sehr ich bedauern müßte, daß auf diesem Wege eitler Drohungen zu praktischen Resultaten nicht zu gelangen sein werde. So lange eine definitive Antwort auf die schon gestern durch Major von Jacobi nach Berlin gestellten Anfragen nicht gekommen sein würde, könnte man füglich die Situation nicht klar beurtheilen.

Doch erklärte ich mich dem Obersten Dammers gegenüber bereit, meinerseits eine Vermittlung bei dem Könige von Preußen im Interesse des Königs von Hannover zu übernehmen. Um dies zu ermöglichen, mußte eine Basis für die Bedingungen festgestellt werden, auf welche die Hannoveraner die Waffen niederzulegen bereit wären. Da Oberst Dammers alle politischen Gesichtspunkte abgelehnt hatte und sich durch seine Vollmacht lediglich legitimirt erklärte, die auf die Verhältnisse der hannoverschen Armee bezüglichen Unterhandlungen des Majors von Jacobi fortzusetzen, so konnten nur noch die militairischen Fragen der Situation discutirt werden. Ich ersuchte den Obersten Dammers, die Forderungen des Königs von Hannover, für welche alsdann meine Vermittlung eintreten könnte, zu präcisiren. Der Oberst hatte in dieser Beziehung nicht das geringste Bedenken. In späteren Jahren hat er die Dinge so dargestellt, als ob er meine Vermittlung gar nicht gewünscht hätte; er habe nur den commandirenden preußischen General gesucht und hätte es einem Irrthum zuzuschreiben gehabt, wenn er, um diesen zu finden, bei meinem Palais vorgefahren und bei mir die Audienz erbeten hätte.

Ich hatte meinerseits, um jeder Mißdeutung zu entgehen, darauf bestanden, daß die hannoverschen Offiziere ihre Bedingungen noch ausdrücklich an den General von Moltke telegraphiren sollten, und in Folge dessen ging an den letztern das folgende Telegramm Seitens des Obersten Dammers ab: „Auf die Aufforderung Sr. Hoheit des Herzogs von Coburg-Gotha präcisirt der Generaladjutant des Königs von Hannover, der hier eingetroffen ist, zum Abschluß der Verhandlungen die Depeschen von heute Morgen, daß die hannoverschen Truppen, wenn ihnen der Durchmarsch nach näher zu bestimmenden Punkten im Süden verstattet wird, ein Jahr lang sich verpflichten, nicht an den Feindseligkeiten Theil zu nehmen."

Ich unterstützte diesen Vorschlag mit folgendem Telegramm an den König



von Preußen: „König von Hannover meine Vermittlung durch Generaladjutant Dammers in Anspruch genommen; ich glaubte, sie nicht zurückweisen zu dürfen. Ich empfehle die Annahme der Bedingungen dringend. Die Stellung unserer operirenden Truppen ist eine prekäre. General Beyer steht zu weit zurück, General Glümer ist nicht gefunden. Die hannoversche Armee nach Ehrenwort des Oberst Dammers 18000 Mann mit 52 Geschützen, ist in keiner Weise demoralisirt und eng concentrirt vor uns stehend. Wir werden daher den Durchbruch der Truppen auf der Strecke Gotha-Eisenach nicht verhindern können, zumal wir über Cavallerie nicht zu disponiren haben. Der Angriff wird noch heute erfolgen, wenn Capitulation nicht zu Stande kommt. Oberst Dammers erwartet deshalb in möglichster Zeitkürze Antwort.

Herzog von Coburg."

Da sich auf diese Weise die Unterhandlungen mit dem hannoverschen Unterhändler so günstig zu gestalten schienen, so ertheilte ich dem Obersten Dammers den Auftrag, seinem Könige meinerseits die Einladung zu überbringen, sich selbst nach Gotha zu begeben und hier auf gleichsam neutralem Boden eines Bundesverwandten die weitern Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen persönlich zu führen. Ich ließ dem Könige von Hannover anbieten, bei mir Wohnung zu nehmen, und erklärte mich bereit, jede Garantie für seine persönliche Freiheit und Sicherheit zu bieten. Diese Anträge betrachtete Oberst Dammers, so wie die in Aussicht genommene Lösung der ganzen Frage, für sehr günstig.

In späteren Jahren gab derselbe jedoch eine andere Erklärung für sein Verhalten, indem er gerichtlich aussagte, seine Hauptabsicht in Gotha sei überhaupt nur gewesen, zu erforschen, ob sich der Major von Jacobi bei seiner ersten Fahrt nach Gotha nicht habe überlisten lassen. Man kann allerdings nicht verkennen, daß alle Aeußerungen des Obersten Dammers während der gesammten Conferenz eine große Unklarheit und Unschlüssigkeit erkennen ließen. Die nachträglich allgemein bekannte Thatsache leuchtete deutlich hervor, daß im hannoverschen Hauptquartier widersprechende Strömungen und Stimmungen willenlos nebeneinander herrschten. Niemandem aber unter allen den Männern, welche den Verhandlungen beigewohnt hatten, war auch nur entfernt der Gedanke an irgend eine Täuschung beigekommen. Wiewohl die hannoverschen Offiziere durch die Schilderung von der Schlagfertigkeit ihrer Truppen mehr als einmal zu imponiren suchten, so ließ ich mich doch keineswegs über ihre sehr geringe Actionslust beirren.

Oberst Dammers mag für seine Person dem energischeren Theile des hannoverschen Hauptquartiers zuzuzählen gewesen sein, und wie richtig diese Stellungnahme vom hannoverschen Standpunkte aus auch gewesen sein mag, so hatten

ihn doch die offenbar widerstrebenden Verhältnisse jetzt zu einigen Schritten veranlaßt, die meinen mit Rechtsfragen vertrauteren Minister nachher zu ernster Beschwerde berechtigten. Denn es hatte sich alsbald herausgestellt, daß der Oberst, während er in meinem Palais die Verhandlungen führte, den Hauptmann Krause mit keinem geringeren Auftrag zum König von Hannover zurückgesendet hatte, als dem, die sofortige Aufnahme der Operationen gegen Eisenach veranlassen zu wollen. Ebenso eigenthümlich war das Verhalten des Obersten in Betreff des Capitulationsvorschlags, welcher in der von Major von Jacobi präcisirten Form nach Berlin abgegangen war. Denn während Minister von Seebach erst gegen 11 Uhr die Depeschen selbst zur Expedition gebracht hatte, beharrte der Oberst auf seiner Abreise schon um Mittag. Da ich ihm vorstellte, daß es doch eine Sache großer Verantwortlichkeit wäre, die ganze Unterhandlung lediglich daran scheitern zu lassen, daß es nicht möglich sein werde, innerhalb einer Stunde telegraphische Antwort zu erhalten, so hielt er sich zwar für verpflichtet, zunächst eine Waffenruhe zu verlangen, aber es wurde hannoverscher Seits nichts dafür gethan, daß den Truppendetachements rechtzeitige Mittheilung davon zukäme.

Bevor indessen noch Oberst Dammers das Palais verlassen hatte, war von Berlin aus ein Telegramm des Königs eingetroffen, welches als Antwort auf meine früheren Mittheilungen ganz im Allgemeinen die Anzeige machte, daß ein Adjutant des Königs sich noch heute zu dem König von Hannover begeben sollte, um die Befehle desselben in Empfang zu nehmen. Ich zeigte das erhaltene Telegramm dem Oberst von Dammers sofort nicht ohne Genugthuung betreffs des Erfolges meiner Vermittlung und bat denselben, nun den günstigen Stand der Verhandlung seinem Könige mitzutheilen. Er hatte seinerseits in Folge dessen einen Waffenstillstand beantragt, worüber in Gegenwart des Ministers von Seebach und des Obersten von Fabeck folgendes Protokoll aufgesetzt worden ist:

§ 1.

Zusicherung des Oberst Dammers:

„Wir werden nicht angreifen, bevor der Generaladjutant Sr. Majestät des Königs von Preußen bei Sr. Majestät dem Könige von Hannover eingetroffen ist, vorausgesetzt, daß sich dessen Eintreffen nicht bis morgen verzögert."

§ 2.

Zusicherung Sr. Hoheit des Herzogs:

„Die in Folge vorstehender Zusicherung eintretende Verzögerung des Angriffs soll nicht dazu benützt werden, meine Truppen auf der Eisenbahn heranzuziehen."

Indem sich Oberst Dammers nunmehr von mir verabschiedete, wurde gleichzeitig ausgemacht, daß Major von Jacobi in Gotha zurückbleiben sollte, um den zu erwartenden Generaladjutanten des Königs nachher in das hannoversche Hauptquartier zu begleiten.

Kaum aber war Oberst Dammers nach Langensalza abgereist und ehe er noch bei dem Könige angelangt sein konnte, ging in Ergänzung der früheren Depesche des Königs von Preußen ein völlig befriedigender und für die hannoversche Sache ungemein günstiger Bescheid des Grafen Bismarck ein, welcher folgenden Wortlaut hatte:

An Se. königliche Hoheit den Herzog von Coburg-Gotha:

„Se. Majestät der König genehmigt den in Eurer Hoheit Telegramm von 11 Uhr beigefügten, vom hannoverschen Generaladjutanten nach Angabe Majors v. Jacobi präcisirten Vorschlag unter der Bedingung, daß für die Nichttheilnahme an den Feindseligkeiten während eines Jahres Garantien festgestellt werden. Darüber zu unterhandeln ist General von Alvensleben mit Extrazug unterwegs. Auf Allerhöchsten Befehl.

Bismarck.“

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung war aber in diesem Augenblicke wieder ein hannoverscher Parlamentair in Gotha angelangt, der sich als der Rittmeister von der Wense des hannoverschen Garde-Husaren-Regiments bei mir meldete. Um seinen Auftrag befragt, vermochte er keinerlei bestimmte Legitimation vorzuweisen, sondern versicherte bloß, daß er von dem Könige von Hannover beauftragt worden sei, dem in Gotha befindlichen Obersten Dammers mitzutheilen, daß die Verhandlungen ein für allemal abzubrechen seien, und daß die Unterhändler, sowohl der Oberst Dammers als auch der Major v. Jacobi, unverzüglich zurückkehren sollten.

Ich war über diese Meldung nicht wenig erstaunt und im Hinblick auf die sonderbaren Umstände, unter denen sie erfolgte, geradezu betroffen. Auch der Minister von Seebach, welcher dieser Audienz gleichfalls beiwohnte, vermochte den seltsamen Vorgang nicht zu erklären.

Ist es denn möglich, sagte ich, nicht gerade in der conciliantesten Form, zu dem etwas verdutzten Rittmeister, daß Sie dem Obersten Dammers, der vor einer Stunde die Stadt verlassen hat, auf der Straße von Langensalza nicht begegnet sein sollten? Hat er Sie nicht unterrichtet, daß er hier seine Verhandlungen eben zum Abschluß gebracht und eine, wie ich hoffe, bereits wirksame Waffenruhe abgeschlossen habe?

Der Rittmeister von der Wense schien nur sehr ungern auf diese Fragen zu antworten, erklärte schließlich aber doch, er habe allerdings den Oberst

Dammers auf der Straße von Gotha getroffen, von demselben aber die Weisung erhalten, weiter zu reiten und den ihm ertheilten Auftrag zu vollziehen.

Der Minister von Seebach sah sich in Folge dieser Mittheilung seinerseits veranlaßt, dieses Verhalten des Generaladjutanten Sr. Majestät des Königs als ein höchst eigenthümliches zu bezeichnen, und verlangte eine bestimmte schriftlich niederzulegende Erklärung von dem Rittmeister v. d. Wense darüber, „ob Oberst Dammers ihm (dem Rittmeister) von der getroffenen Uebereinkunft Mittheilung gemacht habe oder nicht, und ob die Absicht desselben, indem er ihn veranlaßt habe, weiter zu reiten und seinen Auftrag dem Herzog zu melden, etwa dahin gegangen sei, sich von dieser Uebereinkunft einseitig loszusagen".

Rittmeister von der Wense erklärte, „hierüber keine Auskunft geben zu können".

Ich glaubte nun auch meinerseits gegenüber einem so zweideutigen Verhalten keinerlei Rücksichten nehmen zu sollen und sagte dem Rittmeister, daß die Pflicht des Obersten Dammers gewesen wäre, ihn wieder in das hannoversche Hauptquartier zurückkehren zu lassen und für die Ausführung des Waffenstillstandes Sorge zu tragen. Statt dessen habe Oberst Dammers ihn weiter reisen lassen, um sich eines Auftrages zu entledigen, von dem jener sich selbst habe sagen müssen, daß er durch das inzwischen Verhandelte bereits erledigt sei. Dies Alles mache den Eindruck eines Unterhändlers, der um jeden Preis und durch jedes Mittel von seinen Zusagen sich frei zu machen strebe*).

In diesem Augenblicke erhielt ich von Eisenach von dem Obersten von Osten die Meldung, daß sich die Hannoveraner Eisenach genähert und mit dem Bombardement der Stadt gedroht hätten, wenn ihnen nicht freier Abzug nach dem Süden gestattet werde. Auch habe bei Mechterstedt ein Zusammenstoß zwischen hannoverschen Vorposten und Theilen des preußischen vierten Garderegiments stattgefunden. Indem ich nun an den Rittmeister von der Wense die Frage stellte, wie er diese Thatsachen mit dem Verhalten des Obersten Dammers vereinbarlich fände, erklärte er sich bereit, seinerseits Alles zu thun, was dazu beitragen könne, die Verhandlungen wieder aufzunehmen.

Es wurde vereinbart, daß Major von Jacobi, welcher auf den Wunsch des Rittmeisters von der Wense herbeigerufen worden war, ein Telegramm aufsetzte, durch welches die hannoverschen Truppen von dem abgeschlossenen Waffenstillstand in Kenntniß gesetzt würden, und daß ferner der Rittmeister von der

*) Diese Scene ist von Knorr S. 247 authentisch geschildert, auf Grund einer Aufzeichnung, welche mir vorliegt und mein Gedächtniß unterstützt; vergl. die Denkschrift v. Seebachs vom 4. Juli.

Wense mit der officiellen Depesche des Grafen Bismarck in das Hauptquartier zurückkehren und dem König von Hannover die nahe bevorstehende Ankunft des Generals von Alvensleben mittheilen sollte. Major von Jacobi ließ ein Telegramm nach Eisenach abgehen, welches lautete: „Feindseligkeiten zu vermeiden, nachdem die in den Verhandlungen von Hannover gestellten Bedingungen preußischerseits Annahme gefunden."

Dieses Telegramm, welches nach Fröttstedt und in die Hände des hannoverschen Oberstlieutenants von Knipping gelangte, hatte zur Folge, daß nach Uebermittlung desselben an den Oberst von Bülow die Feindseligkeiten auch in Eisenach noch glücklicherweise eingestellt werden konnten.

Ganz unerwartet und unverständlich war es mir aber, daß der König von Hannover die von dem Rittmeister von der Wense ihm überbrachte Depesche des Grafen Bismarck, von der ich vorausgesetzt hatte, daß sie die Verhandlung mit Preußen zu einem definitiven Abschlusse bringen werde, ziemlich brüsk zurückwies. Nachdem der Rittmeister von der Wense bald nach 2 Uhr von Gotha weggeritten war, traf er um 6 Uhr mit einem vom Grafen Platen contrasignirten Schreiben des Königs wieder in Gotha ein.

Ich muß dasselbe, obgleich es schon damals in dem officiellen hannoverschen Bericht und dann wiederholt gedruckt worden ist, wegen seines schwerwiegenden Inhalts hier wörtlich einschalten:

„Durchlauchtigster Fürst!
Freundwilliger Vetter!

„Euer Hoheit haben mir soeben ein Telegramm des preußischen Minister-Präsidenten, Grafen von Bismarck, durch meinen Rittmeister von der Wense zugesendet, nach welchem Seine Majestät der König von Preußen den durch meinen Generaladjutanten überbrachten, durch meinen Major von Jacobi präcisirten Vorschlag über den Durchzug meiner Armee durch die thüringenschen Bundesstaaten genehmigt, jedoch dabei die Bedingung stellt, daß für die Nichttheilnahme meiner Armee an den Feindseligkeiten während der Dauer eines Jahres Garantien gegeben werden sollten. Eure Hoheit werden ermessen, daß ich auf eine solche Bedingung nicht einzugehen vermag und von den Verhandlungen darüber eine Verzögerung der militairischen Operationen nicht abhängig machen kann. Die letzteren haben bereits erheblichen Nachtheil dadurch erlitten, daß Euere Hoheit mir gestern Morgen einen nicht völlig legitimirten Parlamentär, Ihren Hauptmann von Ziehlberg, zusendeten, und ich kann keine erneute Verzögerung des Operationsplans zulassen, muß daher auch Euere Hoheit bitten, mir sofort meinen Major von Jacobi zurückzusenden."

„Dagegen bin ich aber gern erbötig, mit dem mir von Sr. Majestät dem

König von Preußen zugesendeten Generaladjutanten von Alvensleben Verhandlungen eintreten zu lassen, um allem Blutvergießen und dem Bedrucke der Einwohner möglichst vorzubeugen.

Mit vollkommenster Hochachtung verbleibe ich
Eurer Hoheit freundwilliger Vetter

Georg Rex."

Langensalza, den 24. Juni 1866.

So sehr ich in der That den Inhalt dieses Schreibens auch bedauern mochte, so war mir doch klar, daß mit demselben meine Vermittlerrolle zu Ende gespielt sei; ich hatte mir von diesem Augenblicke an strenge vorzuhalten, daß alle weiteren Schritte in dieser traurigen Angelegenheit lediglich Sache des militairischen Dienstes sein könnten. Die bevorstehende Ankunft des Generals von Alvensleben, dessen Eintreffen mir in der Zwischenzeit auf halb sieben Uhr Abends signalisirt worden war, mußte mir unter diesen Umständen doppelt erwünscht sein.

Nach der Mittagstafel fuhr ich auf den Bahnhof, um den General von Alvensleben zu empfangen. Meine Mittheilungen erregten, wie natürlich, das höchste Erstaunen des königlichen General-Adjutanten, der von dieser Lage der Dinge sofort nach Berlin Mittheilung machte. Ich schlug dem General eine Conferenz in Gemeinschaft mit dem Minister von Seebach und dem Obersten v. Fabeck vor, die uns bis spät Abends beschäftigte. Man verhandelte und überlegte immer von Neuem den sonderbaren Widerspruch in dem Briefe des Königs von Hannover, wonach er einerseits die Bedingungen des Grafen Bismarck mit sichtlicher Abneigung ablehnte und andererseits doch den General von Alvensleben zu sprechen wünschte. Der letztere erklärte nun aber mit Bestimmtheit, daß er von den durch Graf Bismarck bezeichneten Bedingungen um keines Haares Breite abzuweichen vermöchte und daher die Weiterreise zu dem König von Hannover für vollkommen nutzlos halte. Schließlich war Alles darüber einig, daß man es dem König von Hannover überlassen müsse, falls er weiter zu verhandeln wünsche, einen Abgesandten zu dem General von Alvensleben nach Gotha zu senden.

Nachdem wir diesen Beschluß gefaßt hatten, ließen wir den Rittmeister von der Wense kommen, theilten ihm unsere Auffassung des königlichen Schreibens mit und entließen ihn in das hannoversche Hauptquartier, um dort weitere Instructionen zu holen.

Die militairische Lage war dadurch wieder eine veränderte geworden, und da die mit General v. Bülow verabredete Waffenruhe nur bis zum andern Tag um 7 Uhr dauern sollte, so hielt ich es für gerathen, den Lieutenant von

36*

Hochwächter vom 7. Artillerieregiment abzusenden, um den Generallieutenant von Beyer aufzusuchen und ihm die gefährdete Lage von Eisenach bekannt zu geben. Lieutenant Hochwächter fand den General auch wirklich um Mitternacht im Bivouak vor Kreuzburg, von wo er die Brigade sofort nach Eisenach rücken ließ. Auch die Division Göben traf des andern Morgens bei Eisenach ein.

Die Stellung der Hannoveraner während der Nacht vom 24. auf den 25. war eine sehr ausgedehnte und erstreckte sich von Eisenach, wo die Avantgarde des Generals von Bülow im Bivouak lag, bis nach Langensalza, wo die Arrièregarde unter Oberst von der Decken stand. Das Hauptquartier befand sich in Großbehringen, wo der König anwesend war. Die Brigaden de Vaux, Bothmer, Knesebeck waren von Mechterstedt bis Gräfentonna hin vertheilt. Die telegraphische Verbindung zwischen Gotha und Eisenach ging über Berlin, da die um Mittag erfolgte Zerstörung der Bahn und der Telegraphenlinie noch nicht wieder behoben werden konnte.

General von Alvensleben hatte dem Rittmeister v. d. Wense bei seinem Abgang in das hannoversche Hauptquartier eine Frist von 6 Stunden bis zum 25. Juni 2 Uhr Morgens in Bezug auf eine Erklärung der Willensmeinung des Königs gesetzt. Erfolge diese nicht, so würden die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Allein bis zur festgesetzten Stunde war keine Nachricht gekommen; die Garnison von Gotha wurde daher alarmirt, und ich ritt um 3/4 4 Uhr mit dem General von Alvensleben zu unseren Vorposten hinaus. General von Alvensleben besichtigte die Stellung von Gotha, sprach sein Erstaunen darüber aus, wie es möglich sei, daß die Hannoveraner nicht längst durchgebrochen seien, und bemerkte mit dem Ausdrucke größter Besorgniß: „Euere Hoheit können sich nicht halten, der Durchbruch ist unvermeidlich.“ Ich empfahl ihm in Folge dessen bei dem Könige dahin zu wirken, daß weitere Truppenzuzüge aus Magdeburg nach Gotha vorgeschoben werden möchten, was dann im Verlaufe des nächsten Tages wirklich unsere Rettung herbeiführte.

Es war damals und später sehr schwer, eine Erklärung für die Vorgänge im hannoverschen Hauptquartier zu finden, und der Wankelmuth in den Operationsplänen der Hannoveraner war ein Gegenstand endloser Combinationen und Vermuthungen unserer Generalstabsoffiziere. Auch die commandirenden Generäle selbst waren untereinander nicht einig darüber, wie die unsteten Märsche der Hannoveraner, ihre Vorstöße nach Süden und ihre unmotivirten Abschwenkungen bald nach Osten, bald nach Westen zu verstehen wären.

In erster Linie war man der Meinung, daß alle Tendenzen des Königs Georg auf die rascheste Verbindung mit den Bayern gerichtet gewesen wären,

und ohne Zweifel hatte derselbe mehrfache diplomatische und militairische Sendungen zu den Bayern seit seiner Ankunft in Langensalza veranlaßt. In den später von den Hannoveranern veröffentlichten Berichten über diese Vorgänge ist aus der Reise des Archivraths Onno Klopp nach Bayern, um den Anmarsch des Prinzen Karl zu beschleunigen, kein Geheimniß gemacht worden. Dieser unermüdliche Mann erzählte hernach selbst, daß er am 23. Juni, während der Major von Jacobi zum ersten Mal als Parlamentair in Gotha erschienen war, durch Gotha gefahren sei und vom König den Auftrag gehabt hätte, den Bayern zu erklären, daß sein Herr bereit sei, eher Alles über sich ergehen zu lassen, als zu capituliren. Diese Mittheilung von der Reise des Herrn Klopp erinnert mich nun an eine Scene während dieser leidenschaftlich aufgeregten Tage, welche, wenn sie sich nicht auf das eben geschilderte Reiseabenteuer beziehen sollte, den Beweis erbringen würde, daß außer Onno Klopp noch andere Abgesandte zu den Bayern gefahren sind. Denn eines Tages, ich kann nur das Datum nicht genau bezeichnen, sah ich eine Equipage mit einem Kutscher in der königlich hannoverschen Livree in vollem Lauf an meinem Palais vorüberfahren, ich öffnete das Fenster, um nach der Wache zu rufen, aber leider war es zu spät; der Wagen war fort, als die Soldaten sich schußfertig machen sollten. Ich hatte keinen Zweifel, daß uns hier ein wichtiger Fang entgangen war, denn wenn in jener königlichen Equipage wirklich Onno Klopp verborgen war, so würden die Bayern ohne Nachricht geblieben sein, und ihr sehr ungelegenes Erscheinen in den nächsten Tagen hätte den General Göben nicht verhindert, am 27. Juni in das Gefecht von Langensalza entscheidend einzugreifen.

Auf alle Fälle bewiesen solche Reisen und Sendungen der hannoverschen Agenten, wie groß die Vertrauensseligkeit im Hauptquartier des Königs gewesen ist. Um die Zukunft schien man in diesen Kreisen unbesorgt zu sein, mit großer Zuversicht erwartete man auch hier die in aller Welt damals als unvermeidlich geltenden Nachrichten von den Niederlagen der preußischen Armee in Böhmen. Es war nicht ohne Bedeutung, daß der österreichische Abgesandte Graf Ingelheim den König in das Lager nach Langensalza begleitet hatte; es wird dafür gesorgt gewesen sein, daß die Hoffnungen auf den geheimen Feldzugsplan des Feldzeugmeisters Benedek dort in entsprechender Höhe gehalten wurden.

Der Sieg der österreichischen Armee bei Custozza am 24. Juni dürfte dem hannoverschen Hauptquartier auch früher bekannt geworden sein als uns; an vermeintlichen Siegesdepeschen der österreichisch-sächsischen Armee fehlte es nirgends in der ersten Woche des Feldzugs. Die Absichten des Königs Georg gingen deshalb wohl dahin, die nächsten Erfolge der österreichischen Waffen abzuwarten, dann hoffte er sich selbst gegen Berlin wenden zu können. Daraus er-



klärt sich zum Theil seine Abneigung, seine Stellung in Sachsen zu verlassen, und seine Unschlüssigkeit, den Bayern zu sehr entgegen zu gehen.

Als zwei Tage später, wie noch zu erzählen sein wird, Oberstlieutenant von Reuter in meinem Auftrage bei dem König erschienen war, hörte er noch am 26. Juni am hannoverschen Hoflager Allerlei von den vermeintlichen Siegen der Oesterreicher über die Preußen und hatte große Mühe, mit seinem Widerspruch Glauben zu finden.

Durch diese vielfachen Täuschungen war König Georg zu der Ansicht verleitet worden, es werde möglich sein, den Krieg in Preußen alsbald zu beendigen. Er meinte immer, die Bayern müßten vielmehr nach Norden vorrücken, und wollte nicht recht verstehen, was er mit seiner Armee im Süden thun sollte. Hiebei trat der volle Particularismus der beiderseitigen Interessen zu Tage, denn nichts war sicherer, als daß hinwieder den Bayern die hannoversche Sache als etwas ganz Secundäres erschien, wie mir dies später von den glaubwürdigsten Seiten versichert worden ist.

Was die miliairische Lage betraf, so standen die Bayern keineswegs so weit zurück, daß sie nicht längst den Thüringer Wald hätten besetzen können. Wir hätten ihnen ja hier nicht einen Mann entgegenzustellen gehabt, und durch die einzigen Vorsichtsmaßregeln, die ich, wie oben bemerkt, treffen konnte, wäre ihr Heranrücken zwar rasch gemeldet, aber nicht verhindert worden.

In Berlin wollte man Beweise haben, daß schon am 19. Juni zwischen den Hannoveranern und dem Prinzen Karl Verhandlungen zu Schweinfurt über die Vereinigung beider Armeen stattgefunden hätten. Thatsächlich setzte sich die bayrische Armee am 22. Juni gegen Fulda in Bewegung; aber die Richtung mußte wegen der Besetzung Kassels durch die Preußen wieder geändert werden. Die Nachricht von dem Marsch der Hannoveraner auf Langensalza schien dem Prinzen Karl unerwünscht, er veränderte nur ungern seine Front, und so blieb das Gros der bayrischen Armee noch bis zum 26. Juni südlich von der fränkischen Saale stehen. Neustadt, Münnerstadt, Lauringen, Königshofen waren besetzt und die Avantgarde bis Umleben und Melrichstadt vorgeschoben worden, aber die Reserven standen noch in Schweinfurt. Eine leichte Cavalleriebrigade erreichte am 26. Juni Abends Meiningen und näherte sich am folgenden Tage so weit, daß man von Eisenach gegen Markfuhl hin detachiren mußte.

Uebrigens jagte im ganzen Thüringer Wald eine Nachricht die andere in Betreff der gefürchteten Ankunft der Bayern. Man vermuthete ihren Anmarsch durch das Saalthal, man wollte am 24. von ihren Operationen gegen Rudolstadt wissen. Richtiger war die Meldung, daß am 25. bayrische Cavallerie-

patrouillen auf der Straße nach Schwarza gesehen worden wären, und am 26. traf die unzweifelhafte, allerdings sehr bedenkliche Nachricht von Suhl ein: „800 Mann bayrische Ulanen sind heute 7 Uhr früh in und um Meiningen von Schweinfurt kommend, 8—10,000 Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie 1½ Stunden von Meiningen bivouakirend.“ Nicht uninteressant war auch die Meldung, daß am 26. Juni vom Herzog von Meiningen selbst zum Schutze von Stadt und Land 5000 Bayern mit 200 Reitern abgeholt worden seien; sie hätten ihre Vorposten bis Wernshausen vorgeschoben, seien aber wieder zurückgegangen, weil preußische Reiter das telegraphische Büreau in Wernshausen in Besitz genommen hätten und Truppen außerdem von Eisenach nach Meiningen in Anmarsch wären.

Trotz aller dieser Alarmnachrichten machten die im Ganzen doch langsameren und unsicheren Bewegungen der bayrischen Armee nicht den Eindruck, als ob Prinz Karl sehr geneigt gewesen wäre, das Schicksal der hannoverschen Armee zu wenden. In der Leitung unserer Westarmee empfand man es aber offenbar als eine Störung des projektirten Feldzugs, über Frankfurt so rasch wie möglich in Bayern vorzudringen, daß man genöthigt worden, mit Rücksicht auf den Marsch der Hannoveraner größere Truppentheile nach Osten vorzuschieben. Daß über diese Dinge zwischen dem großen Generalstab und dem Commandirenden der Westarmee Differenzen herrschten, war zu vermuthen, aber ich sehe um so weniger Grund, von meinem Standpunkt diese Frage zu erörtern, als in officieller Form hierüber niemals Sicheres bekannt geworden ist. Zwischen Gotha und Eisenach hatten in jenen Tagen Commandirende und Truppen nur die Ueberzeugung, daß wir nicht anders wie durch ein Wunder zu retten seien. Denn wären die Bayern auch nur mit ihren 5000 Mann am 25. weiter marschirt, so hätten sie sich, wo es ihnen nur immer beliebte, in Thüringen ruhig festsetzen und uns im Rücken so bedrohen können, daß von einem Angriff und einer Umschließung der hannoverschen Armee nie die Rede sein konnte.

Als ich am 25. früh mit General von Alvensleben auf unserm Ritte zu den Stellungen des Feindes hin alle diese politischen und militairischen Eventualitäten in Berechnung zog, war es schließlich immer wieder der Gedanke an die Persönlichkeit des Königs Georg, aus welchem ich noch Hoffnung auf einen friedlichen Ausgang der Sache schöpfte. Der König, sagte ich zu Alvensleben, wird schwerlich zu schlagen Lust haben; er wird im letzten Augenblicke nachgeben, wenn es für ihn zu spät sein wird. Ich gab meinem Bedauern Ausdruck, daß uns keine Cavallerie zu Gebote stehe; durch einen Handstreich hätte ich mich getraut, drüben in Oesterbehringen Alles so in Verwirrung zu bringen, daß wir in 24 Stunden die Capitulation hätten haben müssen.



Während ich mich noch in Vermuthungen dieser Art erging, sah man von Ferne einen Parlamentair heranreiten, dem ein königlicher Wagen mit dem Obersten Dammers folgte. Wir waren nicht wenig erstaunt zu hören, daß der König seine Entschlüsse abermals geändert und sich endlich doch entschieden habe, den General von Alvensleben um eine Unterredung zu ersuchen. Der letztere begab sich in Folge dessen sofort in das hannoversche Hauptquartier und kehrte um 11½ Uhr aus Osterbehringen nach Gotha zurück.

Wie mir aber General von Alvensleben schon vorher mitgetheilt hatte, beabsichtigte er jetzt nicht mehr, auf der Basis der an mich gesendeten Depesche von Bismarcks zu unterhandeln. In der That konnte ich nicht leugnen, daß durch das bei Mechterstedt stattgefundene Gefecht und den Brief des Königs von Hannover an mich die Lage der Dinge verändert war; indessen hatte ich doch den General von Alvensleben ersuchen zu sollen geglaubt, dem Könige und seiner Armee die Capitulation nicht allzu schwer zu machen. So hatte denn der General folgende Bedingungen in das hannoversche Hauptquartier mitgenommen:

„1. Entlassung der hannoverschen Soldaten in ihre Heimath;

2. dem König, dem Kronprinzen und sämmtlichen Offizieren wird freier Abzug gewährt mit ihren Waffen, Pferden und ihrem Gepäck, unter der Bedingung, nicht gegen Preußen zu fechten."

Der König von Hannover nahm diese Bedingungen nicht an, sondern verlangte Bedenkzeit; General von Alvensleben bewilligte dieselbe für vierundzwanzig Stunden unter der Voraussetzung der Genehmigung seines Königs, bis zum 26. Juni 10 Uhr Morgens. Er gestand ferner eine Waffenruhe mit dreistündiger Kündigungsfrist zu. Beides wurde im telegraphischen Wege vom König in Berlin genehmigt, worauf sich Alvensleben wieder um 2 Uhr von Gotha nach Berlin zurück begab.

Während des ganzen Tages drängte eine Depesche die andere, und ich hatte von Berlin Nachricht erhalten, daß der General von Falckenstein Nachmittags persönlich in Eisenach ankommen werde. General von Göben meldete mir um 2 Uhr, daß er drei Bataillone nach Sättelstädt-Langensalza detachirt habe, und fragte, ob die sechs Bataillone in Gotha angelangt wären. Am Abend telegraphirte General von Falckenstein, er hätte keine Nachricht über den Erfolg der Unterhandlungen des Generals von Alvensleben und treffe Anordnungen zum Vormarsch der Truppen, um morgen mit Tagesanbruch kräftig anzugreifen. Ich machte von dieser Depesche dem General von Moltke Mittheilung, um in Betreff der Waffenruhe die nöthige Uebereinstimmung auf der ganzen Linie herbeizuführen.

Indessen meldete General von Göben von Eisenach, er lasse durch die

Brigade Kummer die Pässe des Thüringer Waldes bis Waltershausen besetzen, während er die Sicherung der letzteren Stadt dem gothaischen Detachement überlasse.

In allen diesen Anordnungen war eine allseitige Unsicherheit der bestehenden Absichten zu erkennen, und ich bedauerte lebhaft die Zurückverlegung unserer Truppen. Hätte der General von Göben die Brigade Kummer nach Gotha verlegt, so würde der Feind sich wahrscheinlich mehr zurückgezogen haben und man hätte Zeit gewonnen, bis General von Manteuffel im Rücken der Hannoveraner angelangt wäre. Ein ernsthaftes Gefecht mit vielem Blutverlust konnte auf diese Weise verhindert werden.

In der Zwischenzeit hatte indessen General von Falckenstein auf wiederholte Aufforderung von Berlin fünf Bataillone Infanterie und eine gezogene vierpfündige Batterie über Magdeburg und Halle nach Gotha dirigirt. Am Abend kam General v. Fließ mit dem 11. Regiment und mit vier gezogenen Geschützen des 6. Artillerie-Regiments an. Die Truppen wurden nach Waltershausen verlegt, General von Fließ übernahm das Commando in Gotha. Ich selbst hatte mich nach Wernigerode begeben, um von der Herzogin Abschied zu nehmen, und hielt hierauf noch um ½10 Uhr eine Conferenz mit dem General von Fließ ab.

Kurz nach Mitternacht wurde ich durch eine Depesche des Königs von Preußen geweckt, welche lautete: „An den Herzog von Coburg und Gotha. Ich habe bisher keine Eröffnungen des Königs von Hannover erhalten, wohl aber die Nachricht, daß bayrische Truppen bis Vacha vorgerückt. Ich habe befohlen, daß bis heute Dienstag 10 Uhr Vormittags keine Feindseligkeiten erfolgen sollen. Bestätigt sich aber der Anmarsch der Bayern im Rücken meiner Truppen, so würde ich die Abrede als gebrochen ansehen und demgemäß verfahren. Sende sogleich einen Offizier an den König von Hannover mit dem Ersuchen, mir jedenfalls vor 10 Uhr zu telegraphiren, was er mir auf Alvenslebens Verhandlungen mitzutheilen hat.

Wilhelm."

In Folge dieses Telegramms sandte ich meinen Adjutanten Oberstlieutenant von Reuter um ½3 Uhr des Morgens in's Hauptquartier der Hannoveraner. Ohngefähr in derselben Zeit war von Berlin der Oberst von Döring vom Generalstab abgegangen, um im Auftrag des Generals v. Moltke ein Ultimatum an den König zu überbringen. Aber bevor noch diese Abgesandten zur Erfüllung ihrer Missionen gelangt sein konnten, telegraphirte Graf Bismarck um 2 Uhr 39 Minuten an mich: „Eure Hoheit werden soeben ein Telegramm Seiner Majestät bezüglich Verhaltens der Truppen gegen Hannoveraner erhalten haben.

Nach Abgang desselben ging hier Meldung ein, daß alle hannoverschen Truppen durch Mühlhausen marschirt, Feindseligkeiten verübend. Ich darf annehmen, daß Seine Majestät das erwähnte Telegramm nicht geschrieben, sondern Verhandlungen als abgebrochen betrachtet und Verfolgung des Feindes befohlen haben würden, wenn diese Thatsache bekannt gewesen wäre; der König ist mir aber jetzt in der Nacht nicht zugänglich. Sendung Dörings dadurch auch obsolet.

Bismarck."

Die Annahme von dem Abzug der Hannoveraner war, wie nachträglich allgemein bekannt wurde, eine entschieden falsche, und ich konnte dieselbe selbstverständlich gleich von Anfang an, vermöge der in Gotha vorhandenen Meldungen, nicht theilen. Leider hatte aber die falsche Mühlhausener Nachricht auch auf die Entschlüsse des Generals von Falckenstein in Eisenach Einfluß geübt.

Oberst v. Döring traf schon am frühen Morgen in Gotha ein und meldete sich bei mir. Ich theilte ihm mit, daß Oberstlieutenant v. Reuter im Augenblicke sich nach dem Befehl des Königs von Preußen in das Hauptquartier der Hannoveraner begeben habe und sicher alsbald zurückkehren werde. Da Herr von Bismarck die Sendung Dörings nicht mehr für geeignet erachtet hatte, so schien es zweckmäßig, die Rückkunft von Reuters zu erwarten. Und in der That traf dieser schon nach 8 Uhr ein und brachte die wichtigsten Nachrichten mit. Er hatte, wie schon früher bemerkt, in den Hofkreisen eine sehr zuversichtliche Stimmung gefunden; man lebte in dem Wahne großer Erfolge der Oesterreicher in Böhmen, wie in Italien, und hoffte sich durch Hin- und Hermärsche und Parlamentiren so lange zu halten, bis die Lage der Dinge sich günstiger gestaltet haben werde.

Von einem Rückmarsche der Hannoveraner nach Mühlhausen hatte natürlich v. Reuter nichts bemerkt; wohl aber hatte der König das Hauptquartier in der Nacht von Behringen wieder nach Langensalza zurückverlegt. Der Grund dieser Maßregel lag darin, daß die Hannoveraner am Nachmittage des 25. nach der Abreise von Alvenslebens höchst sonderbarer Weise einen Abgesandten, den Oberstlieutenant von Rudorff, nach Eisenach gesendet hatten, damit er von dort, ohne in Gotha Aufenthalt zu machen, sich nach Berlin begebe. General von Falckenstein, welchem die Waffenruhe nicht bekannt gemacht worden, hielt den hannoverschen Parlamentair schon deshalb fest, weil es schwer begreiflich war, aus welchen Gründen sich derselbe über Eisenach und nicht über Gotha nach Berlin begeben wollte.

Ich meldete, wie sich von selbst versteht, Alles, was mein Adjutant in Erfahrung gebracht hatte, mit der folgenden Depesche um 8 Uhr 22 Min. an den König von Preußen: „Reuter vom König zurück. Der König sagte, daß er

gestern Mittag 1 Uhr den Oberstlieutenant Rudorff nach Berlin geschickt habe mit seiner Antwort, Rudorff aber sei vom General von Falckenstein in Eisenach festgehalten worden, weil Falckenstein die Waffenruhe nicht anerkennen wollte. Rudorff werde sofort mit der Antwort nach Berlin abreisen."

„Reuter fand die Truppen im Rückmarsch nach Langensalza ohne alle Sicherheitsmaßregeln. Sie wollten dort vorläufig bleiben und sich auf die Waffeuruhe verlassen. Sie ließen Reuter Einsicht nehmen von der Wahrheit ihrer Aussagen und erklärten, daß sie sich ganz auf dem Standpunkte der Alvenslebenschen Verhandlungen befänden, namentlich Waffenruhe bis auf Kündigung. Reuter bemerkte, daß es dabei verbleibe, ausgenommen den Fall eines Vormarsches der Bayern, in dem die Action unmittelbar gegen sie beginnen werde. Der König reclamire die Lieutenants Gumprecht und Graf Bernstorff, welche General v. Falckenstein als Unterhändler festgenommen habe.

Herzog von Coburg."

Oberst von Döring hatte lange geschwankt, ob es noch nöthig sein würde, das Ultimatum im hannoverschen Hauptquartier abzugeben, da um 10 Uhr der Waffenstillstand des Generals von Alvensleben ohnehin abgelaufen war und General von Fließ mit seinem Detachement bereits im Vormarsch gegen die feindliche Armee sich befand. Durch die Meldungen von Eisenach schien es indessen ausgeschlossen zu sein, am heutigen Tage auf ein Zusammenwirken mit General v. Göben zu rechnen, und so ging um 10 Uhr von Seite von Dörings die folgende Depesche an General von Moltke: „Soeben erfahre ich durch Hauptmann von Blume, daß General von Göben nicht nachgefolgt; um so mehr Veranlassung für mich nach Langensalza zu fahren. Hauptmann Blume will mich begleiten. General von Fließ mit 12 Bataillonen, 3 Eskadronen und 3 Batterien in 2 Colonnen von Gotha nach Westhausen auf Langensalza in Marsch, glaubt aber heute höchstens Henningsleben zu erreichen. Habe daher noch Zeit, nach Langensalza zum König zu fahren und im Sinne meiner Instruction zu handeln. Vom General von Falckenstein keine Nachricht, ich würde gern erfahren, wie weit er heute kommt. Ein Telegramm nach Gotha an mich würde mir nachgeschickt werden.

Oberst von Döring."

Das Ausbleiben aller Nachrichten von dem General von Falckenstein fand rasch seine Erklärung durch ein Telegramm des Generals von Göben, welches Mittags von Eisenach abging und lakonisch die plötzliche Abreise Falckensteins nach Hannover meldete: „Bei Abgang Falckensteins nach Hannover bleibe mit 18 Bataillonen für alle Eventualitäten in Thüringen. Verlege jetzt Hauptquartier nach Gerstungen. Eisenach und Vacha besetzt.

v. Göben."



Die gesammte Macht, welche in diesem Augenblicke den Hannoveranern hätte entgegengestellt werden können, war vollkommen ausreichend, um die Capitulation rasch zu erzwingen, unter der Voraussetzung jedoch, daß unsere Generäle zu einer gemeinsamen Operation entschlossen gewesen wären. Ich konnte in dieser Richtung kein rechtes Zusammenwirken erlangen. Am Nachmittag des 26. Juni begab ich mich selbst zu General von Fließ, um mit ihm die Stellungen der Hannoveraner zu recognosciren, und kehrte erst spät nach Gotha zurück.

Der General von Fließ hatte jetzt unter seinem Commando: 2 Bataillone Coburg-Gotha, 3 Bataillone des 11. Regiments, 2 Bataillone des 5. Regiments, 5—6 Bataillone Landwehr oder Ersatz-Compagnien, 2 reitende Batterien des 7. und 8. Artillerie-Regiments, 4 gezogene Geschütze des 6. Artillerie-Regiments, 4 Geschütze der Erfurter Ausfall-Batterie, 2 Eskadrons der Erfurter Besatzung, die Depotschwadron des 10. Husarenregiments, welche aber seit wenigen Tagen erst formirt war und nicht verwendet werden konnte.

Auf unserem Vormarsch gegen Langensalza begegnete uns Oberst von Döring, der unverrichteter Sache zurückgekehrt war, da er den König nicht aufzufinden vermochte. Ich hatte dem General von Fließ eben meine Vermuthung ausgesprochen, daß die Hannoveraner ein Zusammentreffen mit uns abermals vermeiden und es vorziehen würden, wieder gegen Eisenach abzubiegen, da die Rückverlegung der Göbenschen Truppen auf Gerstungen und Bacha ihnen hinlänglich bekannt sein dürfte. Hiermit stimmten denn auch die Beobachtungen des Obersten v. Döring, der nur wenige hannoversche Truppen bei Langensalza bemerkt hatte. Dennoch glaubte ich denselben aufmuntern zu sollen, noch einen Versuch zu machen, um dem König von Hannover sein Ultimatum vorzulegen, und so gelang es demselben endlich am Nachmittage den König aufzufinden.

Das Ultimatum, welches Oberst von Döring zu überreichen hatte, enthielt nochmals das Anerbieten eines Bündnisses auf Grundlage der Bedingungen vom 14. Juni. Es ist von Seite v. Dörings versichert worden, daß er dem Könige das Ultimatum vorgelesen, und daß er sich bemüht habe, denselben zur Annahme zu bewegen. Der König habe aber verweigert, noch einmal in eine Unterhandlung über die politischen Fragen einzugehen, die er bereits zurückgewiesen hätte. Hannoverscherseits blieb man hartnäckig auf dem Standpunkte der militairischen Sachlage stehen, worauf, wenn man die hannoverschen Darstellungen nicht als ganz aus der Luft gegriffen erachten will, Oberst v. Döring allerdings bemerkt haben konnte, daß die Verhandlung über die Capitulationsbedingungen thatsächlich erledigt wäre. General von Falkenstein sei, nachdem der Waffenstillstand längst abgelaufen, ohne Zweifel schon im Begriffe anzugreifen.

Inzwischen hatte endlich Oberstlieutenant v. Rudorff sich im Auftrage des

Königs von Hannover nach Gotha begeben, von wo ihm der Weg nach Berlin von Anfang an mehr offen gestanden hätte, als von Eisenach. Er sendete von hier jetzt an den König von Preußen folgende seltsame Depesche: „Oberst-lieutenant Rudorff ist beauftragt nach Berlin zu gehen, um die Antwort Sr. Majestät des Königs von Hannover an Se. Majestät den König von Preußen zu überbringen. Er findet die Truppen Sr. Majestät des Königs von Preußen im Vorgehen begriffen. Se. Majestät der König von Hannover ist der Ansicht, daß der mit dem General von Alvensleben abgeschlossene Waffenstillstand noch fortbesteht. Die Truppen haben daher bis zur Entscheidung ein Friedens-Cantonnement um Langensalza bezogen. Alle Feindseligkeiten sind untersagt. Ich bitte, den commandirenden General von Fließ mit dem Abschluß der Verhandlungen zu bevollmächtigen.

Rudorff, Oberstlieutenant."

Eine solche Fülle sich widersprechender Maßnahmen und Aeußerungen konnte mich nur in der Ueberzeugung befestigen, daß die Unterhandlungen der Hannoveraner einen Deckmantel für anderweitige Absichten hergeben sollten. Der König wollte um jeden Preis einen Zusammenstoß mit den preußischen Truppen vermeiden und wiegte sich in der Illusion, daß in wenigen Tagen die Siege der Oesterreicher in Böhmen und das Hervorbrechen der österreichisch-sächsischen Armee ihm Luft schaffen würden. Er meinte, wie dies so viele militairische Politiker jener Tage erwartet hatten, mit der siegreichen Armee in Sachsen oder Brandenburg sich vereinigen zu können. Die Hannoveraner hatten daher am Abend des 26. eine defensive Stellung auf dem linken Ufer der Unstrut zwischen Thamsbrück und Nägelstedt bezogen. Langensalza blieb besetzt.

General von Fließ hatte an diesem Tage keinen Angriff unternehmen wollen, weil das 11. Regiment in seinem Anmarsch von Waltershausen noch zu weit zurück war. Da sich die Divisionen von Göben und von Beyer nach Gerstungen zurückgezogen hatten und auch General von Manteuffel nicht vorwärts kam, sondern vielmehr noch am 25. auf von Falckensteins Befehl in Göttingen Halt gemacht und sogar noch von Eisenach Verstärkung erhalten hatte, so befand sich die schwache Macht des Generals von Fließ am 26. und, wie ich gleich hinzufügen muß, leider auch noch am 27. Juni völlig isolirt. General von Fließ hielt es daher für gerathen, am Abend des 26. in seine Stellung bei Westhausen zurückzugehen.

Diese Vorsicht war sehr berechtigt und ich war weit davon entfernt, dem General von Fließ einen anderen Rath zu geben; doch habe ich es damals bedauert, daß derselbe sich nicht auf einen nächtlichen Scheinangriff einlassen mochte, welcher nach meiner Ueberzeugung von den unmittelbarsten Folgen gewesen wäre. Eine kleine unerwartete Kanonade bei Langensalza würde den

König am späten Abend des 26. sicherlich auf das Aeußerste erschüttert haben. Auch würden die Hannoveraner wahrscheinlich bestimmt worden sein, ihre feste Stellung bei Henningsleben aufzugeben. Statt dessen war der Feind in der Lage, für den nächsten Tag sich vorzubereiten und die günstigsten Positionen zu nehmen, während unsere kleine Macht auch nicht die mindeste Aussicht auf Verstärkungen gewonnen hatte. Welche Gründe General von Falckenstein bestimmten, mit der Zusammenziehung seiner Truppen immer noch zu zögern, war mir unverständlich, ich weiß mich nur meines nicht geringen Erstaunens zu erinnern, als ich um 7 Uhr 40 Minuten von Göben die folgende Depesche aus Eisenach erhielt: „Hierher zurückgekehrt, Truppen mehr concentrirt. Abzug der Hannoveraner über Mühlhausen wurde von Moltke mitgetheilt, in Folge der Irrung Manteuffel in Göttingen sehr verstärkt; ob noch Waffenruhe, ob nicht, hier unbekannt. von Göben."

In diesem Augenblicke war folgender Befehl von dem Könige von Preußen ergangen:

„General von Falckenstein oder Commandant in Eisenach. Ersterem nachzusenden. Hannoveraner brechen nach Tennstedt und Sömmerda auf. Ich wiederhole den Befehl durch General von Moltke, daß Sie alles Disponible concentriren per Marsch und Eisenbahn, um Capitulation zu erzwingen, coûte que coûte. Bayern sollen in Meiningen sein. Auch dem General Fließ habe ich Mittheilung gemacht.

Wilhelm."

Wenn General von Fließ diesem Befehl des Königs nachkommen wollte, so war keine andere Möglichkeit, als daß er des anderen Tages mit seinen 12 bis 13 Bataillonen den Feind in dessen festen Stellungen angreifen mußte. Die beiderseitigen Truppen standen sich dicht gegenüber. Der erste Kanonenschuß führte voraussichtlich ein größeres Gefecht mit der ganzen concentrirten hannoverschen Armee herbei. Die Lage war nach meiner Ansicht dann eine sehr prekäre und nur in dem Falle zu verantwortende, wenn man sicher war, daß General v. Göben mit der bei Eisenach stehenden Macht — ich konnte im Augenblick nicht wissen, wie viele von den 15 Bataillonen, die gestern dort gestanden hatten, noch beisammen waren — rechtzeitig auf dem Gefechtsfelde eintreffen werde.

General v. Falckenstein mußte ich nach den zuletzt eingelaufenen Meldungen, wie schon bemerkt, nicht mehr in Eisenach vermuthen. Ob die erwähnte Depesche des Königs von Preußen rechtzeitig in seine Hände gekommen, war daher höchst zweifelhaft.

Unter diesen Umständen glaubte ich den Versuch machen zu sollen, durch meine persönliche Intervention in Eisenach dem General von Fließ Sucurs

von dort zu verschaffen. Ich entschloß mich in der Nacht selbst hinüber zu fahren und sendete auf den Bahnhof, damit ein Extrazug beigestellt werde. Die Bahnbeamten verweigerten mir aber rundweg die Fahrt. Es sei unsicher, ob die gestern noch zerstörte Bahn bereits völlig hergestellt sei, kein Bahnbeamter könne die Verantwortung auf sich nehmen. Während ich meinem Unwillen über diesen Widerstand Ausdruck gab, trat der Lieutenant von Hochwächter an mich heran, versicherte, daß er den Dienst auf der Locomotive vollkommen inne hätte und ohne weiteres bereit wäre, mich nach Eisenach zu fahren, wenn ich den Befehl geben wollte, eine Locomotive heizen zu lassen.

Ich befahl also Alles bereit zu machen, und nach einer halben Stunde standen wir auf der Maschine, Hochwächter als Locomotivenführer, einige Artilleristen als Heizer und Bremser bestellt. Die Bahnsignale wurden gegeben und hinaus ging's in die dunkle Nacht. Hinter Fröttstedt zeigten sich die Lagerfeuer des bivouakirenden Feindes. Die Bahnwärterhäuschen zogen in rasender Eile an uns vorüber, wir näherten uns Mechterstedt, wo die Bahn zerstört und dürftig ausgebessert worden war. Die gefährlichste Stelle war bei Sättelstedt zu passiren, wo am Tage vorher das Gefecht mit den hannoverschen Vorposten stattgefunden hatte. Hochwächter führte uns langsam und mit Geschicklichkeit vorbei, und wir trafen nach einer weiteren halben Stunde wohlbehalten auf dem Bahnhof in Eisenach ein.

Die hier auf dem Bahnhof bivouakirenden Truppen waren nicht wenig erstaunt, eine Locomotive einfahren zu sehen, da man den Verkehr gegen Gotha zu noch immer für unterbrochen gehalten hatte. Auf dem Bahnhof befand sich der General v. Göben, welcher mir meldete, daß sich General v. Falckenstein seit wenigen Stunden wieder in Eisenach befinde und in der Stadt einquartiert sei. Ich begab mich zu ihm und ließ ihn wecken, fand aber einen nur wenig erfreuten Empfang. Der General behauptete, daß ich mich über die Stellung und die Pläne der Hannoveraner in gänzlichem Irrthum befände und mich unnöthig herüber bemüht hätte. Als ich bemerkte, daß der General v. Fließ morgen einer starken Uebermacht gegenüber stehen würde, leugnete er dies rundweg und suchte zu beweisen, daß die Hannoveraner nur noch ein kleines Detachement in Henningsleben und Langensalza zurückgelassen hätten. Diesem müßte der General von Fließ an der Klinge bleiben und dazu hätte er ausreichende Kräfte. Ich verwies auf die Depesche des Königs und bemerkte, daß er doch offenbar ebenso wie General v. Fließ den unbedingten Befehl, coûte que coûte anzugreifen, erhalten haben müßte.

Hierbei hatte sich ein lustiges Mißverständniß eingeschlichen, indem in der Depesche die Worte coûte que coûte vom Telegraphisten falsch gelesen worden waren und General von Falckenstein einmal um das anderemal sagte, er ver-



stehe nicht, was mit dem kuttl kuttl gemeint sei. Ich mußte erst die richtige Lesart feststellen, worauf der General sich etwas mehr beruhigte und nun zugab, daß man die Sache morgen früh in Ueberlegung ziehen müsse. Ich suchte ihn zu bewegen, so bald wie irgend möglich einige Bataillone nach Gotha zu senden, und besprach das Weitere für den Fall, daß der Feind in östlicher Richtung abzuziehen gedächte.

Nach Mitternacht kehrte ich nach Gotha zurück. Der verhängnißvolle 27. Juni war angebrochen.

General von Fließ hatte am frühen Morgen alarmiren lassen und war in Gefechtsbereitschaft vorgerückt. Am Vormittag entwickelte er seine Streitkräfte gegen Merxleben, wo der Feind in starker Stellung sich defensiv verhalten zu wollen schien. Später hat man aus den officiellen Berichten der Hannoveraner entnommen, daß sie sich in der Nacht hinter der durch die Ortschaften Thamsbrück, Merxleben und Nägelstedt bezeichneten Linie der Unstrut, à cheval der durch Merxleben führenden Straße nach Sondershausen aufgestellt und der König von Hannover mit Generallieutenant von Arentsschild und dem Hauptquartier bald nach Mitternacht Langensalza verlassen und auf freiem Felde nördlich von Merxleben den Anbruch des Tages erwartet hatten.

Meine Vermuthung, daß General von Fließ die ganze hannoversche Armee vor sich habe, sollte in wenig Stunden eine sehr traurige Bestätigung erfahren.

Ich weiß nicht, was für Verabredungen zwischen General von Falckenstein und General Fließ getroffen worden waren. Die Meldungen und Gerüchte, welche im preußischen Hauptquartier die Tage über eingelaufen waren, enthielten so viel Widersprechendes, daß die einfache Wahrheit der stattgefundenen Concentrirung der Hannoveraner bei Langensalza wirklich von niemandem mehr recht geglaubt wurde. Man suchte die Hannoveraner in Kirchheiligen, in Tennstedt, Sömmerda und überall, wo sie nicht waren. Für den 27. Juni, hieß es, seien vom General von Falckenstein folgende Dispositionen getroffen worden, von denen man indeß behauptete, dem General v. Fließ wäre der betreffende Befehl nicht zugegangen: „General v. Kummer nimmt bei Großbehringen Stellung und stellt die Verbindung mit Generalmajor v. Fließ her. Beide haben den Befehl, nicht vorzurücken, so lange die Hannoveraner bei Langensalza stehen bleiben, sonst aber ihnen an der Klinge zu bleiben. General von Manteuffel mit 13 Bataillonen marschirt am 27. Juni von Göttingen bis Heiligenstadt, am 28. Juni bis Mühlhausen. General von Göben bleibt mit 15 Bataillonen und der Division Beyer bei Eisenach stehen."

Wenn diese Dispositionen wirklich getroffen wurden, so war im Laufe des 27. Juni fast an keiner Stelle nach denselben vorgegangen worden. General von Göben war in das Werrathal nach Süden und General von Fließ über

Langensalza hinaus zum Angriff vorgeschritten, und der General von Manteuffel erreichte Heiligenstadt nicht. Wenn es also an der Unstrut zum Kampfe kam, so waren nach meiner Ueberzeugung die halbmal schwächeren Bataillone des Generals von Fließ ohne jede Unterstützung und möglicherweise sehr gefährdet.

Man wird ermessen, mit welcher Unruhe ich am 27. Juni die Ankunft des von General von Falckenstein mir in der Nacht versprochenen Succurses in Gotha erwartete, aber statt seiner Bataillone sandte er bloß den Hauptmann v. Jena. Derselbe hatte den Auftrag erhalten, sich nach der Stellung des Feindes zu erkundigen. Ich gab dem Oberstlieutenant von Reuter den Befehl, den Hauptmann von Jena zur Erfüllung seiner Mission in das Bivouak des Generals v. Fließ zu begleiten, wo beide, lange nachdem dieser bereits aufgebrochen und auf dem Marsch gegen Langensalza war, eintrafen. Wie ich später vernahm, hatte Hauptmann v. Jena den General v. Fließ eben in dem Augenblick gefunden, wo das Gefecht bereits eingeleitet worden war. Seine Meldungen würden daher jedenfalls wesentlich zu spät gekommen sein, auch wenn General v. Göben und die Brigade Kummer nach den erwähnten Dispositionen Falckensteins in Eisenach und Großbehringen am 27. Juni zur Stelle gewesen wären.

Nichts aber konnte an diesem heißen Tage verzweifelter lauten, als eine Meldung des Generals von Göben, mit deren Mittheilung ich hier der Reihenfolge der Ereignisse ein wenig vorgreife. Um 3/4 5 Uhr, inmitten des Gefechts bei Langensalza, während ich mich selbst noch auf dem Kampfplatze befand, war in Gotha die folgende Depesche eingegangen: „Sr. Hoheit dem Herzog von Coburg-Gotha: General Falckenstein nach Kassel abgereist, mir das Commando hier übergeben, dem General von Manteuffel die Operationen gegen Hannoveraner übertragen. Affaire Fließ bloße Arrière-Garden-Kanonade. Feind wird während der Nacht abziehen. Eisenbahn vollständig gesichert, starke Posten in's Gebirge vorgeschoben. v. Göben."

Als am Morgen Oberstlieutenant v. Reuter mit dem Hauptmann v. Jena sich zum General von Fließ begaben, ertheilte ich ihnen den Befehl, mich so rasch wie möglich zu benachrichtigen, falls General v. Fließ wirklich angegriffen hätte. Um Mittags kam die Nachricht von dem Beginn des Gefechts, worauf ich sofort zu Pferde stieg und mich mit möglichster Eile auf das Schlachtfeld begab.

Wir waren kaum eine halbe Stunde von Gotha gegen Henningsleben geritten, als der Kanonendonner vernehmbar wurde. Ich langte eben in dem Augenblicke auf dem Kampfplatze an, als sich unsere Truppen fechtend aus den bereits genommenen Stellungen hinter der Unstrut zurückzogen. Die

Hitze des Tages war eine ungewöhnliche, und durch den langen Vormarsch sowie durch den gerade in den Mittagsstunden auf das heftigste geführten Kampf fand ich unsere Truppen auf das äußerste erschöpft. Speciell mein Regiment hatte furchtbar gelitten; und doch stand der braven und tapferen Mannschaft, wie man auf den ersten Blick sehen konnte, erst noch das Schlimmste bei einem äußerst schwierigen Rückzug bevor.

Es ist nicht meine Absicht, eine vollständige Darstellung des Ganges und Verlaufes des oft beschriebenen Gefechts zu liefern. Man weiß, wie der Angriff auf Langensalza durch den Oberst von Fabeck eröffnet wurde, welcher mit der 1. und 4. Compagnie meines Coburger Bataillons die Stadt zuerst besetzte, wie alsdann die Hannoveraner über die Unstrut zurückgedrängt worden waren und durch die Wegnahme des Judenhügels unserer Artillerie eine weithin beherrschende Position gegeben werden konnte. Viele Stunden hatte bereits der Artilleriekampf gedauert, als Generallieutenant von Arentsschildt um 1 Uhr den Moment gekommen glaubte, bei der nun erkannten numerischen Schwäche des Feindes zur Offensive überzugehen. Demgemäß sollten die Brigaden Bülow und Knesebeck die Unstrut überschreiten und gegen unsern linken Flügel vorrücken.

Obwohl unsere Artillerie noch auf dem Judenhügel postirt war und den Hannoveranern großen Schaden that, waren nach dem Uebergang der Brigade Bülow über die Unstrut die am äußersten linken Flügel fechtenden preußischen Tirailleure, worunter sich Abtheilungen vom Bataillon Coburg befanden, genöthigt, Deckung auf der Mühle und bei der Gräser'schen Fabrik zu suchen.

Viele von den Leuten stürzten aus Ermattung ohnmächtig zu Boden. Dennoch gelang es mir, die nächst erreichbaren Truppen und Compagnien vom 11. und 25. Regiment auf einer kleinen Anhöhe vor der Stadt zu sammeln und eine regelrichtige Stellung zur Aufnahme der übrigen, im heftigsten Geschützfeuer zurückgehenden Truppen einzunehmen. Die rechte Flanke unserer Stellung, eine weite Hügelebene, wurde durch unausgesetzte Angriffe dreier feindlicher Cavallerie-Regimenter äußerst bedroht. Es mußten stets Quarrés und Knäuel formirt werden, um die andringende feindliche Reiterei zurückzuweisen, was auch mit dem größten Verlust für den Feind erfolgte.

Besonders gefährdet war das 1. Bataillon des 11. Regiments. Oberstlieutenant des Barres mit 2 Compagnien dieses Bataillons focht heldenmüthig gegen Cambridge-Dragoner, der Hauptmann von Rosenberg mit den beiden andern Compagnien gegen die Garde du Corps, indem sie ihren Rückzug ganz isolirt auf dem äußersten rechten Flügel zu bewerkstelligen und eine große Anzahl versprengter Landwehrleute in ihre Quarrés aufzunehmen hatten. Der Angriff der feindlichen Reiterei erfolgte mit solcher Heftigkeit, daß die von den Kugeln

getroffenen Pferde nicht selten in die Quarrés hineinstürzten und noch mancherlei Unordnungen und Verwundungen unserer Leute verursachten. Ein Rittmeister von Cambridge-Dragonern wurde in der Mitte des Quarrés, in welchem sich Oberstlieutenant des Barres befand, niedergestochen.

Leider gingen beim Rückzug von Langensalza zwei Geschütze der Ausfallsbatterie, welche sich verschossen hatte, verloren; sie waren halb demontirt in einem Graben stecken geblieben. Lieutenant v. Hochwächter machte auf meinen Wunsch mit Erfurter Dragonern den Versuch, die Geschütze im heftigsten feindlichen Feuer zu retten, bemühte sich aber vergebens dieselben weiter zu bringen.

Glücklicher war ich an einer anderen Stelle, wo ich die von dem Judenhügel abziehende Artillerie festzuhalten unternahm, um für den Rückzug der Truppen hinter Langensalza noch weitere Deckung zu schaffen. Ich fand unter andern den Major Petzel mit seinen beiden reitenden Batterien ebenfalls auf dem Rückzug begriffen und suchte ihn auf alle Weise zu bewegen, neuerdings Stellung zu nehmen, da sonst die Verfolgung der Hannoveraner für unsere Infanterie verhängnißvoll werden müßte. Obwohl er dies nur im heftigsten feindlichen Feuer thun konnte und eine regulativmäßige Deckung nicht möglich war, erklärte ich ihm doch, daß es unbedingt nothwendig sei abzuprotzen.

Petzel war Anfangs durch meine Aufforderung etwas verblüfft, faßte sich aber und sagte mit der ihm eigenen humoristischen Entschlossenheit: Nun gut, Ew. Hoheit, da geben Sie mir erst Ihre Feldflasche, denn das wird kein Kinderspiel; und nach einem herzhaften Schluck aus meiner Flasche, gab er Befehl aufzufahren, abzuprotzen und das Feuer wieder aufzunehmen. Indessen war von hier nicht viel zu bewirken, da die Hannoveraner mit ihrem weittragenderen Geschütz unsere Rückzugslinie noch zu bestreichen vermochten, während Major Petzel mit seinen glatten Kanonen die hannoversche Artillerie nicht erreichte. Die reitenden Batterien waren im Jahre 1866 keineswegs durchaus mit gezogenen Geschützen ausgerüstet, was uns noch häufig empfindlichen Nachtheil brachte. In dem heftigen Feuer, in welchem wir hielten, hatten wir manchen schmerzlichen Verlust unserer braven Artilleristen zu beklagen, auch fand an dieser Stelle der allgemein beliebte Lieutenant Stichling aus Weimar den Heldentod.

Hiebei war die Betrachtung eigenthümlich, daß die trefflich gezogenen Geschütze der Hannoveraner, die jetzt den Tod in unsere Reihen sendeten, noch vor Kurzem dem König Georg von dem König von Preußen geschenkt worden waren. Wenn auch Major Petzel der feindlichen Artillerie nicht viel Schaden zufügen konnte, so erregte doch das unsererseits wieder aufgenommene Feuer bei den Hannoveranern die Meinung, sie wären auf neue Streitkräfte gestoßen. Ich versprach Major Petzel, um ihn vor jedem Ueberfall zu sichern, eine Re-

cognoscirung vorzunehmen. Um mich zu überzeugen, ob nicht etwa eine Gefahr eines Flankenangriffs von Seite der feindlichen Cavallerie vorhanden sei, war ich nach rechts vorwärts geritten. Als ich einen Abhang in einem hohen Kornfelde herabsprengte, befand ich mich plötzlich in einer Mulde gegenüber der sich wieder formirenden hannoverschen Cavallerie. Ungewiß, ob ich nicht bemerkt worden sei, riß ich mein Pferd zurück und jagte zu Major Petzel, um eine augenblickliche Frontveränderung der Batterie zu veranlassen. In wenig Minuten konnte der Angriff einer feindlichen Schwadron erfolgen. Es war ein schwerer Augenblick des Harrens. Zu unserem Glücke erfolgte nichts, und bald darauf sah ich zu meinem Erstaunen den Feind sich zurückziehen.

Die Unterlassung des erwarteten Manoeuvres war so auffallend, daß ich mich nach der Capitulation der Hannoveraner bemühte, die Ursache davon zu erfahren. Ich fand Gelegenheit, ein Paar Cavallerieoffiziere hierüber zu sprechen, und erfuhr zu meiner Verwunderung, daß man sich hannoverscherseits in dem Glauben befand, es seien von Gotha her bedeutende Streitkräfte im Nachrücken begriffen gewesen. Man habe die Höhen rechts von der Straße von Langensalza allenthalben massenhaft besetzt gesehen. Thatsächlich war letzteres auch der Fall, doch die sichtbar gewordenen Schaaren waren keine Truppen, sondern Tausende von Zuschauern, welche aus der ganzen Gegend seit dem Vormittag zusammengeströmt waren und von gar nicht allzu entfernten Punkten das Kriegsschauspiel beobachteten.

Auch will ich nicht unerwähnt lassen, daß die Gothaer Turner noch während des Gefechts sich mit vielen Wagen, Tragbahren und sonstigen Geräthen freiwillig dem Schlachtfelde genähert hatten. Die muthige Schaar machte nicht ohne ernste Gefahren die rühmenswerthesten Anstrengungen, Verwundeten und Erschöpften Hilfe zu bringen.

Immer noch wollte der Abend und die Dunkelheit nicht hereinbrechen, welche wir herbeiwünschen mußten, in der Hoffnung, daß das feindliche Feuer endlich aufhören werde. Wenn trotzdem der Rückzug in bester Ordnung vor sich ging, so war es ein Beweis der ungebrochenen Disciplin des kleinen Corps, das einer nahezu doppelten Uebermacht weichen mußte. General von Fließ war während des ganzen Nachmittags von mir nicht zu finden gewesen und erst in später Stunde traf ich ihn erkrankt, da er in Folge eines heftigen Sonnenstichs längere Zeit nicht zu disponiren vermochte.

In der Nacht bivouakirten die Truppen genau in denselben Stellungen, die sie des Morgens verlassen hatten. Hunderte von Verwundeten waren nach Gotha gebracht worden, wo sich eine rührende Theilnahme der Bevölkerung für Freund und Feind kund gab. Von allen benachbarten Orten wurden Gaben

gesendet; der Großherzog von Weimar ließ Eis für das Lazareth herüberschaffen; zahlreiche Civilärzte stellten sich mir zur Verfügung. Allenthalben suchte man Hilfe und Linderung zu schaffen.

Dessen ungeachtet blieb die Situation eine sehr bedenkliche. Als ich am Abend mit General v. Fließ die Dinge besprach, schien es uns Beiden ganz unzweifelhaft, daß die hannoverschen Truppen am nächsten Morgen zur Offensive übergehen würden. Ich richtete daher an den General v. Göben noch eine Depesche, welche folgendermaßen lautete:

„Der General Fließ erklärt, daß er sich nicht halten kann, wenn er nicht frische Truppen bekommt für die Nacht, um die Vorposten zu besetzen. Die Hannoveraner drängen immer nach und werden mit dem Frühesten angreifen. Es muß Hilfe geschafft werden. Verluste bedeutend.

Ernst."

Hierauf erfolgte die Antwort:

„Eisenach gegenüber, plötzlich erscheinende feindliche Truppen, habe alarmirt, steige die Höhen hinan. Kann daher nicht detachiren, werde nach Umständen für morgen früh disponiren.

von Göben."

Allmählich fing man jetzt in Eisenach an sich zu überzeugen, daß das, was man am Vormittag für ein Arrièregardengefecht gehalten hatte, doch eine bedeutendere Affaire gewesen sei. In später Nacht meldete mir General v. Göben, er wolle sofort 2 und am frühen Morgen noch 3 Bataillone und eine gezogene Batterie nach Gotha abgehen lassen.

Die Hannoveraner befanden sich glücklicherweise auch nicht in der Lage, die befürchtete Offensive zu ergreifen; sie waren, wie man nachher erfuhr, nicht minder erschöpft. Ihre Cavallerie hatte eine Reihe von glänzenden Attaquen mit größtem Muthe ausgeführt, aber, da unsere Bataillone bis zum letzten Augenblicke immer wieder kräftigen Widerstand leisteten, auch furchtbare Verluste erlitten. Es war ein Glück für uns, daß die hannoverschen Angriffe nicht in einer bessern taktischen Form stattgefunden hatten; auch die Munition war nach dem vielstündigen Kampfe bei der Infanterie und Artillerie nahezu zu Ende gegangen. So hatte thatsächlich eine beiderseitige Erschöpfung stattgefunden, und von einem eigentlichen Schlachterfolge zu sprechen, konnte nur dem leidenschaftlichen Parteigeist der nächsten Jahre beikommen.

Ich hatte eine Unzahl von verwundeten Hannoveranern noch am Abende aus mißlicher Lage befreien können und ihre Transportation in die Gothaischen Lazarethe verfügt. Hier hatte mein Leibarzt, Dr. Hassenstein, in aller Eile den Sanitätsdienst organisirt und das Außerordentlichste geleistet, aber bei der Ueberzahl der in diesem blutigen Treffen verwundeten Krieger war nur leider alle

Vorsorge nicht ausreichend. Es waren auf unserer Seite 44 Offiziere und 736 Mann todt und verwundet, während bei den Hannoveranern ein Verlust von 103 Offizieren und 1323 Mann gezählt worden ist*).

Daß das Gefecht von Langensalza trotz der großen Tapferkeit unserer Truppen und der ungeheuern Opfer anscheinend unbefriedigend für den Augenblick endete, war sicher zu bedauern, wenn man auch nicht erwartete, daß man Seitens der Hannoveraner im Begriffe war, sich den Sieg des Tages zuzuschreiben. Taktisch genommen war ja der Erfolg ohne Frage auf Seite der Hannoveraner, strategisch waren sie schon bei der Annahme des Gefechts verloren. Die Folgen davon mußten in politischer Hinsicht die weitgreifendsten werden, und indem die Armee nach der Schlacht thatsächlich kampfunfähig geworden war, hatte es wahrlich keine Bedeutung, daß sie ihre Stellung um Langensalza behauptet hatte.

Dadurch daß die hannoversche Armee unschädlich gemacht worden, wurde der Feldzug der Westarmee erst ermöglicht, und der moralische Eindruck, den das Gefecht hervorgebracht hatte, bahnte den weiteren Thaten derselben den Weg. Zugleich war durch die Affaire von Langensalza alles Mißtrauen glänzend widerlegt, welches man vielfach gegen die Tüchtigkeit der preußischen Landwehr hegen zu müssen vorgab. Die Landwehrbataillone hatten sich vortrefflich geschlagen, und wenn der Krieg von Deutschen gegen Deutsche auch allenthalben als etwas Tieftrauriges empfunden wurde, so war die Action von Langensalza gleichsam der erste Beweis für das unwandelbare Pflichtgefühl der preußischen Truppen.

Schon am frühen Morgen des 28. Juni wurde ich durch die Ankunft der Brigade Kummer geweckt, welche von Eisenach kam und vor meinem Palais und in den Alleen vor dem Friedenstein lagerte. Um 8 Uhr war endlich auch die von Göben zugesagte Artillerie in der Stärke von anderthalb Batterien angekommen. Im Laufe des Vormittags traf ferner noch das 13. Regiment ein.

*) Ich verweise auf das erschöpfende Werk: Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen von Fr. von der Wengen, Gotha 1886, in welchem aus dem Gefecht von Langensalza noch manche Details enthalten sind, die ich hier nicht wiederhole, selbst wenn sie mich ganz persönlich betreffen, wie die Rettung des Premierlieutenants v. Cardinal S. 1014 u. a. m. Man wird leicht bemerken, daß ich noch einige charakteristische Züge zu dem mit immensem Fleiße gesammelten Material des Herrn von der Wengen hinzufügen könnte, daß ich mich aber absichtlich auf meine unmittelbarsten Erfahrungen beschränke, wie mir auch gänzlich fern liegt, in irgend eine militairische Kritik bei meiner Darstellung einzugehen.

General Kummer hatte eine Aufstellung zur unmittelbaren Vertheidigung von Gotha genommen, während General Fließ auf dem Grenzberge bis Warza vorgeschoben stehen blieb. Von Eisenach rückte General v. Göben auf der Straße nach Langensalza vor, indeß die Avantgarde des Generals von Manteuffel am 28. bis Rothenheiligen und Alt-Gottern gelangte.

Der Feind drohte Gotha zu bombardiren und mit seiner ganzen Macht durchzubrechen, wenn ihm jetzt nicht freier Abzug nach Süden gewährt würde. General v. Fließ hatte dieses Ansinnen abgelehnt, und so erwartete man von Stunde zu Stunde einen neuen Kampf. Ich war um 11 Uhr auf das Schloß gegangen, um von dort die Bewegungen der Truppen zu beobachten. Alsdann ritt ich zu General Fließ hinaus, bei welchem gerade um diese Zeit ein hannoverscher Parlamentair erschienen war.

Den Hannoveranern war jetzt ohne Zweifel bekannt geworden, daß sie auf den bayrischen Entsatz in keiner Weise zu rechnen hatten. Das kleine Vorpostengefecht, welches am 27. Vormittags zwischen bayrischen und preußischen Truppen bei Wernshausen stattgefunden, blieb vollkommen bedeutungslos für die Lage der Hannoveraner; sie erkannten, daß sich General von Göben am 28. nicht abhalten ließ, von Eisenach her zu operiren. Sollte auch wirklich Prinz Karl von München und Wien aus gedrängt worden sein, zur Rettung des Königs von Hannover endlich die Hand zu bieten, so war doch das Gros der bayrischen Armee nicht in der Lage, zu rechter Zeit zur Stelle zu sein. Unter diesen Umständen wurden am Abende des 28. die Capitulationsverhandlungen von den Hannoveranern eröffnet.

Bis es dazu gekommen war, hatte man alle Mittel erschöpft, die Armee auf andere Weise zu retten. Man hatte gleich in der Nacht vom 27. auf den 28. den Oberstlieutenant Rudorff an den General v. Fließ entsendet und um einen mehrtägigen Waffenstillstand nachgesucht, angeblich, um die Beerdigung der Todten vornehmen zu können. In einem Schreiben des Generallieutenants von Arentsschildt wurde andernfalls ein unmittelbar bevorstehender Angriff auf Gotha in Aussicht genommen. Da General v. Fließ den Waffenstillstand sofort und unbedingt ablehnte, wurde Generalmajor von dem Knesebeck am Nachmittag des 28. gemeldet und verlangte im Auftrage des Königs von Hannover, sich nach Berlin zum Könige von Preußen begeben zu dürfen. Selbstverständlich verweigerte General v. Fließ die Erlaubniß zur Weiterreise. Hierauf erst folgte ein Schreiben des Generallieutenants von Arentsschildt mit dem förmlichen Antrag der Capitulation. General Fließ hatte mich Einsicht in das Schriftstück nehmen lassen, worauf ich mich nach Gotha zurückbegab. Hier waren unter der Einwohnerschaft seit Mittag Gerüchte von Capitulationsanträgen der hannoverschen Armee verbreitet. In Folge dessen drängte sich schon seit längerer Zeit eine große

Menschenmasse an das Palais, wo man meine Ankunft beharrlich erwartete. Endlich war ich zurückgekehrt; als ich vernahm, daß die seit so vielen Tagen ängstlich aufgeregte Bürgerschaft von mir eine Bestätigung jener durch die Luft schwirrenden Gerüchte von dem Capitulationsbegehren der Hannoveraner erhofft habe, so unterließ ich nicht, dieselbe thatsächlich zu geben, worauf ein ungeheurer Jubel aus der versammelten Menge sich erhob. Man hatte allen Grund dazu, denn jetzt erst fühlte man sich in der Stadt wieder frei; man athmete auf, wie nach überstandener Gefahr.

Das nun in der nächsten Nähe von Gotha sich vollziehende Ereigniß der Capitulation der Hannoveraner hatte auch die ungläubigsten Gemüther und unverbesserlichsten Propheten bekehrt. Mit einem Male trat hier wie in ganz Deutschland der Umschwung der Gemüther ein; plötzlich sah man nur noch die preußische Politik, die bis dahin grau in grau gemalt worden war, im glänzendsten Lichte. Man überließ sich mit vollster patriotischer Begeisterung dem Gedanken, daß es für das alte Gotha, wo man seit einem halben Menschenalter die Ideen einer Neugestaltung des deutschen Reiches in guten und bösen Tagen festgehalten und verbreitet hatte, ein besonders erfreulicher Umstand wäre, wenn hier vor den Thoren der Stadt einer der ersten großen Erfolge des anfangs ungern gesehenen Krieges errungen wurde. Und auch ernste Männer konnten sich nicht leicht der Auffassung gleichsam einer Vorbedeutung entschlagen, daß jenes deutsche Königthum, welches die Tendenzen, die man gern mit dem Namen der „gothaischen“ bezeichnete, am stärksten verfolgt hatte, auf diesem selben Fleck der deutschen Erde zu Falle gekommen war.

Am Abend meldete sich noch General von Göben bei mir und blieb mit seinem Adjutanten bis 10 Uhr. Er brachte mir die Nachricht, daß General von Falckenstein in Folge der Meldung von dem blutigen Gefechte des gestrigen Tages sich wieder nach Eisenach begeben hätte und nunmehr sein Hauptquartier in Großbehringen aufgeschlagen haben werde. General v. Fließ war daher in der Lage, den Commandirenden von der angebotenen Capitulation des Generals von Arentsschildt rasch in Kenntniß zu setzen; er unterließ es jedoch nicht, gleichzeitig dem Könige nach Berlin Meldung zu machen.

In Folge dessen waren wiederum divergirende Entscheidungen getroffen worden, indem General von Falckenstein durch den Major Wiebe die Capitulationsbedingungen in Langensalza verhandeln ließ, während man in Berlin den General von Manteuffel für die Unterhandlungen ausersehen hatte.

Ich bin selbstverständlich erst nachträglich zur Kenntniß der Details der Capitulation gelangt, deren peinliche Unterhandlungen sich noch den nächsten Tag hinschleppten. Ich hatte meinerseits am 28. Juni noch eine kleine Episode

erlebt, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen möchte. Schon am Tage vorher war von den Truppen ein persönlicher Adjutant des Herzogs von Meiningen, der damalige Hauptmann von Engel, in dem Augenblicke aufgegriffen worden, wo er mit Postpferden gegen Norden hin abreisen wollte. Er war am nächsten Vormittag unter dem Verdachte der Spionage in Gotha verhaftet und dem Platzcommandanten Hauptmann von Wangenheim übergeben worden. Diesem stellte er nun sofort das Ansuchen, ihm bei mir eine Audienz zu verschaffen, um sich von der auf ihm lastenden Beschuldigung reinigen zu können. Da ich wußte, daß Hauptmann v. Engel beim Herzoge Bernhard von Meiningen großes Vertrauen genoß, so nahm ich keinen Anstand, demselben die Audienz zu gewähren. Ich verhehlte nicht, daß mir das ganze Verhalten Engels bei der politischen Stellung, welche der Herzog von Meiningen eingenommen hatte, mindestens sehr unvorsichtig und unpassend vorkam, und bemerkte dem Manne ganz offen, daß mir sein Schicksal nicht zweifelhaft wäre, wenn man der Sache ihren Lauf ließe. Ich wünschte indessen dem verwandtschaftlichen Hofe gegenüber die ganze Sache begraben zu sehen und beschränkte mich darauf, dem Hauptmann von Engel den Rath zu geben, sich ganz stille zu verhalten, da er ein zweites Mal schwerlich einen Befreier fände, wenn er in unsere Hände fiele. Er begab sich nach Liebenstein, wurde aber dort später, wenn ich nicht irre, doch noch ein zweites Mal von preußischen Truppen wegen ähnlichen Verdachtes gefangen genommen.

Im Uebrigen ertheilte ich dem Hauptmann von Engel noch den Auftrag, seinem Herrn in meinem Namen die große Gefahr zu schildern, in welcher sich die Familie befand, denn ich zweifelte nicht, daß man Meiningen preußischerseits wie Hessen-Kassel behandeln werde. Die Verblendung des Herzogs Bernhard war am 27. noch so groß, daß er meinte, die Bayern könnten noch rechtzeitig eintreffen, und so hatte er dem Hauptmann v. Engel die Mission ertheilt, bei dem König von Hannover zu bewirken, daß die Capitulation wenigstens durch zwei Tage verzögert werden sollte.

Ich unterlasse es, die allbekannten Vorgänge in Langensalza zu schildern. Indem König Wilhelm die Capitulationsunterhandlungen nicht nur in die sanfteren Hände des Generals von Manteuffel legte, sondern auch durch General von Moltke jede Rücksicht, die nur denkbar war, dem tapfern und unglücklichen Feinde angedeihen ließ, war der Abschluß verhältnißmäßig rasch erfolgt. Die hannoversche Armee wurde unter ausdrücklicher Anerkennung der Truppenhaltung in die Heimath entlassen, die materielle Stellung der Offiziere gesichert, dem Könige volle Freiheit des Aufenthaltes außerhalb Hannovers gewährt.

Ich hatte am 29. meinen Minister von Seebach zum Könige gesendet,

um ihn aufzufordern, so lange als es ihm erwünscht wäre, mein Gast auf dem Friedenstein zu sein, bis er über sein zukünftiges Verbleiben Entscheidung getroffen haben würde. Mein Anerbieten wurde jedoch nicht angenommen, der Minister kehrte nach wenigen Stunden zurück und meldete mir, daß er im Hauptquartier des Königs einer besonders verbitterten Stimmung begegnet sei, die sich dann auch nur allzubald ganz unbegreiflicher und unverständlicher Weise auf dem Wege der Presse gegen uns Luft zu machen suchte*). Unter diesen Umständen fand ich es nicht für passend, bei der am 30. in aller Frühe erfolgten Ankunft und Abfahrt des Königs und seines Hofes auf dem Bahnhofe mich einzufinden.

Die hannoverschen Truppen waren inzwischen am 29. Juni in stiller und ernster Stimmung in Gotha eingezogen und campirten in den Straßen, die Cavallerie zu Fuß, die Offiziere statt der Waffen mit Stöcken in der Hand. Die Mannschaften bewahrten eine musterhafte Ordnung und nahmen dankbar die ihnen von der Bürgerschaft gewährte Unterstützung an. Ich war ihnen vor die Stadt hinaus entgegengeritten und sprach einige Bekannte aus dem Offiziercorps, bei welcher Gelegenheit ich auch die oben erwähnte Information über mancherlei Vorgänge in dem Gefecht von Langensalza erhielt.

Am 30. Juni wurde die aufgelöste Armee von Gotha mit der Eisenbahn nach Hildesheim und Celle gebracht.

Die persönlichen Schicksale der hannoverschen Familie hatten vielerlei Nachfragen bei mir veranlaßt. Nicht ohne Interesse wird man das Telegramm der Königin von England lesen, welches am späten Abend des 28. Juni aufgegeben und erst am nächsten Tage in meine Hände gekommen war. Es lautete:

„Duke of Cobourg-Gotha.

Gott sei Dank, daß Du unverletzt bist, es ist aber zu schauderhaft; wo ist der arme König und sein Sohn?

The Queen."

---

*) In einem an den Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg gerichteten Telegramm von Gotha, welches vor kurzem nach der im Besitze des Verlegers der Hannoverschen Landeszeitung befindlichen Handschrift des Cabinetssecretairs Lex facsimilisirt erschien, aber mit dem offenbar unrichtigen Datum des 28. Juli bezeichnet ist, sagt der König, daß er nach einem glänzenden Siege capitulirt habe, um „ein Abschlachten einerseits und eine Niederlage nach einer so glorreichen Siegesthat andererseits zu verhüten". Er bittet den Herzog von Altenburg: „mir zu erlauben, die Nähe, in der ich mich von Dir befinde, zu benutzen, um mit dem Kronprinzen und meinen drei Neffen Dich auf einige Tage in (Schloß) Fröhlicher Wiederkunft zu besuchen."

Ich war erst am 30. Juni in der Lage, die gewünschte Auskunft mit voller Sicherheit zu geben, und telegraphirte an die Königin zurück: „Der König von Hannover und Kronprinz sind heute ganz früh im besten Wohlsein hier durch nach Altenburg gereist. Ich gehe heute zur Armee nach Böhmen ab.

Ernst."

Gleich am 28. Juni hatte ich dem Könige von Preußen über die stattgefundenen Ereignisse Bericht erstattet und in der Voraussicht, daß meine Aufgabe in den nächsten Tagen hier in Deutschland unter allen Umständen vollendet sein werde, gleichzeitig angefragt, wo ich den Kronprinzen, dem mich der König attachirt hatte, finden würde. Der König antwortete noch von Berlin am 30. Juni:

„Da beide Armeen sehr nahe sich stehen, so glaube ich, ist der Weg über mein Hauptquartier auf der Straße über Reichenberg der beste zu meinem Sohne. Vielen Dank für Deine ersterhaltene Nachricht vom Langensalza-Gefecht. Wenngleich der Ausgang unerwünscht, ist es doch der Anlaß zur Capitulation geworden. Deine Truppen sollen sich prächtig geschlagen haben.

Wilhelm."

Auf diesen Befehl des Königs hin setzte ich meine Abreise noch auf den Abend fest. Im Laufe des Tages waren zahlreiche Geschäfte zu erledigen, auch hatte ich vielfache Audienzen und Besprechungen mit den Generälen, welche jetzt nach Gotha geeilt waren, um sich von mir zu verabschieden. Ich beabsichtigte, nach kurzem Aufenthalt in Berlin mich so rasch wie möglich nach dem böhmischen Kriegsschauplatz zu begeben, da ich die Empfindung hatte, daß dort eine große Action unmittelbar bevorstand. Leider bin ich, trotz aller Beschleunigung meiner Reise, durch Umstände, die ich noch zu erzählen haben werde, doch erst am Abende des 3. Juli in der Nähe des Schlachtfelds von Königgrätz angelangt.

Viertes Capitel.

Von Königgrätz bis Nikolsburg.

Vor meiner Abreise von Gotha ließ ich die folgende Proclamation erscheinen:

An die Bewohner der Stadt und des Herzogthums Gotha.

Die kriegerischen Ereignisse der letztvergangenen Tage haben den Bewohnern meiner Residenzstadt und meines Herzogthums Gotha schon durch beklagenswerthe Verluste schwere Prüfungen auferlegt und mannigfache erhebliche Opfer gekostet. Meine Gothaer haben nicht nur mit Ergebung sich in das Unabänderliche gefügt, sondern auch durch bereitwilligste Erfüllung ihrer gesetzlichen Verpflichtungen, wie durch freiwillige Spenden aller Art mit rühmlichem Wetteifer ihre patriotischen Gesinnungen auf's Neue in der anerkennenswerthesten Weise bethätigt. Meinem landesväterlichen Herzen hat dies zur großen Befriedigung gereicht. Ich kann mir daher nicht versagen, den Bewohnern meines Herzogthums Gotha in Stadt und Land den herzlichsten Dank hierdurch auszudrücken. Möge eine gütige Vorsehung diesen gesegneten Theil Deutschlands vor ferneren Drangsalen bewahren und seine Bevölkerung, wenn es in dem unerforschlichen Rath des Schicksals anders beschlossen sein sollte, sich wie jetzt muthig und gesetzlich erweisen, in der erhebenden Hoffnung, daß unser größeres Vaterland aus allen diesen schweren Prüfungen verjüngt und gekräftigt hervorgehen werde.

Ernst H. v. S. C. G.

v. Seebach.

Gotha, den 30. Juni 1866.

Als ich am Morgen des ersten Juli in Berlin ankam, fand ich einen großen Theil der Stadt noch beflaggt. Denn auf die Nachricht von der Capitulation der Hannoveraner und die gleichzeitigen Meldungen von dem siegreichen Fortschreiten der Armee in Böhmen hatte ein sichtlicher Umschwung der bis dahin noch immer gedrückten Stimmung stattgefunden. Am 29. Juni,

so berichtete man mir, war ganz Berlin auf den Beinen, um dem König vor seinem Palais unter den Linden zu huldigen; wie mit einem Zauberschlage sei die Stadt geschmückt und Abends illuminirt worden. Dem Grafen Bismarck wollte die begeisterte Volksmenge die Pferde ausspannen, um ihn im Triumphe nach seinem Hause zu fahren. Dorthin bewegte sich, von dem königlichen Palais kommend, ein ungeheurer Menschenstrom. In Mitte desselben sah man einen Wagen, auf welchem eine mit dem eisernen Kreuz geschmückte Fahne prangte. Alles drängte vor die Fenster des Grafen Bismarck, wo stürmische Begrüßungen stattfanden. Man wünschte Näheres über die Capitulation der hannoverschen Truppen zu erfahren, und Graf Bismarck soll den Wunsch der Menge erfüllt und einer heraufgesendeten Deputation manche Einzelnheiten des Ereignisses mitgetheilt haben. Kenner der Berliner Parteiverhältnisse versicherten mir zwei Tage später, daß in gewissen Kreisen der Hauptstadt vorzugsweise der jähe Sturz des hannoverschen Königthums einen Eindruck hervorgebracht habe, dem sich niemand zu entziehen vermochte.

Ueberhaupt bezeichneten die letzten Junitage die großen Wendepunkte in den Gesinnungen der deutschen Stämme des Nordens wie des Südens. Hier war man aus der Empfindung verfehlter Abneigungen und krankhafter Gereiztheit mit einem Male zu dem Bewußtsein namenloser Schwäche und staatlicher Unfähigkeit herabgesunken; dort war selbst der hartgesottenste Doctrinarismus durch die Wucht der Ereignisse bekehrt worden. Wer bis dahin den harten Gedanken eines deutschen Bürgerkrieges noch immer nicht hatte fassen mögen, der wurde durch die jetzt erwachte Hoffnung auf das große Resultat eines kurzen Zweikampfs zum Anwalt der guten Sache.

Der König war am 30. Juni mit dem Generalstab und in Begleitung des Grafen Bismarck nach Böhmen abgereist. Ich meldete mich Mittags bei der Königin und wurde um 5 Uhr von ihr zur Tafel geladen, wo ich den Prinzen Georg traf. Da die Königin den größten Antheil an dem Schicksal der hannoverschen Familie nahm, so vermochte ich kaum all den Fragen zu genügen, die sie über die Ereignisse der letzten Tage an mich richtete. Im Uebrigen konnte ich in Berlin nichts Bestimmtes über die Lage der Dinge in Böhmen erfahren und hatte daher lediglich die Aussicht, das in jenem Augenblicke noch nicht bekannte Hauptquartier des Königs selbst aufzusuchen. Ich erhielt eine Marschroute über Görlitz nach Reichenberg, wohin ich Abends um 11 Uhr, begleitet vom Oberstlieutenant v. Reuter und vom Lieutenant v. Schleinitz vom 7. Kürassierregiment sowie von dem Assessor Zschäck, abreiste. Letzterer diente mir während der ganzen Campagne als Secretair. Leider sind jedoch die während des Feldzugs gesammelten Akten nur zum geringeren Theile er-

halten geblieben, und ich bin daher bei der Darstellung meiner Erlebnisse während des vierwöchentlichen Marsches und Aufenthalts in Böhmen und Mähren mehr als sonst auf meine Erinnerungen und auf kurze Tagebuchnotizen angewiesen. Die Eindrücke der bewegten Zeit waren indessen tief und gewaltig genug, um mich mit einiger Sicherheit auf die Treue des Gedächtnisses rechnen zu lassen.

Die vorwiegend slavischen Gebiete der beiden Länder, welche ich durchzog, boten im Allgemeinen traurige und befremdende Bilder dar; wenige Meilen von der sächsischen Grenze glaubte man sich schon nach dem äußersten Osten versetzt. Die strohgedeckten niedrigen Hütten der ausgedehnten slavischen Dörfer und die hier und da emporragenden großen Herrensitze und gewaltigen, meist aus dem 17. Jahrhundert stammenden Schlösser bildeten einen hervorstechenden Gegensatz gegen die industriereichen Gebiete dies- und jenseits der deutschen Grenze. Aus den zum Theil schmutzigen Ortschaften waren meist alle Bewohner mit Vieh und Hausgeräth in die nahe liegenden Wälder entflohen. Das vorwiegend aus Ackergrund bestehende Hügelland trug einen einförmigen Charakter. Nirgends gab es gute Wege, sobald man die sogenannten „Kaiserstraßen" verlassen hatte. Der damals noch so große Mangel an Eisenbahnen fiel dem preußischen Soldaten besonders auf; man marschirte manchen Tag lang auf ebener Straße, ohne irgendwo einen Schienenstrang zu bemerken. Besonders empfindlich war in diesen Theilen des ausgedehnten Reiches der Mangel an genießbaren Getränken. Die Bevölkerung nährte sich meist von einem aus Pflaumen in primitiver Weise zubereiteten Branntwein. Die Verpflegung der so rasch vorrückenden Armee in Gegenden, welche eben noch vom Feinde besetzt gewesen waren, bot der preußischen Intendanz die größten Schwierigkeiten. Als in den letzten Wochen des Feldzugs der Gesundheitszustand der Armee zu leiden begann, trat die Noth noch stärker hervor; in schrecklicher Lage fand man zuweilen gefangene, versprengte oder verwundete Soldaten der geschlagenen Armee, welche thatsächlich aus Mangel an Nahrung dem Tode verfielen.

Ueberall hatten die österreichischen Beamten in Folge eines vielleicht mißverstandenen Auftrags ihrer Regierung vor dem Erscheinen der preußischen Truppen die Verwaltungssitze und Amtsgeschäfte verlassen.

Nach den ersten Schreckensnachrichten von den Niederlagen der Armee zeigte sich in der Masse der Bevölkerung eine indianerartige Menschenscheu gegen die preußischen Truppen, und es dauerte über vierzehn Tage, bis man sich in den Gemeinden und Städten soweit gesammelt hatte, um einen regelrechten Verkehr anknüpfen zu können. Sogar die alberne Lüge war verbreitet worden, die jungen Leute in den occupirten Orten würden von den Preußen gefangen und die großen darunter ausgesucht, um in des Königs Rock gesteckt zu werden, fürwahr ein komischer Anachronismus!

Das Auffallendste war, daß man auch unter den gebildeteren Classen allenthalben nur entweder ein rachsüchtiges Hinbrüten gegenüber dem Feinde, oder aber ein würdeloses Urtheilen über den eigenen Freund und Staat und gehässige Anklagen gegen die eigene Armee wahrnehmen konnte. Nirgends ist mir — mit Ausnahme vielleicht von zwei oder drei Orten — ein gemessenes Betragen von Seite derer entgegengetreten, welche in solcher schweren Lage berufen gewesen wären, Maß und Richtung in der Bevölkerung zu erhalten. Bei unseren Truppencommanden hatte man überdies sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden, die in den Hauptquartieren, da diese meist in größeren Orten verweilten, freilich weniger hervortraten. Doch hatte dieser Umstand vielleicht das Gute, daß der lähmende Gedanke des Bruderkampfes bei unseren Soldaten mehr und mehr zurücktrat.

Ich konnte nach einer langen und vielfach unterbrochenen Fahrt Reichenberg erst am 2. Juli Abends um ¼ 10 Uhr erreichen, und der häufige Aufenthalt an den unbedeutendsten Stationen hatte meine Ungeduld auf das Aeußerste gesteigert. Nach den zuletzt eingetroffenen Nachrichten war kein Zweifel, daß sich beide Armeen an der oberen Elbe concentrirten, und ich vermuthete daher, daß man in den allernächsten Tagen vor einer großen Entscheidung stände. Unter diesen Umständen schien mir jede Stunde Zeitverlust einen unwiederbringlichen Nachtheil zuzufügen, und ich bemühte mich auf allen größeren Stationen, aber leider immer vergeblich, einen Extrazug zu erhalten, welcher mich hoffen lassen sollte, rascher in das Hauptquartier des Königs zu gelangen.

Nachdem ich in Reichenberg angekommen war, wurde der bisher benutzte Zug völlig eingestellt. Ein Offizier war mit der Bahnhofsinspection betraut; ich verlangte von demselben weiter befördert zu werden, erhielt aber den Bescheid, daß kein Betriebsmaterial zur Verfügung stehe und kein Auftrag vorliege, meine Weiterreise zu beschleunigen. Obwohl ich nur ungern in die Verzögerung meiner Reise willigte, ließ ich mich endlich bestimmen, in Reichenberg zu übernachten, wo ich in dem Schlosse des Grafen Clam-Gallas Quartier nahm.

Wie erstaunte ich nun aber, als ich später erfuhr, daß eine Stunde später der Großherzog von Mecklenburg in Reichenberg angelangt war und der dienstthuende Offizier auf dem Bahnhof allerdings die Instruction besaß, den Großherzog noch in der Nacht mittelst Extrazuges und so rasch wie möglich dem königlichen Hauptquartier näher zu bringen. Als ich von der Sache hörte, war der Großherzog mit seinem Zuge über alle Berge, und ich wurde auf den nächsten Morgen vertröstet. Der anbrechende Tag aber war der 3. Juli, an welchem die Schlacht bei Königgrätz geschlagen wurde.

Um 9 Uhr fuhr ich über Liebenau nach Turnau, wo am Mittag das Ende der Bahnfahrt erreicht war. Das Bahnhofsgebäude in Turnau war eine halbe Ruine; das vor wenigen Tagen hier stattgehabte Gefecht wurde mir von dem diensthuenden Offizier lebhaft geschildert. Nur nothdürftig waren die Verwundeten untergebracht worden, und es wurde mir mitgetheilt, daß sich unter denselben der österreichische Oberst Graf Pejacsevich befände, welchem der Arm amputirt worden sei. Ich suchte ihn auf, nahm mehrere Aufträge von ihm entgegen und telegraphirte in seinem Namen nach Wien. Nachmittags ritten wir nach Gitschin und nahmen des Abends in einem in der Nähe befindlichen Gräflich Schlick'schen Schlosse Quartier. Nachts traf eine Ordonnanz des Königs mit der Nachricht ein, daß das Hauptquartier in Horschitz liege. Nur unsichere Gerüchte über die inzwischen stattgefundene gewaltige Schlacht waren zu uns gedrungen. Den fernen Kanonendonner, welcher am Nachmittag zu hören war, deutete zwar Jedermann auf eine größere Action, aber Niemand konnte vermuthen, daß das Schicksal Oesterreichs in diesem Augenblick so gut wie besiegelt war.

Indessen ließ mich die Unruhe und Aufregung nur wenig schlafen, und ich befahl beim frühesten Morgengrauen die Pferde zu satteln, um so rasch wie möglich Horschitz zu erreichen. Während des Rittes drängte sich immer deutlicher die Ueberzeugung auf, daß am gestrigen Tage eine Hauptschlacht stattgefunden haben mußte. Auf dem Wege traf ich eine Unzahl österreichischer Gefangener und zwar von allen Waffengattungen und allen Regimentern. Die Leute, welche ich zuweilen ansprach, gaben die seltsamsten Auskünfte.

In Horschitz selbst fand ich die Straßen und den Marktplatz von Verwundeten und Gefangenen überfüllt. Ich erhielt bei einem Privatier Namens Simon Quartier; der tschechische Marktflecken bot dem Hauptquartier des Königs nur die dürftigste Unterkunft. Nach meiner Ankunft meldete ich mich beim Höchstcommandirenden, dem Prinzen Friedrich Karl, der mich äußerst liebevoll empfing und sehr geneigt schien, sein übervolles Herz vor mir auszuschütten. Die Ereignisse des vorhergehenden Tages hatten auf der Stirne des trefflichen Prinzen einige dunkle Wolken zusammengezogen, von denen die Freunde desselben behaupteten, daß sie selbst in spätern Jahren und durch die Fülle der höchsten Kriegsthaten, die nur je ein Feldherr zu verzeichnen gehabt, doch niemals ganz zu verscheuchen gewesen wären. Prinz Friedrich Karl hat den berühmten und merkwürdigen Gang der taktischen Ereignisse des 3. Juli stets als den Zug eines bösen Schicksals für seinen eigenen Ruhm und Ehrgeiz angesehen. Daß nach den glänzendsten Thaten seiner Armee schließlich der Kronprinz es war, der gleichsam den ganzen Erfolg auf sich gezogen, blieb für Friedrich Karl ein drückender Gedanke. Der Prinz hielt mich zum

Frühstück zurück, bei welchem ich von einer Menge Bekannter mit Fragen über die Langensalzaer Affaire bestürmt wurde.

Der König war während des Tages auf das Schlachtfeld hinausgefahren, so daß ich mich erst Abends bei Sr. Majestät melden konnte. Das Wiedersehen an diesem Tage nach der großen Entscheidung des 3. Juli war ein äußerst bewegtes. Indem der König meine Glückwünsche zu dem Siege, dessen ungeheure Dimensionen eben erst jetzt von Stunde zu Stunde deutlicher im Hauptquartiere erkannt wurden, gnädig entgegennahm, zeigte er sich auch meiner Person gegenüber voll Dank für die Ergebnisse der letzten Woche. Im Uebrigen verlangte der König, ich solle des anderen Tages ihm Bericht über alle Ereignisse, welche zur Capitulation der Hannoveraner geführt hätten, erstatten; ich wurde deshalb beauftragt, den nächsten Tag noch in seinem Hauptquartier zu verweilen.

Am Abend kam der Kronprinz mit dem Chef des Stabes, dem General von Stosch, mit Hauptmann von Jasmund und dem Grafen zu Eulenburg an und war genöthigt, mit mir die Wohnung zu theilen, da sich kein Quartier mehr in Horschitz fand. Wir saßen bis spät in die Nacht zusammen. Zu meinem Bedauern mußte ich ihn aber des anderen Morgens allein wegfahren lassen und konnte nur versprechen, mich so bald wie möglich in seinem Hauptquartier einzufinden, wenn mich der König entlassen haben würde. Während des Tages besuchte ich das Lazareth, welches gerade gegenüber von meinem Quartier lag. Bald nachdem ich eingetreten war und einer Anzahl von Schwerverwundeten Trost zugesprochen hatte, drückte ich die todtenbleiche Hand des Artillerie-Majors von Rüstow, dem das rechte Bein zerschmettert und amputirt worden war. Ich fragte nach seinen Wünschen und erklärte mich gern bereit, seinem Bruder, dem Oberst-Brigadier, nach der Schweiz zu telegraphiren. Der italienische Oberst-Brigadier hat mir noch in späteren Jahren aufrichtigen Dank für die seinem jungen Bruder, den er sehr geliebt hatte, bewiesene Freundlichkeit gezollt. Er verlor in demselben Feldzug noch einen zweiten Bruder bei Kissingen, und so mußte es ohne Zweifel ein doppelt schmerzliches Gefühl für ihn sein, von dem Kampfe für die Einheit Deutschlands ausgeschlossen gewesen zu sein.

Um 2 Uhr war ich zur Tafel beim Könige befohlen und berichtete noch vorher über meine Erlebnisse während der letzten Woche. Der König war außerordentlich milde und versöhnlich gegen den König von Hannover gestimmt und beklagte seine Halsstarrigkeit bei den stattgefundenen Verhandlungen. Es schien ihm schwer verständlich, welche weitere Entwickelung die hannoversche Frage nehmen werde. An eine Annexion des Königreichs wurde noch nicht entfernt gedacht.

Während des Diners gingen fortwährende Meldungen ein, von denen sich der König und seine Generäle völlig überrascht zeigten. Niemand hatte an derartige Kriegserfolge zu glauben gewagt. Von der Zahl der erbeuteten Kanonen und der Gefangenen machte man sich bis dahin noch keine annähernd richtige Vorstellung. Es dauerte lange, bis im Hauptquartier die Thatsache als feststehend betrachtet werden konnte, daß die feindliche Armee in voller Auflösung begriffen sei. In Horschitz selbst war im Laufe des Tages am 5. Juli durch die Massen von Transporten aller Art eine gefährliche Stockung des Verkehrs entstanden. Dabei befanden sich die gefangenen Oesterreicher in der That oft in einer höchst beklagenswerthen Lage.

Als ich gegen Abend in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich österreichische Offiziere, die seit mehr als 48 Stunden keinerlei Nahrung gehabt hatten. Ich entsinne mich eines Hauptmanns, der auf meine Ansprache in durchaus würdiger Weise antwortete, aber seine Einsilbigkeit entschuldigte, indem er hinzufügte, er sei in der That vom Hunger völlig entkräftet. Natürlich ließ ich den Offizieren, was sich an Vorräthen in meinem Quartier fand, reichen.

Des Abends, wo ich abermals zum König befohlen worden war, wohnte ich einer merkwürdigen Conferenz bei; man legte dem Könige den Bericht vor, der vom Generalstab als erste officielle Kundgebung über den Verlauf der Schlacht von Königgrätz publicirt werden sollte. Das ziemlich ausführliche Schriftstück wurde von dem Chef des Stabes, General von Moltke, vorgelesen und der König griff thätig in die Correctur ein. Die Arbeit hatte in nicht geringem Grade seine Gefühle aufgeregt; bei manchen Stellen vermochte er nur mit Gewalt eine weiche Empfindung in sich zu bemeistern. Der Bericht schilderte in großen, gelungenen Zügen die Entwickelung der Kämpfe seit der Besitznahme von Sachsen bis zum Aufmarsch der Armeen an der Bistritz, ging hierauf zu einer kurzen plastischen Beschreibung des Terrains, auf welchem die Schlacht stattfand, über und stellte dann alle Einzelnheiten des Entscheidungstages mit ergreifender Lebendigkeit dar. An manchen Stellen gab es kleine Differenzen zwischen der Auffassung des Königs und derjenigen der Redaction, und manchmal wurde die Discussion sehr lebhaft. In den meisten Fällen zeigte sich das scharfe, nüchterne und durch keinerlei Rücksicht auf den Effect zu beirrende Urtheil des Königs völlig siegreich gegenüber den Redactoren seines Generalstabes; aber an einer Stelle, welche bei dem Könige zunächst nur einige Heiterkeit zu erregen schien, wollte sich die Umgebung um keinen Preis zu einer Aenderung verstehen und drang in den höchsten Herrn mit aller Entschiedenheit, daß der königlichen Bescheidenheit hier keine Concession gemacht werden sollte.

In dem Berichte hieß es nämlich: „Seine Majestät der König ging an

der Spitze der Reserve-Cavallerie der 1. Armee zwischen Sadowa und Maslowa in der Richtung auf Strebesitz zur Verfolgung vor. Es war 3½ Uhr."

Als der König dies hörte, sagte er lächelnd: „Was that der König?" Es kostete einige Mühe, den König in seiner vollkommenen Anspruchslosigkeit und einfachen Denkungsart zu dem Zugeständniß zu bewegen, daß dargestellt werde, wie seine eigene Person in jenen Stunden entscheidend eingriff, und es machte den Eindruck, als wollte er in seiner Erinnerung an das gewaltige Erlebniß das eigene „Ich" ganz auslöschen. Aber mit Recht wollte der Generalstab in den Berichten über die Schlacht von Königgrätz die eingreifende Action des Königs nicht entbehren, und so wurde die Stelle beibehalten.

Nachdem der König einen Theil der Offiziere entlassen, blieb ich noch zum Thee bei ihm und verabschiedete mich erst am späten Abend, um am frühen Morgen zum Kronprinzen aufzubrechen. Es konnte nur mit Mühe ein Leiterwagen für mein Gepäck requirirt werden. Ich selbst, meine Adjutanten und mein Secretair fuhren in einer schlechten Kutsche über das Schlachtfeld nach Wschestar, wohin ich die Reitpferde vorausgesendet hatte.

Schon eine halbe Stunde hinter Horschitz zeigten sich die Schrecken des Kampfes vom 3. Juli. Die Straße führte über Sadowa und an den Anhöhen von Chlum vorüber. Ringsumher lagen noch die Leichen unbegraben, in den Straßengräben traf ich noch hie und da Verwundete ohne Verband, Leute, die von den Ambulanzen als todt zurückgelassen worden waren. Im Felde war verdächtiges Gesindel sichtbar, welches Leichenräuberei trieb. Eine haarsträubende Scene bot sich in einem Wäldchen dar, wo die Straße um eine Ecke bog. Da lag ein österreichischer Soldat, von Strolchen mit Knütteln getödtet und ausgeraubt. Bei unserm Anblick ergriffen die Räuber so rasch die Flucht, daß es uns leider nicht möglich war, eine zeitraubende Anstrengung zu machen, um derselben habhaft zu werden.

Wir mußten die Zeit benutzen, um noch vor Abend das Hauptquartier des Kronprinzen zu erreichen. Als ich über die ausgedehnten Felder, auf denen vor drei Tagen der Tod so reiche Ernte gehalten, hinwegfuhr, lag mir der Gedanke an das Verhängniß nahe, durch welches die deutsche Frage seit zwanzig Jahren immerfort herüber und hinüber geschoben wurde, bis sie nur noch auf diesem Schlachtfeld gelöst werden konnte.

Ich erinnerte mich meines nächtlichen letzten Gesprächs mit Herrn v. Beust in Leipzig und sagte zu meinen Begleitern: wenn man mit dem sächsischen Minister heute eine Verhandlung führte, so dürfte er über Politik und Kriegsgefahren an diesem Orte hier eine andere Ansicht äußern als damals*).

---

*) S. oben S. 501.

Die Ortschaften, durch welche wir ritten, waren fast alle nur Trümmerhaufen, meist ausgebrannt und menschenleer. Hie und da fand man Gruppen von anscheinend in ihre Dörfer zurückkehrenden Landleuten, welche die öden Stätten mit furchtbarem Wehgeheul umstanden oder bettelnd und schreiend uns folgten.

In Wschestar mußten wir die Hauptstraße, welche direkt nach Königgrätz hineinführt, verlassen, um die Festung im Bogen zu umgehen.

Ich stieg zu Pferde und traf mit meinem Gefolge bald hinter dem Dorfe Oppatowitz, wo der Kronprinz am 6. Juli sein Hauptquartier hatte, auf den Generalstab der zweiten Armee, welchem ich mich sofort anschloß. Nachdem ich den Kronprinzen sowie den General v. Blumenthal, als dessen Generalstabschef, begrüßt hatte, ritten wir noch am selben Tage nach Pardubitz, das jedoch erst nach nahezu zehn Stunden zu erreichen war. Da die Oesterreicher die große Elbbrücke zerstört hatten, waren Pontonbrücken geschlagen worden.

In Pardubitz wurde noch am Abend Kriegsrath gehalten, zu dem ich zugezogen und bei welchem über die Aufgabe der zweiten Armee bestimmt wurde. Die Oesterreicher hatten in der Hauptcolonne die Richtung auf Hohenmaut eingeschlagen. Ihr Hauptquartier war 24 Stunden zuvor erst von Pardubitz aufgebrochen; wohin der weitere Rückzug der geschlagenen Armee dirigirt wurde, war zunächst für die preußische Führung nicht zu erkennen. Im großen Generalstab hatte man die Alternative angenommen, daß der Rückzug nach Wien oder nach Olmütz eingeleitet worden sei. Da man sich aber immer mehr überzeugte, daß der Feind in dem Zustande, in welchem er sich befand, einen Rückzug von 30 Meilen nicht durchführen könnte, ohne sich vollständig aufzulösen, so lag es nahe zu vermuthen, Benedek werde die Reste seiner Armee auf Olmütz dirigiren.

Der Armee des Kronprinzen war nun die Aufgabe gestellt, dahin zu folgen und das befestigte Lager, wo ohne Zweifel ein letzter Versuch zur Sammlung gemacht werden würde, möglichst zu cerniren. Unser Marsch mußte unter diesen Umständen sehr beschleunigt werden, wenn wir die Fährte des Feindes nicht verlieren wollten, denn derselbe hatte reichlich einen Vorsprung von zwei Tagen. Trotzdem konnten wir wegen der übergroßen Ermüdung der Truppen am 7. Juli nicht weiter als bis Chrustowitz vorrücken. Wir befanden uns jetzt bei der Avantgarde der zweiten Armee und gewannen in Folge dessen Zeit, auf dem prächtigen Jagdschloß des Fürsten Thurn-Taxis, welches in schönster Gegend liegt, uns und unsern Pferden einige Erholung zu gönnen.

Der folgende Tag gehörte bei Weitem mehr der Politik und der diplomatischen Verhandlung als den militairischen Maßnahmen an. Es verstand sich von selbst, daß ich vermöge der Vertrauensstellung, die ich beim Kronprinzen

erhalten hatte, auf die politischen Berathungen von meinem geringen Theile aus Einfluß zu nehmen geradezu berufen war, und ich hatte daher jetzt sowie später Gelegenheit, in dieser Richtung zuweilen meine Ansichten und Anträge adoptirt zu sehen.

In einer solchen Lage befand man sich, als nach der Schlacht von Königgrätz der Feldmarschalllieutenant von Gablentz im Hauptquartier des Königs mit einer besonderen Mission erschien. Daß König Wilhelm nach dem großen Erfolge von Königgrätz geneigt war, der altbefreundeten österreichischen Macht jede Brücke zu bauen, um zu einer raschen Verständigung zu gelangen, darüber konnte kein Zweifel sein. Nun lag schon vermöge der Wahl des Generals von Gablentz zum Abgesandten eine gewisse Gefahr allzu großer Nachgiebigkeit von Seite der preußischen Kriegsführung vor. Namentlich war leicht zu befürchten, daß der volle Ertrag des kriegerischen Erfolgs nicht so sehr den allgemeinen deutschen Angelegenheiten zu Gute kommen möchte, wie man wünschen mußte; und hier darf es vielleicht als ein noch lange nicht hinreichend gewürdigtes Verdienst des Kronprinzen hervorgehoben werden, daß er überall fest und bestimmt die Ziele des Grafen Bismarck und der bundesgenössischen Freunde Deutschlands in bestimmtester Weise bei seinem Vater und Könige, nicht selten mit den energischen Rechtsansprüchen des Thronfolgers, vertrat und befürwortete.

General von Gablentz war schon am 4. Juli Nachmittags im Hauptquartier zu Horschitz erschienen und hatte die Einstellung nutzloser Feindseligkeiten vorgeschlagen, da ja der Feldzug ohnehin jetzt entschieden sei. Als ich an jenem Tage in Horschitz anlangte, hatte man den Parlamentair noch nicht abgefertigt. Erst spät am Abend wurde nach der Ankunft des Kronprinzen General von Gablentz, der übrigens in keiner Weise genügend legitimirt war, mit dem Bescheide entlassen, daß man auf politischer Grundlage einen definitiven Frieden zu verhandeln jederzeit bereit sei. Einem dreitägigen Waffenstillstand zeigte sich die Armeeleitung ebenfalls nicht gänzlich abgeneigt, unter der Voraussetzung, daß die Festungen Theresienstadt, Josephstadt und Königgrätz ausgeliefert würden.

Da man indessen während der nächsten Tage keinerlei Meldung erhielt, so schienen die Oesterreicher anderen Sinnes geworden zu sein. Herr von Gablentz hatte allem Anscheine nach seinen Antrag lediglich auf Grund einer Verabredung mit Benedek gestellt. Auch war in den folgenden Tagen, erst als vages Gerücht, dann aber als ein nur zu sicherer Ausdruck des thatsächlichen Ereignisses, die Nachricht eingelangt, der Kaiser von Oesterreich habe nicht nur die Intervention des Kaisers Napoleon angerufen, sondern demselben auch die Provinz Venetien cedirt. Dieser Entschluß unseres Gegners schien anzudeuten, daß man in Wien den Kampf mit Preußen auf Tod und Leben fortzusetzen und bis zum Aeußersten zu führen entschlossen sei.



Ich erinnere mich noch deutlich des tiefen Schmerzes, den man im Hauptquartier über diesen Schritt Oesterreichs bei Hoch und Niedrig empfand. Unter diesen Umständen war ich nicht wenig überrascht, als am frühesten Morgen des 8. Juli in Chrustowitz der Kronprinz in mein Zimmer trat und mir mittheilte, Feldmarschalllieutenant von Gablenz wäre soeben wieder hier eingetroffen, um auf der Basis der von Moltke vorgeschlagenen Abtretung der böhmischen Festungen einen Waffenstillstand zu verhandeln.

Mein Erstaunen stieg nicht wenig, als mir der Kronprinz sehr erzürnt erzählte, er habe dem österreichischen General soeben auf den Kopf gesagt, was er von der Hereinziehung Frankreichs in unsere ganzen Angelegenheiten denke. Da nun Herr von Gablenz nach Pardubitz in das königliche Hauptquartier abgefertigt worden war, so bat ich den Kronprinzen auf das Dringendste, sogleich sich ebenfalls dahin zu begeben, um einer etwaigen Herzensregung des Königs zur Nachgiebigkeit rechtzeitig zu begegnen. Der Kronprinz antwortete mir, er habe sich's auf dem Schlachtfelde von Königgrätz geschworen, soviel an ihm wäre, nichts zu unterlassen, daß die richtigen Früchte für Preußens und Deutschlands Heil und Zukunft aus dem blutig erkauften Siege erwüchsen.

Und in dieser sehr entschlossenen Stimmung fuhr der Kronprinz wirklich sofort nach Pardubitz, ja er wollte, wie er hoffte, dem österreichischen Parlamentair auf einem anderen von ihm einzuschlagenden Wege in das Hauptquartier zuvorkommen. Man kann sich denken, daß ich dem Kronprinzen alle Segenswünsche auf seinen Weg mitgab.

Inzwischen war ich selbst gegen Mittag mit dem Hauptquartier nach Hohenmaut aufgebrochen und langte nach einem Ritt von wenigen Stunden bereits um 2½ Uhr in diesem Orte an, wo man Mühe hatte, für uns Quartier zu beschaffen. Die Eisenbahn war auf der ganzen Linie stark beschädigt, unzählige Brücken waren abgerissen, und man mußte befürchten, daß die Herstellung der Communicationen länger als erwünscht Zeit und Mühe bedürfen werde. Die Hauptstraße, welche von Pardubitz bis Hohenmaut längs der Bahn hingeht, zweigt hier von derselben ab und führt nach der ehemals Wallensteinischen Stadt Leitomischl, wo wir für den nächsten Tag auf besseres Quartier hoffen durften.

Noch vor dem Einbruch der Nacht war indessen der Kronprinz von Pardubitz zurückgekehrt und in Hohenmaut eingetroffen. Ich hatte ihn kaum mehr erwartet, begab mich jedoch noch um 10 Uhr zu ihm und hörte mit nicht geringem Vergnügen seine Relation, nach welcher Gablenz vom König gar nicht vorgelassen worden war.

„Ein übermüthiger Sieger“, sagte der Kronprinz bei meinem Eintritt in sein Zimmer, „hätte nicht andere Bedingungen dem Besiegten stellen können.“

Als ich fragte, welche Legitimation der General gehabt hätte, betonte der Kronprinz nachdrücklich, daß allem Anscheine nach Niemand als Graf Mensdorff hinter dem Antrag stände, und daß er den Eindruck gehabt hätte, die verständigen Leute, wie mein Vetter und von Gablenz selbst, hätten die Absicht, erst noch in Wien Boden zu gewinnen, um durch möglichst große Zugeständnisse unsererseits die österreichische Politik der Umgarnung des französischen Vermittlers und Kaisers entziehen zu können.

Der König, so erzählte der Kronprinz weiter, habe aber schon vor der Ankunft von Gablenz den Prinzen Heinrich VII. Reuß nach Paris und Herrn von Schweinitz nach Petersburg geschickt; er sei in Folge der Abtretung Venetiens und einer inzwischen eingetroffenen Nachricht, daß der Kaiser von Oesterreich Befehl gegeben habe, die in Italien stehende Armee nach Wien zu schaffen, mißgestimmt. Im Augenblicke sei man daher durchaus sicher, daß die dem König gestellte Falle unschädlich bleiben werde. General von Gablenz sei mit einem Schreiben von Moltkes entlassen worden, welches die Bereitwilligkeit Preußens ausspräche, jederzeit einen definitiven Frieden zu schließen; aber auf Bedingungen eines Waffenstillstandes einzugehen, wie sie in der von Mensdorff verfaßten Instruction für von Gablenz enthalten waren, würde der König niemals in der Lage sein.

So war die Gefahr eines übereilten Waffenstillstandes glücklich und, wie zu erwarten, für längere Zeit abgewendet. Aus den weitern Mittheilungen des Kronprinzen erfuhr ich, daß er den General von Gablenz bei seiner Rückfahrt noch ein zweites Mal in Chrustowitz gesprochen hätte. Er begegnete demselben in dem Augenblicke, als er von Pardubitz angekommen. Gablenz hielt seinen Wagen an und bat noch für ein Paar Worte um Gehör. Der Kronprinz trat mit dem General abseits und der letztere sagte, er wolle morgen Nachmittag in Wien sein und hoffe, bald den Frieden zu erreichen. Der Kronprinz kam in Folge dessen nochmals auf die Abtretung Venetiens an Frankreich zu sprechen, wovon Gablenz nichts zu wissen vorgab, und als der Kronprinz bemerkte: „Mensdorff ist ja bei Ihnen in Zwittau, der müßte es doch wissen“, so habe Gablenz bestätigt, daß dies seit dem fünften der Fall wäre, aber Mensdorff habe sich nicht geäußert.

Als ich des andern Morgens von Hohenmaut nach Leitomischl aufbrach, erlebte ich eine sehr komische Scene mit meinem Hauswirth, der sich auf alle Weise bemüht hatte, für mein Wohl zu sorgen, jetzt aber ein schriftliches Versprechen verlangte, daß ich bei meiner Rückreise, wie er sich ausdrückte, nirgends anders als bei ihm einquartiert sein wollte. Ueberhaupt war in den meisten Orten, durch welche wir von nun an zogen, ein sehr verändertes Benehmen der Leute zu bemerken. In Leitomischl, wo ich bei einem Landesadvocaten

Quartier hatte, besuchte mich des Abends der Kronprinz mit dem Grafen Eulenburg, worauf sich alsbald zahlreiche Menschenmassen vor dem Hause sammelten und nicht übel Lust zu haben schienen, uns allerlei Ovationen darzubringen. Des andern Morgens bat mich ein junger Doktor, der als Beamter mich in früheren Jahren auf meinen oberösterreichischen Gütern gesehen haben wollte, um eine Audienz. Auch von diesem erfuhr ich die seltsamsten Dinge über die völlig umgeschlagene Stimmung der Bevölkerung.

Selten wohl ist ein Staat durch eine einzige verlorene Schlacht in dem Maße an den Rand des Abgrunds geworfen worden, wie Oesterreich am 3. Juli 1866. Wäre König Wilhelm nicht seiner ganzen Natur nach ein Todfeind aller illoyalen staatsfeindlichen und unpatriotischen Gesinnungen, die er auch in dem Lager des Gegners haßte, selbst im Augenblicke der größten Kriegsläufe geblieben, so hätten Gesinnungen, wie sie sich etwa in Usedoms radicalen Vorschlägen damals ausgesprochen haben, keine geringen Gefahren heraufbeschworen. Allein vor dem Könige durften sich Gedanken solcher Art niemals vernehmlich machen. Oesterreich hatte kaum je einen loyaleren Feind im Kriege als Wilhelm I. Daß man in jenen Tagen anfing, dem Drängen der ungarischen Emigration in Schlesien ein wenig nachzugeben, war eine Thatsache, welche der König kaum erfahren haben dürfte.

Wie die Dinge lagen, so schien der Kaiser von Oesterreich indessen die verlorene Partie noch halten zu wollen, und so wurde denn der II. Armee am 8. Juli nunmehr der Befehl ertheilt, in die Linie Littau-Konitz einzurücken, die Retablirung der feindlichen Armee in Olmütz nach Kräften zu erschweren und sich auf die Grafschaft Glatz zu basiren. Zu diesem Zwecke mußte das I. Armeecorps in die Gegend von Zwittau rücken und Avantgarden auf die Straßen nach Brünn und Mährisch-Trübau vorschieben, das V. Armeecorps durfte nöthigenfalls bis Landskron vorgehen, um die Fühlung am Feinde zu behalten, und das Gardecorps wurde noch weiter links bis Brandeis vorgeschoben.

Indeß fand der Rückzug der österreichischen Armee nach Olmütz fast unbehelligt statt. Das Hauptquartier des Kronprinzen wurde am 10. Juli von Leitomischl nach Mährisch-Trübau verlegt, wo noch Tags zuvor das österreichische II. Armeecorps bivouakirt haben sollte.

Auf grundlosen Wegen marschirten wir am 10. Juli über die waldigen Berge der Sudeten, welche Böhmen und Mähren trennen. Die Straße zieht sich eine Zeitlang auf der Höhe hin und eröffnet auf dem Schönhengst, einer ansehnlichen Höhe, einen trefflichen Ausblick über das mährische Gesenke, welches nach dem vorangegangenen schweren Landregen prächtig in der Mittagssonne

dalag. Um 3 Uhr waren wir in dem Städtchen angelangt, wo ich in einem angenehmen Hause auf dem Markt einquartiert wurde. Der König befand sich in Zwittau. Wir hatten zwei Ruhetage in Mährisch-Trübau, während deren zahlreiche Durchmärsche und Vorschiebungen stattfanden.

Am 11. Juli traf Feldmarschall Wrangel an der Spitze seines Kürassierregiments in Mährisch-Trübau ein. Nicht leicht konnte man einen erhebenderen militairischen Anblick haben, als den trefflichen, ergrauten Helden, der nicht gezögert hatte, im Helm und Küraß Gefahren und Strapazen seiner Soldaten zu theilen, nachdem sein hohes Alter in dem großen Kriege ihn verhindert, eine Führerstelle zu übernehmen. Außer den Wrangelschen Kürassieren waren am 12. Juli noch andere Theile des ersten sowohl wie des fünften Armeecorps durch das Städtchen gekommen und defilirten gleichsam wie im Frieden auf dem Marktplatz vor dem Kronprinzen. Alle Truppen hatten ein vorzügliches Aussehen, so daß die Einwohnerschaft auf alle Weise ihrem Erstaunen Ausdruck gab.

Die Ruhetage in Mährisch-Trübau brachten mir übrigens endlich ausführlichere Nachrichten aus der Heimath.

Was sich innerhalb der letzten acht Tage in Coburg zugetragen, machte im Gegensatze zu den blutigen und ernsten Erlebnissen auf dem böhmischen Kriegstheater einen kaum ernsten Eindruck; denn die Bayern hatten Coburg, nachdem sie sich aus dem Werrathale nach den Gefechten von Schmalkalden und Dermbach zurückgezogen hatten, besetzt und in Administration genommen. Da manche Kreise in Coburg die Handlungsweise ihres Landesherrn bis zur Nachricht von der Schlacht von Königgrätz immer noch nicht begreifen konnten, so verstanden sie sich anfangs mit der bayerischen Einquartierung ganz gut, und letztere war auch nicht geneigt, die blutsverwandte Bevölkerung die Schwere des Krieges empfinden zu lassen. Wie man mir schrieb, wären die Bayern für Alles, was man ihnen bot, sehr dankbar gewesen.

Die einzige Person, welche von der bayrischen Occupation eine nicht geringe Unbequemlichkeit zu erdulden hatte, war die Herzogin, die auf dem Callenberg wohnte. Der Zufall hatte gewollt, daß schon zur Zeit nach der Schlacht von Langensalza ein Bote der Herzogin, welcher Briefe an mich über den Wald bringen sollte, in die Hände der Bayern fiel. Er hatte ein gutes Pferd aus meinem Marstall benutzt, das sein Verräther wurde. Obwohl nun meine Correspondenz mit der Herzogin durchaus unkriegerischer Natur war, so glaubten die Bayern sich doch bei ihrer Anwesenheit in Coburg von dem Callenberg des Schlimmsten versehen zu dürfen. Prinz Karl schrieb selbst an meine Frau, seine Cousine — er bediente sich nach alter Gewohnheit nur des Französischen — einen sehr förmlichen Brief, worin er ihr die Nothwendigkeit schärferer

Bewachung ankündigte. Hierauf wurde der Wohnsitz der Herzogin thatsächlich so strenge cernirt, daß sie sich nur in der nächsten Nähe ergehen konnte; Alles, was man auf den Callenberg brachte, wurde einer strengen Untersuchung unterzogen; ja selbst die Bewegungen und Vorgänge im Schlosse wurden ängstlich überwacht, weil man meinte, es möchten, wie in den alten Ritterzeiten, von den Zinnen der Burg Zeichen und Weisungen in das Land hinaus gegeben werden.

Als ich in Mährisch-Trübau diese Nachrichten erhielt und alsbald auch dem Kronprinzen von der Besetzung Coburgs durch die Bayern Mittheilung machte, war im Hauptquartier des Königs bereits telegraphische Meldung von dem blutigen Gefecht von Kissingen und dem gänzlichen Rückzug der bayrischen Armee auf Schweinfurt und Würzburg eingetroffen. In Folge davon hatte das 2. Bataillon des 6. bayrischen Infanterieregiments, welches Coburg am 2. Juli besetzt hatte, die Stadt am 6. Juli wieder geräumt. Bevor aber das abziehende Bataillon noch Lichtenfels erreichte, bekam es Gegenbefehl und machte auf der Straße Kehrt, um wieder in Coburg einzuziehen. Sowohl der Ausmarsch wie der Einmarsch war, wie man mir nachträglich versicherte, ein äußerst gemüthlicher, indem Soldaten und Stadtbewohner unter reichlichem Zuspruch des Coburger „braunen Masses" herzlichen Abschied genommen hatten, um schon nach wenigen Stunden die Freude des Wiedersehns zu feiern. Den Coburger Landeskassen hat übrigens die gemüthliche Besetzung des kleinen Ländchens immerhin eine ansehnliche Summe gekostet, denn die Requisitionen erreichten die Höhe von 50,000 Gulden.

Die zweite Armee war nach den Ruhetagen in Mährisch-Trübau in raschen Märschen gegen Olmütz dirigirt worden; das Hauptquartier des Kronprinzen war am 13. Juli in Oppatowitz, am 14. in Konitz. In ersterem Orte habe ich Einiges erlebt, was mich zum ersten Male bestimmter daran erinnerte, daß wir uns in Feindesland befänden. Während man sich gewöhnt hatte, von den Wirthen in den Quartieren sehr freundlich, manchmal fast zu enthusiastisch aufgenommen zu werden, waren es in Oppatowitz Sorge, Furcht und finstere Blicke von Seite der Einwohner, was Einem entgegentrat. Der Kronprinz hatte mit seinem Stabe das dem Grafen Herberstein gehörige Schloß bezogen, welches viele Zimmer mit allem Comfort enthielt. Auch der Pfarrhof, wo ich mit meiner Suite einquartiert war, präsentirte sich äußerlich als ein stattliches Gebäude; innen herrschte dagegen wenig Ordnung, und man empfing den Eindruck, als ob die meisten Habseligkeiten ausgeräumt worden wären. Als ich ankam, warf sich die Haushälterin heulend mir zu Füßen und stammelte in halbgebrochenem Deutsch allerlei von der Gefahr eines zu erwartenden Gefechts oder Ueberfalls; der Pfarrer hätte daher nur das Nothdürftigste im Hause

behalten. Während ich im Garten um 5 Uhr dinirte, wurde mir mitgetheilt, daß man abseits einen Reisewagen versteckt gefunden habe und daß sich im Hause ein Paar Fremde befänden, wovon der Eine vom Pfarrer als ein ihm befreundeter, zu seiner Hausgenossenschaft gehörender pensionirter Beamter ausgegeben, der Andere als ein gestern aus Trübau angekommener Gast bezeichnet wurde. Der letztere war meiner Dienerschaft gleich anfangs durch neugieriges Fragen nach Personen und Verhältnissen aufgefallen: er wollte wissen, was der Kronprinz für ein Pferd reite, woran er zu erkennen wäre und ob der König ebenfalls nach Oppatowitz käme. Alle diese Umstände machten es räthlich, die beiden Freunde des Pfarrers im Hauptquartier vernehmen zu lassen und auch noch andere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Meine Leute blieben im Pfarrhause wach, und als ich Abends den Kronprinzen im Herbersteinschen Schlosse besuchte, gab ich die Anregung, die sehr waldige und militairisch ungesicherte Umgebung des Ortes mit Posten besetzen zu lassen. Wie man später erfuhr, waren im nördlichen Theile von Mähren von einigen adeligen Herren in Gemeinsamkeit mit einem oder dem andern Offizier der österreichischen Armee eben damals wirklich Versuche gemacht worden, Freicorps zu bilden, um dem Vormarsch Hindernisse zu bereiten. Nach einer dieser Persönlichkeiten, welche in der militairischen Litteratur jener Tage in Oesterreich bekannt war, einem gewissen Hauptmann von Vivenot, wurde von Seite unserer Gensdarmerie nachdrücklich gefahndet. Ich zweifle nicht, daß die verdächtigen Leute des Pfarrhauses von Oppatowitz zu jenen Agenten gehört haben, welche im nördlichen Mähren den thörichten Versuch machten, ein Freischaarenunwesen zu organisiren, um unsere Rückzugslinien in die Grafschaft Glatz eventuell zu bedrohen.

Seit dem 14. und 15. Juli, an welchen Tagen wir in Konitz mit dem Hauptquartier verweilten, waren inzwischen wiederum militairisch ereignißvollere Tage gekommen. Der Marktflecken Konitz liegt etwa 1½ Meilen westlich von der Festung Olmütz. Der Kronprinz wohnte in einem alten, einem Rathhaus ähnlichen Gebäude, das sich in einem sehr verfallenen Zustande befand und nur dürftige Räumlichkeiten darbot, während man mich in einem großen Meierhofe untergebracht hatte, wo ich mit meiner Begleitung in dem mit Obstbäumen reichlich bepflanzten Hausgarten bei der drückenden Hitze, welche auf der weiten Ebene lagerte, wenigstens zum Diner und Abends einen erfrischenden Aufenthalt fand.

Die zweite Armee war mit der Tête zwar in der nächsten Nähe der ausgedehnten Festungswerke von Olmütz angelangt, aber die einzelnen Abtheilungen derselben standen am 14. und 15. Juli in sehr weiten Distanzen von einander, so daß die Lage nicht ungefährlich gewesen wäre, wenn der Feind sich unter dem



Schutze der Forts wirklich gesammelt und seine Ordnung wiederhergestellt hätte. Das 5. Corps stand in Jaromierschitz, Gewitsch und Konitz, aber das Gardecorps war noch in Mährisch-Trübau und Turnau, während das 6. Corps gar noch in Böhmen zurückstand und in Landskron Ruhetag hielt.

Die Avantgarde des 1. Corps war am 13. Juli gegen Hrochow und am 14. gegen Proßnitz vorgeschoben worden. Trotzdem war man ganz unsicher über die Absichten des Feindes, mit dem man jede Fühlung verloren hatte. Es gewann immer mehr den Anschein, daß der Feldzeugmeister Benedek nicht in Olmütz seine Armee sammeln, sondern lediglich die Eisenbahn Prerau-Lundenburg-Wien gewinnen wollte, um alle noch vorhandenen Truppen an der Donau zu concentriren.

Der Kaiser von Oesterreich hatte gleich nach der Abtretung von Venetien seine Südarmee aus Italien nach Wien beordert und den Erzherzog Albrecht zum Oberbefehlshaber über alle Armeecorps ernannt. Nichts war daher natürlicher, als daß man auch von der Nordarmee so viel Truppen wie irgend möglich in das Marchfeld dirigirte, um hier den Versuch zu machen, sich noch einmal zu einer Hauptschlacht zu stellen. Leider ward die Richtigkeit dieser Combination erst spät erkannt, aber schon am 14. Juli war Lieutenant v. Witzingerode vom 2. Leibhusarenregiment recognoscirend bis unmittelbar an die Schanzen von Olmütz herangeritten, ohne auch nur einen Schuß zu bekommen; ja er konnte in Ruhe beobachten, daß bedeutende Colonnen aus der Festung nach Süden hin abmarschirten. Es wurde daher dem General v. Bonin der Auftrag ertheilt, südlich von Olmütz eine Recognoscirung nach Tobitschau vorzunehmen, während General v. Hartmann bis Prerau vorstoßen und die Eisenbahn zerstören sollte. Beim General-Commando des 5. Armeecorps hatte General von Hartmann ebenfalls schon am Mittag des 14. Juli die Meldung gemacht, aus allen Beobachtungen ginge hervor, daß der Feind im Rückmarsch nach Süden begriffen sei.

Der Kronprinz hatte an demselben Tage des Abends persönlich einen Ritt zu dem Commandanten des 5. Armeecorps, dem General v. Steinmetz, unternommen, um ihm für die Gefechte von Nachod und Skalitz den schwarzen Adlerorden zu überbringen. Bei dieser Gelegenheit fand er den General von Hartmann in Neustift und gab ihm den Befehl zur Aushändigung an den General von Bonin mit, morgen eine Infanterie-Brigade mit einer Batterie nach Tobitschau zu senden. Diese sollte die Uebergänge zwischen Tobitschau und Traubeck besetzen, um eine Unternehmung der combinirten Cavallerie-Division gegen Prerau, welche am 15. früh ausgeführt werden sollte, zu unterstützen, eventuell den Rückzug der Cavallerie zu sichern.

Bei Kralitz hatte unmittelbar zuvor ein Rencontre zwischen der zweiten Escadron des 1. preußischen Husarenregiments unter Rittmeister v. Winter-

feldt und anderthalb Schwadronen des 3. sächsischen Reiterregiments stattgefunden. Mit Spannung erwartete man am 15. Juli im Hauptquartier die Nachricht von der vorgenommenen Recognoscirung. Des Morgens suchte mich der Kronprinz in meinem Quartier auf, wo wir mit den Generalstabsoffizieren eine längere Berathung hielten und die Lage der Dinge für den Fall, daß die Entscheidung erst vor Wien erfolgen sollte, erwogen.

Eine den Kronprinzen drückende Thatsache war die von ihm gemachte Beobachtung, daß man in seiner eigenen Armee ganze Compagnien gefunden, welche nicht wußten, daß er die Truppen bei Chlum geführt hatte. Die Annahme lag nahe, daß man die Verdienste der zweiten Armee vielleicht auch in weiteren Kreisen nicht voll bewerthet hätte. Sollte nun gar die Voraussetzung richtig sein, daß der Feind die Stellung von Olmütz gänzlich zu räumen im Begriffe sei, so war die zweite Armee für den übrigen Theil des Feldzugs gewissermaßen zur Unthätigkeit verurtheilt.

Der letztere Umstand bestimmte den General v. Blumenthal, diese durchaus ungünstige Situation in's Auge zu fassen, und ich begab mich in Begleitung desselben zum Kronprinzen, um ihn zu veranlassen, beim Könige wie beim General von Moltke Vorstellungen dagegen zu erheben. Der Kronprinz ging hierauf ein und entsendete den General von Blumenthal selbst zu Moltke und den Major Mischke zum Könige, welcher sein Hauptquartier in Brünn aufgeschlagen hatte. In Folge dessen kam der zustimmende Befehl vom großen Generalstab, daß zur Bewachung der Festung Olmütz nur eine Brigade zurückgelassen werden sollte, während die ganze zweite Armee nach dem Süden aufbrechen durfte.

Am Nachmittag des 15. Juli waren inzwischen die ersten Nachrichten über das stattgefundene glänzende Gefecht eingetroffen, welches General von Bonin bei Tobitschau seit 9 Uhr Morgens gehabt hatte; um drei Uhr war General von Hartmann bei Rokeinitz auf die Marschcolonnen des ersten österreichischen Corps gestoßen, die in vollständige Verwirrung gebracht wurden. Wie man richtig vorausgesetzt hatte, war die Hauptmacht der Nordarmee über Kremsier bereits ausgewichen und nur noch kleine Theile zweier österreichischen Armeecorps konnten durch die gelungene Recognoscirung der Generäle von Bonin und von Hartmann zurückgeworfen werden.

Unter diesen Umständen mußte es dringend geboten erscheinen, daß die Marschrichtung der zweiten Armee geändert würde. Das Gardecorps wurde am 15. Juli nach Boskowitz und das 6. Corps nach Lettowitz dirigirt. Auch das Hauptquartier des Kronprinzen schlug die Straße nach Brünn ein und zog sich am 16. Juli über Proßnitz nach Prödlitz. Ich war mit dem Kronprinzen um 3/4 7 früh ausgeritten und kam trotz kurzer Zwischenrast erst um 4 Uhr Nach-



mittag in's Quartier. In Proßnitz hatten wir in dem von Verwundeten überfüllten Hospital, außer den am gestrigen Gefechte betheiligt gewesenen preußischen Offizieren und Soldaten, auch viele sächsische Kameraden gefunden, welche alle unseres Trostes bedurften.

Um Mittag war General von Steinmetz an der Spitze von zwei Divisionen in Proßnitz eingezogen. Der Kronprinz befahl, daß die Truppen vor ihm defiliren sollten, was den Anlaß zu einer der schönsten unvorbereiteten Paraden gab, die man nur im Feld erleben konnte. Die Leute sahen ganz vorzüglich aus, besonders imponirte das Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7. Einige pensionirte höhere österreichische Offiziere, die sich mir unter dem Publikum zu erkennen gaben, waren voller Bewunderung über die Haltung dieser Truppen.

Das Hauptquartier Pröblitz schien in der Mittagshitze sich kaum erreichen zu lassen und man brachte die ermüdeten Pferde kaum vorwärts. Im Schlosse von Pröblitz wurden dem Kronprinzen, welcher hier das Quartier aufschlug, von einem zurückgebliebenen Haushofmeister die Honneurs gemacht, während ich mit meinem Gefolge bei dem Müller und dem Bezirksarzt sehr freundliche Aufnahme fand. Der Kronprinz erzählte mit großer Heiterkeit, daß er sich in seinem Schlosse um so sicherer befände, als man ihn unter den Schutz einer ungewöhnlichen Menge von Heiligen- und Votivbildern gestellt und in seinem Schlafzimmer für alle Gattungen von Rosenkränzen zur Auswahl Sorge getragen hätte.

Während meiner Anwesenheit am 16. und 17. Juli wurden immer neue Trupps von österreichischen Gefangenen durch Pröblitz geführt. Auch 16 österreichische Geschütze mit ganz vortrefflicher Bespannung, welche bei Tobitschau genommen worden waren, kamen sammt der Bedienungsmannschaft an. Die völlig erschöpften Leute lagerten in der Kirche des Ortes. Ich ließ ein Paar Fässer Bier bringen und unterhielt mich lange Zeit mit Mannschaften und Offizieren. Sie waren mit Worten und Blicken unendlich dankbar, und Einer trat sogar hervor und stammelte eine Art von Rede, auf welche ich nur erwidern konnte, daß ich mit den meisten Prinzen des österreichischen Hauses immer auf's Beste befreundet gewesen, und daß diesseits überhaupt Niemand an der baldigen Wiederherstellung des alten Verhältnisses zu Oesterreich zweifelte.

Am 18. Juli brach ich bei furchtbarer Hitze am Vormittag auf und ritt über Wischau und Rausnitz auf der Olmützer Hauptstraße gegen Brünn. Unterwegs entlud sich ein starkes Gewitter, welches mich nöthigte, in Rausnitz anzuhalten, wo ich mit den gesammten Offizieren des Hauptquartiers mich wieder vereinigte. Noch vor Abend zogen wir in der Landeshauptstadt ein, von einer Masse Volkes empfangen und bis auf den Hauptplatz begleitet. Ich

erhielt in dem gräflich Mittrowskischen Hause mein Quartier, dinirte aber, da meine Leute noch nicht eingetroffen waren, in einem naheliegenden Hotel. Wie mir der Kronprinz erzählte, war am Vormittag schon ein Brief von Bismarck gekommen, der die Anwesenheit des Kronprinzen in Brünn so rasch wie möglich gewünscht hätte. Als er jedoch angelangt war, hätte sich der König mit dem ganzen Hauptquartier bereits nach Nikolsburg begeben.

Die mannigfaltigsten Gerüchte und Vermuthungen tauchten auf. Benedetti war in Brünn und begab sich ebenfalls nach Nikolsburg. Mr. Lefebvre von der französischen Gesandtschaft in Berlin war an den Vorposten mit Waffenstillstandsanträgen und endlich Fürst Reuß VII. auf seiner Rückreise von Paris im Hauptquartier des Königs angekommen. Als ich den Kronprinzen am 19. Vormittags besuchte, fand ich ihn nicht wenig unruhig darüber, daß er nicht die leiseste weitere Mittheilung über die Situation erhalten hätte. Allgemach stellte sich eine Art von ahnungsvoller Ueberzeugung in den eingeweihten Kreisen der Politik ein, es möchten sich innere und äußere Umstände gar leicht vereinigen, den Preis unserer Siege und Opfer tief unter das Niveau berechtigter Erwartungen herabzudrücken.

„Waffenstillstand ist in der Luft," sagte der Kronprinz, als ich am Abend des 19. Juli, wo derselbe bereits mit dem Diner auf mich gewartet hatte, nach einem vierstündigen scharfen Ritte von Brünn in Groß-Seelowitz anlangte. Wir konnten Alle zusammen in dem geräumigen Schlosse des Erzherzogs Albrecht einquartiert werden.

Am Nachmittage waren die auf dem Marsch befindlichen Colonnen von einem derartigen Unwetter überfallen worden, daß auf der plötzlich überschwemmten Straße ein Trainpferd von den Wogen erfaßt wurde und ertrank. Ich hatte den Platzregen ebenfalls auf freiem Felde auszuhalten und kam noch ganz durchnäßt in Seelowitz an.

In der Gesellschaft des Kronprinzen, welche bis spät am Abend zusammenblieb, wurde viel von Politik gesprochen, und Jeder erging sich in Conjecturen über die Vermittlung Frankreichs und die Zugeständnisse, die von Oesterreich erwartet werden dürften, wenn der Waffenstillstand geschlossen werden sollte. Nachts erst traf die Nachricht ein, daß Oesterreich in seinen Austritt aus dem Bunde eingewilligt habe. Es war das erste wirkliche Zugeständniß, welches von dem Gegner gemacht wurde, aber auch dieses war nicht von der Art, daß es die sichere Hoffnung auf Erlangung freier Hand in Deutschland gewährte. Allem Anscheine nach war die österreichische Concession in ihrer rein negativen Fassung mehr den Ideen Napoleons als den Wünschen und Interessen Deutschlands gemacht worden. Denn daß der Kaiser der Franzosen nicht an eine Neugestaltung Gesammt-Deutschlands unter Preußens Herrschaft dachte,

vermochte ich leicht aus seinen schon vor dem Kriege mir mehrfach ausgesprochenen Ansichten zu entnehmen.

In dieser zweifelhaften Stimmung fuhr am nächsten Morgen der Kronprinz von Groß-Seelowitz nach Nikolsburg zum Könige, und ich folgte ihm alsbald in einem Miethwagen mit meinen Adjutanten nach. Mittags beim Diner des Königs war folgende Version über die von Oesterreich gemachten Zugeständnisse verbreitet: „Oesterreich willigt in Contributions-Zahlungen an uns, ferner in Stiftung eines norddeutschen Bundes bis an den Main, mit preußischer Militairoberhoheit, endlich auch in die Annexion Schleswig-Holsteins.“ Außerdem wurde versichert, daß der Waffenstillstand auf kurze Frist geschlossen werden und die Präliminarfriedensverhandlungen sofort beginnen sollten. Bei dem Diner des Königs befanden sich der französische Botschafter Benedetti und der italienische Gesandte Graf Barral.

Des Abends fuhr ich mit dem Kronprinzen direkt nach Eisgrub, wo inzwischen das Hauptquartier angelangt war, und wo ich in dem fürstlich Liechtensteinschen Schlosse neben dem Kronprinzen und seinem ganzen Gefolge noch reichlich Platz für mich und meine Leute fand. So einladend aber auch der prächtige Aufenthalt in Eisgrub sein mochte, um von den Märschen in den nächsten Tagen des Waffenstillstandes auszuruhen, so bewegt gestaltete sich das Leben zwischen hier und Nikolsburg; denn Jedermann fühlte, daß nunmehr die wichtigsten Entscheidungen auf dem politischen Felde fallen mußten, nachdem der eherne Mund der Kanonen zum Schweigen gebracht war.

Die Lage Oesterreichs war ersichtlich schwer. Wenn man sich an der Donau den Schein gab, als wollte man sich zu einer letzten Schlacht rüsten, so konnte dies trotz der Ankunft der Südarmee und dem Obercommando des Erzherzogs Albrecht doch nicht recht für möglich gehalten werden.

Außerdem bereitete sich in Ungarn eine Erhebung vor und die Legion des Generals Klapka gewärtigte nur des Befehls. Von Italien her war jetzt der General Cialdini im Anmarsch, und seine Armee zeigte wenig Lust, am Tagliamento Halt zu machen. Südtyrol befand sich großentheils in den Händen Garibaldis, und in den alten deutschen Erblanden war eine Erschöpfung nicht zu verkennen, die in Verbindung mit einem starken politischen Mißmuth auftrat. Trotzdem bestand in Nikolsburg wie in Eisgrub unter allen denkenden Politikern nicht der mindeste Zweifel darüber, daß man die Lebensbedingungen des österreichischen Staates auch nicht entfernt untergraben dürfte. Die hauptsächlichste Frage und Schwierigkeit lag nur darin, ob man Oesterreich werde gestatten können, für seine deutschen Bundesgenossen das Wort zu ergreifen, sei es, daß es sich selbst oder durch Vermittlung Napoleons berufen fühlen sollte, auf die Gestaltung der deutschen Territorial- und Verfassungsfragen Einfluß zu üben. König Wilhelm

war von einer unendlich milden Gesinnung gegenüber den deutschen Fürsten erfüllt, welche sich ihm entgegengestellt hatten. Er fühlte sich als Sieger gleichsam doppelt verpflichtet, alle Souveränetätsrechte nicht nur auf's höchste zu achten, sondern förmlich zu beschützen; man hatte in diesen Tagen manchmal das Gefühl, als könnte es eine Großmuth geben, welche die harte Nothwendigkeit der Dinge allzu gering anschlägt.

Am 21. Juli war ich am frühen Morgen aufgestanden, um die Herrlichkeiten des Liechtensteinischen Parkes kennen zu lernen. Zahllose Villen und Gloriotts zierten die ausgedehnten Anlagen, in welchen der große Wasserreichthum förmliche Seen herzustellen gestattete. Das Ganze war in einem großen Stil und mit dem besten englischen Geschmack angelegt. In dem herrlichen Wildpark sah man die stärksten Rudel von Roth- und Dammwild; in Begleitung des Forstmeisters Ofner war es mir gleich am ersten Morgen gelungen, einen starken Hirsch für unsere Küche zu schießen.

Als ich zurückkehrte, war inzwischen der König angekommen, der soeben mit dem Kronprinzen eine Fahrt durch den Park machte. Nachdem ich ihn begrüßt hatte, sprach ich den ebenfalls anwesenden Kriegsminister von Roon und erhielt von ihm die erste genaue Nachricht über die Waffenstillstandsbedingungen. Zur Feststellung der Demarcationslinie war der General-Major von Podbielski mit den österreichischen Offizieren in Berathung getreten, und man erwartete jeden Augenblick den Abschluß. Es fehlte nun nicht an Einflüsterungen, wonach der ganze so wohlgelungene Feldzug eigentlich als eine „Promenade militaire“ aufgefaßt werden müßte. In politischer Hinsicht brauchte ja nicht viel geändert zu werden. Der Eine und der Andere wäre vielleicht sogar zu der Annahme geneigt gewesen, man hätte den Grafen Bismarck doch nur im Drange des Augenblicks auf ein deutsches Parlament und ähnliche Dinge hinweisen lassen. Daß der König zur Depossedirung einiger Fürsten schreiten werde, galt noch am 22. Juli manchen Persönlichkeiten als eine Art von Scherz.

Während der Ruhetage von Nikolsburg waren dem Grafen Bismarck nur wenig sorgenlose Stunden beschieden, und vielleicht sind seine Verdienste gerade in den Momenten bisher am wenigsten bekannt, in denen er am schwersten zu arbeiten fand. Wie man der verhängnißvollen und schwierigen Verhandlungen in Nikolsburg eigentlich Herr geworden ist, davon ist bis heute der Schleier kaum völlig gelüftet, und es ist wohl nicht meine Aufgabe, der erste zu sein, dies in allseitig genügender Weise zu thun.

Nach meiner Ueberzeugung sind die verhältnißmäßig so günstigen Resultate das Produkt des energischen und erfreulichen Zusammenwirkens des Kronprinzen mit dem Grafen Bismarck gewesen. Was ich von meinem geringen Theil durch

Rath und Antheilnahme beitragen konnte, um die Dinge in das richtige Geleise zu bringen, war insofern nicht ganz zwecklos, als mein völlig objectives Urtheil darüber, welche Staatsveränderungen im Interesse Preußens als führender Macht in Deutschland unbedingt nöthig sein würden, wohl von Niemandem in Zweifel gezogen werden konnte und daher vielleicht auch in den Augen des Königs selbst einen gewissen Werth hatte.

Alle Fragen dieser Art standen noch keineswegs fest, als am 23. Juli Graf Karolyi, der letzte Gesandte in Berlin, mit dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Degenfeld und in Begleitung von Baron Brenner und Graf Kuefstein im Hauptquartier anlangte, um die Friedenspräliminarien zu verhandeln.

Knapp vor dem Eintritt des Waffenstillstandes hatte noch das Gefecht von Blumenau stattgefunden, worüber auch in Eisgrub ungünstige Gerüchte verbreitet waren. Durch dieselben war in manchen Kreisen eine Neigung zum Frieden um jeden Preis entstanden, obgleich sich später herausstellte, daß General von Fransecky im Begriffe gewesen, bei dem Kampfe um die Donaulinie mit einem glänzenden Erfolge abzuschließen. Zunächst aber suchte man aller Welt in den verschiedensten Hauptstädten Europas vorzuspiegeln, die österreichische Armee hätte sich doch noch zuletzt in durchaus schlagfertigem Zustande gezeigt. Eine verwegene Partei in Wien fuhr auch während des fünftägigen Waffenstillstandes fort zu behaupten, der Südarmee unter dem Commando des Erzherzogs würde es ein Leichtes sein, die Sachen wieder in die Reihe zu bringen. Französische und süddeutsche Journale wußten nicht genug von der in Wien vorhandenen Ungeduld zu erzählen, sich noch einmal mit den Preußen zu schlagen. Diese Berichte nahmen ein so bedrohliches Aussehen an, daß ich mich veranlaßt fand, nach der Heimath hin nachdrücklich zu mahnen, daß denselben kein Glauben geschenkt werden möchte. Richtig aber war es, daß in Wien eine gewisse gegenläufige Strömung sich behauptete. Auch Major Wright, Moltkes Adjutant, welcher eine Mission an den französischen Gesandten, Duc de Gramont, gehabt, hatte in der Hofburg eine kriegslustige Stimmung gefunden. Er erzählte mir bei seiner Rückkunft von Aeußerungen, welche ihm da und dort zu Ohren gekommen wären und worin sich eine arge Täuschung über die Lage Oesterreichs erkennen ließ. Als ich mit dem Kronprinzen von diesen Beobachtungen Wights sprach, war er indessen unterrichtet, daß die entscheidendste Person eine Auffassung dieser Art durchaus nicht theilte. Jedenfalls war es sehr unwahrscheinlich, daß die Kriegspartei im österreichischen Lager die Oberhand erlangen werde.

Allerdings gab es einen Hauptpunkt, von welchem der Kaiser von Oesterreich nie abgegangen sein würde. Eine Abtretung eigenen Landgebietes an Preußen schien von vornherein ausgeschlossen; man erzählte einen Ausspruch des

Kaisers Franz Joseph, wonach er bei dem ersten Gedanken an eine solche Zumuthung ohne Besinnen geäußert haben sollte: „Nicht eine Quadratmeile, nicht ein Dorf." Daneben war auch wohl eine gewisse Rücksicht auf Sachsen als eine Art von Ehrenpunkt aufgefaßt worden. Diese Rücksicht wäre von Seite Oesterreichs übrigens nicht nöthig gewesen, da von anderer Seite ohnehin an solche Dinge gar nicht gedacht wurde.

Der Waffenstillstand hatte an einem Sonntag begonnen und ging Freitag um 12 Uhr zu Ende. Montag am 23. Juli war der Kronprinz nach Nikolsburg gefahren und bemerkte Abends nach der Rückkehr, daß die unantastbare Stellung Sachsens für den Augenblick zwar gefahrlos sei, aber leicht Verwickelungen nachträglicher Art verursachen könnte, wenn es, auf Frankreich gestützt, die Annahme der neuen Bundesverhältnisse verweigern würde. Gleichzeitig sah der Kronprinz es als ein ungünstiges Symptom für die Friedensaussichten an, daß Oesterreich ausdrücklich verlangt habe, die Ankunft eines bayrischen Unterhändlers abzuwarten, weil zwischen beiden Staaten ein Schutz- und Trutzbündniß bestände.

In der That bereitete diese Forderung dem Grafen Bismarck im Augenblick erklärlichen Verdruß, und als Herr von der Pfordten auf Oesterreichs Betreiben in Nikolsburg wirklich angekommen war, gab dieser Umstand Anlaß zu einem köstlichen Mißverständniß, an welchem ich zufällig Antheil nehmen konnte. Bei einem Gang über den Marktplatz in Nikolsburg begegnet mir ein Herr in schwarzem Frack und weißer Cravatte, bleibt stehen, grüßt in verbindlicher Form und ruft mich laut wie im Sinne eines alten Bekannten an, so daß ich nicht wenig erstaunt aufblicke und Herrn von der Pfordten vor mir habe. Er stammelte etwas von einem außerordentlich glücklichen Zufall, und zeigte sich ganz verzweifelt, da Graf Bismarck — ich weiß mich nicht mehr genau zu erinnern — nicht mit ihm verhandeln oder ihn gar nicht empfangen wollte. Auf meine Frage, was den bayrischen Minister nach Nikolsburg geführt hätte, versicherte er, hierzu, wie er vorausgesetzt habe, unter Zustimmung Preußens von österreichischer Seite eingeladen worden zu sein. Nun aber sei er Tag und Nacht hierher gereist und habe sich bloß in die Lage gebracht, daß man behaupte, man könnte ihn eigentlich als Kriegsgefangenen behandeln. Als ich Herrn von der Pfordten erwiderte, daß gegen diese Auffassung vom Standpunkte Vattels nicht viel einzuwenden sein möchte, da er den bayrischen Kriegszustand nicht wohl ableugnen könne, berief er sich auf unsere langjährige Freundschaft und meinte, ich könnte hier in Nikolsburg entschieden etwas für ihn thun. Ich mußte selbstverständlich jede Vermittelung ablehnen und sagte, wir wollten persönlich auch ferner gute Freunde bleiben, aber Bayern habe sich die unangenehme Lage, in die es gekommen, wahrlich selbst bereitet.

Die kleine Episode bot indessen nur ein heiteres Seitenstück zu den ernsteren Schwierigkeiten jener Tage; denn Graf Bismarck befreite den bayrischen Minister alsbald von seinen mir geäußerten Sorgen durch ein unerwartet liebenswürdiges Entgegenkommen und die Versicherung, daß er an Bayerns Integrität nicht zu rütteln gedächte.

Am Dienstag Vormittag (24. Juli) war ich mit dem Kronprinzen nach Nikolsburg zum Könige gefahren. Der Tag sollte, ohne daß wir es vorher geahnt oder beabsichtigt hatten, einer der wichtigsten für die Entwickelung und Neugestaltung der Dinge in Deutschland werden. Denn die Friedensverhandlungen waren jetzt in ein Stadium getreten, wo sowohl über das Schicksal der deutschen Gegner Preußens entschieden als auch über die Stellung Frankreichs zu den vorliegenden Fragen Gewißheit erlangt werden mußte.

Der König war etwas leidend; er hatte am Abend vorher einen leichten Anfall der in unsern Reihen immer stärker auftretenden Krankheit gehabt, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, seinen Geschäften und Gewohnheiten ohne Unterbrechung nachzugehen.

Im Schlosse traf ich den Grafen Bismarck, der mich sofort in ein eingreifendes Gespräch zog. Er befand sich in sehr ernster Stimmung und beklagte die unendlichen Schwierigkeiten, die sich aufthürmten. Es war der Moment gekommen, wo endlich in Betreff der von Preußen besetzten Gebiete Entschlüsse gefaßt werden mußten. Die frühere Aeußerung des Ministerpräsidenten von dem schmalen Leib Preußens war jetzt eine acute politische Frage geworden, und er war davon durchdrungen, daß in diesem Augenblicke nur ein entschlossenes Wort des Königs Klarheit und Lösung bringen könne. Der Minister durfte unter diesen Umständen wohl einem deutschen Souverain, der im Kampfe treu zu Preußen gestanden, ein überzeugungsvolles Wort gestatten und bei den vorliegenden wichtigen Entscheidungen die Meinung eines Mannes hören, der eben seiner moralischen Ueberzeugung Ausdruck gab, so unbedeutend auch vom Standpunkt der materiellen Machtverhältnisse seine Stellung sein mochte.

Ich hatte nicht den mindesten Zweifel in meinem Gewissen, daß es nach diesen gewaltigen kriegerischen Leistungen von der Nachwelt nur als eine Schwäche würde bezeichnet werden, wenn die Consequenzen der ungeheuern Thatsachen, die sich ereignet hatten, nicht wirklich gezogen würden. Aber auch politisch war die Idee Deutschlands nicht zu verwirklichen, wenn diejenigen Dynastien, die ein unübersteigliches Hinderniß jeder fortschreitenden Entwicklung des Reiches waren, von der Bildfläche des neu zu gründenden Bundesstaates nicht verschwanden. Wenn der bedeutendste Staatsmann des Jahrhunderts in enem kritischen Momente verhindert zu sein schien, über die Schwelle einer so-

zusagen geöffneten Pforte zu schreiten, so durfte er sicher sein, meine ganze Theilnahme zu besitzen.

Ich empfahl dem Grafen Bismarck, uns mit dem Kronprinzen zu verständigen und diesen zu vermögen, von seinem Rechte als Thronfolger Gebrauch zu machen und den König zu den demselben so schwerfallenden Entschlüssen zu bewegen. Es gelang uns, den Kronprinzen zu bestimmen, die Annexionsfragen mit dem Könige rückhaltlos zu erörtern.

Ich sehe noch heute den Kronprinzen zögernd und ängstlich in die Gemächer des Königs schreiten. Graf Bismarck und ich harrten inzwischen in den Vorzimmern der Entscheidung, und ich erinnere mich recht deutlich, wie die schwerwiegenden Augenblicke träge zu verlaufen schienen.

Endlich erschien der Kronprinz wieder; er war wie erschöpft zurückgekommen, aber er konnte versichern, in der Hauptsache habe der König nachgegeben. Bei den Friedensunterhandlungen war jetzt bekanntlich Graf Bismarck in der Lage, wenigstens einen Zuwachs von drei Millionen Einwohnern innerhalb der preußischen Machtsphäre für seinen siegreichen König in Anspruch zu nehmen. Die hierbei in's Auge gefaßten Länder wurden nicht ausdrücklich bezeichnet, verstanden sich aber wohl von selbst.

Nach den Unterredungen, die ich im Schlosse hatte, begab ich mich mit Zustimmung des Grafen Bismarck zum österreichischen Bevollmächtigten, Grafen Degenfeld, sowie zum französischen Gesandten Benedetti. Es war vielleicht erwünscht, daß eine nicht unmittelbar betheiligte Person aus souveränen Kreisen mit den beiden Friedensunterhändlern Ansichten über die Lage austauschte. Dem Grafen Benedetti gegenüber konnte ich mich mehr als irgend jemand darauf stützen, daß ich die wahre Meinung Louis Napoleons kenne. Ich durfte mich darauf berufen, wie bestimmt mir der Kaiser die heiligsten Versicherungen gegeben, daß er sich in die deutschen Angelegenheiten nicht einmischen wolle und dürfe, und wie oft er mir erklärt hätte, es läge ihm nichts ferner, als den ausgesprochenen Bedürfnissen unserer Nation entgegenzutreten. Auch machte ich bemerklich, daß der Kaiser jetzt volle Gelegenheit haben werde zu zeigen, wie weit es ihm mit seinen Versicherungen Ernst gewesen sei, mit uns im Frieden zu leben. Es gelang mir durch die Bezugnahme auf des Kaisers Unterredungen mit mir während der letzten zwölf Jahre, den französischen Friedensvermittler doch ein wenig zu überraschen.

Aus den Gesprächen mit dem Grafen Degenfeld, in welchem ich einen alten Bekannten gefunden hatte, entnahm ich, daß Oesterreich selbst nur zu schwer unter der angerufenen französischen Vermittlung zu leiden hatte, indem sich Louis Napoleon eigentlich nur in den Formen coulant, in der Sache wenig wohlwollend für den Donaustaat bezeigte. Bei dieser Sachlage war es, wie mir

Graf Degenfeld bemerkte, für die österreichischen Unterhändler besonders beschwerlich, daß durch die Cession von Venedig an Louis Napoleon der verhandelnden Diplomatie eigentlich das einzige Object, wofür Gegenleistungen gefordert werden konnten, aus der Hand genommen war. Die österreichischen Bevollmächtigten waren daher Benedetti gegenüber fast in einer ungünstigeren Lage als gegenüber von Preußen. Und da Rußland zu dieser Zeit bereits jeden Rückhalt für die österreichische Politik verweigert hatte, so sahen sie sich außer Stande, den deutschen Verbündeten bei den Verhandlungen Vortheile zuzuwenden, die sie ihnen von Herzen gewünscht haben würden.

Am folgenden Tage, 25. Juli, an welchem die Friedensverhandlungen fortgesetzt wurden, konnte ich den Kronprinzen nicht nach Nikolsburg begleiten, da der König mir den Befehl gegeben hatte, einen schriftlichen Bericht über die Schlacht von Langensalza und ihre Folgen zu verfassen. Ich unterzog mich gern der schwierigen Arbeit und übergab dieselbe schon in den nächsten Tagen dem Könige selbst. Der Bericht ist dem preußischen Generalstabswerk, welches bekanntlich die Affaire von Langensalza kurz behandelt, wie ich glaube, kaum bekannt gewesen, dagegen wurde derselbe in mehreren kriegsgeschichtlichen Arbeiten über den Kampf mit der hannoverschen Armee nicht ohne Nutzen verwerthet und selbst abgedruckt.

Als am Abend des 25. der Kronprinz von Nikolsburg nach Eisgrub zurückgekehrt war, vermochte er mir die erfreuliche Mittheilung zu machen, daß das Princip eines Zuwachses von drei Millionen Einwohnern für Preußen bei den Verhandlungen im Allgemeinen als angenommen betrachtet werden durfte.

Wenn man dagegen preußischer Seits auf die dänischen Distrikte in Schleswig Verzicht zu leisten versprach, so war dies lediglich eine Rücksicht auf Frankreich, die man um so mehr billigen konnte, als Napoleon — man erinnere sich meiner Gespräche mit ihm im Frühjahr 1864 — eine persönliche Befriedigung darin finden mußte, daß ein von ihm geltend gemachter und in der Discussion der schleswig-holsteinischen Frage noch auf der Londoner Conferenz vertretener Gedanke nicht zurückgewiesen worden war.

In diesen Erwägungen und Verhandlungen waren die fünf Tage des Waffenstillstandes rasch verflossen. Am Donnerstag 26. Juli besuchte mich General von Steinmetz, welcher zur Tafel des Kronprinzen gezogen war, wo wir Alle bis zum späten Abend vereinigt blieben. Mit Spannung erwartete man Nachrichten von Nikolsburg! endlich kam eine Depesche, daß die Verhandlungen abgeschlossen, die Friedenspräliminarien unterzeichnet seien und nur der Ratifikation der Monarchen bedurften. Freitag Mittags kam der König selbst nach Eisgrub und frühstückte beim Kronprinzen, bei welcher Gelegenheit ich mich

überzeugen konnte, daß er die Stürme der letzten Tage mit vollkommener Festigkeit überstanden und seine alte Ruhe und Sicherheit und die ganze herzerfreuende Freundlichkeit wieder gewonnen hatte. Er war auch körperlich wieder frisch und munter.

Eine Bestätigung der Annahme, daß die Friedenspräliminarien von Seite des Kaisers von Oesterreich ratificirt worden seien, fehlte allerdings zur Zeit noch, und da ein Gerücht umlief, die österreichische Armee hätte Befehl erhalten, sich hinter der Donau zu concentriren, so dachte man einen Augenblick an die Möglichkeit, daß die Feindseligkeiten wieder aufgenommen werden würden. Glücklicherweise aber waren diese Befürchtungen grundlos. Sonnabend den 28. Juli wurden die Ratifications-Urkunden ausgewechselt.

Ein kleiner tragikomischer Zwischenfall spielte während des Waffenstillstandes auf meinen österreichischen Besitzungen, und obwohl die Angelegenheit keine politische Tragweite hatte, so dürfte sie doch hier nicht übergangen werden. Eines Morgens erhielt ich in Eisgrub die Nachricht, daß meine sämmtlichen Beamten auf den Herrschaften Greinburg, Wallsee, Ulmerfeld, Kreuzen und bis hinauf an die böhmische Grenze, hoch und niedrig, Förster und Finanzbeamte bis zum Gärtner und Thorwärter, von Gensdarmen verhaftet, in strengsten Gewahrsam gebracht und endlich nach Wien und Graz überführt worden seien. Nicht ohne Härte behandelte man die höher gestellten Beamten, brachte sie in Wien in eines der untersten Polizeigefangenhäuser und veranlaßte ihre theilweise Transportirung nach Graz, entweder deshalb, um sich die unglücklichen Opfer im Falle der Fortsetzung des Krieges und der etwaigen Räumung Wiens nicht entgehen zu lassen, oder aber in Anbetracht des in Wien inzwischen erklärten Belagerungszustandes, welcher das gerichtliche Verfahren gegen meine Beamten gar zu sehr abgekürzt hätte. Um was sich die Anklage eigentlich drehte, ist in amtlicher Form meinen Beamten niemals vollkommen klar geworden; aber es war kein Zweifel, daß man sie auf Ausspähung und Landesverrath inquirirte. Was in dem Lande ob der Enns gerüchtweise als der Grund der Verhaftung verbreitet war, durfte man kaum als zutreffend ansehen. Man wollte wissen, daß auf meinen Gütern das nöthige Brückenmaterial vorbereitet worden sei, um den Uebergang unserer Armeen über die Donau zu bewerkstelligen. Andere hatten die Behauptung aufgestellt, daß ein geheimer Telegraph auf meinen rechts und links von der Donau belegenen Schlössern und Thürmen in Thätigkeit sei, um die Geheimnisse des österreichischen Generalstabs zu verrathen.

Zur Ehre der österreichischen Gerichte konnte man sich glücklicherweise überzeugen, daß diese Phantasien nicht ausschließlich und allein Veranlassung zu den Maßregeln gegen meine Beamten gegeben hatten. Wie mir nachträglich von Seite der österreichischen Behörden nachgewiesen wurde, lag ihnen thatsächlich



eine irrthümliche Mittheilung aus angesehenen Verwandtenkreisen meines damaligen Chefs der Güterverwaltung vor.

Das Seltsamste bei den Verhaftungen war übrigens, daß man auf den sämmtlichen Besitzungen nur Einen meiner Beamten von der allgemeinen Maßregel ausnahm, und daß dieser zufällig auch der Einzige war, der seiner Geburt nach ein Preuße gewesen ist.

Wie man leicht denken kann, erregte die eingetroffene Nachricht von dieser Massenverhaftung friedlicher Förster und Rentmeister in den Hauptquartieren von Eisgrub und Nikolsburg nicht geringes Erstaunen und in Anbetracht des Zeitpunktes — beim Abschluß der Präliminarien — sogar einige Heiterkeit. Leider aber lag die Sache doch nicht so, daß man durch ein unmittelbares Eingreifen Seitens des preußischen Cabinets eine rasche Befreiung der Gefangenen hätte erwarten können. Denn die letzteren standen in gar keiner Beziehung zur preußischen Staatsbürgerschaft, und auf einen Schutz des Oberhauptes des erst zu gründenden deutschen Bundes konnte auch kein Anspruch erhoben werden. Alle Schritte mußten daher durch mein Ministerium geschehen und es dauerte — ich weiß nicht genau wie viele — Wochen, bis man die Freilassung der schuldlos Angeklagten erwirkt hatte. Die Sache war in der Fülle der Ereignisse alsbald vergessen, und ich glaubte selbst dafür Sorge tragen zu sollen, daß nicht durch nutzlose Recriminationen in der deutschen Presse, wozu der Stoff so sehr geeignet gewesen wäre, die gegenseitige Verbitterung noch gesteigert werde. Wenn ich die kostbare Anekdote heute erzähle, so kann man das glücklicherweise in der Ueberzeugung thun, daß diese Dinge Niemand mehr schaden und kränken können.

Am Sonntag den 29. Juli begab ich mich schon des Morgens um 6 Uhr nach Nikolsburg, um mich beim Könige in Audienz zu verabschieden. Als ich bei ihm eintrat, kam er mir mit besonderer Herzlichkeit entgegen und dankte mir für die im Feldzuge vom ersten Momente des Kriegsausbruches geleisteten Dienste. „Dein entschlossenes Auftreten für unsere Sache“, sagte er, „hatte mich im entscheidenden Momente von dem drückenden Gefühle befreit, unter den deutschen Fürsten allein und isolirt stehen zu sollen. Ich werde das nie vergessen. Indessen schulde ich Dir noch den Dank Deines Kriegsherrn.“ Bei diesen Worten überreichte er mir zu meiner großen Ueberraschung die Kriegsdecoration des rothen Adlerordens (das kleine Kreuz mit Schwertern an schwarzweißem Band).

Wir waren Beide sehr ergriffen und ich weiß, daß ich nur in sehr unvollkommener Weise meinen Gefühlen für den König Ausdruck zu geben vermochte, mit welchem ich seit zwanzig Jahren durch ein gemeinsames Streben verbunden

und, bei oft sehr verschiedenen Wegen und verschiedener Weltbetrachtung, persönlich nicht einen Augenblick entzweit war.

Als ich mich von dem Grafen Bismarck verabschieden wollte, war ich erstaunt zu hören, daß auch in diesem Stadium der Friedensunterhandlungen noch nicht alle Schwierigkeiten, besonders rücksichtlich Hannovers und Hessens, beseitigt wären. Ich machte daher dem Grafen den Antrag, mit mir zum Kronprinzen nach Eisgrub zu fahren. Der Kronprinz erwartete mich zum Frühstück, da ich hoffte, bis dahin zurückgekehrt zu sein. Graf Bismarck nahm mein Anerbieten gern an und wir trafen um 12½ Uhr im Liechtensteinischen Schlosse wieder ein.

Auf der Fahrt dahin war Graf Bismarck so freundlich, mit mir über die Entschädigung zu sprechen, die mir von Seite des Königs persönlich zugedacht worden war. Er gedachte unter anderm des Herzogthums Meiningen, denn er war auf den Herzog schlecht zu sprechen; er hatte genaue Kunde von den Ereignissen in Meiningen beim Anmarsch der Bayern, und die furchtbare Leidenschaftlichkeit, mit welcher Herzog Bernhard seinem Preußenhasse in den entscheidenden Tagen die Zügel schießen ließ, war auch am preußischen Hofe selbst nicht unbemerkt geblieben. Ich konnte nicht verkennen, daß die Meiningensche Frage, ganz unabhängig von derjenigen meiner Entschädigung, in ein ernsteres Stadium getreten war, als ich bis dahin vermuthet hatte, und ich hielt es unter diesen Umständen für meine Pflicht, dem Ministerpräsidenten über die ihm momentan vermuthlich weniger geläufigen sächsischen Hausverträge Auskunft zu geben. Ich bemerkte daher, daß ein Anfall Meiningens an die jüngere Coburgische Linie ohne Rücksicht auf Altenburg rechtlich unmöglich wäre, und daß man außerdem die unter schwierigen Verhältnissen absolut correcte Haltung des Erbprinzen von Meiningen nicht ignoriren dürfe.

Graf Bismarck gestand dies zu und ich bemerkte nun, daß von altsächsisch-coburgischem Gebiet einst ein Theil an Bayern abgetreten worden sei, auf welchen nach Lage der Dinge Heimfallsansprüche von Seite meines Hauses geltend gemacht werden könnten. Aber Graf Bismarck zeigte sich nicht geneigt, eine Abtretungsfrage Bayern gegenüber aufzuwerfen, da dies in Frankreich, wo man auf die Selbstständigkeit der Südstaaten so großen Werth lege, allerlei Schatten werfen würde. Viel leichter wäre es, bemerkte Graf Bismarck, aus der kurhessischen Erbschaft die Grafschaft Schmalkalden mir zu überlassen. Selbstverständlich ging ich auf dieses Angebot sehr bereitwillig ein; die nähere Ausführung des Gedankens blieb natürlich späteren Verhandlungen vorbehalten.

Nachdem ich mit dem Grafen Bismarck in Eisgrub angekommen war, begab er sich sofort zum Kronprinzen, während ich mich zu meiner Abreise für den morgigen Tag rüstete und mich noch bei vielen Kameraden des Haupt-

quartiers verabschiedete. Graf Bismarck verließ uns nach dem Frühstück und kehrte nach Nikolsburg zurück. Der Kronprinz versprach ihm, den nächsten Tag dahin zu folgen, und ich hatte später Gelegenheit zu erfahren, daß auch diese letzte Intervention des Kronprinzen in Bezug auf die Ordnung der Annexionsfragen eine äußerst glückliche und erfolgreiche gewesen, so daß die Einverleibungsbotschaft des Königs den beiden Häusern des Landtags am 17. August vorgelegt werden konnte.

Mein Abschied vom Hauptquartier der zweiten Armee war mir schmerzlich und ich bin überzeugt, daß die meisten Kameraden dieselbe Empfindung hatten. Nichts war erfreulicher, als der gute und kameradschaftliche Geist, der wenn irgendwo im Hauptquartier der zweiten Armee herrschte. Noch nach vielen Jahren ward oftmals beim Wiedersehen mit Offizieren, die den Feldzug im Hauptquartier mitgemacht hatten, begeistert an die Julitage zurückgedacht. Und vor Allem waren unsere Erlebnisse geeignet, mich durch ein unauflösliches Band mit dem General von Blumenthal für das ganze Leben zu verbinden. Ich habe später an seiner Seite größere Actionen gesehen, aber dieser erste Feldzug, in welchem Blumenthals gewaltige strategische Capacität so recht zur Erprobung kam, blieb uns doch immer eine der theuersten Erinnerungen. Die Klarheit und Unerschrockenheit, welche allen Wechselfällen gegenüber General von Blumenthal bewahrte, konnte nur durch die Leichtigkeit seiner Geschäftsbehandlung übertroffen werden. Alles ging seinen ruhigen und sicheren Gang, wozu neben anderen hohen militairischen Eigenschaften der Vorzug eines seltenen, ganz außerordentlichen Gedächtnisses oft das Beste that.

Ein nicht genug gewürdigtes Verdienst des Generals war der Abmarsch der zweiten Armee nach Süden. Die äußerst schwierige Frontveränderung ward so exakt durchgeführt, daß der Feind, welcher bei Wien nur die erste Armee erwartet hatte, durch das rasche Heranrücken unserer Armeecorps vollständig überrascht wurde. Diese erdrückende und plötzliche Schwenkung der zweiten Armee dürfte vielleicht mit am meisten beigetragen haben, daß man in Wien den Gedanken an weiteren Widerstand in dem verschanzten Lager an der Donau aufgab. Es gehörte zu den Charaktereigenschaften Blumenthals, seine Verdienste im Einzelnen nicht an die große Glocke zu hängen. Ich habe es aber immer zu den glücklichsten Zufällen in meinen militairischen Erinnerungen gerechnet, ihm damals und später in so mannigfaltiger Weise verbunden gewesen zu sein.

Inzwischen war der Tag meiner Abreise, Montag der 30. Juli, herangekommen. Der Kronprinz fuhr schon des Morgens in Folge der gestrigen

Verabredung mit dem Grafen Bismarck zum Könige, während er mir seine Equipage überließ, um mich nach Lundenburg zu begeben. Wir nahmen herzlichsten Abschied von einander, in dem Bewußtsein, eine der entscheidendsten Wendungen für die langersehnte Gestaltung Deutschlands in unvergeßlicher Gemeinschaft erlebt zu haben.

In Lundenburg traf ich den Prinzen Alexander von Preußen, mit dem ich die Reise nach Prag fortsetzte. Man kam nicht sehr rasch vorwärts, da die Bahn einen regelmäßigen Fahrplan bei der Größe der an sie gestellten Anforderungen nicht einzuhalten vermochte. Dadurch wurde es möglich, daß ich auf der Heimreise noch allerlei merkwürdige Dinge erlebte.

Schon in Brünn wollte der Zufall, daß ich zu meinem nicht geringen Erstaunen dem Meiningenschen Oberstallmeister von Egloffstein begegnete, welcher auf der Rückreise von Nikolsburg sich befand. Der Herzog von Meiningen war durch den Gang der Ereignisse in hohem Grade erschreckt. Er erklärte mit anerkennenswerthester Offenheit Jedermann, daß er sich gänzlich getäuscht und Nichts von dem, was geschehen, erwartet hätte. Er war nicht der Mann, sich Täuschungen zu machen, aber doch ein zu fester Charakter, um auf seine einmal gewonnenen Ueberzeugungen von der Verderblichkeit aller Einheitsbewegungen in Deutschland zu verzichten.

Sein Bevollmächtigter, Herr von Egloffstein, war bei seiner Mission in Nikolsburg wenig glücklich gewesen, und er erzählte mir mit großer Bekümmerniß, daß seine Versuche, bei Sr. Majestät eine Audienz zu erlangen, gescheitert seien; er gedachte mit Schrecken des Moments, wo er mit seinen Hiobsposten seinem gnädigen Herrn unter die Augen treten werde.

In dieser Lage vermochte ich nun wenigstens einige Beruhigung zu geben und glaubte Herrn von Egloffstein versichern zu können, daß man preußischerseits entschlossen sei, in der Wahrnehmung der erlangten kriegerischen Vortheile auf das äußerste Maß bescheidener Forderungen zurückzugehen; in scherzhafter Weise fügte ich dann hinzu, er möge nur dem Herzog sagen, ich hätte den König fast in geneigterer Stimmung verlassen, seine Feinde zu erhöhen als zu erniedrigen.

Indessen hatte der Zwischenfall, wenn ich nicht irre, in Meiningen den Gedanken gezeitigt, daß die Abdankung des Herzogs unvermeidlich sein werde, und obwohl ich über die Einzelheiten des bald nachher zur Thatsache gewordenen Ereignisses unterrichtet zu sein nicht den Beruf hatte, so darf ich doch hinzufügen, wie mich Freude und Hoffnung auf's herzlichste erfüllte, durch den Nachfolger und bewährten Freund das alte gute Verhältniß auch zwischen den benachbarten Ländern und verwandten Häusern in erwünschtester und dauerndster Weise wieder hergestellt zu sehen.

Herr von Egloffstein war aber nicht der einzige Diplomat, den ich in ähnlicher Frieden suchender Lage, auf meiner Rückreise fand. In Prag brachte mir der Zufall einen andern Bekannten in den Weg, der sich jetzt ebenfalls auf die Pilgerreise nach dem preußischen Hauptquartier begab.

Als ich mich in meinem Hotel zum blauen Stern am 31. Juli schon früh Morgens zur Weiterreise rüstete, wurde mir Herr von Roggenbach aus Karlsruhe gemeldet. Ich ließ ihn natürlich sofort eintreten und hatte nur zu bedauern, daß ich schon um 7 Uhr nach dem Bahnhof zu fahren genöthigt war, so daß ich ihm leider nur sehr wenige Mittheilungen zu machen im Stande war. Man hatte sich überall nur zu sehr der Voraussetzung hingegeben, daß mich mein Glücksstern, dem man vielleicht mit Vorliebe meine politische Stellung zuschrieb, nun auch in die Lage gesetzt haben mußte, die Intentionen Preußens und die Aussichten Deutschlands auf das Genaueste zu kennen. Herr von Roggenbach theilte mir mit, daß er sich zum Könige begebe, um für die badischen Truppen Waffenstillstand zu begehren. Erfreulich war mir für alle Fälle, die Gewißheit mit nach Hause zu bringen, daß auch im westlichen Deutschland der Krieg seinem raschen Ende entgegenging.

Die Fahrt von Prag nach Dresden war noch nicht ohne Unterbrechungen möglich. Die Oesterreicher hatten bei einem Ausfall von Theresienstadt die Elbebrücken so gründlich zerstört, daß der Fluß vorerst noch immer auf Kähnen überschritten werden mußte, und da der Anschluß auf dem andern Ufer nicht allsogleich zu erreichen war, so kam ich erst spät in Dresden an.

Auf der ganzen Fahrt empfing man noch einmal die Eindrücke des Elends, welches der Krieg über den Einzelnen verhängt. Ueberall befanden sich viele Verwundete auf den Bahnhöfen oder in den Lazarethen und wünschten in ihre Heimath befördert zu werden. Zahlreiche Transporte von Gefangenen und erbeuteten Kanonen erschwerten die Weiterreise. In Turnau fand ich den Husarenlieutenant Grafen Rothkirch, der nach schwerer Verwundung hier lange gelegen hatte und jetzt in der Reconvalescenz so weit vorgeschritten war, um fortgeführt werden zu können. Ich nahm ihn in mein Coupé und brachte ihn nach Dresden.

Am Abend besuchte ich in Dresden eine alte Bekannte, welche nahe Beziehungen zum Hofe hatte und die mir nachträglich noch manche interessante Mittheilungen über den Aufbruch der königlichen Familie im Juni und die Besetzung Dresdens durch die Preußen machte.

Mein langjähriger Freund, der commandirende General von Schack, war Gouverneur von Dresden, und ich brach am andern Morgen frühzeitig auf, um demselben einen genauen Rapport über den von mir mitgemachten Feldzug zu erstatten. Wie nahe ich ihm seit mehr als zwanzig Jahren gestanden,

empfand ich auch bei dieser Gelegenheit, wo wir in unseren Ansichten über Vorzüge und Mängel, wie sie sich bei der Armee in diesem Feldzuge gezeigt hatten, uns in wahrer Seelenharmonie begegneten.

Am Abend des ersten August traf ich ziemlich spät in Gotha ein. Ich hatte mir für meine Person hier und in Coburg einen förmlichen Empfang verbeten; als ich am 5. August nach Coburg eilte, verließ ich schon in Eisfeld den Bahnzug und fuhr von hier mit meinen Pferden nach der Rosenau, wo ich mit der Herzogin zusammentraf. Sechs schwere und ereignißreiche Wochen waren verflossen, seitdem ich Coburg verlassen hatte.

Die Bevölkerung war hier wie in Gotha in sehnsuchtsvoller Erwartung, die von dem westdeutschen Kriegsschauplatze heimkehrenden Bataillone zu begrüßen. Ich hatte befohlen, daß die Truppen am 17. August ihren feierlichen Einzug in Gotha halten sollten, und die städtischen Behörden unterzogen sich mit Begeisterung der Aufgabe, den Ehrentag für unser Regiment zu einem freudig gelungenen zu machen. Von Frankfurt war das erste Gothaische Bataillon schon am frühen Morgen in Fröttstedt angelangt, während das zweite Coburgische Bataillon erst um 10 Uhr eintraf Von dort marschirte das Regiment über Aspach nach Gotha, und ich setzte mich um 1 Uhr Mittags an die Spitze desselben. Die Deputationen der Stadt nebst den weißgekleideten Jungfrauen, welche für jeden einzelnen Soldaten einen kleinen Eichenkranz mitgebracht hatten, waren mit den Turnern bis Trügleben entgegengekommen. Justizrath Sterzing begrüßte mich mit einigen gut gewählten Worten, worauf sich der Zug, die Turner voran, unter Glockengeläute in Bewegung setzte. Aus den reichgeschmückten Häusern wurden die Truppen mit einem wahren Blumenregen überschüttet; auf dem Marktplatz erwartete eine dichtgedrängte nach Tausenden zählende Menge den Zug. Vor dem Landschaftsgebäude war eine Estrade errichtet, wo das Staatsministerium und der Stadtrath ihre Sitze genommen hatten. In einer schwungvollen Rede feierte der Bürgermeister Hünersdorf die glänzenden Thaten, welche das Regiment vollbracht hatte, und gedachte in schöner Weise der Zukunft Deutschlands. Dann wurden die Bataillonsfahnen mit Lorbeerkränzen geschmückt, worauf das Regiment seinem Jubel lauten Ausdruck gab. Aehnlich und in ebenso herzlicher Weise fand der Einzug des Coburger Bataillons am 19. August in Coburg statt.

Die größte Auszeichnung jedoch stand dem Regiment bevor durch die Theilnahme an dem großen Berliner Siegeseinzug, bei welchem der König meinem Contingent besondere Aufmerksamkeit schenkte, und zu dem er mich persönlich geladen hatte. Zum Einzug war die 2. Compagnie des 1. Bataillons unter dem Hauptmann v. Wangenheim, welcher sich je zwei Mann aus jeder

Compagnie des 2. Bataillons anschlossen, nach Berlin commandirt worden. Unter den preußischen Truppen war die coburg-gothaische Compagnie damals noch durch ihre besondere Uniform kenntlich, und so hatte ich die Freude, die Kämpfer von Langensalza ganz besonders bemerkt und begrüßt zu sehen.

Der große Triumphzug dauerte bekanntlich zwei Tage. Am 20. September defilirten die Truppen bei der Blücherstatue vor dem Könige, nachdem er die Tête derselben bei der Königin vorbeigeführt hatte. Ich hatte meinen Platz zur linken Seite des Königs. Am 21. September ward mir der Vorzug, die coburg-gothaische Compagnie dem Könige persönlich an derselben Stelle vorführen zu dürfen. Einer der unvergeßlichen Momente, welche geeignet sind, alle Beschwerlichkeiten des menschlichen Lebens und Strebens gleichsam in ein einziges Gefühl des Glückes aufzulösen. Ich will nicht in der Schilderung dieser zwei für Berlin und das ganze deutsche Reich so unendlich freudvollen Tage weiter fortfahren; ich darf voraussetzen, daß diese erste große Siegesfeier unserer Epoche auch unvergeßlich geblieben ist. Einen imposanten Eindruck machte das festliche Militairdiner, welches am 21. um 4 Uhr im Schlosse abgehalten wurde. Nach Beendigung desselben hatte ich nur noch den Beginn der glänzenden Illumination Berlins sehen können, da ich schon am selben Abend nach Gotha abreisen mußte.

Fünftes Capitel.

Bundesverfassung.

Schon an einer früheren Stelle meiner Aufzeichnungen habe ich die Beobachtung nicht unterdrücken können, daß es eine erfreuliche Folge der durch Jahre hindurch sorgsam gepflegten Verbrüderungsideen unter den deutschen Stämmen gewesen ist, wenn die Wunden des schweren Bürgerkrieges von 1866 mit einer seltenen Raschheit vernarbten. Wenn man von einem Bruchtheil Mißvergnügter absah, so war zwischen Nord und Süd, zwischen alten und neuen Provinzen Preußens, zwischen Siegern und Besiegten, schon nach einer kurzen Spanne der Zeit alle feindselige Stimmung gewichen, ja man hatte den Eindruck, als ob die Entzweiung nur dazu gedient hätte, die fest geschlossenen inneren Bande der Stämme enger zu verknüpfen.

Der neu gestärkte einheitliche Drang war so groß, daß zunächst eine Art von Trauer und Bekümmerniß über die Trennung des deutschen Südens von dem neuen Bunde des Nordens hervortrat. Und in der That hätte sicherlich Niemand die Neugestaltung für einen Fortschritt im politischen Leben Deutschlands betrachten können, wenn nicht von Jedermann der stille Gedanke gehegt worden wäre, daß der Anschluß des Südens doch nur eine Frage der Zeit sein könne. In dieser Hinsicht, darf man sagen, war der Abschluß der Bundesverfassung des Jahres 1866 in seinen Wirkungen entscheidender, als die Gründung des deutschen Reiches, wenn auch die Begebenheiten, die zum Kaiserthum führten, um so viel größer und erhebender gewesen sind. Aber nach dem Gelingen der norddeutschen Bundesverfassung erschien die weitere Entwickelung nur als eine natürliche Folge des ersten großen Schrittes auf der Bahn zur deutschen Einheit.

Zunächst war die preußische Politik mit der Beendigung der eingeleiteten Friedensverhandlungen beschäftigt. Aus der Botschaft des Königs an die beiden Häuser des preußischen Landtags vom 17. August erfuhr man endlich das definitiv festgestellte Schicksal von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt. Am 23. August wurde zwischen Preußen und Oesterreich der Prager

Friede mit der Bestimmung einer künftigen Ueberlassung des nördlichen Theils von Schleswig an Dänemark geschlossen. Schon vorher hatten die süddeutschen Staaten durch besondere Friedensschlüsse ihre Verhältnisse zu Preußen und dem neuen Bunde geordnet; von den Schutz- und Trutzbündnissen jedoch ward in der Oeffentlichkeit noch nichts bekannt.

Ich will durch die Erwähnung dieser bekannten Thatsachen das Bild der Zeit hier nur abschließend vergegenwärtigen und zu diesem Ende auch noch an die Bundesverträge, die zwischen Preußen und den norddeutschen Staaten abgeschlossen wurden, wenigstens in den allgemeinsten Umrissen erinnern. Ganz so glatt, wie man hätte annehmen dürfen, entwickelten sich die Verhandlungen über diese Dinge freilich nicht.

Auf Grund der preußischen identischen Noten vom 16. Juni war zunächst von 17 Regierungen am 18. August 1866 der norddeutsche Bundesvertrag unterzeichnet worden. Hieran schlossen sich die weiteren Schutz- und Trutzbündnisse mit den Hansestädten, mit Mecklenburg und andern Staaten. Viel später erfolgte der Abschluß der Friedenstractate mit dem Großherzogthum Hessen, die Einverleibung von dessen nördlichem Theil in den Bund; endlich der Friede mit Sachsen und der Anschluß des letzteren Königreichs.

In den meisten Stadien dieser Verhandlungen hatte man Gelegenheit, die Geduld des großen preußischen Staatsmannes zu bewundern, der seinen siegreichen Herrn nun auch mit dem in der Geschichte so seltenen Lorbeer ungeahnter Mäßigung schmückte.

Meine eigene Regierung stand in doppelter Beziehung in schwierigen Unterhandlungen mit dem preußischen Gouvernement. Einerseits war der Eintritt meines Contingents in den norddeutschen Bundesarmeeverband in Rücksicht auf die für 10 Jahre geschlossene Militairconvention eine staatsrechtlich ziemlich verwickelte Frage geworden. Andererseits bedurfte die mir von Preußen zuerkannte Abtretung der Grafschaft Schmalkalden eines formellen Abschlusses.

In der zuletzt genannten Angelegenheit hatte Graf Bismarck die Initiative ergriffen, indem er am 4. September an Herrn von Seebach die telegraphische Aufforderung richtete, sich zur Verhandlung über dieselbe in Berlin einzufinden. Preußischerseits war der Wirkliche Geheimerath von Savigny für letztere mit Vollmacht versehen worden. Von diesem wurde zunächst vorgeschlagen, die Abtretungsfrage auf dem Wege des Gebiets-Austausches, und zwar in der Weise zu erledigen, daß die frühere hessische Herrschaft Schmalkalden mit der Landeshoheit an das angrenzende Herzogthum Gotha, und dafür als Aequivalent eine im Königreich Preußen gelegene Gothaische Enclave an Preußen abgetreten werde. Mir widerstrebte jedoch die Abtretung eines, wenn auch nur kleinen Gothaischen Gebietstheils, und da überdieß die Landesvertretung, der

ein solches Arrangement nach den Bestimmungen unseres Staatsgrundgesetzes zur Genehmigung hätte vorgelegt werden müssen, mit Rücksicht auf die geringe Steuerkraft der Schmalkaldener Bevölkerung einerseits und die aus der Bevölkerungszahl sich ergebende Erhöhung der Militairlast andererseits, voraussichtlich auch finanzielle Bedenken gegen dasselbe erhoben haben würde, so wurde von einer Aenderung der Territorial-Hoheit Abstand genommen und lediglich die Ueberlassung der in der Herrschaft Schmalkalden gelegenen Staatsforsten an mich in das Auge gefaßt. Die weiteren Verhandlungen führten dann zu dem Ergebnisse, daß die Entschließung darüber, ob die betreffenden Waldungen als ein integrirender Bestandtheil des Herzoglichen Domainenguts, oder als ein integrirender Bestandtheil des dem Coburg-Gothaischen Specialhause gehörigen Lichtenberger Fideicommisses, oder als mein Privateigenthum in meinen Besitz gelangen sollten, ausschließlich mir überlassen blieb. Ich entschied mich für die erste Modalität, um auch dem Lande, dessen Angehörige sich mit voller Hingebung an den kriegerischen Actionen betheiligt hatten, einen Antheil an den aus der neuen Erwerbung fließenden Revenüen zuzuwenden und für alle Zukunft zu sichern, und übernahm zugleich die Verpflichtung, den Staatsangehörigen die durch den Krieg verursachten Schäden zu vergüten*).

---

*) Ich führe aus dem Vertragsinstrument die vielleicht ein allgemeineres Interesse beanspruchenden Sätze hier an:

Nachdem Seine Majestät der König von Preußen und Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha behufs Verabredung über die Seiner Hoheit dem Herzog für die während des Krieges gebrachten Opfer zu gewährende Entschädigung Bevollmächtigte ernannt haben, 2c. 2c. . . .

Artikel 1.

Seine Majestät der König von Preußen, geleitet von dem Wunsche, Seiner Hoheit dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, für die im Laufe der letzten kriegerischen Ereignisse gebrachten Opfer, eine Entschädigung zu gewähren, und zugleich einen Beweis des Anerkenntnisses der treuen Bundesgenossenschaft Seiner Hoheit vom ersten Anfang des Krieges bis zuletzt und der thätigen und wirksamen Theilnahme des Herzoglichen Contingents an der kriegerischen Action zu geben, tritt die in der ehemals Kurhessischen Herrschaft Schmalkalden gelegenen Staatsforsten mit allem Zubehör an Forsthäusern, Hirschhäusern, Feld- und Wiesen-Grundstücken, Teichen, Fischereien, Inventarien 2c. an Seine Hoheit den Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha ab, in der Eigenschaft eines integrirenden Bestandtheils des Domainenguts in den Herzogthümern Coburg und Gotha, mithin als fideicommissarisches Privateigenthum des Herzogl. Gothaischen Gesammthauses.

Seiner Hoheit dem Herzog bleibt vorbehalten, die rechtlichen Verhältnisse dieses Domainenbestandtheils durch hausstatutarische Bestimmungen näher zu regeln und

Nachdem der Vertrag beiderseitig ratificirt, auch die thatsächliche Uebergabe der abgetretenen Waldungen nebst Zubehör im Laufe des Monats October durch den damit beauftragten Oberlandforstmeister von Lorentz aus Cassel an Herrn von Seebach, als meinen Bevollmächtigten, bewirkt worden war, wurde dem gemeinschaftlichen Landtag der Vertrag abschriftlich zur Kenntnißnahme mitgetheilt und zugleich eröffnet, daß ich die Entschließung gefaßt, den hälftigen Betrag des Reinertrags der Forsten zu gleichen Theilen der Staatskasse in Gotha und der Staatskasse in Coburg zu überlassen und dies durch einen — ebenfalls in Abschrift beigefügten — Nachtrag zu dem Hausgesetz vom 1. März 1855 hausgesetzlich festzustellen.

Diese Zuwendung beruhte auf meiner eigenen freien Entschließung. Von einem Rechtsanspruch des Landes auf den Mitgenuß der Revenüen konnte nicht die Rede sein. Aus dem Vertrage selbst ließ sich ein solcher schon deshalb nicht ableiten, weil darin mir persönlich die Regelung der rechtlichen Verhältnisse des neuen Domainenbestandtheils vorbehalten, auch überdem ausdrücklich anerkannt wird, daß das Domainengut in den Herzogthümern fideicommissarisches Privateigenthum des Herzoglichen Hauses sei. Von den beiden mit den Specialvertretungen von Gotha und Coburg vereinbarten Domainenabkommen, nach welchen der Staatskasse eines jeden Herzogthums ein Theil der Domainen-Revenüen überlassen wird, konnte aber weder das eine noch das andere auf die neue Erwerbung Anwendung finden, und dies um so weniger, als diese Abkommen, namentlich auch in Bezug auf die Theilnahme des Landes an den Domainen-Erträgnissen, wesentlich von einander abweichende Bestimmungen enthalten.

Bei dieser Sachlage durfte ich wohl mit Recht erwarten, daß der Landtag sich darauf beschränken werde, die Acceptation der dem Lande gemachten Schenkung mit einigen Worten des Dankes zu erklären.

---

festzustellen, und wird Seine Majestät der König diejenigen Maßregeln eintreten lassen, welche die Rechtsgültigkeit dieser Bestimmungen in dem Königl. Preußischen Staatsgebiet zu sichern geeignet sind.

Der Uebertritt der von der vormaligen Kurhessischen Regierung für die Schmalkaldener Staatsforsten angestellten Beamten und Diener in den Dienst Seiner Hoheit des Herzogs bleibt der beiderseitigen freien Vereinbarung überlassen.

In Betreff der Besteuerung unterliegen die Schmalkaldener Domainenforsten den für die Forsten des Königlichen Hausfideicommisses geltenden Bestimmungen. Die Bewirthschaftung derselben ist einer Staatsaufsicht nicht unterworfen, ꝛc. ꝛc.

So geschehen Berlin den 14. September 1866.

v. Savigny. v. Seebach.



Die Abgeordneten Gothas konnten es sich aber nicht versagen, ihrem Unmuth darüber Ausdruck zu geben, daß bei der schenkungsweisen Zuwendung das für die gemeinschaftlichen Staats-Einnahmen und -Ausgaben bestehende schlüsselmäßige Theilungsverhältniß nicht in Anwendung gebracht werden solle, wollten in der Gleichmäßigkeit der Vertheilung des Geschenkes einen Beweis dafür erkennen, daß die beiden Landestheile in der Wohlgeneigtheit des Staatsoberhaupts nicht mit gleichem Maße gemessen würden, bezeichneten diese gleichmäßige Vertheilung als eine unverdiente Zurücksetzung des Herzogthums Gotha und erklärten, sich durch meinen Erlaß unter dem Druck einer unfreundigen Ueberraschung zu befinden. Und ein — allerdings gänzlich isolirt stehender — Abgeordneter Coburgs benutzte sogar die Gelegenheit zu einer hochpolitischen Rede, in der er die preußische Politik als eine für das Wohl und die Einheit Deutschlands unheilvolle kennzeichnete und aus ethischen Gründen die Zurückweisung der aus einem Bruderkriege stammenden Beute befürwortete!

Schließlich wurde jedoch der Commissionsantrag, die Zuwendung des hälftigen Reinertrags der in dem Herzoglichen Erlasse bezeichneten Forsten unter den darin angegebenen Modalitäten mit ehrerbietigem Danke anzunehmen, gegen die eine Coburgische Stimme zum Beschlusse erhoben.

Mit der unter dem 12. December 1866 erfolgten Publication des vorerwähnten Nachtrags zum Hausgesetz für das Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaische Haus in der gemeinschaftlichen Gesetzsammlung fand dann die Angelegenheit ihren geschäftlichen Abschluß.

Unterdessen waren auch die für die beiden Länder noch weit wichtigeren Fragen über die Verhältnisse meines Bundescontingents zur Verhandlung gekommen. Nachdem die preußische Regierung aber, besonders auf den persönlichen Wunsch des Königs, die entgegenkommendsten Wege auch in diesen Dingen betreten hatte, glaubte ich meinem Minister auf das Dringendste rathen zu sollen, bei seiner Anwesenheit in Berlin sein Augenmerk vorzugsweise den allgemeinen deutschen Angelegenheiten zuzuwenden. Daß behufs Abschlusses des Verfassungswerkes des norddeutschen Bundes alle Regierungen ohne Unterschied aufgefordert wurden, ihre Meinungen in die Wagschale zu werfen, konnte nur zur Erleichterung der Annahme der Bestimmungen in dem zu berufenden Parlamente dienen. Zugleich bewirkte aber der Zusammentritt des letzteren eine wohlthätige Nöthigung für die neuen Bundesstaaten, die Feststellung des Entwurfs der Verfassung nicht zu verzögern.

Herr von Seebach erhielt am 25. November die Aufforderung der preußischen Regierung, nicht nur die Wahlen zum Parlamente einzuleiten, da dasselbe schon auf den 1. Februar 1867 nach Berlin berufen werden sollte, sondern auch zum 15. December einen Bevollmächtigten zu den Berathungen

über die Verfassung des norddeutschen Bundes zu entsenden. Die Depesche der preußischen Gesandtschaft vom 22. November schloß mit den Worten: „Gleichzeitig ist der Unterzeichnete beauftragt, die Höchste Herzogliche Regierung auf Grund des Schlußsatzes des Artikels 5 des Bündnißvertrages Namens der Regierung Seiner Majestät des Königs einzuladen, zum 15. December d. J. einen Bevollmächtigten nach Berlin senden zu wollen, um in Gemeinschaft mit demselben nach Maßgabe der Grundzüge vom 10. Juni d. J. den Bundesverfassungs-Entwurf des norddeutschen Bundes festzustellen, welcher dem Reichstage zur Berathung und Vereinbarung vorgelegt werden soll."

Am 30. November erwiderte Herr von Seebach das Schreiben der preußischen Regierung mit der Erklärung des vollen Einverständnisses in Betreff der Wahlen und des Zusammentritts des Parlaments und theilte außerdem mit, daß ich zu den am 15. December zu eröffnenden Berathungen in Berlin ihn selbst, den Staatsminister, zu meinem Bevollmächtigten ernannt habe. Am 13. December begab er sich nach Berlin und berichtete mir schon am 16., daß die Eröffnung der Conferenzverhandlungen am vorhergehenden Abend um 9 Uhr im königl. Staatsministerium stattgefunden habe. Der Verfassungs-Entwurf selbst war den Bevollmächtigten in einem Exemplar mitgetheilt, aber die Geheimhaltung desselben so sehr zur Pflicht gemacht, daß man den Wunsch, den betreffenden Landesherren und Regierungen noch je ein zweites Exemplar zu verabreichen, nur sehr ungern zu erfüllen schien.

Daß das große Werk den einzelnen, namentlich den kleinsten Staaten manche Lasten aufbürden mußte, die mit den früheren Matrikularbeiträgen zum Bunde in keinem Verhältniß standen, war klar und die Stellung, welche die Bevollmächtigten dieser Regierungen einzunehmen hatten, zunächst eine viel dornenvollere, als in Erinnerung geblieben ist.

So schrieb mir Herr v. Seebach am 5. Januar 1867: „Gestern war großes Militairdiner bei Sr. Majestät dem König, zu dem von den Conferenz-Bevollmächtigten nur Herr v. Watzdorf und ich Einladung erhalten hatten. Von den hiesigen Ministern war nur Graf Bismarck anwesend. Ich benutzte die Gelegenheit, um von dem letzteren zu erfahren, wie die königliche Regierung sowohl über den Fortbestand der Militairconvention, als über den auf das Militairwesen bezüglichen Finanzpunkt denke. Nach seinen Aeußerungen glaube ich annehmen zu müssen, daß in der ersteren Beziehung noch kein entscheidender Beschluß gefaßt ist, in der letzteren dagegen feststeht, daß man sich zu einer Ermäßigung der in dem Verfassungs-Entwurf aufgestellten Forderungen nicht herbeilassen werde." Im weiteren Verlaufe des Gespräches mit dem Grafen Bismarck kam Herr von Seebach alsdann auch auf das schwierige Capitel der Landesgesetzgebungen zu sprechen, worauf der erstere bemerkte: „Was den letzten Punkt betreffe, so glaube

er allerdings, daß die kleinen Staaten am besten thun würden, sich lediglich der preußischen Gesetzgebung anzuschließen, insoweit sie künftig nicht Sache des Bundes sein werde. Als ich mir darauf die Bemerkung erlaubte, daß ein solcher Anschluß mit dem Aufgeben der staatlichen Existenz so ziemlich gleichbedeutend sein werde, setzte er derselben keinen Widerspruch entgegen, deutete vielmehr an, daß dies auch seine Ansicht sei, bei einer vertragsmäßigen Regelung des Verhältnisses aber die Stellung der Souveräne wohl in einer Weise geordnet werden könne, daß denselben noch eine Reihe werthvoller Befugnisse verbleibe. Die Unterredung wurde hier leider durch das Hinzutreten Sr. Majestät des Königs unterbrochen; ich halte aber die gegebene Andeutung für eine so wichtige, daß ich die Gelegenheit suchen werde, mir über die eigentliche Tendenz derselben durch ein Zurückkommen auf den Gegenstand Gewißheit zu verschaffen."

„Von einer Berathung der einzelnen Abschnitte des Entwurfs durch Commissionen scheint man Abstand nehmen zu wollen. In der gestrigen Plenarconferenz, der Herr von Savigny präsidirte, wurde wenigstens alsbald in die Berathung des Entwurfs eingetreten, und da dieselbe heute fortgesetzt werden soll, so muß ich annehmen, daß sie auch auf diesem Wege zu Ende geführt werde."

Inzwischen waren in den Verhandlungen der Bevollmächtigten große Stockungen eingetreten und fast schien es, als ob die Feststellung der Verfassung nicht vor dem Zusammentritt des Parlaments stattfinden sollte. Es gab, von der Einführung des allgemeinen Stimmrechts ganz abgesehen, so viele Punkte, welche Bedenken erregen konnten, daß mir nicht unpassend schien, auf einige organisatorische Momente in der ganzen Auffassung des neuen Bundesstaates hinzuweisen. Ich wünschte in die Bundesverhältnisse gewisse Grundlagen einzuführen, die für den anscheinend voraussichtlichen Gang der deutschen Entwickelung eine legale Form sichern konnten. In diesem Sinne habe ich damals ein Exposé verfaßt, welches nach der augenblicklichen Lage nicht ganz den politischen Bedürfnissen angepaßt war, aber wegen der darin enthaltenen Gesichtspunkte die Aufmerksamkeit des Lesers vielleicht noch jetzt verdient:

„Die kleinen deutschen Staaten sind, seitdem sich in der deutschen Nation eine Bewegung zur Einheit Deutschlands geltend machte, die Träger dieser Bewegung gewesen. Es waren die Regierungen der kleinen Staaten, welche schon auf dem Wiener Congresse gegen die dort angebahnte lose Verbindung der deutschen Staaten protestirten. Die Bewegung, welche sich in den Freiheitskriegen im Volke „für die Einheit" kundgab, fand nur in den Bevölkerungen der kleinen Staaten statt, die Idee des preußischen Bundesstaats mit Beseitigung Oesterreichs ist in ihnen entstanden, in den Jahren 1848 bis 1850 waren es ihre Regierungen und Bevölkerungen, welche diese Idee soweit förderten, daß

die Verwirklichung derselben in der Hand Preußens lag, und noch die letzte Bewegung für den preußischen Bundesstaat, welche durch die Phase des Nationalvereins bezeichnet wird, hat ihren Ursprung wie ihren wesentlichen Sitz in den kleinen Staaten Deutschlands gehabt."

„Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Natur der kleinen Staaten. Dieselben sind nicht im Stande, ihren Bewohnern einen Ersatz für den Mangel eines größeren Staatsganzen, eines Vaterlandes, zu geben, und ihre Regierungen sind zu schwach, um nicht stets eine Anlehnung an Preußen wünschen zu müssen."

„Dennoch legt der Entwurf, den die preußische Regierung für den norddeutschen Bund aufgestellt hat, den kleinen Staaten Verpflichtungen auf, welche ihre Fortexistenz unmöglich machen. Es wird schwerlich ein einziges der kleinen Länder nicht sofort, wenn diese Verfassung in Ausführung gebracht werden soll, vorziehen, in Preußen einverleibt zu werden, und hierin werden Regierungen und Bevölkerungen einig sein."

„Denn dieser Entwurf läßt den kleinen Staaten auf der einen Seite zu viel an Selbständigkeit und auf der andern Seite zu wenig, er läßt ihnen alle Nachtheile des kleinen Staats und gibt ihnen außerdem noch alle Nachtheile des großen, nur von den Vortheilen beider schließt er sie aus."

„Daß eine wirkliche bundesstaatliche Verfassung, wie man sie Jahrzehnte lang erstrebte, gegenwärtig in Deutschland kaum noch möglich ist, daß die Verfassung Deutschlands, wenn die Entwickelung ohne äußere Störungen ihren Gang nimmt, dem Einheitsstaate wenigstens im Norden zueilt, daß damit auch die Existenz der kleinen Staaten aufhören wird, steht wohl außer Zweifel. Die Frage ist nur, ob es im Interesse Deutschlands und Preußens liegt, daß diese Entwickelung anticipirt werde, daß jetzt sofort die kleinen Staaten gezwungen werden, sich in Preußen einverleiben zu lassen."

„Hiergegen scheinen gewichtige Dinge zu sprechen."

„Erstens: die kleinen Staaten waren im letzten Kriege die Bundesgenossen Preußens, wie sie es Jahrzehnte lang schon im politischen Sinne gewesen waren. Es dürfte diese Art der Belohnung dem Ansehen und der Achtung Preußens nur schaden. Es ist freilich wahr, daß derartige Erwägungen jetzt, wie in ähnlichen früheren Perioden, niedrig im Course stehen. Diejenigen indeß, welche die Geschäfte kennen, werden sie deshalb nicht unterschätzen, weil sich gegenwärtig gerade nicht mit voller Genauigkeit angeben läßt, wie groß der Nachtheil sein wird, den ein Verfahren, welches die moralischen Beziehungen mißachtet, Preußen selbst bringen kann oder wird."

„Zweitens: die Bevölkerungen der kleinen Staaten wünschen die Einverleibung in Preußen nicht, die lebende Generation wird widerwillig preußisch werden. Diese Thatsache wird keinem Zweifel unterliegen, und sie erklärt sich gerade bei

diesen Bevölkerungen, welche am eifrigsten eine Vereinigung Deutschlands unter dem Könige von Preußen erstrebten, sehr leicht, wenn man in Betracht zieht, daß jene bundesstaatliche Theorie gerade jedes Aufgehen in einem einzelnen Staate ausschließt, und daß sie die Voraussetzung einer mehr oder weniger ausgedehnten Selbstständigkeit hatte."

„Ist es gerathen, die Zahl der mißvergnügten Einwohner Preußens noch um neue Millionen zu vergrößern? Ist dies in einem Augenblicke gerathen, wo man sich darauf gefaßt machen muß, den neuen Zustand mit den Waffen zu vertheidigen, oder dem Auslande Tribute deutschen Bodens zu zahlen?"

„Ist dies namentlich dann zweckmäßig, wenn man auf einem anderen Wege dasselbe erreichen und den guten Willen eines großen Theiles der deutschen Bevölkerungen sich erhalten kann?"

„Dieser Sprung, nicht Uebergang, den man die Bevölkerungen der kleinen Staaten aus der abgeschmackten Unabhängigkeit der Bundesacte zur widerwilligen Einverleibung machen läßt, muß schon seiner Natur nach für den einverleibenden Staat von Nachtheilen begleitet sein."

„Drittens: Das Verhältniß Norddeutschlands zu den südwestlichen deutschen Staaten ist noch nicht geordnet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich dies Verhältniß auf einer bundesstaatlichen Basis, die dann wenigstens für einige Jahre halten mag, wird ordnen lassen. Es unterliegt aber ebenso wenig einem Zweifel, daß, wenn sich der norddeutsche Bund noch vor der Ordnung dieses Verhältnisses zum Einheitsstaate gestaltet, das Aeußerste, was sich wenigstens von Bayern und Württemberg erlangen läßt, ein völkerrechtliches Bündniß ist, auf welches bei Staaten, die zwischen zwei Großmächten wie Frankreich und Oesterreich liegen, für den Fall der Noth nicht zu viel zu geben sein möchte. In dem Maße, wie der Norden von Deutschland sich zum Einheitsstaate entwickelt, wird sich die Anschließung des Südens an den Norden lockern."

„Ist diesen Gründen einiges Gewicht beizulegen, so wird eine Form für den norddeutschen Bund zu suchen sein, in welcher die kleinen Staaten wenigstens noch so lange existiren können, bis unter dem Aufschwung, den allgemein deutsche Ideen und ein anderes Regierungssystem geben können, eine neue Grundlage für die deutschen Verhältnisse gefunden wird."

„Bis dahin kann nur eine scharfe und vollkommene Scheidung der Hoheitsrechte die Form sein, welche die Fortexistenz der kleinen Staaten im norddeutschen Bunde möglich macht und eine Brücke zur Zukunft bildet. Diese Scheidung fehlt dem preußischen Entwurfe vollständig; wie man auf der einen Seite durch die Annexionen, so hat man auf der anderen Seite durch zu große Selbstständigkeit der bleibenden Einzelstaaten dieses charakteristische Merkmal des wirklichen Bundesstaates bei Seite gelassen. Denn sowohl im Gebiete der aus-

wärtigen Angelegenheiten als des Militairwesens und der Bundesfinanzen läßt man dem Einzelstaate mehr oder weniger weitgehende Befugnisse und schafft so ein unglückliches Mittelding zwischen dem Staatenbunde und dem Bundesstaate."

„Gerade diese Vermischung widersprechender Begriffe macht diesen Entwurf schwer ausführbar und erdrückend."

„Die Grundzüge einer einfacheren und leicht erträglichen Verfassung dürften etwa folgende sein:

1. Die auswärtigen Angelegenheiten, die Militairhoheit, die Finanzhoheit zu Bundeszwecken, die Verkehrsanstalten (Post, Telegraphen, Eisenbahn) stehen ausschließlich und allein der Bundesgewalt zu. Es fällt daher jede Einwirkung der Landesregierungen auf diese Gegenstände, also namentlich auf die Armee, auf die auswärtige Vertretung und die Erhebung von Bundessteuern weg. Die Bundesgewalt kann, wenn ihr die Steuern für die Bundeszwecke nicht ausreichen, selbstständig, ohne die Einzelregierungen zu fragen, direkt eine Besteuerung eintreten lassen. Nach dem Entwurfe ist dies Alles ausgeschlossen. In allen diesen Bundesangelegenheiten steht der Bundesgewalt auch das Recht der Gesetzgebung zu. Man kann, da es sehr wünschenswerth ist, daß die Civil- und Criminalgesetzgebung künftig eine einheitliche werde, weiter gehen und der Bundesgewalt diese Gesetzgebung sowie die Einsetzung des obersten Gerichtshofes als Spruchcollegiums übergeben, und würde sich bei dem praktisch Richtigen und Populären dieser Uebertragung nicht daran zu stoßen brauchen, daß die Reinheit des Princips der Sonderung in dieser Hinsicht verletzt würde.

2. Die innere Verwaltung und Polizei, die Kirche und das Unterrichtswesen würden den Landesregierungen vollständig verbleiben, die Justiz, insofern sie nicht an die Bundesgewalt fiele, die Finanzhoheit, insofern dieselbe für die gedachten Zwecke nothwendig ist. Von den bestehenden Steuern würden dem Einzelstaate soviel bleiben, als diese Verwaltungszweige erfordern, die übrigen, namentlich Zölle, dem Bunde zufallen.

Die Form der Ausübung der verbleibenden Regierungsgewalt zu regeln, würde jedem Staate für sich überlassen.

Ohne Zweifel wird es in den meisten Staaten dann nothwendig werden, den Apparat der Verwaltung nach und nach zu vereinfachen.

3. Der Bundesrath des preußischen Entwurfs würde, insofern er aus Bevollmächtigten besteht, wegfallen und an seine Stelle ein Oberhaus treten, welches aus den regierenden Fürsten und den Häuptern der früher regierenden Häuser bestehen würde."

„Wenn man die angegebene Scheidung der Hoheitsrechte zwischen Bund und Einheitsstaat annimmt, so erhält die Bundesgewalt eine bei weitem ausgedehntere Macht, als der preußische Entwurf ihr einräumt."

„Das Bundesoberhaupt erhält vor allen Dingen die unbedingte Leitung der Militairangelegenheiten und die Mittel, um dieser Leitung namentlich in finanzieller Beziehung Nachdruck zu geben. Dasselbe erhält eine direkte Regierungsgewalt im ganzen Bundesgebiete, während nach jenem Entwurf Alles durch die Landesregierungen vermittelt wird."

„Aber andererseits bleibt diesen ein, wenn auch beschränktes, aber bestimmt begrenztes Gebiet der Thätigkeit und zwar auf einem Felde, auf welchem die kleinen Staaten bis jetzt zum Theil Gleiches und zum Theil Größeres als die großen Staaten leisteten, auf dem Gebiete der Kirche und des Unterrichtes, sowie der gemeinnützigen Anstalten."

„Daß das hier vorgeschlagene System nicht für die Ewigkeit Bestand haben würde, versteht sich von selbst, aber es wäre durch dasselbe ein Uebergang gefunden, der sowohl die Regierungen als die Bevölkerungen im Interesse des Ganzen zufriedenstellen und dadurch die Entwicklung Deutschlands zur Einheit erleichtern würde.

Ernst."

Meine Denkschrift konnte in jenem Augenblicke kaum eine starke Berücksichtigung finden, in späteren Jahren ist besonders die Frage über die Belastung der Bundesstaaten durch unmittelbare Reichssteuern Gegenstand der eifrigsten Aufmerksamkeit des Bundes und des Reichskanzlers geworden. Auch schon in den Verhandlungen des am 15. Februar zusammengetretenen Parlaments war man bestrebt, in einzelnen Amendements ähnliche Gedanken zu äußern, so daß ich die Genugthuung hatte, dem ursprünglichen Verfassungsentwurf gegenüber mancher mehrfach getheilten Anschauung Ausdruck gegeben zu haben.

In einem Punkte war indessen noch lange nicht die Zeit gekommen, einen so weiten Schritt in der Erreichung des einheitlichen Staates zu machen. Es betraf dies die Oberhausfrage oder das Fürstenhaus, welches ich an die Stelle des Bundesrathes gesetzt sehen wollte. Die preußische Regierung lehnte diese Idee so stark ab, daß Herr v. Seebach nicht einmal einen diesbezüglichen Antrag stellen mochte.

Herr von Seebach schrieb mir am 28. Januar: „. . . . Die am Sonnabend gehaltene Sitzung bot daher keine Gelegenheit, auf den Antrag wegen Errichtung eines Fürstenhauses zurückzukommen. Durch eine nochmalige vertrauliche Besprechung, die ich mit Herrn von Savigny über das Exposé Ew. Hoheit hatte, ist mir aber auch darüber vollständige Gewißheit geworden, daß die preußische Regierung bei ihrer Ansicht beharrt und den Antrag, wenn er gestellt werden sollte, sofort zurückweisen wird. „Wir können ihn jetzt durchaus nicht brauchen," war Herrn von Savignys letztes Wort. Ew. Hoheit werden demnach wohl damit einverstanden sein, daß ich von der Einbringung desselben Abstand nehme,

selbst wenn sich im weiteren Fortgange der Verhandlungen noch eine Gelegenheit dazu finden sollte. Dies dürfte indeß schwerlich der Fall sein, da es nach dem Verlauf der letzten Sitzung kaum bezweifelt werden kann, daß es überhaupt nicht in der Absicht der hiesigen Regierung liegt, sich in eingehende Plenarverhandlungen einzulassen."

Auch in Bezug auf die Rechtsgiltigkeit der Militairconvention war Herr von Seebach noch nicht zu einer abschließenden Entscheidung gelangt. Zunächst wollte sich schwer feststellen lassen, in welchem Ressort die Sache eigentlich augenblicklich behandelt werde. Man verwies auf das Kriegsministerium, aber der Kriegsminister erklärte, sich nicht mit der Angelegenheit befassen zu können. Dann zeigte sich doch wieder, daß der Schwerpunkt im auswärtigen Amte lag; endlich schien es das Beste zu sein, die Militairconvention stillschweigend als beseitigt anzusehen. Wie die Verfassungsfrage überhaupt nur durch den Zusammentritt des Parlaments zu einem Abschluß kommen konnte, so trat naturgemäß seit der Eröffnung desselben die Versammlung der Bevollmächtigten in ihrer Bedeutung zurück.

Indessen konnte an dem allgemein bestehenden guten Willen, zu entsprechendem Abschlusse zu kommen, nicht der geringste Zweifel bestehen. Im höchsten Grade interessant war in dieser Beziehung eine Unterredung, welche Herr von Seebach in meinem Auftrage mit dem Kronprinzen hatte und aus der die erfreulichen und großen Tendenzen des Grafen Bismarck in unzweifelhaftester Weise schon damals hervortraten. Ich lasse das merkwürdige Schreiben, welches einen Ausblick in die Zukunft eröffnete, hier folgen:

„Der Befehl Sr. k. H. des Kronprinzen hatte den Zweck, mir den Inhalt einer Unterredung mitzutheilen, die Höchstderselbe am Abende vorher bei Gelegenheit eines Hofconcertes mit Graf Bismarck geführt hatte. So interessant mir auch diese Mittheilung war, so wurde ich doch einigermaßen enttäuscht, da ich gehofft, über unsere militairischen Verhältnisse etwas Bestimmteres zu erfahren. Habe ich richtig aufgefaßt, so hat Graf Bismarck im Wesentlichen Folgendes geäußert: Der norddeutsche Bund sei für ihn nur ein Provisorium, sein aufrichtiges Streben sei auf die Einigung des gesammten Deutschlands gerichtet und habe er die Ueberzeugung, daß dieses Ziel auch in nicht zu ferner Zeit werde erreicht werden. Um es aber zu erreichen, müsse vor Allem der Norden sich zu einem festeren Ganzen zusammengeschlossen haben, und schon aus diesem Grunde sei es nicht möglich, sich bereits in dem jetzigen Augenblicke auf Verhandlungen mit dem Süden einzulassen. Aber auch die Rücksicht auf Frankreich lasse dies jetzt nicht als statthaft erscheinen, die allgemeine Stimmung sei dort zweifellos für einen Krieg gegen Preußen, dem man seine Erfolge, namentlich seine militairischen Triumphe, durch die man sich in den Hintergrund ge-

stellt fühlt, mißgönne. Er müsse daher Alles vermeiden, was in Frankreich die Mißstimmung gegen Preußen zu erhöhen geeignet sei; wenn er auch nicht erwarte, daß damit der Krieg selbst werde vermieden werden, den er vielmehr für wahrscheinlich und nahe bevorstehend halte. Eben deshalb wünsche er um so mehr, mit dem norddeutschen Bunde bald zu Stande zu kommen und zwar in einer die verbündeten Staaten möglichst befriedigenden Weise. Er werde mithin auch die Wünsche sowohl der königl. sächsischen Regierung als die der kleineren Staaten in Betreff der militairischen Verhältnisse soweit zu erfüllen suchen, als dies mit dem allgemeinen Interesse und dem Interesse Preußens vereinbar sei."

„Die Militairconvention, deren Aufrechthaltung Coburg wünsche, sei freilich eine Warze auf der glatten Fläche. Die letztere Aeußerung läßt wohl noch eine verschiedene Auslegung zu, scheint indeß doch darauf hinzudeuten, daß Graf Bismarck nicht abgeneigt ist, auch seinerseits die Convention als fortbestehend anzuerkennen. Der Befürwortung der betreffenden Referenten sowohl im Kriegsministerium, als im Ministerium des Auswärtigen, mit denen ich wiederholt über die Sache Rücksprache genommen habe, glaube ich mich versichert halten zu dürfen."

Am 24. Februar war inzwischen der Reichstag eröffnet worden, ohne daß in den Bevollmächtigten-Conferenzen die schwierigen Fragen des Verfassungsentwurfs zuvor hätten abschließend berathen werden können. Am 4. März legte Graf Bismarck den von den verbündeten Regierungen vereinbarten Entwurf einer Verfassung nebst den Protokollen über die stattgehabten Conferenzen vor und mahnte auch hier zu möglichster Beschleunigung der Berathungen, da die Bündnißverträge vom 18. August 1866 lediglich auf ein Jahr festgestellt worden seien und das Werk also bis zum 18. August 1867 vollendet sein müsse.

Bei den Verhandlungen des Reichstags blieb Herr von Seebach in meinem Auftrage anwesend; die Frage über die den Verhältnissen des norddeutschen Bundes entsprechende Abänderung meiner Militairconvention wurde indessen erst nach dem am 17. April erfolgten Schlusse des Reichstags ermöglicht. Die Verfassung war am 16. April in letzter Lesung als Ganzes mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen worden.

Am folgenden Tage eröffnete Graf Bismarck, daß die verbündeten Regierungen beschlossen hätten, der Verfassung des Bundes, wie sie aus den Berathungen des Reichstags schließlich hervorgegangen sei, beizustimmen, und erklärte demgemäß diese Verfassung als durch den Reichstag und die Regierungen angenommen. Durch eine königliche Botschaft wurde gleichzeitig der Schluß des Reichstags verkündet, und am Mittag desselben Tages hielt der König die Thronrede im weißen Saale, mit welcher die Mitglieder entlassen wurden.

Der gemeinschaftliche Landtag meiner beiden Herzogthümer nahm am 9. Mai einstimmig die Verfassung des norddeutschen Bundes an. Am 6. Juni schloß Herr von Seebach in meinem Namen die neue Militairconvention mit Preußen ab. Es gereichte dem Könige wie mir zu größter Befriedigung, daß auf Grund unserer Vereinbarung vom Jahre 1861 der große Schritt zu einem neuen, festeren und edleren Bande in correctester Weise vor sich gehen konnte.

Obwohl nun die neue Militairconvention den Uebergang zu den schärferen Lasten des norddeutschen Bundes für meine beiden Ländchen so allmählich und milde gestaltete, als nur immer denkbar war, so fehlte es doch nicht an einer Art von Publicistik, welche raschere Entwickelungen verlangte und unter gehässiger Darstellung der von meiner Regierung erreichten Resultate eine Agitation zu Gunsten der Einverleibung von Coburg und Gotha in die preußische Monarchie begann. Das Thema wurde in Flugschriften jetzt unzeitgemäß behandelt, während ich schon vor Jahresfrist die Idee des deutschen Einheitsstaates rückhaltlos zur Discussion gebracht hatte und also meinerseits am wenigsten der Mann war, der durch eine Entwickelung der Dinge in dieser Richtung irgend überrascht werden konnte. Die Dinge haben aber zunächst noch einen sachteren Weg eingeschlagen. Auch das, was jetzt erreicht war, erschien im Verhältniß zu dem, was man lediglich erwartet hatte, groß und gewaltig.

Daß die Gegensätze, welche zu den Katastrophen des Jahres 1866 geführt hatten, in einigen engen, an Zahl und Bedeutung immer mehr zusammenschmelzenden Kreisen noch leidenschaftlich genährt wurden, war nicht zu verwundern. Auch an mich, ja ich möchte sagen, ganz besonders an mich traten die gekränkten Gefühle derer, welche ihre Niederlagen selbst verschuldet hatten, mit Anklagen mannigfacher Art heran, und so führte das Kriegsspiel des Jahres 1866 mancherlei Nachwehen für mich herbei, welche sich kaum verschweigen lassen, nachdem hier die Erinnerungen an den Bruderkrieg, an Langensalza und an den bedauernswerthen Kampf mit der hannoverschen Armee aufgefrischt werden mußten.

Gleich in den ersten Tagen des Juli waren von Seite der hannoverschen Presse absichtliche Irrungen ausgestreut worden. Auch wurde die Augsburger Allgemeine Zeitung zum Organ von Erklärungen gemacht, deren leicht durchsichtiger Grund wohl weniger in den vorgeblichen Klagen gegen meine Person als in dem vermuthlichen Bedürfnisse zu suchen war, die hannoversche Sache in Deutschland nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Es kam darauf an, die Capitulation der Hannoveraner nicht als die Folge zwingender militairischer Gründe, sondern als Resultat einer von Preußen geleiteten Intrigue, zu der ich speciell die Hand geboten haben sollte, darzustellen. Obwohl sich der Minister von Seebach zweimal in der Sache entschlossen hat, mit der ruhigsten und wahrhaftesten Ueberzeugung auf die Anklagen der hanno-

verschen Preßorgane zu antworten, so nahm das Gerede über die Verrätherei, welche den König angeblich in's Verderben geführt hätte, doch immer größere Dimensionen an und führte endlich zu einem Processe in München, der vermöge der dabei ermöglichten thatsächlichen Nachweisungen die Parteitaktik der Welfen von diesem Gebiete abwendete.

Ich hatte meinerseits schon vorher einen Brief an den Fürsten Hermann Hohenlohe veröffentlicht, in welchem ich meinen von mir in keiner Weise gesuchten Antheil an den Verhandlungen mit dem Könige sachlich und treu erzählte. Gegen die Agitation indessen, die in jenen Jahren mit dem Aufgebote aller Kräfte von Seite des hannoverschen Hofes in Hietzing in Scene gesetzt wurde konnte nur die Zeit wirkliche Abhilfe bringen. Die Zeit hat auch wirklich immer mehr die Versuche beseitigt, den Hergang der Ereignisse des Jahres 1866 zu verdunkeln, und ich darf heute, dank den Resultaten einer glorreichen Epoche unseres Reichs, meine Erlebnisse dieses merkwürdigen Jahres ohne die geringste Befürchtung erzählen, nach irgend einer Seite andere Empfindungen als die des rein historischen Interesses zu erwecken. Mögen meine Aufzeichnungen auch aus jener schweren Zeit des, wie wir überzeugt sind, letzten deutschen Krieges dazu beitragen, der Erkenntniß der Wahrheit zu dienen.

Abschluß und Ausblick.

Mit der Gründung des neuen deutschen Bundes, der seine Wirksamkeit zunächst freilich nur auf das kleinere durch die Mainlinie begrenzte Deutschland ausdehnte, war in unserer Staatsgeschichte doch der tiefgreifendste Abschnitt gemacht worden. Der heutige Rechtszustand unserer Nation beruht in erster Linie auf den Verträgen, welche die Regierungen Norddeutschlands unter einander abgeschlossen haben, und das politische Leben des deutschen Volkes bewegt sich im Wesentlichen in den staatsrechtlichen Grundgedanken der norddeutschen Bundesverfassung, gleichwie ein erst uneingedämmt brausender Fluß in den wohlerbauten Ufern des neuen Strombettes dahinfließt. Und es ist richtig, was die Staatsrechtslehrer hervorzuheben pflegen, daß Kaiser Wilhelm seine Worte vom 21. März 1871 auch ebensogut schon 1867 hätte sprechen können: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde, die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwicklung."

Wie für die allgemeinen Staatsverhältnisse, wie für das ganze deutsche Volk, so brachte aber auch der neue Bundesstaat in dem Leben und der Thätigkeit jedes einzelnen Mannes eine tiefgehende Veränderung hervor.

„Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" habe ich meine Aufzeichnungen genannt und damit denselben sachliche und zeitliche Grenzen gesteckt. Nicht von dem gesammten Tagewerke einer bundesstaatlichen Regierung und nicht von dem gesammten Lebenslauf eines auf eine so lange Reihe von Jahren zurückblickenden Mannes, sondern von den Hauptmomenten einer unter besonders günstigen Umständen in den größeren Gang der Dinge vielleicht nicht ganz fruchtlos eingreifenden Wirksamkeit sollte Kunde gegeben werden.

Entsprechend den Vorhersagungen meiner Gesinnungsgenossen seit Decennien, erhielt Deutschlands politisches Leben von dem Augenblicke, wo Preußen an der Spitze des Bundes stand und die Geschäfte desselben führte, eine ganz andere Kraft und Stärke. In der festen Gestaltung einer schärfer centralisirten Bundesleitung in den inneren, vor allem in den äußeren Angelegenheiten traten die Pflichten unbedingterer Unterordnung jedes einzelnen Theiles bestimmter, als jemals zuvor, an das Bundesglied heran; in der neuen Verwaltung des Reichs machte sich eine Einschränkung jeder Selbstthätigkeit von selbst nothwendig, und der Verzicht auf jene volle Actionsfreiheit, die der alte Staatenbund fast

herauszufordern schien, wurde eine gern gesehene Folge der Einheit des Reichs, in welchem der ehrliche Politiker nur wünschen konnte, daß die feste Führung der Geschäfte durch den Bundeskanzler nicht bloß auf dem Papiere stände.

So durfte ich auch das persönliche Gefühl eines glücklichen Abschlusses unserer politischen Bestrebungen haben; indessen schenkte mir der Himmel noch viele Jahre kräftiger Gesundheit und Wirksamkeit. Ich konnte noch an den erfreulichsten und größten Begebenheiten Antheil nehmen, welche die endlich geeinigte Nation vollbrachte. In dem sicheren Gefüge der neuen Ordnung, wo jeder patriotische Mann politisch und militairisch sich an dem ihm angewiesenen Platz am befriedigtsten fand, wenn er seine Pflicht am besten erfüllen wollte, ist es mir vergönnt gewesen, eine weitere Reihe von Jahren hindurch inmitten jener Bewegungen zu stehen, die uns auf eine ungeahnte politische Höhe in Europa emporgehoben haben. Indem ich jedoch auf diese letzte Epoche zurückblicke, drängt sich mir wie jedem Kenner und Sachkundigen eine Wahrnehmung auf, welche sich der umfassenden und detaillirten Darstellung, die ich von der früheren Entwicklung zu geben vermochte, unabweislich entgegenstellt.

Die Ereignisse, welche in diesem Zeitraum sich abgespielt haben, gehören heute noch nicht in gleichem Maße der Geschichte an wie die, welche in langsamer und harter Entwicklung die gesicherten Grundlagen des neuen Bundes und Staates herbeigeführt haben. Nicht allein in Anbetracht dessen, daß noch weit mehr persönliche Interessen durch eine Erzählung dieser neuesten Phasen berührt werden müßten, sondern besonders deshalb, weil die Empfindungen und Parteistellungen des Tages viel unmittelbarer und stärker auf eine Darstellung der Dinge einwirken und das Urtheil darüber viel leidenschaftlicher beeinflussen würden.

Es wäre ein Zeichen wenig tiefgehender und staatsmännischer Einsicht, wenn Jemand sich rühmen wollte, er vermöchte die Begebenheiten der letzten zwanzig Jahre heute schon mit der gleichen Unbefangenheit vorzuführen, wie ich dies wohl von meinen voranstehenden dreizehn Büchern behaupten darf. Meine Mittheilungen würden zu völlig anderen Erörterungen und Betrachtungen der politischen Tageslitteratur Anlaß geben, als die Darstellung jener älteren vollendeten und abgeschlossenen Thatsachen, da der größte Theil dessen, um was es sich hier handelt, gleichsam noch zum täglichen Brot des politischen Lebens gehört.

Es gibt eine berechtigte Zeitgrenze für das, was Völker als ihre ein für allemal abgeschlossene Geschichte betrachten, und wenn dieselbe auch der Natur der Sache nach je nach den Umständen sehr schwankend sein mag, so wird es doch immer ein Gegenstand des Taktes, der guten Sitte und des Pflichtbewußtseins bleiben, diese Grenze zu finden und zeitlich festzustellen.

Man wird sie vielleicht dann am sichersten wahrnehmen, wenn man der ja auch sonst giltigen gesellschaftlichen Regel folgt, daß man da nicht zuerst das Wort zu ergreifen hat, wo noch Andere anwesend sind, die ein weit näheres und begründeteres Anrecht zu sprechen hätten. Es ist mithin billig, daß ich die Schilderung meiner späteren Erlebnisse im Einzelnen zurückstelle.

Was ich dem freundlichen Leser, der mir durch so viele Bücher und Capitel hindurch seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, noch mitzutheilen vermag, wird nur ein äußerer Abschluß der deutschen Zeitgeschichte genannt werden können. Wenn meine Schilderungen bis hierher mich in die verschiedensten Staaten und an die verschiedensten Höfe Europas, in die entferntesten Länder und Städte geführt haben, und wenn ich nicht selten als Zeuge wenig bekannter Thatsachen sprechen und wichtige Aeußerungen einflußreicher Persönlichkeiten mittheilen durfte, so will ich in den folgenden wenigen Blättern nur das curriculum vitae des Erzählers vervollständigen, um den langen Faden nicht plötzlich durchschnitten erscheinen zu lassen, ehe noch die Parze die Hand dazu erhebt.

Denn dessen darf ich wohl hier gedenken, ohne besser Bewanderten das Wort vorweg zu nehmen, daß es mir wie allen Mitstreitern als eine Art Belohnung erschien, noch so viele Jahre des Erfolgs, des nationalen Aufschwungs, der Vollendung und staatlichen Befestigung zu erleben. Vor allem habe ich im Lauf des weltgeschichtlichen Krieges von 1870/71, wie einen Quell tiefster Befriedigung, so auch eine neue Reihe von großen Ereignissen vorüberfließen sehen, welche alles übertrafen, was ich bis dahin erfahren hatte. Und so mag es gestattet sein, wenigstens den allgemeinen Eindruck in einigen großen Zügen zu schildern, den der Theilnehmer an dem gewaltigen Völkerkampf und unserer nationalen Erhebung davontrug.

Wie war unsere Lage, als der norddeutsche Bund gegründet wurde?

Ueberall schienen sich Feinde und Neider erheben zu wollen, und dennoch sollte sofort der Beweis geliefert werden, daß der neue Bund eine ganz andere Sprache zu führen im Stande war, als man seit undenklichen Zeiten von Deutschland zu vernehmen gewohnt gewesen. Gleich in den Tagen, als noch in Berlin der Reichstag, welcher die Verfassung zum Abschluß brachte, beisammen war, trat die von Frankreich drohende Kriegsgefahr vor unsere Augen; aber mit so großer Festigkeit und Einmüthigkeit wurde die in dem kaiserlichen Nachbarreich verlangte Rache für Sadowa zurückgewiesen, daß Napoleon erschreckt auf alle Entschädigungsansprüche verzichtete.

Die luxemburgische Frage war ebenso unerwartet aufgetaucht, wie rasch und entschlossen beseitigt. Sie hatte aber zugleich die Gelegenheit geboten, die mit den süddeutschen Regierungen abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse an

den Tag zu bringen und dadurch dem Imperialismus den ersten wirksamen Stoß zu versetzen, so daß in Frankreich die Ahnung aufzudämmern begann, daß der Stern desselben im Untergange begriffen sei.

Wenn sich ein Theil der Franzosen durch das lärmende Auftreten bayerischer Ultramontaner gegen Preußen oder durch die Welfenagitation in Hannover noch in süßen Täuschungen zu wiegen und auf innere Feindseligkeiten und revolutionäre Erhebungen in Deutschland zu rechnen vermochte, so glaube ich nicht, daß der Kaiser Napoleon für seine Person das erwachte deutsche Nationalgefühl auch nur einen Augenblick unterschätzte. Ich hatte ihn zu oft über diesen Punkt sprechen gehört, und konnte daher seine Lage niemals anders als wie die eines in seiner eigenen Schlinge Gefangenen ansehen. Seine Politik während der drei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges machte mir den Eindruck eines Schiffes, dem das Steuerruder entsunken war. Die Segel, durch welche es fortgetrieben wurde, waren von Winden geschwellt worden, über die der Kaiser keine Macht besaß. Er hatte seit Königgrätz unablässig den Gedanken verfolgt, es müßte ihm eine Entschädigung in den Schooß fallen; er hielt es für eine absolute Nothwendigkeit, daß seinen Franzosen irgend ein Aequivalent, und wäre es das kleinste, geboten würde, sollte das unvernünftige Revanchegeschrei zum Schweigen gebracht werden; aber er machte bei diesem Bestreben mehr den Eindruck eines ewig berechnenden Kaufmanns, als den eines tapferen Kriegsherrn.

Die deutsche Regierung war vorsichtig genug, in der Form ihrer Ablehnungen das Ansehen und die politische Ehre des Kaisers in keiner Weise zu schädigen; da aber seine Handelschaften keinen Erfolg haben konnten, so gewann die in Frankreich verbreitete Kriegspartei stetig an Boden. Von wo die Fäden dieser Partei angesponnen wurden und wo sie zusammenliefen, ist bis heute kaum völlig aufgeklärt worden, wohl aber weiß man und darf sagen, daß sich um die Kaiserin ein thätiger Kreis gebildet hatte, der ganz selbständige Wege ging und die Politik des Kaiserreichs auf eigene Hand besorgte.

Es gab in Frankreich, Italien und Deutschland eine gleichsam unterirdische Verbindung zum Zwecke des Versuchs, die neugewonnene Machtstellung Deutschlands zu zerstören, und wahrscheinlich ist seit den Zeiten des siebenjährigen Krieges keine lebhaftere Bewegung in geheimen Verhandlungen und auf krummen Wegen erlebt worden, als in den Jahren 1868—1870. Aehnlichen Umtrieben standen die deutschen Regierungen sonst zersplittert und hülflos gegenüber, jetzt schienen jene da zu sein, um die Verdienste und die Thätigkeit der einheitlichen Bundesregierung erst recht in's Licht zu stellen. Wie der Bundeskanzler sich in der Lage zeigte, mit immer erneuertem Erfolge bald in Hannover und Hietzing, bald wieder in Paris und Rom den Fäden der allge-

meinen Verschwörung gegen den neuen deutschen Bund auf die Spur zu kommen, das bewirkte ein Vertrauen und eine Zuversicht wie der Bundesfürsten so auch der Länder und Stämme, worin die beste Vorbereitung für den großen unvermeidlichen Krieg zu finden war.

In Süddeutschland zwar war der Zustand weniger beruhigend, seit die wohlgemeinten Versuche des Fürsten Hohenlohe, eine Verständigung zwischen Oesterreich, Preußen und der süddeutschen Gruppe herbeizuführen, gescheitert waren, und andererseits der Ungeduld der badischen Politiker in Herbeiführung des Anschlusses an den Norden vom Grafen Bismarck selbst Zügel angelegt werden mußten; aber in den breiten Massen der Bevölkerung konnte der aufmerksame Beobachter keinen Augenblick das stille Wachsen des Reichsgedankens verkennen.

In befreundeten Kreisen hatte man gleich anfangs vielfach die Ansicht ausgesprochen, daß die neuen Bundesverhältnisse, um sich über den Süden ausdehnen zu können und auch im Norden sich zu befestigen, der endlichen Wiederaufnahme der deutschen Kaiserwürde nicht entbehren könnten. Es liegt mir unter zahlreichen Aeußerungen dieser Art aus jenen Tagen ein Briefwechsel mit dem eben zur Regierung gekommenen Herzog Georg von Meiningen vor, in welchem wir unsere Ansichten in dieser Beziehung schon damals austauschten und die Ueberzeugung theilten, daß den noch bestehenden Schwierigkeiten, innerhalb wie außerhalb des Bundes, durch das Kaiserthum wie mit einem Zauberschlage Abhülfe geschafft werden würde. Es war klar, daß die in den Bundesverhältnissen befindlichen so sehr verschiedenen Machtgrößen unter den altehrwürdigen Formen des Kaiserreichs sich weit gefälliger und besser ineinanderschieben mußten, als in einer hie und da doch vielleicht weniger erwünschten, man möchte sagen, prosaischen Unterordnung unter die preußische, ihrem Ursprung nach nicht deutsche Königskrone.

Daß der Zeitpunkt für die Entwickelung dieser Frage öffentlich noch nicht gekommen war, darüber konnte ja kein Zweifel sein; aber daß es Gegner der Kaiserthumsidee überhaupt gab, die aus einer Art von Geringschätzung historischer Erinnerungen, oder aus Ueberschätzung altpreußischer Realpolitik, diesem Gange der Dinge entgegenwirkten, war ein immerhin zu beachtendes Moment und ein Gegenstand, der die stille vorbereitende Arbeit manches Patrioten wohl herausforderte.

Im Sommer 1867 war zunächst aller Grund vorhanden, zufrieden zu sein, daß die Verfassung des Bundes überhaupt unter Dach und Fach gekommen und daß der Friede zunächst gesichert war. Auch Napoleon tröstete sich und sein Volk durch eine glänzende Weltausstellung, welche den Herrschern Europas Gelegenheit gab, Paris zu besuchen und das in den Augen der Franzosen durch

[illegible] Zeichen des Kaiserreichs wieder [illegible]

[illegible] und freundlichen [illegible] als möglich [illegible] Steuerung des Grafen [illegible] Kaiser von England [illegible] Reiches [illegible] [illegible] Gesichter zu [illegible] Journal. [illegible]

[illegible] England [illegible]

[illegible]

französische Kaiserpaar geworfen. Ich verabschiedete mich von Napoleon wie von einem unter erdrückenden Schlägen sich mühsam emporhaltenden kranken Manne, und als ich ihn wiedersah, war er selbst ein Gefangener der deutschen Armee am Tage nach Sedan.

Der momentane Ausstellungsjubel von Paris konnte den unbefangenen Beobachter im Großen und Ganzen über die bedenkliche Erbitterung der Bevölkerung gegen die Prussiens, die man recht erfinderisch von den Deutschen unterscheiden wollte, nicht täuschen. Die Leidenschaften wurden von einer kriegerischen Partei außerhalb Frankreichs genährt und durch die Napoleon feindliche Opposition in Frankreich immer mehr gesteigert. Thiers mit seinen Gesinnungsgenossen ward nicht müde, den Franzosen das Gespenst der deutschen Einheit so schreckhaft wie möglich vorzuhalten und gegen die Regierung den Vorwurf zu erheben, daß sie diese Gefahr nicht abzuwenden gewußt hätte.

In Regierungskreisen fand ich dagegen die Meinung verbreitet, daß der Imperialismus nur den Finger zu erheben brauche, um die Feinde der deutschen Entwickelung loszulassen, und vergeblich hatte ich gegen die Selbsttäuschung zu kämpfen, daß die klerikale Vaterlandspartei in Bayern, die welfische Agitation in den von Preußen annectirten Ländern und die Annäherungsversuche der Beustschen Politik Oesterreichs ungemein viel zu besagen hätten. Ich konnte mich leicht überzeugen, daß der Kaiser Napoleon selbst in gewissem Sinne die Schwarzseherei des Herrn Thiers und seiner Genossen theilte, daß aber die Regierung unter dem vorgehaltenen Schild einer angeblich zu erwartenden französisch-österreichisch-katholisch-bayerisch-welfischen Allianz nur bestrebt war, den übeln Humor des ruhmbegierigen Volkes zu verscheuchen.

In diesem Zustande erblickte ich das Kaiserreich, als ich zum letzten Male in meinem Leben die oftmals betretenen wohlbekannten Räume der herrlichen Tuilerien durchschritt.

In Deutschland erwies sich das glatte Zustandekommen und die Eröffnung des Zollparlaments am 27. April 1868 als ein neuer Triumph des vollen Einheitsgedankens. Und wenn auch die sogenannte süddeutsche Fraction beim Abschlusse der ersten Session in einer Ansprache an die Wähler noch Rheinbündische Gelüste enthüllte, so fanden doch die Worte, mit denen der König von Preußen die Sitzungen des Zollparlaments schloß, einen weiten Wiederhall. „Nicht minder," sagte er, „darf ich hoffen, daß die Session des deutschen Zollparlaments dazu gedient hat, das gegenseitige Vertrauen der deutschen Stämme zu kräftigen und manche Vorurtheile zu zerstören oder zu mindern, die der einmüthigen Bethätigung der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, welche das gleiche Erbtheil aller deutschen Stämme ist, etwa im Wege gestanden haben. Sie werden alle die Ueberzeugung in die Heimath mitnehmen, daß in der Ge-

Sadowa und Mexiko etwas geschädigte Ansehen des Kaiserreichs wieder auszubessern.

König Wilhelm beeilte sich, seinen friedlichen und freundlichen Gesinnungen nach der Beilegung des Luxemburger Streites so rasch als möglich Ausdruck zu geben, und erschien schon am 6. Juni in Begleitung des Grafen Bismarck in den Tuilerien. Einige Tage vorher war der Kaiser von Rußland bereits angekommen, und die amtlichen und halbamtlichen Blätter wußten allerlei Erfreuliches von dem herzlichen Einvernehmen der mächtigen Herrscher zu erzählen. Leider nur war der unselige zum Glück erfolglose Zwischenfall, daß ein Pole auf den Kaiser von Rußland, als dieser mit Napoleon von einer Truppenschau heimfuhr, sein Terzerol abdrückte, wenig geeignet, die Sympathien Rußlands für Frankreich damals zu steigern.

Bald nach den Besuchen der höchsten Herrschaften von Rußland und Preußen kam ich selbst in Paris an, um die große Ausstellung zu sehen, und verweilte daselbst von der Mitte bis zum Ende Juni. Welches Interesse es mir bot, mich über die Lage der Dinge persönlich unterrichten zu können, wird man leicht errathen, wenn man sich erinnert, daß in diesem Augenblicke die gespannteste Aufmerksamkeit aller Kreise der zum Ende sich neigenden Tragödie von Mexiko zugewendet war.

Als ich den Kaiser traf, mußten wir unwillkürlich des eigenthümlichen Zufalls gedenken, daß ich Zeuge des Abschiedsbesuches des Kaisers Max und meiner Cousine Charlotte in den Tuilerien gewesen war. Und jetzt, da man jeden Augenblick die Nachricht des Schrecklichsten erwarten durfte, stand ich wieder vor dem mächtigen Herrscher, der sich bei dem schicksalsvollen Zusammenbruch seiner transatlantischen Schöpfung politisch und menschlich so schwach und klein vorkommen mußte.

In diesen aufregenden Stunden banger Ungewißheit traten alle übrigen politischen Angelegenheiten fast ganz in den Hintergrund. Ich sprach den aus Mexiko zurückgekehrten General Bazaine; er machte mir den Eindruck eines Unglücksboten, der sich durch das, was er schon wußte, gegen Alles, was noch nachkommen konnte, völlig verhärtet hatte. Der Kaiser selbst schien sich durch allerlei Beziehungen auf seine früher mit mir gepflogenen Gespräche rechtfertigen zu wollen; er gab sich das Ansehen, als ob ihn die Sache politisch weniger berühre als gemüthlich. Die am 19. Juni erfolgte That von Queretaro verbarg man noch mehrere Tage lang dem europäischen Publikum: die officielle Nachricht von dem Tode des unglücklichen Kaisers Max verbreitete der Telegraph erst am 3. Juli durch die Welt. Von den Schicksalen der Kaiserin Charlotte war außerhalb enger Familienkreise noch kaum die Rede, aber ihr Leben hat fast mehr als der Tod ihres Mannes einen undurchdringlichen Schatten auf das

französische Kaiserpaar geworfen. Ich verabschiedete mich von Napoleon wie von einem unter erdrückenden Schlägen sich mühsam emporhaltenden kranken Manne, und als ich ihn wiedersah, war er selbst ein Gefangener der deutschen Armee am Tage nach Sedan.

Der momentane Ausstellungsjubel von Paris konnte den unbefangenen Beobachter im Großen und Ganzen über die bedenkliche Erbitterung der Bevölkerung gegen die Prussiens, die man recht erfinderisch von den Deutschen unterscheiden wollte, nicht täuschen. Die Leidenschaften wurden von einer kriegerischen Partei außerhalb Frankreichs genährt und durch die Napoleon feindliche Opposition in Frankreich immer mehr gesteigert. Thiers mit seinen Gesinnungsgenossen ward nicht müde, den Franzosen das Gespenst der deutschen Einheit so schreckhaft wie möglich vorzuhalten und gegen die Regierung den Vorwurf zu erheben, daß sie diese Gefahr nicht abzuwenden gewußt hätte.

In Regierungskreisen fand ich dagegen die Meinung verbreitet, daß der Imperialismus nur den Finger zu erheben brauche, um die Feinde der deutschen Entwickelung loszulassen, und vergeblich hatte ich gegen die Selbsttäuschung zu kämpfen, daß die klerikale Vaterlandspartei in Bayern, die welfische Agitation in den von Preußen annectirten Ländern und die Annäherungsversuche der Beustschen Politik Oesterreichs ungemein viel zu besagen hätten. Ich konnte mich leicht überzeugen, daß der Kaiser Napoleon selbst in gewissem Sinne die Schwarzseherei des Herrn Thiers und seiner Genossen theilte, daß aber die Regierung unter dem vorgehaltenen Schild einer angeblich zu erwartenden französisch-österreichisch-katholisch-bayerisch-welfischen Allianz nur bestrebt war, den übeln Humor des ruhmbegierigen Volkes zu verscheuchen.

In diesem Zustande erblickte ich das Kaiserreich, als ich zum letzten Male in meinem Leben die oftmals betretenen wohlbekannten Räume der herrlichen Tuilerien durchschritt.

In Deutschland erwies sich das glatte Zustandekommen und die Eröffnung des Zollparlaments am 27. April 1868 als ein neuer Triumph des vollen Einheitsgedankens. Und wenn auch die sogenannte süddeutsche Fraction beim Abschlusse der ersten Session in einer Ansprache an die Wähler noch Rheinbündische Gelüste enthüllte, so fanden doch die Worte, mit denen der König von Preußen die Sitzungen des Zollparlaments schloß, einen weiten Wiederhall. „Nicht minder,“ sagte er, „darf ich hoffen, daß die Session des deutschen Zollparlaments dazu gedient hat, das gegenseitige Vertrauen der deutschen Stämme zu kräftigen und manche Vorurtheile zu zerstören oder zu mindern, die der einmüthigen Bethätigung der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, welche das gleiche Erbtheil aller deutschen Stämme ist, etwa im Wege gestanden haben. Sie werden alle die Ueberzeugung in die Heimath mitnehmen, daß in der Ge-

sammtheit des deutschen Volkes ein brüderliches Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt, welches von der Form, die ihm zum Ausdruck dient, nicht abhängig ist, und welches gewiß in stetigem Fortschreiten an Kraft zunehmen wird, wenn wir allseitig bestrebt bleiben, in den Vordergrund zu stellen, was uns eint, und zurücktreten zu lassen, was uns trennen könnte."

So konnte der König von Preußen anderthalb Jahre nach einem schweren Bruder- und Bürgerkrieg, an das gesammte Volk gewendet, sprechen, weil die nationale Frage weit über die Kreise der Gebildeten hinaus durch die seit Jahren gepflegten Vereine bis in die Berge und bis in die Hütten getragen worden war.

Daß die ausgleichenden Richtungen zwischen Nord und Süd in meinem Coburger Ländchen, welches in der Treue seines süddeutschen Volksthums seit lange die Anpassung an das norddeutsche Wesen repräsentirte, immer eine gute Unterstützung fanden, davon durfte ich auch meinerseits wahrheitsgemäß sprechen, als ich mein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte und einen Rückblick auf diese Zeit des Strebens und Erringens warf.

Am 29. Januar 1869 versammelte ich die Vertreter meiner beiden Länder in Gotha, und ich darf die Worte, welche ich beim feierlichen Empfange derselben gesprochen habe, dem freundlichen Leser meiner Erinnerungen in diesem Schlußcapitel gleichsam als einen kurzen Rechenschaftsbericht von dem, was mein Buch in umfangreichen Erzählungen enthalten sollte, nachstehend mittheilen:

„Meine Herren!

„Empfangen Sie zuvörderst meinen aufrichtigsten Dank für den warmen Ausdruck Ihrer Theilnahme an dem festlichen Tage, der uns heute zusammenführt, für die herzlichen Worte, die Sie in so freundlicher, mir innig wohlthuender Weise an mich gerichtet haben. Wohl besteht zwischen uns mehr, als ein bloß äußerliches, formelles oder pflichtmäßiges Verhältniß, — fünfundzwanzig Jahre haben hier das Band gewirkt, das Fürst und Volk miteinander verknüpft, und im Drang und Sturm dieses Vierteljahrhunderts, in gemeinsam gelebten guten und bösen Tagen, hat es seine Kraft erprobt und ist unzerreißbar geworden."

„Jeder wichtige Gedenktag lenkt den Blick des Menschen rückwärts auf eine längst entschwundene Zeit; gleichsam von der Höhe herab überschaut er dann im Gesammtbild eine weite Strecke der Vergangenheit; und schließlich bildet die Gegenwart, mit ihren tausend Wünschen und Hoffnungen, die Brücke zu dem unbekannten Reich der Zukunft."

„So lassen Sie auch mich im Geiste diese Wanderung vor Ihnen unternehmen."

„Der Tag, an welchem ich die Regierung antrat, fand mich verwaist an der Bahre nicht nur eines verehrten und gütigen Fürsten, sondern zugleich des besten Vaters. Er war ein Mann von zärtlichem Gefühl und fürstlicher Gesinnung. Den Theorien abhold und praktischen Sinnes, hatte er nur das Wohl seiner Unterthanen im warmen Herzen getragen und war rastlos bestrebt gewesen, mit väterlicher Fürsorge ihre Interessen zu heben und zu fördern. Ihm galt der Geringste wie der Höchste; aber freilich, aufgewachsen in einer harten Zeit und voll autocratischen Selbstbewußtseins, hatte er ein festes Maß für die Menschen und Dinge und wollte seine Unterthanen glücklich machen nach seiner eigenen Einsicht. Daß es ihm im Großen und Ganzen gelang, daß der patriarchalisch regierte Staat gedieh und seines Gedeihens froh wurde, war eine Gunst des Schicksals und eine Folge jenes Respects, den jeder festgeschlossene, von selbstlosem Wohlwollen und ehrlicher Ueberzeugung geleitete Charakter auch den Widerwilligen abnöthigt."

„Aber was man dem bejahrten Manne schweigend und gleichsam als ein Recht zugestanden hatte, galt nicht für den jugendlichen Fürsten, der eben erst die Zügel der Regierung ergriff. An ihn trat der Geist der modernen Zeit heran und stellte seine Forderungen."

„Ueberall umher in deutschen Landen regte dieser Geist bedeutsam seine Schwingen. Eine neue Generation, dem kindlich blinden Gehorsam abgeneigt und von dem mehr oder minder klaren Drange geleitet, ihr staatliches Schicksal mitwirkend selber zu bestimmen, war aufgewachsen. Allerorten und auf allen Gebieten regte sich der kritische Sinn, die überlieferten Formen antastend und an den überkommenen Satzungen rüttelnd. Die Tage des persönlichen Regiments waren gezählt."

„Gottlob, ich war ein Kind dieser neuen Zeit, und anstatt vor ihr zu erschrecken, fühlte ich ihren Athem kräftigend auf mich einströmen. Mannigfach angeregt, weise geleitet und eifrig prüfend, erschloß sich mein Blick fast instinctiv den modernen Ideen und Tendenzen, die den folgenden Decennien ihren Stempel aufzudrücken bestimmt waren. So hatte ich früh ein Verständniß der Zeit gewonnen, und aus dem Verständniß entsprang der Plan meines Lebens, die Tendenz, die ich meiner Regierung vorgezeichnet hatte."

„Ich wollte die Verkörperung moderner Staatsideen nicht bloß versuchen, sondern auch durchführen. Ich wollte thatsächlich beweisen, daß die vielfach verfehmten Ideen der Freiheit und Humanität völlig in Einklang zu bringen seien mit den Bedingungen geordneter Regierungsgewalt, mit dem gedeihlichen Flor der materiellen Interessen. Ich wollte von meiner bescheidenen Stellung aus ein Werk schaffen, das der Nachahmung nicht nur werth wäre, sondern auch wirklich Nachahmung fände."

„Ob und wie weit es mir gelungen, das zu entscheiden muß ich Ihnen, muß ich dem Urtheil der Geschichte anheimgeben."

„Jedenfalls habe ich mich über die Hemmnisse und Schranken nie getäuscht, die von einem Kleinstaat, wie er mir zur Regierung anvertraut war, unzertrennlich sind. Zeitig bin ich bedacht gewesen, ihn der bloß illusorischen Machtfunctionen zu entkleiden und den Sinn seiner in engumfriedeter Behaglichkeit lebenden Bewohner vor particularer Selbstgenügsamkeit zu bewahren; immer habe ich seine vornehmste Aufgabe darin gefunden, an der Culturentwicklung der Nation mitzuarbeiten, eine Pflanzstätte zu sein für Kunst und Wissenschaft und, gegenüber dem centralisirenden Zug des Großstaats, die Pflege der provinzialen Wesenheit, die Fürsorge für Kirche und Schule, die Ausbildung der gemeindlichen Selbstregierung zu übernehmen. In diesem Sinne regiert, können die historischen Staatenbildungen unseres Vaterlandes noch auf lange Jahre hin sich ersprießlich erweisen, und es muß die Aufgabe des Fürsten wie der Regierten sein, über den Opfern, die uns die Neugestaltungen auferlegen, nicht den Werth zu vergessen, den eine wenn noch so beschränkte Selbstständigkeit bietet."

„Mir wenigstens ist in diesem Kleinstaat gelungen, mit Hülfe und unter Mitwirkung so manchen treuen Dieners eine Reihe jener Reformen, von deren Berechtigung und Nothwendigkeit wir Alle überzeugt sind, practisch in's Leben zu führen."

„Aber höher als einzelne Reformen stand mir immer, und Kern und Ziel meiner Regententhätigkeit war: unverbrüchlich am Recht festzuhalten. In dieser Beziehung bin ich unbeugsam gewesen, zuweilen vielleicht selbst hart erschienen, jederzeit unbekümmert um verständnißlose Angriffe. Denn die einzige Basis für das Wohlbefinden meiner Unterthanen war mir die Aufrichtung und Erhaltung des Rechtsstaates; und ich bin stolz darauf, daß während meiner ganzen Regierungszeit wissentlich nie ein Recht verletzt worden ist. So erst gewann ich die rechte Kraft für die reformirende Thätigkeit, die meine Regierung auf den einzelnen Gebieten des Staatswesens entfaltete."

„Keinem Fortschritt der Zeit habe ich je mich verschlossen. Ich habe die Justiz verbessert, die Verwaltung vereinfacht, die von altersher ererbten socialen Fesseln gelöst. Ich habe den Grundsätzen vernunftgemäßer Aufklärung nicht nur theoretisch gehuldigt, sondern in Kirche und Schule mich zu ihnen bekannt und ihnen thatsächlich Eingang und Raum verschafft. Ich habe neben der Pflege der idealen Güter auch die materiellen Interessen unverrückt im Auge behalten und Neuerungen, Erfindungen und Verbesserungen aller Art der Wohlfahrt meines Volkes dienstbar gemacht. Ich habe vor Allem aber danach gestrebt, nicht bloß eine Verfassung zu geben, sondern auch den rechten Sinn dafür

zu erwecken, die Theilnahme am constitutionellen Leben überall Wurzel schlagen zu lassen; auf diese Weise sollte die Verfassung in meinem Lande zur Wahrheit werden, und es hat mich nicht beirrt noch müde gemacht, wenn ich auch zu Zeiten, bald mit Mißverstand und abgeneigtem Willen, bald mit dem schlimmsten Feind liberaler Entwicklung, der politischen Theilnahmlosigkeit, zu kämpfen gehabt habe. Ist so nicht Alles erreicht, was ich mir zum Ziel gesetzt hatte, so trage nicht ich die Schuld. Viel des Erfreulichen ist in's Leben getreten, und was meinen sehnlichsten Wunsch betrifft, die Vereinigung meiner beiden nur noch in äußerlichen Formen getrennten Herzogthümer, so gebe ich mich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die gewachsene Einsicht in das wahre Interesse unseres Staates mir entgegenkommen und bald die wenigen Hindernisse hinwegräumen wird, die diesem sehnlichen Wunsch zur Zeit noch entgegenstehen."

„Habe ich bis jetzt von meinem Wirken als Landesfürst gesprochen, so sei es mir nun vergönnt, den Blick auf die Thätigkeit zurückzuleiten, zu der ich mich gedrungen fühlte als Bürger des Gesammtvaterlandes, als deutscher Patriot. Darin eben lag der unheilvolle Irrthum, daß man gewohnt war, die deutschen Fürsten, sei es nun mit oder ohne ihre Schuld, vom deutschen Volk losgetrennt zu betrachten, daß man in ihnen allein das Hinderniß für eine gesegnetere Entwicklung unserer nationalen Verhältnisse zu finden glaubte. Diesem Irrthum trat ich scharf entgegen; ich fühlte in mir nicht nur dieselbe warm vaterländische Gesinnung, wie sie Jedem unter Ihnen innewohnen mag, sondern auch die Berechtigung, mit zu sorgen, zu rathen, zu tragen, zu kämpfen. Aus dieser Empfindung entsprangen all jene in sich zusammenhängenden Handlungen, für die mir oft warme Zustimmung, oft scharfer Tadel und böswillige Verdächtigung zu Theil wurde. Aber fürwahr, ich freue mich jeder dieser Handlungen und nehme in dieser feierlichen Stunde mein volles Maß in Anspruch, denn ich trage in mir die Ueberzeugung, daß, wenn es besser geworden ist in Deutschland, auch mein Wirken, nach welcher Richtung es sei im Dienst des Vaterlandes, dazu beigetragen hat. Und stand auch mein Ideal nach einer auf friedlichem Wege organisch sich entwickelnden Neugestaltung, die nur durch freiwillige Opfer der Fürsten wie der Völker ermöglicht werden konnte, so war ich dennoch der Erste, der dem Rufe folgte, als die Kluft unausfüllbar geworden und die Sorge um das zwiegespaltene Vaterland uns das Schwert in die Hand drückte, und werde nicht der Letzte sein, wenn es gilt, für das geeinigte einzustehen, den Ausbau zu vollenden, opferwillig mich ihm zu weihen."

„So sind die fünfundzwanzig Jahre nicht umsonst vorübergegangen, weder für den Einzelnen noch für das Ganze, und ohne Ueberhebung kann ich sagen: ich habe zu leben und zu wirken gesucht, nicht bloß für den vergänglichen Tag."

„Und nun haben Sie nochmals Dank für die Liebe, die Sie in einem halben Leben mir dargebracht haben. Erhalten Sie mir diese Zuneigung, wie Ihnen die meine gehört. Und sollte mir der Himmel bescheeren, das Silberfest des heutigen Tages dereinst im Greisenalter als goldenes zu feiern, dann gebe er mir auch — das ist der Wunsch meines Lebens — daß ich Deutschland einig und mächtig und mein Coburg-Gotha glücklich sehe. Das walte Gott!“

Zur Zeit, als ich so hoffnungsvoll in die Zukunft blicken zu können meinte, war der Imperator an der Seine fast unermüdlich beschäftigt, „schwarze Punkte“ am politischen Horizont von Europa zu entdecken. Das deutsche Volk verfolgte die Ereignisse in der Türkei, in Griechenland oder in Spanien mit dem Antheil, welchen fremde Angelegenheiten dem politisch denkenden Manne einflößen, aber daß sich aus denselben ein casus belli zwischen Frankreich und Deutschland entwickeln könnte, schien geradezu ausgeschlossen. In dieser Beziehung verdient eine Thatsache der Vergessenheit entzogen zu werden, die an und für sich kein großer Beweis einer starken politischen Befähigung deutscher Männer war, aber mehr als alles andere die Friedfertigkeit der deutschen Nation in jenen Zeiten bewies: seit dem Jahre 1869 nämlich glaubte sich die Fortschrittspartei in Preußen wie in Sachsen zu einer Reihe von Anträgen in den Kammern auf Abrüstung des Bundes hinreißen lassen zu dürfen.

In Frankreich dagegen hatte die Unruhe der Gemüther, der aufgeregte Wunsch nach Landerwerb und die Phrase von der nothwendigen Herstellung des Gleichgewichts keinen Augenblick mehr geschwiegen. Nach Erledigung der Luxemburger Frage wurde die Aufmerksamkeit wieder mehr auf Belgien gelenkt, wo man in dem Ausschluß fremder Eisenbahngesellschaften eine Beeinträchtigung französischer Interessen sehen wollte.

Nachdem das Ministerium Ollivier am 2. Januar 1870 gebildet worden war, meinte Napoleon die Franzosen durch das Lockmittel einer mehr parlamentarischen Regierung von den äußern Angelegenheiten ablenken zu können. Dazu kam, daß die am meisten zum Kriege drängende Partei durch die Aussicht auf das Concilium Vaticanum und durch die Vorbereitung zu außerordentlichen Beschlüssen über die Stellung des Papstes in der katholischen Kirche vollauf beschäftigt schien. Der Gang der Dinge in Spanien endlich wurde seit dem Sturze der Regierung der Königin Isabella in Deutschland fast nur mit den Augen einer Liebhaberpolitik, die sich für den Idealismus Emilio Castelars begeistern konnte, betrachtet. Als daher die hohenzollernsche Candidatur auftauchte, habe auch ich zu jenen gehört, welche nicht für wahrscheinlich hielten, daß hieraus eine nahe kriegerische Gefahr entstehen könnte. Um dies Jemandem, der so wie ich den Kaiser der Franzosen kannte, glaublich zu machen, hätte er

wissen müssen, was ich nachher erst erfuhr, daß der Kaiser weit kränker war, als die Welt annahm und in Folge dessen seiner Umgebung viel weniger Widerstand zu leisten vermochte, als dies doch früher immer noch der Fall gewesen. Die Art und Weise, wie man ihn in den Krieg hineintrieb, macht mir noch heute den Eindruck eines vollkommenen Martyriums, eines Trauerspiels, in welchem der Held eine rein passive Rolle spielt.

Ich gestehe, in diesem Augenblicke so wenig eine unmittelbare Kriegsgefahr geahnt zu haben, daß ich mich am 23. Juni nach Tyrol begab und am 10. Juli über Verona und Venedig nach Abbazia reiste, wo ich mich zum Gebrauche der Seebäder in dem damals fast noch gar nicht bekannten herrlichen Winkel des adriatischen Meeres eine Zeitlang zur Herstellung meiner Gesundheit aufzuhalten gedachte. Ich war in der von mir bewohnten schönen Villa des Herrn von Scarpa eben angelangt, als die ersten Hiobsposten von den Ereignissen in Berlin und Ems eintrafen. Am 16. Juli erhielt ich die entscheidenden Kriegsdepeschen, die noch um 12 Uhr Nachts mich bestimmten, mein Idyll zu verlassen und in einer Tour bis Coburg zu fahren, wo ich am 18. Morgens ankam, meinen mich am Bahnhof erwartenden Adjutanten von Schrabisch sofort nach Berlin abordnete und demselben schon am 21. Juli dahin nachfolgte.

Doch ich darf der Versuchung nicht nachgeben, die großen Momente dieser einzigen Zeit im Einzelnen zu beschreiben. Wie verändert hatte ich mein Deutschland gefunden: von Passau bis Coburg, Gotha und Berlin eine zu höchster patriotischer Begeisterung emporgehobene Bewegung! Allüberall, auf jedem Bahnhof hunderte von Landwehrmännern, die zu ihren Fahnen strömten; und unter den thränenreichen Abschiedsscenen die lauten, aus tapferen Herzen dringenden Hurrahs für Vaterland und König. So war ich in Berlin angekommen, so traf ich am 22. den König, den Kronprinzen, Bismarck, Moltke, Roon, alle in einem großen, ernsten Geiste einig und vereint, im Rechtsgefühl erstarkt, im Pflichtbewußtsein hoch, in begeisterter Entschlossenheit mit Hunderttausenden verbunden, das Leben einzusetzen für des Vaterlandes Ehre.

Seine Majestät theilte mich unter der schmeichelhaften Anerkennung, daß ich 1866 in derselben Stellung seine hohe Zufriedenheit erworben hätte, dem Kronprinzen zu, welchem das Commando der III. Armee übertragen wurde.

Daß es mir vergönnt gewesen ist, den Feldzug vom Tage des Einmarsches in Frankreich bis zu dem Einzug in Paris in voller Kraft des Lebens mitzumachen, und daß ich dabei Zeuge und Theilnehmer der wichtigsten Vorgänge in militairischer und politischer Beziehung sein durfte, erscheint mir im Rückblick auf die Begebenheiten, wie wohl allen Genossen der großen Zeit, als der stolzeste und ereignißreichste Theil meiner Laufbahn, und es kostet mich eine schwere Entsagung, hier meiner Feder nicht freien Lauf lassen zu können; doch darf ich

hoffen, daß auch die Hauptmomente meiner Erinnerungen das Bild der Zeit hie und da vervollständigen werden.

Ich verließ Coburg mit meinen beiden Adjutanten Major von Schrabisch und Lieutenant von Ziegesar am späten Abend des 28. Juli, schloß mich in Eisenach dem von Berlin kommenden Obercommando des Hauptquartiers der dritten Armee an, traf am 30. Juli in Speier ein und meldete mich am selben Abend beim Kronprinzen.

Als wir am 3. August von Speier aufbrachen, dachte man kaum, daß man unmittelbar vor entscheidenden Schlachttagen stände. Am Nachmittage, wo ich mein Quartier in Dammheim, dreiviertel Stunden von Landau, nahm, kam vom Kronprinzen der Befehl, das sechste Ulanenregiment heranzuziehen; am Abend begrüßte ich das Regiment, in welchem ich zahlreiche Gothaer fand, in seinem Bivouac, und wenn die Gläser noch einmal fröhlich klirrten und auf den Sieg getrunken wurde, so hatte man nun wohl Grund dazu, da morgen schon ein entscheidender Kampf bevorstand.

Am 4. August um 1/25 Uhr, als ich mich nach Landau in's kronprinzliche Hauptquartier begab und von da mit dem Kronprinzen nach Bergzabern fuhr, wo wir zu Pferde stiegen, war das Gefecht um die alten berühmten Weißenburger Linien bereits entbrannt. Wir schlossen uns den vorrückenden Truppen an, immer größere Massen wurden in den Kampf verwickelt, und als jetzt auch der Gaisberg im Sturm genommen worden war, erscholl uns zum erstenmale der laute Siegruf unserer Truppen entgegen, der in dem Laufe kriegsgeschichtlich unerhörter Erfolge uns nicht mehr verlassen sollte.

Schon nach drei Tagen konnte ich einen freudigen Bericht an die Herzogin, der ich von nun an regelmäßige Mittheilungen machte, schicken und mit den Worten beginnen: „Wiederum blutige Schlacht, wie Dir der Telegraph gemeldet hat, glänzend und siegreich.“ Ich hatte von der Schlacht von Wörth zu erzählen, welche sich am 6. August aus einem Vorpostengefecht entwickelte, während die Absicht gewesen war, den Truppen einen halben Tag Ruhe zu gönnen. Aber am frühen Morgen hatte der Zusammenstoß eine so bedeutende Ausdehnung erlangt, daß wir aus unserem Quartier von Sulz vor dem Wald aufbrachen und der Kronprinz selbst noch die Anordnungen treffen konnte, um alle betheiligten Corps heranzuziehen und in die Action eingreifen zu lassen.

Das Terrain, innerhalb dessen der Kampf sich entsponnen hatte, erinnerte mich an die Umgegend von Coburg. Wie sich auf beiden Seiten des Itzgrundes rasch ansteigende Höhen gegen Banz hinziehen, so lag auch zwischen uns und dem Feinde ein tief eingeschnittenes weithin ausgedehntes Wiesenthal, nur daß die Berge etwas höher waren und Weinpflanzungen das Thal begrenzten. Wir waren daher in der günstigen Lage, die ganze Schlacht aus nächster Nähe zu

beobachten, und konnten leicht die einzelnen Befehle des Kronprinzen jedem Truppentheil rasch vermitteln. Als das letzte Hurrah erfolgte, jagten wir rasch in die Linien hinein und hinauf auf die feindliche Höhe.

Es war ein schöner stiller Sommerabend, zu welchem die ringsum brennenden Dörfer einen grausigen Gegensatz bildeten. Bald tönte uns das Jubelgeschrei unserer siegreichen Truppen entgegen. „Die Fahnen flatterten," so beschrieb ich am folgenden Tage den großen Moment, „die Musiken spielten ihr Heil Dir im Siegerkranz, Alles umarmte und küßte sich vor Freude. Manchem tapferen Kameraden wurde im Sterben die Hand gedrückt, doch habe ich keinen trotz gräßlichster Zerstörungen, die man sehen mußte, klagen gehört. Dazwischen tausende von französischen Gefangenen, die genommenen Geschütze, um welche haufenweise die bedienende Mannschaft todt und verwundet dalag, da blieb kein Auge thränenleer, es war der großartigste und zugleich furchtbarste Anblick und Eindruck, welcher in diesem Leben denkbar ist. Langsam zog dann die Nacht über das furchtbare Bild und verwischte die entsetzliche Gegenwart. Wie soll ich die Freude und auch den Jammer schildern, als ich zu unserem decimirten 95. Regiment kam, welches einen rühmlichen Antheil an den erfochtenen Lorbeeren hatte. Ueber die entsetzlichen Verluste haben wir noch keine sicheren Berichte."

Die Freude über den Sieg von Wörth ward noch durch die Kunde erhöht, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl am gleichen Tage gleichfalls einen glänzenden Sieg erfochten hatte. Leider mußte ich mit dieser Mittheilung die Nachricht an die Herzogin verbinden: „Das Gerücht geht, Reuter sei dabei verwundet worden*)."

Einer tiefergreifenden Erinnerung von dem Tage von Wörth drängt es mich noch Ausdruck zu geben, weil sie geeignet ist, die Auffassung des Ereignisses von gegnerischer Seite in einem edlen Lichte erscheinen zu lassen. Der Zufall führte mich in dem brennenden Dorfe Alsaßhausen an das Sterbelager des bekannten französischen Generals Raoul. Der tapfere Mann lag dicht neben einer brennenden Hütte, so daß der Aschenregen auf ihn herabfiel, auf einer Pferdedecke, umgeben von einem Dutzend arabischer Truppen, welche sich theilnahmlos zeigten. Als ich an ihn herantrat, um zu sehen, ob ihm irgend eine

*) Der Leser kennt aus meinen Aufzeichnungen meinen langjährigen Adjutanten von Reuter so genau, daß ich nicht unterlassen darf, des klugen und tapferen Mannes auch hier noch einmal in Treue zu gedenken. Er war als Oberst an der Spitze des 12. Regiments bei Spichern schwer verwundet worden und starb am 11. October zu Saarbrücken.



Hülfe zu schaffen wäre, sagte er, er hätte nur noch wenige Augenblicke zu leben (es waren ihm beide Beine zerschmettert), und er fragte, ob ich sein Testament zur Besorgung übernehmen wolle. Als ich mich gern dazu bereit erklärte, übergab er mir dasselbe mit den unvergeßlichen Worten: Je meurs dans la conviction que je me suis battu contre la plus brave armée du monde.

Ich führe, wie die Briefstellen aus meinen damaligen flüchtig hingeworfenen Schilderungen, so diese einzelnen Reminiscenzen hier nur an, um den Leser in diese ersten einleitenden Tage des Bangens und Erringens in lebendigerer und unmittelbarerer Weise zu versetzen. Kann man sich doch heute kaum des Glaubens erwehren, es müßte von dem Blatt Papier und aus den stummen Buchstaben, die man in jenen Augenblicken darauf geschrieben, ein Hauch des gewaltig entflammten Geistes unseres ganzen Volkes auf unsere Enkel übertragen werden können.

Am 11. August überschritten wir die Vogesen. Von den kleinen Festungen des alten Gürtels, mit welchem Vauban die Eroberungen Ludwigs XIV. zusammenschnürte, machte sich auf dem Marsche unnützer Kanonendonner bemerkbar. Am 17. August stand das Hauptquartier in Nancy. Der Kronprinz hatte Kunde, daß in diesen Tagen die großen Würfel vor Metz fielen. Unsere Gedanken flogen daher von den reizenden Boulevards der bautenberühmten Stadt immerfort zu den Streitern in den sonnigen Gefilden der Mosel. Als wir endlich ausführliche Meldungen von den ungeheuren Ereignissen dort erhielten, standen wir eben vom 20.—22. August in dem Geburtsorte der Jungfrau von Orléans und tranken in Vaucouleurs auf die Siege von Metz.

In der Ungewißheit der nächsten zehn Tage, während welcher die Spur des Feindes lange räthselhaft verschwunden war, hatten wir die angestrengtesten Märsche, von denen vielleicht die Kriegsgeschichte meldet, zu machen. Endlich war wieder Nachricht vom Feinde und Kunde von dessen Abzug nach Nordosten eingetroffen.

Nun gab es keine Rast, die große Schwenkung wurde sofort in Scene gesetzt, bis wir endlich auf die ganze Armee Mac-Mahons stießen. Sie war im vollen Marsch begriffen, da ihr zum Entsatze von Metz nur eine einzige Eisenbahn zu Gebote gestanden hätte. Der Feind befand sich am 30. August in einer starken Stellung hinter dem Argonner Wald. Unsere Artillerie eröffnete, unterstützt von unserer gesammten Cavallerie, einen Geschützkampf, welcher den ganzen Tag andauerte, bis der Feind bei anbrechender Dunkelheit abzog. Die Sterne glänzten schon am Himmel, als noch immer von Osten her Kanonendonner zu uns herüberschallte; es war die Schlacht von Beaumont, in der der Kronprinz von Sachsen siegreich die Ereignisse der nächsten achtundvierzig Stunden vorbereitete.

In einem schmutzigen Bauernhause fand ich mit dem Erbprinzen von Hohenzollern und mehreren Anderen ein dürftiges Nachtlager auf Stroh, nachdem wir unsere Pferde selbst abgesattelt und gefüttert und einige mangelhafte Ueberreste von Brot und Eiern verzehrt hatten. Am andern Morgen ritt ich nach St. Pierremont in's kronprinzliche Hauptquartier, das an diesem Tage nach Chémery und Malmy verlegt wurde, in welch letzterem Orte ich Quartier hatte und den nach Vendresse durchfahrenden König sprechen konnte.

Während des ganzen Tages waren unsere Truppen in raschem Vorrücken nach Nordost begriffen. Am Abend suchte ich mein 95. Regiment auf, welches bei Chémery bivouakirte. Viele von diesen Braven habe ich noch einmal an jenem Abend gesehen und glückverheißende Worte mit ihnen gewechselt. Am nächsten Tage standen sie in den Linien, in welche die feindlichen Geschosse die furchtbarsten Lücken reißen sollten.

Der späte Mond stand noch am Himmel, als wir vor 4 Uhr auf die das Maasthal umgebenden Höhen von Fresnoy weit über unsere Vorposten hinausritten. Noch deckte dichter Nebel die Niederungen und die vor uns liegende an den hervorragenden Thurmspitzen erkennbare Festung Sedan. Erst durch das blutroth aufgehende Tagesgestirn wurde allmählich die Scenerie vor unsern Augen entrollt.

In jedem Augenblicke konnte der Kampf eröffnet werden. Mit stummer Erwartung blickten wir nach dem langsam fortschreitenden Zeiger auf der Uhr. Als er auf ein Viertel auf sieben wies, erscholl gleichzeitig der Donner von über hundert Geschützen. Am Vor- und Nachmittage entwickelten sich nach den vorher getroffenen Bestimmungen unsere Armeecorps und griffen wie in einem Friedensmanöver in die Action ein.

Am späten Nachmittage, als Sedan nach langem Ringen umschlossen war und der Kanonendonner abnahm, eilten wir mit dem Kronprinzen den Platz aufzusuchen, auf dem der König der ganzen Action beigewohnt hatte, um weitere Befehle einzuholen. Wir trafen in dem Momente ein, als der König die Ordre gab, daß die württembergische Artillerie, welche in der Reserve stand, das Feuer auf die Stadt richten sollte.

In diesem Augenblicke erschien der Parlamentär, welcher den bekannten welthistorischen Brief Napoleons III. überbrachte. Die oft beschriebenen Scenen will ich hier nur in dem unvergeßlichen Bilde zusammenfassen, wie der König, nachdem er das Schreiben erbrochen und einen Blick hineingeworfen, tief bewegt zu uns sagte, die wir dicht um ihn herumstanden, „da hört" und hierauf den erschütternden Inhalt mit lauter Stimme vorlas. Auf einer Pflugschar sitzend, schrieb er seine Antwort auf dem Rücken des Adjutanten. Tief ergriffen und mit Thränen in den Augen beglückwünschten wir unsern Kriegsherrn, um bald

darauf ein Schauspiel der merkwürdigsten Art zu erleben; denn urplötzlich ertönte aus mehr als hunderttausend Kehlen ein nicht endenwollendes Hurrah von allen Linien, und da die Nacht hereinbrach, stiegen von allen Hügeln gewaltige Feuersäulen auf, wie eine von den siegestrunkenen Truppen improvisirte Illumination.

So endete dieser Tag. Der zweite September brachte eine neue Reihe von ungeheuren Ereignissen unblutiger, aber für die unmittelbaren Zeugen nicht weniger ergreifender Art. Da am Abend vorher bis auf die Gefangennehmung des Kaisers nichts militairisch Entscheidendes geschehen war, so fehlte es in der obersten Armeeleitung selbst nicht an dem Glauben einer nothwendigen Wiederaufnahme des Kampfes, und es war die Bestimmung getroffen worden, daß mit dem frühen Morgen alles wieder kampfbereit in Stellung sein müsse und zu verbleiben habe, bis es dem General von Moltke gelungen sein würde, die Uebergabe von Sedan und die Capitulation der französischen Armee zu bewirken — oder im Fall des Mißlingens das blutige Werk fortzusetzen.

Inzwischen hatten wir von der dritten Armee Befehl erhalten, den König nach dem Bellevue-Schlößchen zu begleiten, um der Zusammenkunft mit dem Kaiser der Franzosen beizuwohnen. Um 8 Uhr trafen wir daselbst ein, als die oft beschriebene und durch unzählige Bilder bekannte Unterredung stattfand. Ich sah den Kaiser die Mütze in der Hand, durch einen Strom von Thränen keines Wortes fähig, an der Eingangsthür stehen. Während die Monarchen und der Kronprinz in das Innere des Hauses gingen, traten wir übrigen zu den französischen hohen Offizieren heran, welche im Gefolge des Kaisers gekommen waren und auf dem kleinen Kiesplatz vor dem Schlößchen standen.

Die Herren empfingen uns mit einer gewissen Cordialität und besprachen mit großer Unbefangenheit die Ereignisse des gestrigen Tages. Nach kurzem Aufenthalte verließen wir alle mit dem Könige die traurige Stätte und folgten, so schnell uns die Pferde tragen konnten, dem greisen Herrn nach der Höhe, von welcher der Kronprinz gestern die Action seiner Armee geleitet hatte. Da erschien endlich General von Moltke, sprang vom Pferde und übergab die Capitulationsurkunde, worauf der König, ohne sich lange zu besinnen, mit lauter Stimme rief: „Die Herren Generäle!"

Wir hatten kaum den hohen Herrn umschlossen, als er in wirkungsvoller Rede einen Rückblick auf die Kriegsereignisse warf und etwa mit den Worten schloß: „Ich danke Ihnen Allen für Ihren Muth und Ihre Ausdauer und verlasse mich auf Sie in allem, was auch ferner in dem Buch des Schicksals geschrieben sein möge." Ich habe immer bedauert, daß die tiefergreifende Ansprache des Königs in ihrer unmittelbar wirkenden Ausdrucksweise nicht aufgezeichnet werden konnte, und daß ein so wichtiger Theil des großartigen Moments der Nachwelt verloren gehen mußte.

An demselben Tage sollte mir noch beschieden sein, dem auf der Straße von Donchery im offenen Wagen daherkommenden Kaiser Napoleon zu begegnen. Vorüberziehende Truppen hatten eine Stockung verursacht, der Wagen des Kaisers wurde zum Stehen gebracht, so daß es mir möglich war, mich bemerkbar zu machen und vom Pferde aus mich zu verneigen. Er winkte freundlich mit der Hand, sprach aber kein Wort; zum letzten Male in diesem Leben sah ich seine umflorten wehmüthigen Züge.

Des folgenden Tages beritten wir mit dem König und dem Kronprinzen das ausgedehnte Schlachtfeld. Ich lasse den Vorhang über die schrecklichen Bilder der Zerstörung und des menschlichen Elends fallen, die sich vor uns entrollten.

Von Sedan nach Paris dauerte unser Marsch bis in die dritte Woche, und am 20. September konnte ich in einem Schreiben an die Herzogin endlich als Thatsache mittheilen, daß nach dem blutigen Kampfe am 19. September die Hauptstadt Frankreichs von der deutschen Armee umstellt sei, und daß wir mit fünf Corps den südwestlichen Theil cernirt und unser Hauptquartier in Versailles aufgeschlagen hätten. Ich war mit dem größten Theile des Stabes im Hotel du Reservoir einquartiert worden.

Die Einschließung von Paris mit ihren zahlreichen Wechselfällen bezeichnete eine Zeit rastloser militairischer und zugleich politischer Thätigkeit. Durch die Wechselwirkung dieser beiden Richtungen hatte der Krieg als solcher einen veränderten Charakter angenommen. Am 5. October verlegte Se. Majestät sein Hauptquartier nach Versailles, ein Umstand, welcher in der Leitung der dritten Armee auch in militairischer Beziehung mancherlei Aenderungen herbeiführte. Wir wurden so eigentlich im Centrum aller Operationen und Verhandlungen Theilnehmer an Entschließungen über alle Hauptfragen, welche auftauchten. Die politische und militairische Führung sämmtlicher Armeen war, wenn möglich, eine noch einheitlichere geworden. Die immer wiederholten Versuche der Franzosen, den eisernen Gürtel zu sprengen, und ihre zum Theil mit großem Geschick und größten Opfern unternommenen Ausfälle spannten unsere Aufmerksamkeit sowie die Anforderungen des Dienstes aufs höchste. Abgesehen von den wirklichen Gefechten sorgte der unausgesetzte Kanonendonner der Forts dafür, daß man sich keinen Augenblick über den Ernst des Krieges mit allen seinen Schrecken zu täuschen vermocht hätte. Es gab Tage und Nächte, wo in Versailles besonders bei Südostwind die Fenster nicht aufhörten zu klirren und die Mauern zu beben.

So lange die Verhandlungen über die Capitulation von Metz nicht zum Ziele geführt hatten, fehlte es auch nicht an sorgenvollen Stunden. Oefters

war in Versailles bereits gepackt und gesattelt worden, da die Reorganisation der französischen Armeen im Norden und Westen unsere Stellung in Versailles nach und nach doch als eine prekäre erscheinen ließ. Erst von dem Momente, da am 26. October Metz gefallen war, konnte für uns der Ausgang des Krieges nicht zweifelhaft sein, und es handelte sich mehr oder weniger nur noch um Proben geringerer oder größerer Geduld, welche ihren Ausdruck insbesondere dann in der Frage über das Bombardement von Paris erhielt. Ich will hier ebenso wenig die Umstände berühren, welche schließlich zu dem höchsten Orts gefaßten bezüglichen Beschlusse geführt haben, wie ich mich in der Lage sehen würde, über den militairischen Gang der Begebenheiten auf den westlichen, nördlichen und östlichen Kriegsschauplätzen irgend etwas Selbsterlebtes zu bemerken.

Was dagegen die politischen Verhältnisse anbelangt, so war man in Versailles einige Zeit hindurch der frohen Hoffnung, daß die einsichtigeren Elemente der Pariser republikanischen Regierung mit ihren guten Absichten, einen baldigen Frieden herzustellen, doch über die demagogischen Parteien den Sieg davontragen könnten.

Ich kann hier eine interessante Begegnung mit Thiers nicht unerwähnt lassen, weil ich glaube, daß der damals seit mehr als dreißig Jahren mir bekannte Staatsmann, schon vermöge meiner in der Sache nicht entscheidenden Stellung, mir gegenüber sich unbefangener äußern durfte als in den ganz officiellen Verhandlungen.

Thiers hatte im October seine bekannte Rundreise durch die Hauptstädte Europas unternommen, um die Vermittlung der neutralen Mächte zu gewinnen. Als dieser Versuch gescheitert war, kam er am 30. October von Tours nach Versailles, um mit der Zustimmung der deutschen Regierung nach Paris zu gehen und mit Friedensanerbietungen zurückzukehren. Ich hatte ihn bei seiner Durchfahrt am Wagen gesprochen, und als er in Versailles wieder angekommen war, logirte er im Hotel du Reservoir und war mein Wohnungsnachbar. Er besuchte mich am 2. November um 8 Uhr Morgens, und wir hatten eine lange Unterredung, deren Hauptpunkte ich mir sofort notirte.

Als das Hauptresultat seiner Unterhandlungen mit den neutralen Mächten erklärte Thiers die Nothwendigkeit, bald zu einem Frieden zu gelangen. Jetzt sei er von Tours gekommen, um in Folge ausdrücklicher Aufforderung der Neutralen der Pariser Regierung vorzuschlagen, auf einen Waffenstillstand mit der deutschen Heeresleitung einzugehen. Derselbe sei nöthig, um die Wahlen für die Constituante zu ermöglichen; dazu brauche man mindestens fünfundzwanzig Tage.

Auf meine Frage, was von diesen Wahlen für uns zu erwarten wäre, versicherte mich Thiers, daß dieselben ohne allen Zweifel conservativ ausfallen

und ein Ausdruck der Friedenspartei sein würden. Er nahm an, daß die Versammlung sich sofort der leidenschaftlichen Elemente in der jetzigen Regierung entledigen und daß eine neue Regierung ihre Hauptaufgabe darin erblicken werde, den Frieden herzustellen.

Ich bemerkte, daß der Waffenstillstand nur benützt werden würde, um den nutzlosen Widerstand zu organisiren und zu vermehren, worauf Thiers zu einer vortrefflichen Schilderung der Männer überging, welche das Schicksal Frankreichs in Händen hielten. Er bezeichnete Gambetta sofort als eine ganz und gar verrückte Persönlichkeit, deren Unschädlichmachung allein schon einer Anstrengung aller Theile werth sei. In der Verurtheilung Gambettas und des verwegenen Spiels desselben ging er so weit, daß er ihn der Absicht beschuldigte, auf den Umsturz aller socialen Verhältnisse in Frankreich bewußt hinzuarbeiten. Dem gegenüber schilderte er die Pariser Regierungsmitglieder als durchaus vernünftige und gemäßigte Männer; er habe sich in einer einzigen Sitzung mit denselben vollständig verständigen können, und er wollte es nicht bezweifelt wissen, daß dem zu schließenden Waffenstillstand der Friede definitiv folgen werde. Ich fragte, welche Waffenstillstandsbedingungen man in Paris erwarte, worauf Thiers erklärte, man müsse eine Verproviantirung von Paris für 25 Tage fordern, weil die Wahlen für die neue Constituante nicht früher beendigt sein könnten.

Als ich ihm bemerkte, ich glaubte schwerlich, daß die deutsche Armeeleitung eine solche Bedingung für den Waffenstillstand zugestehen werde, antwortete er sehr bewegt, dann würde die Lage der Pariser eine wesentliche Verschlechterung erfahren. Er erging sich hierauf in einer Darstellung des „Elans“, welchen er in Paris vorgefunden hätte und der es unmöglich mache, die Bevölkerung ruhig zu erhalten, wenn man ihr nicht erlaube, während des Waffenstillstands sich zu verproviantiren. Ohnehin sei die Aufhetzung der untern Volksklassen eine wahre Gefahr. Außerdem wäre durch das Lügensystem in der Hauptstadt alles aus Rand und Band gekommen. Man habe durch ihn erst die Capitulation von Metz mit ihren Bedingungen erfahren, worüber ganz Paris in Bewegung gerathen sei. Alle Straßen hätten sich mit Menschen gefüllt, und seine Person sei ernstlich bedroht gewesen. Die Mitglieder der Regierung hätten nicht wagen können, ihn bis an die Vorposten zu begleiten; es habe sich vielmehr nöthig gemacht, ihm eine starke Cavalleriebedeckung mitzugeben.

Ich konnte Thiers trotz seiner Beredsamkeit nur immer wieder meine Zweifel aussprechen, daß man hier maßgebenden Orts auf Waffenstillstandsanträge der bezeichneten Art eingehen werde, wahrscheinlicher erschiene es mir, daß zu eigentlichen Friedensverhandlungen der König und Graf Bismarck eher geneigt sein würden.

Er hob hierauf hervor, daß die Stärke der Pariser Befestigungen nicht unterschätzt werden dürfte, dieselben seien in der neuesten Zeit bedeutend vermehrt worden. Die Kriegslust der Bevölkerung sei im steten Wachsen begriffen, die Vorräthe an Lebensmitteln seien ganz erheblich und noch für lange Zeit ausreichend. Unsere Truppen dagegen, meinte er, würden durch die Kälte leiden und durch Krankheiten decimirt werden.

Ueber die Verhältnisse befragt, welchen Frankreich in der Zukunft entgegenzugehen scheine, erklärte er, sich davon kein Bild machen zu können. Nur eins wüßte er, daß die Napoleoniden im ganzen Lande unmöglich wären und selbst gar keine eigentliche Partei hätten. In Bezug auf seine eigene Person sprach sich der greise Staatsmann sehr resignirt aus: er werde, wenn die Unterhandlungen keinen Erfolg hätten, in den Süden auf das Land sich zurückziehen. Freilich werde man dann in Paris sein Haus ausplündern und zerstören, aber er fürchte, daß ein ähnliches Schicksal allen Besitzenden und anständigen Leuten bevorstehe.

Es braucht wohl nicht daran erinnert zu werden, daß Thiers' Vermittlungsversuch trotz des Entgegenkommens der deutschen Regierung wie der Heeresleitung erfolglos war. Der Krieg nahm mit seinen Wechselfällen und seiner auf französischer Seite fortschreitenden Verwilderung immer größere und beschwerlichere Dimensionen an.

In Versailles fand man es inzwischen an der Zeit, neben den militairischen Angelegenheiten den inneren Fragen des deutschen Reiches eingehender seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß nach den großen Anstrengungen und Siegen der deutschen Armeen die Einheit der gesammten Stämme und Länder auch in politischer Beziehung als ein dauernder Erfolg festgehalten werden müsse, darüber war auf keiner Seite irgend ein Zweifel vorhanden. Es lag in der Natur der Sache, daß in so wichtigen Fragen, wie sie hier und sofort zum Austrag kommen mußten, die Meinungen entscheidender und mitentscheidender Personen im Einzelnen oft auseinander gingen. Da aber die Verhandlungen über die Gründung des neuen Reichs und Kaiserthums kaum hinreichend bekannt sind und zunächst wohl auch keine authentische Gesammtdarstellung erwarten lassen, so fühle ich mich als einer von denen, welche mitten in diesen Angelegenheiten standen, berufen ausdrücklich zu sagen, daß sich zwar in Versailles eine Verschiedenartigkeit des Standpunktes in manchen Detailfragen geltend gemacht hat, daß aber in dem Lärm der Parteimeinungen diese Differenzen oftmals sehr verkannt oder übertrieben worden sind.

Man hatte, wenn ich im Hinblick auf den mir bis in's Einzelnste erinnerlichen Hergang der Dinge etwas Zusammenfassendes bemerken soll, zuweilen

den Eindruck, als wollte man von manchen Seiten etwas zu sehr bei dem Detail der Geschäfte mitwirken, was dem leitenden Staatsmanne seine Aufgabe nicht eben erleichterte, auch hie und da einen Gegensatz schuf, der sich nachträglich als überflüssig erwies. Im Großen und Ganzen kam dies aber dem Einigungswerke doch nur zu Gute, da gerade auf diese Art der ernste Wunsch und die begeisterte Unternehmungslust Aller und Aller in der Sache des gemeinsamen Vaterlandes so deutlich ersichtlich wurde.

Meinerseits hatte ich in Bezug auf die große Entwickelung, die in Versailles zum Abschluß kam, vor Allem den Wunsch, bestimmte Kenntniß davon zu erlangen, ob und was die Reichsregierung in Bezug auf die Neugestaltung des gesammten Vaterlandes zu unternehmen beabsichtigte; und ich war dem Grafen Bismarck zu großem Dank verpflichtet, daß die Hoffnungen, welche ich mit einer Reihe gleichgesinnter Fürsten und mit Tausenden patriotischer Männer Deutschlands theilte, ihrer Erfüllung nahe waren. Es blieb darnach insbesondere den in Versailles anwesenden Fürsten, die sich um den Kronprinzen geschaart hatten, die lohnende Aufgabe gestellt, die Wege zu ebnen. Manche Hindernisse der Entwickelung zu beseitigen ward ja ohne Frage der freiwilligen Thätigkeit der Bundesfürsten im Vereine mit dem künftigen Träger der Krone leichter, als im bloß amtlichen Verkehr der Cabinette möglich gewesen wäre.

Nach meiner bescheidenen Auffassung mußten wir das große Ziel, dessen Erreichung bei der Denkungsart des Königs von Preußen einerseits und des Königs von Bayern andererseits noch nicht ganz sicher war, mit allen Kräften fördern, ohne uns allzuviel um besondere Bestimmungen und Vorgänge in den Verhandlungen, sei es mit Bayern, Hessen oder Württemberg zu bekümmern, was wenigstens nicht meine Sache sein konnte.

Ich hatte bereits im Anfang October an das Bundeskanzleramt eine Denkschrift gerichtet und den Grafen Bismarck um eine Erklärung, eventuell um eine Besprechung über den Inhalt derselben ersucht. Auf diese Weise durfte ich hoffen, daß eine Verständigung über die Zielpunkte oder zum wenigsten eine Klarheit darüber, was in Aussicht genommen wäre, erreicht werden könnte.

Indem der freundliche Leser auch heute noch auf diesem Wege die beste Kenntniß von dem erlangt, was thatsächlich angestrebt wurde, will ich es nicht unterlassen, das Schriftstück hier in den Hauptzügen mitzutheilen:

„Nach den großen Anstrengungen und Erfolgen dieses Krieges ist im deutschen Volke das Gefühl zum Durchbruch gekommen, daß die Siege, welche es der Einigkeit verdankt, es jetzt zur Einheit führen müssen, und daß unter den jetzt maßgebenden Personen und Verhältnissen nicht noch einmal, wie vor einem

halben Jahrhundert, seine Anstrengungen für die nationale Sache vergeblich sein werden.

Es handelt sich — abgesehen von der Schwächung Frankreichs — vor Allem darum: Deutschland jetzt auf die Dauer zu stärken.

Es kann dies geschehen: 1. durch Erweiterung des norddeutschen Bundes, 2. durch Uebergang des Bundes zum Reiche. Möge es mir gestattet sein, in diesen Beziehungen die wesentlichen Punkte, auf welche es ankommen wird und deren Ausführbarkeit wohl keinem Zweifel unterliegt, kurz zu bezeichnen:

I. Erweiterung des Nordbundes.

Die Erweiterung des norddeutschen Bundes wird nicht nur 1. durch den Eintritt der Südstaaten, sondern auch 2. durch Erwerbung von Elsaß und eines Theiles von Lothringen, und vielleicht 3. durch Aufnahme des Großherzogthums Luxemburg in den Bund erfolgen können.

1. Der Eintritt der Südstaaten in den Bund läßt sich von den Regierungen derselben bei dem ausgesprochenen Wunsch ihrer Bevölkerungen kaum noch vermeiden. Als letzte Zuflucht der Gegner jeder Verbindung mit dem Norden erscheint jetzt nur noch das Project, mit dem norddeutschen Bunde lediglich in ein weiteres Bundesverhältniß zu treten und so zwei Bünde zu bilden, wie solche vom General von Radowitz für das Verhältniß von Oesterreich zu der damaligen Union projectirt wurde. Dieses Project wird ohne Zweifel namentlich in den bayerischen Kammern mit erneuerter Stärke hervortreten; es würde dasselbe die Mainlinie verewigen und statt einer Verbindung des Südens mit dem Norden eher einen dauernden Gegensatz desselben begründen.

Wenn es auch gewiß geboten ist, den Südstaaten bei ihrem Eintritt in den Bund in unwesentlichen Punkten Concessionen zu machen, so werden diese Zugeständnisse doch niemals dahin gehen können, daß die Elemente der Einheit, welche die norddeutsche Bundesverfassung enthält, wesentlich abgeschwächt werden.

Gestützt auf die in der bayerischen Bevölkerung und namentlich in München vorwaltenden Einheitsbestrebungen und auf die Begeisterung, welch durch den gegenwärtigen Krieg geschaffen ist, wird es vielleicht möglich sein, speciell Bayern die Wahl zu stellen, entweder vom Bunde ausgeschlossen zu bleiben, oder demselben ohne wesentliche Abschwächung seines Charakters beizutreten.

2. Einverleibung von Elsaß und Lothringen.

Die Theilung dieses Landes ist unmöglich, ebenso die Bildung eines neuen Staates. Ein solcher Staat würde, wie es die ephemeren napoleonischen Schöpfungen in Deutschland waren, ein rein willkürliches, dem Willen der Elsässer

und Lothringer widerstrebendes Gebilde sein und Schwierigkeiten schaffen, welche durch die Angrenzung von Frankreich eine große Bedeutung gewinnen könnten.

Man darf darauf rechnen, daß die Elsässer und Lothringer ihre bisherige Verbindung mit Frankreich vergessen, wenn sie einem großen Ganzen angehören. Sie werden an ihr festhalten, wenn man sie zwingen will, eine Sonderexistenz zu bilden, für die sie nach ihrer Geschichte keine Empfindung haben können.

Das Deutschthum derselben wird dagegen um so eher wieder erwachen, je unmittelbarer das Land unter das Oberhaupt eines Reiches tritt, welches sich gegenüber der niedersteigenden Linie Frankreichs in aufsteigender Linie entwickelt und welches der Bevölkerung Garantien für die individuellen Rechte und ihre intellectuelle und moralische Ausbildung gibt.

Es würde in der Wirklichkeit, wenn auch nicht in der Form, auf diese Weise dasselbe Verhältniß Platz greifen, als wenn das Land Preußen einverleibt würde. Der Unterschied würde nur sein, daß in einem Falle die Bundesregierungen, im andern die preußische Regierung Elsaß-Lothringen verwalten würden. Der Erwerb dieser Länder würde, wenn dieselben unter die Bundesgewalt treten, ganz Deutschland zu Gute kommen, die Festungen Bundesfestungen werden, die Ueberschüsse der Einnahmen in die Bundeskasse fließen.

3. Die Aufnahme Luxemburgs in den Bund. . . . .

II. Uebergang des Bundes zum deutschen Reich.

Die Verfassung des norddeutschen Bundes hat die Herstellung des deutschen Reiches schon als ein zu erstrebendes Ziel hingestellt. Der Name des Reichstages weist auf ein zu schaffendes Reich hin. Wenn jemals, so ist jetzt mit den großen Nationalsiegen der Augenblick gekommen, um diese Umwandlung zu vollziehen. Ob künftig eine so günstige Gelegenheit wieder kommt, ist ungewiß. Die deutsche Nation in ihrer großen Mehrheit hat keinen lebhafteren Wunsch, als daß feste und dauernde Zustände geschaffen, die deutsche Verfassungsfrage definitiv in ihren Grundzügen erledigt werde.

Die für Preußen am wenigsten geneigten Parteien in Deutschland sind unter dem gewaltigen Eindrucke der Niederwerfung Frankreichs entweder zum Schweigen gebracht, oder sie haben sich mit den Ereignissen ausgesöhnt. . . .

Die Umwandlung des Bundes in das deutsche Reich wird freilich, wenn jetzt die Südstaaten zum norddeutschen Bunde hinzutreten, vielleicht nicht sofort bis zu den äußersten Consequenzen durchgeführt werden können, aber es wird wohl geringere Schwierigkeiten haben, die allgemeinen Grundzüge und die wesentlichsten Grundlagen dafür schon jetzt festzustellen.

In dieser Hinsicht wird das Entscheidende sein, daß der König von Preußen, ohne deshalb den Königstitel aufzugeben, die deutsche Kaiserkrone annimmt.

Die Oberleitung der Bundesangelegenheiten und speciell die Würde des Oberfeldherrn sind an sich, auch ohne das hinzukommende Verhältniß zu Elsaß und Lothringen, wenn sich dasselbe in der oben erwähnten Weise gestaltet, schon bedeutend genug, um eine festere Grundlage der Kaiserwürde zu geben, als eine solche vielleicht jemals früher in den Zeiten des deutschen Reiches vorhanden war.

Nimmt man noch hinzu, daß die Kaiserwürde in der Macht Preußens eine thatsächliche Stütze findet, so steht es außer Zweifel, daß selbst unter den karolingischen und sächsischen Kaisern die Kaiserkrone keine größere Bedeutung hatte, als sie, von dem König von Preußen getragen, jetzt haben wird.

Die Wiederherstellung der Kaiserwürde ist aber deshalb eine Nothwendigkeit, weil dieselbe, so lange überhaupt von einer deutschen Nation gesprochen werden kann, das Symbol ihrer Einheit gewesen ist und daher von Allen als der historisch begründete Ausgang der deutschen Einheitsbestrebungen angesehen wird.

Es folgt daraus, daß sich alle Deutschen der Kaisergewalt gern unterordnen werden, und daß speciell die früher ihr untergebenen, seit der Auflösung des Reiches souveränen Fürsten nur hierin eine befriedigende Gestaltung ihres Verhältnisses erkennen werden. Viele, die sich nur widerwillig dem Könige von Preußen, werden sich gern dem Kaiser von Deutschland unterordnen. Mit der Herstellung der Kaiserkrone wird zugleich im Princip der deutsche Bundesstaat gegeben sein.

Selbst wenn jetzt sofort die ausgeprägten Formen desselben gegenüber particularen Bestrebungen nicht sollten zum vollen Ausdruck kommen können, so würde mit Sicherheit zu erwarten sein, daß sie unter dem Einflusse der Existenz einer monarchischen Spitze sich sehr bald von selbst entwickeln würden. Zu diesen Formen würde vor allen Dingen zu rechnen sein, daß das Heerwesen Deutschlands vollkommen einheitlich gestaltet werde, daher nur Eine Armee und Armee-Verwaltung, nur Eine Armeegesetzgebung und ein durch die ganze Armee gehendes Avancement. Ebenso würde das Finanzwesen des Reichs sich von dem der einzelnen Staaten unabhängig machen und die Matricular-Beiträge daher wegfallen müssen.....

Diese in ihren Grundzügen dargelegten Ansichten sind seit Jahrzehnten bei mir zur Ueberzeugung geworden. Ich hatte es mir zur Aufgabe gestellt, den Bevölkerungen auf allen nur möglichen Wegen das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erhalten, und habe derselben Opfer zu bringen gewußt. Auch jetzt würde es mir zur größten Freude gereichen, wenn meine geringe Person

geeignet wäre, Schwierigkeiten, welche hier und dort auftauchen möchten, zu beseitigen und einen Baustein zur Errichtung des großen Gebäudes, in dem wir uns einst alle wohl fühlen sollen, hinzuzufügen.

Ernst."

Die Antwort des Bundeskanzlers, die schon durch ihr Datum vom 12. Oktober Aufmerksamkeit verdient, durfte ich als ein hochbedeutsames Dokument in der Entstehungsgeschichte des neuen Reichs betrachten. Graf Bismarck erklärte ausdrücklich alle wesentlichen in meiner Denkschrift enthaltenen Gedanken „seit langer Zeit" als die seinigen und fügte hinzu, daß sie „seit dem Beginn dieses Krieges fast ohne Einschränkung in der Ausführung begriffen sind".

Naturgemäß erweckte diese Mittheilung in dem kleinen Kreise, der diese Dinge so oft und seit so vielen Jahren als Zielpunkt der künftigen Gestaltung Deutschlands in's Auge gefaßt hatte, die innerste Befriedigung. Namentlich hatten sich auch die Großherzoge von Baden und Weimar mit dem Kronprinzen zu jeder Förderung der gleichen Ziele verbunden gewußt, und es kam nun nach erkannter Sachlage vor allem darauf an, den König von Bayern zu veranlassen, jene Schritte zu thun, welche den König Wilhelm bestimmen konnten, auf die gleichen Ideen und insbesondere auf die Annahme der Kaiserwürde einzugehen. Versailles war so glücklich, bei dem weltbekannten Brief des Königs von Bayern an König Wilhelm etwas Providence spielen zu dürfen. Als derselbe am 30. November endlich gezeichnet wurde, lautete er:

„Nach dem Beitritte Süddeutschlands zum deutschen Verfassungs-Bündniß werden die Euer Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken."

„Ich habe mich zu deren Vereinigung in einer Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch dem Gesammt-Interesse des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundes-Präsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben."

„Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Eurer Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde. Sobald nun Ew. Majestät und die verbündeten Fürsten Ihre Willensmeinung kundgegeben haben, werde ich meine

Regierung beauftragen, das Weitere zur Erzielung der entsprechenden Vereinbarungen einzuleiten."

Gleichzeitig hatte der König an die deutschen Fürsten ein Circularschreiben gerichtet, in welchem es hieß:

„Die von Preußens Heldenkönige siegreich geführten deutschen Stämme, in Sprache und Sitte, Wissenschaft und Kunst seit Jahrhunderten vereint, feiern nunmehr eine Waffenbrüderschaft, welche von der Machtstellung eines geeinigten Deutschlands glänzendes Zeugniß gibt. Beseelt von dem Streben, an dieser werdenden Einigung Deutschlands nach Kräften mitzuwirken, habe ich nicht gesäumt, deshalb mit dem Bundeskanzleramte des norddeutschen Bundes in Verhandlungen zu treten. Dieselben sind jüngst in Versailles zum Abschluß gediehen. Nach dem Beitritte Süddeutschlands zum deutschen Verfassungsbündnisse werden die Seiner Majestät dem Könige von Preußen übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe Mich zu deren Vereinigung in Einer Hand in der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesammtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Seine Majestät der König von Preußen im Namen des gesammten deutschen Vaterlands auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausübt."

„In Würdigung der Wichtigkeit dieser Sache wende Ich Mich nun an Eure Hoheit mit dem Vorschlage, in Gemeinschaft mit Mir bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Bundespräsidialrechte mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde."

„Es ist Mir ein erhebender Gedanke, daß Ich Mich durch Meine Stellung in Deutschland und durch die Geschichte Meines Landes berufen fühlen kann, zur Krönung des deutschen Einigungswerkes den ersten Schritt zu thun, und glaube Ich der freudigen Zustimmung Eurer Hoheit entgegensehen zu dürfen."

„Indem Ich daher dieselben, gleich den übrigen verbündeten Fürsten und freien Städten um deren freundliche Willensmeinung ersuche, bin Ich mit der Versicherung freundschaftlichster Gesinnungen

Eurer Hoheit 2c.

Ludwig."

Die Zuschrift beantworteten wir in Versailles anwesenden Fürsten durch ein Telegramm am 4. December nach vorher eingeholtem Einverständniß des Bundeskanzlers mit folgenden Worten:

„Die in Versailles anwesenden unter den verbündeten regierenden deutschen Fürsten haben mit Genugthuung Kenntniß erhalten von der Erklärung, welche Euere Majestät bezüglich der Herstellung des deutschen Reichs und seiner Kaiserwürde an Seine Majestät den König von Preußen gerichtet haben. Sie entspricht ihren eigenen Wünschen und politischen Ueberzeugungen, deren Ausdruck sie zurückgehalten haben, um der Initiative Eurer Majestät nicht vorzugreifen."

„Ich bin in der Lage, im Namen und Auftrag Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar, Seiner königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg, Seiner Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, wie in meinem eigenen Namen das herzliche Einverständniß und den vollen Anschluß an den von Eurer Majestät gethanen Schritt auszusprechen, und ich wähle hierzu unter Zustimmung unserer genannten Bundesgenossen den telegraphischen Weg, weil die Kürze der Zeit bis zum 1. Januar, an welchem die mit Süddeutschland abgeschlossenen Verträge in's Leben treten sollen, die Beschleunigung nothwendig macht.

Friedrich, Großherzog von Baden."

Gleichzeitig machten wir an eine Reihe von anderen deutschen Fürsten Mittheilung von der im Einverständnisse mit dem Bundeskanzleramte gegebenen Zustimmung und richteten die Bitte an dieselben, durch rasche telegraphische Erledigung die Sache zu fördern, so daß man meinen konnte, das Kaiserthum am 1. Januar unter Dach und Fach gebracht zu sehen.

Als der König am 18. December die zu gleichem Zwecke in Versailles erschienene Reichstagsdeputation unter Führung des Präsidenten Simson empfing, wobei es den anwesenden Fürstlichkeiten freigestellt war zu erscheinen, durfte das Verfassungswerk als solches für abgeschlossen betrachtet werden, wenn auch die Zustimmung der bayerischen Kammer zunächst noch fehlte.

In zündenden Worten sprach noch am 1. Januar der Großherzog von Baden im Namen der anwesenden Fürsten bei der königlichen Tafel dasjenige aus, was nun alle deutschen Herzen bewegte; aber noch war der Moment nicht gekommen, wo es gestattet gewesen wäre, das gewünschte Wort zu rufen und noch mußten die Gläser auf das Wohl des Königs Wilhelm des Siegreichen erhoben werden.

Erst am 17. Januar hatte der König den Fürsten seine Annahme der Kaiserwürde erklärt: „Ich nehme die Deutsche Kaiserwürde an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwicklung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade gibt,

als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen."

Man erörterte damals und später, zuweilen nicht ohne Eifer und Leidenschaft, die persönliche Stellung und die gemüthliche Theilnahme des Königs an der Wiederherstellung des deutschen Reiches und des Titels, welchen Karl der Große dem Machtbewußtsein Germaniens wie eine nicht mehr entbehrliche Erbschaft eingefügt hat. Wohl nicht der König allein war es, der die Ansicht hegte, daß man im 19. Jahrhundert von einer Ueberlieferung absehen könne, welche seit fünfundsechzig Jahren der deutschen Nation entrückt war und bei unserem Nachbarvolke eine ganz andere Ausprägung erhalten hatte. Die Bedenken, welche nachher auch durch den Kronprinzen beschwichtigt werden konnten, und wobei die Anwesenheit der gesinnungsverwandten Fürsten nicht unnützlich sich erwies, beruhten bei dem König in der Gewohnheit und Denkungsart eines langen Lebens, für welches die Traditionen des in dem Königthum Preußens großgewordenen Hauses allein entscheidend waren.

Aber in der Abwehrung eines gleichsam fremden Titels hatte König Wilhelm unbewußt kein geringeres Vorbild als Karl den Großen selbst, der die Schöpfung des Reiches in allem vorbereitete und dann die Krönung doch als etwas ihm Abgezwungenes erklärte. Jedoch auch darin glich der neue Kaiser seinem Vorbilde genau, daß er gleich diesem, wie die Chronik erzählt, nun auch durch Kraft und Willen die hehre Würde zu schützen wußte, nachdem er sich einmal entschlossen, für sich und sein Haus dieselbe anzunehmen.

So war denn der 18. Januar in der Gallerie des Glaces im Versailler Schloß ein wahres Krönungs- und Versöhnungsfest für Fürsten und Stämme Deutschlands geworden. Das erste aus vollstem Herzen gerufene Hoch auf den deutschen Kaiser erschien jedem Theilnehmer an dieser unvergeßlichen Feier als ein geheiligter Schwur; und so prägte sich dem ganzen Volke dieser große Augenblick als die Vollendung dessen in's Gedächtniß, was in Wort und That, auf der Rednerbühne wie auf dem Schlachtfeld, durch ein volles Menschenleben hindurch begeistert, unaufhaltsam und aus tiefster Ueberzeugung im politischen Leben angestrebt worden war.

Mir selbst aber war durch den Kaiser an diesem Tage eine Genugthuung zu Theil geworden, welche ich die übrige Zeit meines Lebens so hoch geschätzt habe, daß ich sein freundlich nachsichtiges Wort gleichsam als Signatur meines Strebens, Wollens und Handelns auffassen und, da ich meine Erinnerungen zusammenfaßte, an den Eingang meines Werkes stellen durfte.

Daß mich der Kaiser versicherte, er denke bei dem Erfolge des heutigen Tages auch an meine langjährige Thätigkeit, ist mir seither als der beste Grund

dafür erschienen, daß ich meine Erlebnisse zu erzählen versuchte. Und glücklich bin ich, daß ich sie schließen darf, nachdem das seit frühauf von mir ersehnte Deutsche Reich durch frei und unkündbar geschlossenen Vertrag Wahrheit und Wirklichkeit geworden.

Der laute Jubel der Kaiserproklamation verklang im eigentlichsten Sinne des Wortes im Donner der Kanonen des Mont Valérien. Unter dessen Schutze sammelten sich noch einmal die feindlichen Streitkräfte, um am 19. Januar einen letzten Verzweiflungskampf zu versuchen. Zehn Tage später capitulirte die Hauptstadt unter Bedingungen, welche den Frieden in sichere Aussicht stellten. Bei dem Einzuge der deutschen Armee in Paris ward mir der Vorzug und das Glück zu Theil, an der Spitze der siegreichen Truppen einrücken zu dürfen.

Am Morgen des 1. März hielt der Kaiser über 80 000 Mann auf dem Longchamp im Bois de Boulogne Revue. Wir standen in den Reihen unserer tapferen Kameraden, und zum ersten Mal konnten wir vor dem „Kaiser und König" salutirend unsere Degen senken. Hierauf erfolgte der Einmarsch der Truppen in Paris. In unvergeßlicher Erinnerung bleibt mir der militairische Stolz und die stramme Haltung, womit ernst und schweigend die Regimenter in die Weltstadt einrückten, während diese selbst völlig verändert zu sein schien. Viele Häuser verödet, Fenster und Thüren verschlossen. An den Seiten der Straßen wogte eine schreiende tumultuöse Menschenmasse einher, welche wenig gute Gesinnungen für uns laut an den Tag legte. Spät Abends kehrte ich nach Versailles zurück und berichtete dem Kronprinzen von dem, was ich gesehen hatte. Des andern Tages rüstete ich mich zur Heimkehr und trat meine Rückreise Freitag 3. März an. Am 4. früh traf ich in Straßburg ein, das unser war und bleiben sollte.

Das Reich, von welchem Kaiser Wilhelm in der Proklamation an das deutsche Volk gesagt hatte, daß er ein Mehrer desselben sein werde „nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung", war in den blutigen Kämpfen des gerechtesten Vertheidigungskrieges gegründet worden.

Zwei Jahrzehnte seines Bestandes bezeugen, daß jenes Kaiserwort ein wahres Wort gewesen und daß unter dem Schutze des neuen Reichs eine Zeit nie gekannten Wohlstandes und erstaunlicher Arbeitskraft herangebrochen ist.

Dieses Ziel ist durch eine Staatskunst des Friedens erreicht worden, welche die schwersten Aufgaben bewältigt und fast unlösbar erscheinende Pro-

bleme zu lösen verstanden hat. Es ist zumal durch die Einsicht und Standhaftigkeit des Mannes erreicht worden, der als treuer Dolmetsch des kaiserlichen Willens uns bis dahin geführt hat und dessen Walten uns noch durch eine weitere Reihe von Jahren so glücklich erhalten geblieben ist.

In erster Linie war dieser Erfolg den sorgfältig gepflegten freundschaftlichen Beziehungen zu den alten Verbündeten Preußens zu verdanken. Das neue Reich hat das alte Band, welches Deutschland und Oesterreich verknüpft, wieder aufzunehmen verstanden und den einst geplanten weiteren Staatenbund zunächst auf völkerrechtlicher Grundlage, der Verbindung beider Dynastien entsprechend, fest und sicher ausgestaltet. Das neue Reich hat eine Interessengemeinschaft der mitteleuropäischen Völker entwickelt, deren Bewußtsein stark genug war, um kleine Schwierigkeiten zum Zwecke des allgemeinen Friedens zu überwinden, und es vermag die Herausforderung des Hasses und der Feindseligkeit unruhiger Nachbarn und nationaler Wahngebilde mit dem Gleichmuth und der Ruhe des Starken zu ertragen.

Der siegreiche Kaiser hat den Jahrestag der Capitulation von Paris nicht weniger als siebzehnmal wiederkehren sehen, und immer enger und treuer schlossen sich in dieser Zeit so Fürsten wie Stämme aneinander; wenn abseit stehende Parteien mit den schwersten Verbrechen des Mordes und Hochverrathes noch zu rechnen wagten, so konnte dies die Anhänglichkeit und Opferwilligkeit des deutschen Volkes nur erhöhen. Schien doch das greise Haupt unter dem besonderen Schutz der Vorsehung zu stehen!

Am Sarge des Kaisers Wilhelm trauerte das deutsche Volk mit seinen Fürsten, die sich fester als je verbunden fühlten; und die ungeheuerste Tragödie in seinem Hause vermochte nicht die leiseste Erschütterung des wohnlich eingerichteten Gebäudes zu bewirken. Es war vielmehr, als sollte der Welt der Beweis geliefert werden, welche Schicksalsschläge das neue Kaiserreich ohne Gefährdung zu bestehen vermöchte, da die Vorsehung nicht vergönnte, daß ein edler, hochbegabter, patriotischer Hohenzoller zu seinen hochgesteckten Zielen gelangte.

Der Regierungsantritt des Enkels Kaiser Wilhelms I. vermochte das tiefste Leid in freudige Zuversicht umzuwandeln, und in strahlender Erinnerung bewahren wir den feierlichen Augenblick der Reichstagseröffnung, in welchem alle deutschen Fürsten in enthusiastisch gehobener Stimmung persönlich neben ihrem Kaiser standen, um die Machtfülle und souveräne Einheit des Deutschen Reichs gleichsam verkörpert darzustellen. In dem heranreifenden Geschlecht aber, welches den Thron des in jugendlicher Thatkraft ernstest denkenden Monarchen umgibt, zeigt sich hoffnungsvoll die Zukunft.

Ich habe es als eine große göttliche Gnade dankbar anzuerkennen, daß ich an diesen traurigsten und erhebendsten Momenten unserer jüngsten Gegenwart in gleicher Frische wie einst, als Alles noch in Kampf und Schwebe war, nunmehr der Aeltesten einer unter den Regenten, theilnehmen und selber die Wahrnehmung machen konnte, daß die Gegensätze, von denen meine Erinnerungen dem Leser erzählen sollten, verschwunden, vernichtet und begraben sind.

Welch völlig veränderter Mensch der Deutsche innerlich selbst geworden ist, der mit allen großen Nationen verkehrt und heute am Steuer des Schiffes steht, welches die Meerfluth kühn durchschneidet — alles dies kann nur begriffen werden, wenn man die lange Reihe von Jahren zu zählen und abzuwägen versteht, in denen diese Wandlung vor sich gegangen ist.

Mögen die nachkommenden Geschlechter unseres Volkes niemals in den Irrthum verfallen, daß diese Errungenschaften geschenkt oder leicht erworben worden sind. Wer sich in die Geschichte der Zeiten vertieft, in welchen wir in hartem Kampf und Gegenstreit das Erreichte geschaffen haben, wird, wie verschieden er auch über das Einzelne denken mag, den Eindruck gewinnen, daß die nationalen Güter nur durch Kampf, Opfer und Vaterlandsliebe auch erhalten werden können.

Vielleicht darf ich hoffen, daß meine Schilderungen aus dieser Epoche in dem Sinne zu wirken geeignet sind, in welchem ich selbst auf die Hauptmomente meines Lebens am liebsten zurückblicken möchte: Täuschung und Irrthum bleibt dem Wanderer auf keinem Wege erspart, eines aber deckt vielerlei Schwächen und Mängel versöhnend zu: ein redliches Bewußtsein unbeirrter Vaterlandsliebe.

Beilage und Register.

Beilage.

Vereinigung und Verfassung von Coburg-Gotha.

Denkschrift des Herrn Staatsministers Freiherrn von Seebach.

Im Jahre 1825 erlosch mit dem Tode des Herzogs Friedrich IV. das Sachsen-Gotha-Altenburgische Specialhaus in seinem Mannesstamme. Es folgten langwierige Theilungsverhandlungen zwischen den drei successionsberechtigten Herzoglichen Häusern von Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen und Sachsen-Coburg-Saalfeld, die in dem Successionsvertrage vom 12. November 1826 ihren Abschluß fanden, nach dessen Art. 4 das Haus Sachsen-Coburg in den Besitz des Herzogthums Gotha gelangte. Damals würde nun ohne allen Zweifel die sofortige Verschmelzung des Herzogthums Gotha mit dem Herzogthum Coburg zu einem politischen Ganzen nicht nur gerechtfertigt, sondern den einschlagenden staatsrechtlichen Verhältnissen nach sogar geboten gewesen sein.

Beide Herzogthümer sind Theile eines einstmaligen Gesammtstaates, Gebilde der Besitzungen Herzogs Ernst des Frommen, und bildeten, zusammenfallend, wieder eine Einheit, als welche das Testament Herzogs Ernst des Frommen alle seine Besitzungen angesehen und erhalten wissen wollte. Eine solche Verschmelzung würde der Verfassung des Gesammthauses Sachsen, wie allen früheren gleichartigen Vorgängen entsprochen haben und war noch insbesondere durch die hier zur Anwendung kommende Primogenitur-Constitution Herzogs Franz Josias von Sachsen-Coburg-Saalfeld vom 2. November 1746 geboten, der zufolge das Erbe — hier also das angefallene Herzogthum Gotha — mit dem Herzogthum Coburg als Zuwachs verbunden werden mußte. Ganz nach diesen Grundsätzen verfuhr auch Sachsen-Meiningen, indem es die ihm durch den Successionsvertrag zugefallenen Länder, namentlich also das bis dahin mit Coburg verbunden gewesene Fürstenthum Saalfeld und das früher selbstständige Herzogthum Hildburghausen alsbald durch eine gemeinsame Verfassung mit dem Herzogthum Meiningen vereinigte.

Unter den höheren Staatsbeamten Coburgs befanden sich denn auch Mehrere, welche die Einhaltung eines gleichen Verfahrens bezüglich Gothas theils aus Rechts-, theils aus Zweckmäßigkeits-Gründen dringend befürworteten. Von anderer Seite wurde dagegen vorzugsweise geltend gemacht, daß die in Gotha noch bestehende alte Feudal-Verfassung der Regierung eine freiere Bewegung gestatte, als die — für die

damalige Zeit — sehr freisinnige Repräsentativ-Verfassung Coburgs, bei einer Verschmelzung beider Herzogthümer zu einem organischen Ganzen, diesem aber nicht die erstere, sondern die letztere als gemeinsame Verfassung zu geben sein werde, — und diese Ansicht wußte sich leider an maßgebender Stelle Geltung zu verschaffen.

Die Union unterblieb demnach und die Verbindung, in welche die beiden Herzogthümer zu einander traten, beschränkte sich lediglich darauf, daß beide einen gemeinschaftlichen Regenten und an dem Staatsministerium eine gemeinschaftliche Centralbehörde hatten. Gleichwohl mußten dieselben in ihren Beziehungen zu dem deutschen Bunde als ein Staat betrachtet werden, und wurden auch in der Anzeige, welche der Herzogliche Bundestagsgesandte über die in Folge des Successionsvertrags eingetretenen veränderten Verhältnisse zu erstatten hatte — Protokoll der 21. Sitzung der Bundesversammlung § 79 — als solcher bezeichnet, indem darin überall nur von „Sachsen-Coburg-Gotha", von dem „Sachsen-Coburg-Gothaischen Contingent", von „Sachsen-Coburg-Gothaischen Matrikularbeiträgen" die Rede ist.

Ein solcher Zustand des Getrenntseins der beiden Landestheile in politischer, administrativer und finanzieller Beziehung mußte nothwendig der Regierung Hemmnisse und Schwierigkeiten mannigfacher Art bereiten; indeß waren dieselben zu überwinden, so lange in dem Herzogthum Gotha die alte landständische Verfassung aufrecht erhalten werden konnte, da die Regierung bis dahin in denjenigen Angelegenheiten, welche das Interesse beider Landestheile berührten, doch unter allen Umständen nur an die Zustimmung einer Landesvertretung — der des Herzogthums Coburg — gebunden war, und ihr bis dahin über die Domainen-Revenüen in dem Herzogthum Gotha, — nach Bestreitung einiger aus demselben für Staatszwecke zu leistenden Zahlungen, ein freies und unbeschränktes Verfügungsrecht zustand, dadurch aber die Möglichkeit geboten war, über manche finanzielle Schwierigkeit ohne ständische Einmischung hinwegzukommen.

Seine Hoheit der Herzog hatte jedoch bereits bei seiner Thronbesteigung die Ueberzeugung gewonnen, daß die alte Feudal-Verfassung Gothas sich überlebt habe und es geboten erscheine, auf eine baldige zeitgemäße Abänderung derselben Bedacht zu nehmen, dabei aber auch zugleich die absolute Unmöglichkeit erkannt, nach dem Eintritt Gothas in die Reihe der constitutionellen Staaten in der bisherigen Weise fortzuregieren. Bevor jedoch diese Absicht vollständig gereift war, brachen die Stürme des Jahres 1848 herein und machten das Fortschreiten auf dem Wege ruhiger Entwickelung, wie es der Herzog in's Auge gefaßt hatte, unmöglich.

Der Wunsch, die veraltete Feudal-Verfassung beseitigt zu sehen, dem in der Presse und in Petitionen mit immer größerer Lebhaftigkeit Ausdruck gegeben wurde, stimmte mit den eigenen Anschauungen des Herzogs so vollständig überein, daß Er um so weniger Bedenken tragen konnte, alsbald die zur Erfüllung desselben nöthigen Schritte zu thun, als auch die damals tagende Deputation der alten Stände einen am 6. März von der städtischen Curie gestellten Antrag auf eine den Zeitverhältnissen angemessene Reformation der bestehenden Verfassung in empfehlender Weise an die Regierung gelangen ließ.

In einer unter dem 7. März veröffentlichten Proclamation wurde daher den Bewohnern des Herzogthums Gotha die Zusicherung ertheilt, „daß ihnen durch eine zeitgemäße Repräsentativverfassung gleiche politische Rechte gewährt werden sollten, wie sie im Herzogthum Coburg damals gesetzlich festgestellt seien." Dieser Proclamation folgte am 15. März eine zweite, in welcher verkündet wurde, daß der Entwurf zur neuen Ordnung der grundgesetzlichen Institutionen in Kurzem vollendet sein werde und die Absicht bestehe, denselben einer Versammlung von Abgeordneten aus den verschiedenen Klassen der Staatsbürger zur Berathung vorzulegen, um unter Benutzung ihrer Einsicht und mit ihrer Zustimmung ein neues Verfassungsgebäude zu errichten, zu diesem Zwecke aber demnächst eine Verordnung erscheinen solle, welche provisorisch über die Zusammensetzung der Versammlung, die Bedingungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit und die Form der Wahlen bestimmen werde.

Eine Mitwirkung der alten Stände bei dieser Reform in den bisherigen Formen konnte weder für rechtlich geboten, noch für zweckdienlich erachtet werden, wohl aber mußte es, um einen organischen Uebergang von dem bisherigen Zustande zu einem neuen zu vermitteln, rathsam erscheinen, außer den aus der nach den bisherigen Verfassung nicht vertretenen Ständen und Volksklassen zu wählenden Abgeordneten, auch die Bestandtheile der bestehenden landständischen Verfassung bei der beabsichtigten Aenderung der letzteren beizuziehen und zu hören.

Demgemäß wurde in der provisorischen Verordnung vom 19. März die Zusammensetzung der Abgeordneten-Versammlung dergestalt geregelt, daß dieselbe aus einem Abgeordneten der Fürsten von Hohenlohe, fünf Abgeordneten aus dem Stande der Rittergutsbesitzer, einem Abgeordneten des Stadtraths zu Gotha, fünf Abgeordneten der Bürgerschaften zu Gotha (3), Ohrdruf (1) und Waltershausen (1), und zwölf Abgeordneten der amtssäßigen Städte, der Marktflecken und Dörfer, mithin aus 24, theils dem ständischen, theils dem repräsentativen Elemente angehörenden Mitgliedern bestehen solle, und diese Verordnung unter dem 23. März zur Publication gebracht.

Nachdem die Fürsten von Hohenlohe ihrem Abgeordneten unter dem 29. März Vollmacht ertheilt, die Rittergutsbesitzer am 1. Mai ihre Abgeordneten gewählt und die übrigen Wahlen im Laufe der Monate April und Mai stattgefunden hatten, wurde die Abgeordneten-Versammlung in Folge Herzoglichen Erlasses am 18. Juni im Residenzschlosse zu Gotha feierlich eröffnet und ihr durch die Thronrede, so wie durch ein besonderes Rescript freigestellt, von dem ihr vorgelegten Entwurf eines Staatsgrundgesetzes abzusehen und sich lediglich auf die Berathung eines Wahlgesetzes — dessen Entwurf dem Entwurfe des Grundgesetzes beigefügt war — zu beschränken, damit eine auf Grund desselben gewählte neue Versammlung das Verfassungsgesetz mit dem Herzog vereinbare.

Die Versammlung machte von dieser Freiheit Gebrauch; sie beschloß am 20. Juni einstimmig, sich auf die Berathung des neuen Wahlgesetzes zu beschränken und die Regierung zu bitten, den nach Maßgabe desselben zu berufenden Abgeordneten sowohl den Verfassungsentwurf vorzulegen, als auch ihnen die Ausübung der ihnen nach der festzustellenden Verfassung zuständigen Rechte zu überlassen.

Mit gleicher Einstimmigkeit erfolgte dann bereits am 18. Juni die Annahme des neuen Wahlgesetzes, dessen Bestimmungen dem reinen Repräsentationssystem entsprachen. Die auf Grund desselben gewählte Abgeordneten-Versammlung wurde am 4. October von dem Herzog mit einer Thronrede eröffnet, in welcher nunmehr die bestimmte Erwartung ausgesprochen war, daß sie sowohl, als die Ständeversammlung zu Coburg, — welcher am 22. September bei ihrer Eröffnung der Entwurf des Staatsgrundgesetzes als Grundlage einer politischen Gleichstellung beider Landestheile ebenfalls vorgelegt worden war — die Nothwendigkeit einer solchen Gleichstellung erkennen und die Erreichung dieses Ziels als einen Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit betrachten werde. Die Abgeordneten-Versammlung entsprach jedoch dieser Erwartung so wenig, daß sie unter dem 14. October der Staatsregierung gegenüber erklärte: „daß sie zwar die Gründe, aus denen der in der Thronrede kund gegebene Wunsch hervorgegangen sei, auf das Innigste verehre, daß sie sich aber außer Stande sehe, die Vereinigungsfrage auch nur einer Berathung zu unterstellen, wenn nicht zuvor die Verfassung des Herzogthums Gotha berathen und festgestellt worden sei."

Die Staatsregierung konnte nicht verkennen, daß dann, wenn einmal in Gotha eine Verfassung einseitig festgestellt sei, die Erreichung einer für beide Landestheile gemeinschaftlichen Verfassung leicht in weitere Ferne gerückt werden könne, versuchte daher in verschiedenen, ausführlich motivirten Erlassen die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die Berathung des Unionsprojektes der Bestätigung und Verkündung der neuen Verfassung für das Herzogthum Gotha vorausgehen müßte und knüpfte daran den Vorschlag:

„daß die Abgeordneten-Versammlung, sobald sie die Berathung der Verfassungsurkunde bis zu einem geeigneten Abschnitte gebracht habe, dann vor weiteren auf deren Bestätigung und Publication abzweckenden Vorschritten eine Commission aus ihrer Mitte wählen möge, um sich mit einer gleichen Commission der Ständeversammlung zu Coburg über den Entwurf eines gemeinsamen Staatsgrundgesetzes für beide Herzogthümer zu einigen, welcher dann den beiden Abgeordneten-Versammlungen zur Annahme vorzulegen sein würde."

Auch diesen Vorschlag wies die Abgeordneten-Versammlung in einem Schreiben vom 14. November zurück, bezeichnete aber den diesfallsigen Beschluß nur als einen aufschiebenden und erklärte sich bereit, nach erfolgter Feststellung der Gothaischen Verfassung auf commissarische Verhandlungen über die Vereinigungsfrage einzugehen.

Die Verhandlungen über den der Abgeordneten-Versammlung vorgelegten Entwurf der Gothaischen Verfassung nahmen nun ihren Fortgang und waren ihrem Abschlusse nahe, als die Staatsregierung unter dem 23. Februar 1849 nochmals den Versuch machte, die Versammlung zum Eingehen auf die Vereinigungs-Verhandlungen vor der definitiven Feststellung der Gothaischen Verfassung zu bewegen.

Die Abgeordneten-Versammlung brachte jedoch ihre Verhandlungen zum Abschluß und überreichte unter dem 19. März 1849 das von ihr angenommene Staatsgrundgesetz mit der Erklärung:

„Von dem Augenblick an, mit welchem dasselbe vollzogen und verkündigt wor-

den sein wird, sehen wir lediglich huldreichster Bezeichnung des Tages entgegen, an welchem Ew. Hoheit von uns durch Vertreter mit einer Commission der Coburger Ständeversammlung die Berathung der Einigungsfrage begonnen sehen wollen, um sofort die Verhandlungen einzuleiten."

Im Vertrauen auf diese Erklärung und gedrängt durch die Zeitverhältnisse — die Abreise des Herzogs zu der Armee nach Schleswig-Holstein stand unmittelbar bevor — entschloß sich der Herzog, das neue Staatsgrundgesetz zu genehmigen und zu publiciren, so schwer auch die Opfer waren, die es ihm durch die Erklärung des gesammten Domainenvermögens zum Staatsgut auferlegte, und so wesentlich auch die Regierungsrechte des Landesherrn durch dasselbe beschränkt wurden.

Nachdem am 29. März die Publication erfolgt war, erschien am 5. Mai der Staatsminister a. D. Freiherr von Lepel vor dem Staatsministerium in Coburg und überreichte im Auftrage des Prinzen Albert, des Prinzen Ferdinand und des Königs Leopold eine schriftliche Verwahrung gegen die Rechtsbeständigkeit mehrerer Bestandtheile dieses neuen Staatsgrundgesetzes.

Die allgemeine Zeit- und Zweckmäßigkeit eines solchen neuen Grundgesetzes wurde darin nicht bestritten, vielmehr ausdrücklich anerkannt, daß der Herzog vollkommen ermächtigt gewesen sei, Verfügungen zu treffen, durch welche den Gothaischen Staatsbürgern die ihnen gebührende Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung des Landes gesichert werde.

„Ganz anders aber" — heißt es dann weiter — „verhält es sich mit gewissen anderen Bestimmungen und Verfügungen, als welche, da sie das unveräußerliche fideicommissarische Recht und Eigenthum des gesammten Coburg-Gothaischen Fürstenhauses berühren, durch die bloße Genehmigung des Herzogs, als zeitweiligen Nutznießers des Staats- und Haus-Fideicommisses, und ohne unsere, der Agnaten Beistimmung, dauernd rechtskräftig und für des Herzogs Nachfolger verbindlich nicht sein können, und denen wir auch diese unsere Beistimmung, nach bester Ueberlegung, um unserer und unserer Nachkommen willen, nicht ertheilen zu dürfen glauben. Wir meinen mit jenen Bestimmungen und Verfügungen: einmal diejenigen, die die Stellung des Fürsten überhaupt betreffen, welche Stellung wir, ihrem Wesen nach, keineswegs auf die einer bloßen obersten Executivbehörde beschränkt haben wollen; sodann aber, insbesondere, alle die das Kammervermögen betreffenden Verfügungen, die uns, in der vom Herzog angenommenen Fassung, weder, vom juristischen Standpunkt aus, mit den Bedingungen des positiven Rechts (das doch ohne Zweifel die einzige sichere Grundlage eines jeden Staatenverbandes bildet), noch auch, vom staatsöconomischen Standpunkt, mit der finanziellen Wohlfahrt und dem endlichen Nutzen des Landes; noch auch drittens, vom politischen Standpunkt aus, mit der Würde der fürstlichen Person, und somit auch der Würde des Staats vereinbar zu sein scheinen."

Gegen diese Bestimmungen und Verfügungen, die übrigens nicht specieller bezeichnet wurden, wurde demnach, mit dem Vorbehalt aller und jeder Rechtszuständigkeiten, „offener und unumwundener Einspruch" erhoben.

Die Staatsregierung setzte die Abgeordneten-Versammlung mittelst Erlasses vom 10. Mai von der eingelegen Rechtsverwahrung in Kenntniß, worauf dieselbe am 17. Juli einen motivirten Ablehnungsantrag einstimmig annahm und der Protest einfach zu den Acten gelegt wurde.

Inzwischen hatte sich die Abgeordneten-Versammlung auf Veranlassung der Staatsregierung bereit erklärt, zum Zwecke einer gemeinschaftlichen Verhandlung über die Vereinigungsfrage drei ihrer Mitglieder abzuordnen, die dann auch, nachdem die Ständeversammlung in Coburg eine gleiche Anzahl ihrer Mitglieder zu diesem Zwecke gewählt hatte, mit diesen am 25. April zu einer gemeinschaftlichen Conferenz in Gotha zusammentraten.

In derselben stellten zuvörderst die Coburger Abgeordneten ihre Anforderungen. Sie erklärten sich bereit, die neue Gothaische Verfassung, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen in einzelnen Punkten, anzunehmen, verlangten aber eine gleiche Anzahl Vertreter wie Gotha. Der Sitz der Behörden sollte zum Theil in Coburg, zum Theil in Gotha sein. Für Coburg wurde das Ministerium und das Contingents-Commando in Anspruch genommen, Landesregierung, Kammer-Obersteuer-Collegium und Consistorium Gotha überlassen. Vom Militair sollte ein Bataillon in Coburg und eins in Gotha stehen, und die Landtage sollten abwechselnd in Coburg und Gotha gehalten werden. Die Frage, in welchem Landestheile die Residenz des Herzogs sein solle, kam zwar zur Sprache, wurde aber nicht weiter verfolgt. Uebrigens wünschte man eine vollständige Vereinigung und wollte dieselbe namentlich auch in Bezug auf die Finanzen durchgeführt wissen.

Nachdem die Gothaischen Abgeordneten diese Vorschläge **ad referendum** angenommen hatten und die Coburger Abgeordneten inmittelst wieder abgereist waren, wurden die Verhandlungen schriftlich fortgesetzt. Die Gothaische Abgeordneten-Versammlung fand den die Vertretung Coburgs betreffenden Vorschlag unannehmbar, worauf die Coburgische Ständeversammlung denselben dahin modificirte, daß dann, wenn von einer gleichen Vertretung abgesehen werde, den Coburger Abgeordneten wenigstens eine Curialstimme vorbehalten bleiben müsse in Fällen

a) der Aenderung des Staatsgrundgesetzes oder einzelner Theile desselben,

b) der Aenderung wesentlicher, auch die pecuniären Interessen beider Landestheile berührenden Bestimmungen des bei der Vereinigung vereinbart werdenden Verwaltungsorganismus,

c) der Einführung, Aenderung und Aufhebung solcher Institute, welche die particularen Interessen des einen Landestheils allein berührten und nur wegen der Kosten ein gemeinsames Interesse gewährten,

d) bloßer Aenderungen einzelner particularrechtlicher und in beiden Landestheilen verschiedener Gesetzesbestimmungen, welche Aenderungen nicht auf die Erstrebung einer gemeinsamen Gesetzgebung im Allgemeinen oder in den betreffenden Zweigen berechnet seien.

Die Gothaische Abgeordneten-Versammlung wies jedoch auch diesen Vorschlag, als dem Wahren nach von dem früheren wenig verschieden, zurück, und wollte bei

einer vollständigen Vereinigung nur die Seelenzahl als maßgebend bei der Vertretung anerkennen — eine Forderung, die wieder die Coburger Ständeversammlung bestimmte, alle Verhandlungen abzubrechen und in einer an die Staatsregierung gerichteten Erklärungsschrift derselben zu überlassen, entweder selbst geeignete Propositionen an beide Landesvertretungen ergehen, oder die Sache überhaupt fallen zu lassen.

In diesem Stadium befand sich die Verfassungs- und Vereinigungs-Angelegenheit, als ich die Ehre hatte, von Sr. Hoheit dem Herzog zum 1. December 1849 auf Vorschlag des früheren Königl. Sächs. Justizministers von Carlowitz an die Spitze des Staatsministeriums berufen zu werden.

Meinen Aufenthalt hatte ich bereits Anfang November in Coburg genommen, um mich vor dem Eintritt in die Geschäfte in den mir neuen, bis dahin ganz unbekannten Verhältnissen einigermaßen zu orientiren.

Die Organisation des Ministeriums hatte der Herzog mir anheimgegeben, jedoch mit dem Ausdruck des Wunsches, daß es als ein einheitliches, für Coburg und Gotha gemeinschaftliches gestaltet werden und ich als allein verantwortliches Mitglied an die Spitze desselben treten möge.

Obgleich ich mir vollständig bewußt war, daß ich damit eine kaum zu bewältigende Aufgabe übernehmen werde, so konnte ich doch nicht verkennen, daß unter den gegebenen Verhältnissen, namentlich mit Rücksicht auf das zu erstrebende Ziel einer engeren Verbindung der beiden Herzogthümer, der Wunsch des Herzogs ein vollkommen berechtigter und es, wenn ich überhaupt dem an mich ergangenen Rufe Folge leisten wollte, meine Pflicht sei, demselben zu entsprechen. Den aus der bestehenden Selbständigkeit der beiden Herzogthümer sich ergebenden Unzuträglichkeiten konnte durch die Anstellung zweier verantwortlicher Minister, des einen für Coburg, des anderen für Gotha, offenbar keine Abhilfe geschaffen werden, vielmehr hätte dieses Auskunftsmittel, insoweit Beziehungen und Verhältnisse in Frage kamen, bezüglich deren die beiden Landestheile staatsrechtlich nur als ein Ganzes gelten konnten und anerkannt wurden, namentlich also in Ansehung der Beziehungen zu anderen Staaten, insbesondere der Zollvereins-Angelegenheiten, sowie in Ansehung der deutschen Bundesverhältnisse, insbesondere der Militair-Angelegenheiten, lediglich dazu beitragen können, die Unzuträglichkeiten noch zu vermehren.

Hieraus ergab sich die Nothwendigkeit, daß ich als der allein verantwortliche Minister für beide Herzogthümer zwei verschiedenen, von einander völlig unabhängigen und vielleicht sogar aufeinander eifersüchtigen Landesvertretungen in Beziehung auf denselben Gegenstand gegenübertreten mußte und somit in die Lage versetzt werden konnte, mir wegen meines Verhaltens den Beifall der einen zu erwerben, von den anderen aber in den Anklagestand versetzt zu werden. In Betreff des sogenannten Dreikönigsbündnisses hatte sich z. B. die Abgeordneten-Versammlung in Gotha für den Anschluß, die Ständeversammlung in Coburg aber gegen denselben erklärt. Hätte sich ein Fall dieser Art wiederholt, so würde ich, dafern beide Versammlungen an ihren Beschlüssen festgehalten hätten, einer Anklage unter allen Umständen nicht haben entgehen können.

In allen finanziellen Fragen, welche sich auf die den beiden Landestheilen gemeinsamen Angelegenheiten bezogen, mußte ebenfalls mit den beiden getrennten Landesvertretungen verhandelt werden, wobei es lediglich dem Zufall anheimgegeben blieb, ob es endlich zu einer übereinstimmenden Beschlußfassung kommen werde. Mit meinem ersten Etat für das gemeinschaftliche Militaircontingent mußte ich z. B. den Thüringer-Wald mehrmals überschreiten, bevor es mir gelang, übereinstimmende Beschlüsse der beiden Vertretungskörper zu erzielen.

Die gänzliche Unhaltbarkeit eines solchen Zustandes lag auf der Hand; die Aenderung desselben war zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden und wurde mir daher auch von dem Herzog in erster Linie die Aufgabe gestellt, die Vereinigungsfrage einer befriedigenden Lösung zuzuführen.

Es trat nun zunächst die Frage in den Vordergrund, in welchem Umfange die Union angestrebt werden solle. Um die vorerwähnten, das verfassungsmäßige Fortregieren schlechthin zur Unmöglichkeit machenden Uebelstände zu beseitigen, hätte man sich darauf beschränken können, für die den beiden Landestheilen gemeinsamen Angelegenheiten ein gemeinsames Organ der Landesvertretung zu schaffen. Man gelangte aber bald zu der Ueberzeugung, daß es ohne eine gänzliche Vereinigung kaum möglich sein werde, den gelähmten Staatsorganismus in einen gesunden und lebenskräftigen umzuwandeln, daß sich eine solche aus Gründen der Zweckmäßigkeit verschiedener Art dringend empfehle, auch durch dieselbe nach keiner Richtung ein berechtiges Interesse des einen oder des anderen Landestheils geschädigt werde und daß demnach von der Staatsregierung die vollständige Union als das zu erstrebende Ziel in das Auge zu fassen sei.

In Bezug auf das dabei zu beobachtende Verfahren erachtete man für zweckmäßig:

1. das neue Gothaische Staatsgrundgesetz als Basis für die den beiden Landestheilen zu gebende gemeinsame Verfassung zu benutzen und dasselbe — um jedes Mißtrauen, namentlich jeden Verdacht reactionärer Tendenzen fern zu halten und nicht etwa bei den Gothaischen Abgeordneten von vornherein eine Mißstimmung gegen den neuen Verfassungs-Entwurf hervorzurufen — in diesem selbst nur insoweit zu modificiren, als dies seine Erstreckung auf das Herzogthum Coburg unbedingt nöthig machte;

2. einen ausdrücklichen Vorbehalt späterer Revision nicht zu stellen, wohl aber alle diejenigen Aenderungen, welche man für sachgemäß erachten mußte, in dem an die beiden Abgeordneten-Versammlungen zu richtenden Erlasse in Anregung zu bringen,

3. in besonderen Beilagen nachzuweisen, einestheils, daß der agnatische Protest rechtlich begründet sei, daher die ernsteste Beachtung verdiene, anderntheils, daß die finanzielle Union irgend welchen nennenswerthen Nachtheil weder für den einen, noch für den anderen Landestheil herbeiführen werde.

Demzufolge wurde der Entwurf eines gemeinsamen Staatsgrundgesetzes ausgearbeitet und derselbe den beiderseitigen Landesvertretungen mittelst Erlasses

vom 18. Mai 1850 mit dem Antrage vorgelegt, je acht ihrer Mitglieder zum Behuf einer gemeinschaftlichen Vorberathung des Unionsprojektes zu bevollmächtigen.

Beide Versammlungen gaben nach einigen Zwischenverhandlungen dem Antrage Folge, worauf die gewählten Commissarien am 17. Februar 1851 in Gotha zusammentraten, nachdem ihnen zuvor noch die zu einer gründlichen Prüfung und Beurtheilung der einschlagenden Verhältnisse nöthigen Vorlagen, namentlich „eine ausführliche Darlegung der Ansicht des Staatsministeriums über den von den Agnaten des Herzogl. Hauses erhobenen Protest, eine Darstellung der gesammten bei der Vereinigung der beiden Herzogthümer in Betracht kommenden national-ökonomischen und finanziellen Verhältnisse derselben, und ein die künftige Organisation der oberen Landesbehörden betreffender Plan“ zugegangen waren.

Die Commission hielt ein Eingehen auf den Entwurf des Staatsgrundgesetzes nicht für thunlich, bevor nicht über die Nothwendigkeit oder Räthlichkeit einer vollständigen staatlichen Vereinigung an und für sich ein bestimmtes Urtheil gewonnen sei, und beschloß daher, sich zunächst in drei Ausschüsse zu theilen, welche diese Vorfrage nach folgenden Hauptrichtungen hin in's Auge fassen sollten:

I. in Beziehung auf das Verhältniß der Herzogthümer zum regierenden Herzogl. Hause, sowie zum deutschen Staatsorganismus, einschließlich der Militairverhältnisse, und zu anderen deutschen und außerdeutschen Staaten,

II. in Hinsicht auf die Rechtspflege, die Staatsverwaltung im Allgemeinen und die Einrichtungen der Kirche und Schule,

III. in Ansehung der finanziellen Verhältnisse ihrem ganzen Umfange nach.

Auf den Grund der von diesen Ausschüssen erstatteten Berichte erkannte die Commission

zu I sowohl die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Herzogthümer Coburg und Gotha, als eines Ganzen, dem Herzoglichen Hause gegenüber, als auch — und zwar einstimmig — die Nothwendigkeit an, die Gemeinsamkeit der Coburg-Gothaischen Lande im Verhältnisse zum deutschen Staatsorganismus, einschließlich der Militairangelegenheiten, verfassungsmäßig festzustellen und durch eine organische Einrichtung auf Seiten der Staatsregierung sowohl, als auch der Volksvertretung, zur Ausführung zu bringen.

Dagegen erachtete sie die Gemeinsamkeit im Verhältniß zu den einzelnen deutschen und zu den außerdeutschen Staaten nicht für erforderlich, sondern nur für zweckmäßig, glaubte aber, daß bei der möglichen Verschiedenheit der Landesinteressen die Ausdehnung dieser Gemeinsamkeit erst später festzusetzen sein werde.

Zu II erschien der Commission eine vollständige Vereinigung in Hinsicht auf Staatsverwaltung und Cultus 2c. in dem von der Staatsregierung beantragten Umfange weder nothwendig noch nützlich.

In Betreff der Justizpflege hielt sie jedoch die Errichtung eines gemeinschaftlichen Apellhofes, unter der Voraussetzung, daß in Strafsachen öffentliches und mündliches Verfahren demnächst in's Leben trete und die Geschwornen für beide Landestheile gemeinschaftliche seien, für wünschenswerth.

Zu III erklärte sich die Commission gegen eine totale Verschmelzung der beiden Landestheile in Beziehung auf das Finanzwesen, und wollte die finanzielle Gemeinschaft lediglich auf diejenigen Angelegenheiten beschränkt wissen, bezüglich deren sie eine Gemeinsamkeit beider Herzogthümer als nothwendig und räthlich erklärt habe.

In Gemäßheit dieser Beschlüsse ward demnach das proponirte Staatsgrundgesetz abgelehnt und dagegen eine theilweise Vereinigung empfohlen, behufs deren Durchführung folgende Maßregeln und Staatseinrichtungen als nothwendig und zweckentsprechend bezeichnet wurden:

1. die Errichtung einer Erbfolgeordnung, ingleichen die Feststellung gleicher verfassungsmäßiger Bestimmungen für beide Herzogthümer wegen Vormundschaft über den Regenten und über Statthalterschaft für denselben;

2. die Beibehaltung eines Staatsministeriums an der Spitze der Geschäfte für beide Herzogthümer;

3. ein aus den Landesvertretungen beider Herzogthümer hervorgehendes gemeinsames Organ zur Handhabung der der Landesvertretung zustehenden Rechte bezüglich derjenigen Theile der Staatsverwaltung, deren Gemeinschaftlichkeit verfassungsmäßig festgestellt werde.

Die Gründe, auf welche die Commission ihre ablehnenden Erklärungen stützte, waren überaus schwach, namentlich in Bezug auf den Finanzpunkt nahezu komischer Natur. Anstatt die gesammte Finanzlage der beiden Landestheile, für welche die von der Staatsregierung mit der größten Unparteilichkeit bearbeitete ausführliche Darstellung der national-ökonomischen und finanziellen Verhältnisse das reichhaltigste Material lieferte, einer eingehenden und gründlichen Erörterung zu unterwerfen, hatte sich der betreffende Ausschuß darauf beschränkt, gewisse Etatsposten summarisch zusammenzustellen und aus diesen seine Folgerungen gezogen, ein Verfahren, welches zu dem ganz eigenthümlichen Resultate führte, daß die Gothaischen Ausschußmitglieder eine durchgreifende finanzielle Vereinigung als höchst nachtheilig für Gotha bezeichneten, während die Coburgischen Mitglieder mit Hilfe ziemlich gleicher Prämissen den Nachweis unternahmen, daß Coburg durch eine finanzielle Gemeinsamkeit im höchsten Grade werde benachtheiligt werden.

Gleichwohl hatte die Staatsregierung im Laufe der Verhandlungen ausreichende Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß in der Hauptsache etwas Mehreres, als das von der Commission Gebotene auf dem Wege der Vereinbarung zur Zeit nicht zu erlangen sei. Von der Durchführung der von der Staatsregierung angestrebten vollständigen Vereinigung auf dem Wege der Octroyirung glaubte man aber schon um deswillen absehen zu müssen, weil in der vorgeschlagenen partiellen Union mit Begründung eines gemeinsamen Organs der Landesvertretung für die gemeinsamen Angelegenheiten beider Landestheile doch ohne Zweifel ein wesentlicher Vorschritt zum Besseren erkannt werden mußte und daher, bei der dadurch gegebenen Möglichkeit, die Regierung in verfassungsmäßiger Weise fortzusetzen, eine Octroyirung nicht hätte gerechtfertigt werden können.

Unter diesen Umständen und da die mit dem bisherigen Zustande verbundenen Uebelstände inzwischen mit immer größerer Schärfe hervorgetreten waren, glaubte die Staatsregierung es als ihre Pflicht erkennen zu müssen, die Ergebnisse der Commissionsberathungen als Anhaltspunkt für den von ihr in der Sache weiter zu verfolgenden Weg zu benutzen.

Es wurde daher beschlossen, den Entwurf des Staatsgrundgesetzes nach Maßgabe der von der Commission gefaßten Beschlüsse anderweit zu redigiren, zugleich aber bei dieser Gelegenheit darauf Bedacht zu nehmen, den agnatischen Protest zu beseitigen.

Zu diesem Behufe erschien es geboten, sich mit dem nächsten Agnaten und präsumtiven Regierungsnachfolger, dem Prinzen Albert, in's Einvernehmen zu setzen.

In erster Linie war dabei die Erbfolgeordnung in's Auge zu fassen, und dies um so mehr, als in dieser Beziehung die Coburgische Verfassung, das im Jahre 1840 in Veranlassung der Vermählung des Prinzen Albert errichtete Familienstatut und das neue Gothaische Staatsgrundgesetz nach verschiedenen Richtungen hin von einander abweichende Bestimmungen enthielten.

Die diesfallsige Correspondenz führte schnell zu einem vollständigen Einverständniß, namentlich auch bezüglich derjenigen Bestimmungen, welche zum Zwecke hatten, die Erbfolge für den Fall zu reguliren, daß der Herzog ohne Hinterlassung successionsfähiger Nachkommen mit Tode abgehen und somit die Nachfolge in die Regierung auf den Prinzen Albert, bezw. dessen successionsfähige Nachkommenschaft übergehen würde. Mit Rücksicht auf die in diesem Falle möglichen verschiedenen Eventualitäten wurde zugleich wegen Einsetzung einer Regierungsverwesung und Statthalterschaft für den Regenten das Nöthige bestimmt.

Als diejenigen speziellen Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes selbst — also abgesehen von dessen Beilage III — welche ihm zu dem erhobenen Proteste Veranlassung gegeben, hatte Prinz Albert auf das deshalb an ihn gerichtete Ersuchen

den zweiten Absatz des § 3 „die Staatsgewalt, soweit sie dem Volke in seiner Gesammtheit verfassungsmäßig zukommt, wird durch die Abgeordneten-Versammlung ausgeübt" und die §§ 39, 40, 42 und 43, durch welche in Bezug auf die Gesetzgebung der Schwerpunkt in die Abgeordneten-Versammlung verlegt und dem Herzog gegen die Beschlüsse derselben nur ein suspensives Veto eingeräumt wurde,

bezeichnet und in einem ausführlichen Memorandum seine Ansicht näher begründet.

Diese Begründung ist für die Charakteristik des Prinzen von so hohem Interesse, daß ich sie hier wörtlich folgen lasse:

„Zu 1 glaube ich mich auf die Aeußerung beschränken zu dürfen, daß die bezeichnete Stelle, insofern sie den theoretischen Satz, daß alle Gewalt vom Volke ausgehe, zur staatsrechtlichen Anerkennung bringen soll, geeignet ist, die wohlbegründeten Rechte der Agnaten zu beeinträchtigen, während derselbe, wenn er nur das in § 18 des Staatsgrundgesetzes Ausgesprochene: „das Volk übt die ihm in seiner Gesammtheit verfassungsmäßig zustehenden Rechte durch seine Abgeordneten-Versammlung aus", besagen soll, als überflüssig beseitigt werden mag."

„Zu 2 nehme ich für den Fürsten den nämlichen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt in Anspruch, welchen ich bereit bin, der Landesvertretung zuzugestehen. Ich bin hierbei Mir wohl bewußt, daß nach der Wiener Schlußacte eine Bestimmung dahin verlangt werden könnte, daß die gesetzgebende Gewalt ungetheilt bei dem Fürsten bleibe und nur die Ausübung derselben an die Mitwirkung der Landesvertretung gebunden sei. Ich nehme aber keinen Anstand auszusprechen, daß Meiner Ansicht nach diese Formel eine Täuschung oder doch einen inneren Widerspruch enthält, indem eine Gewalt, die man nicht ausüben darf, keine Gewalt ist, und, sobald die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt an die Mitwirkung der Landesvertretung gebunden wird, in Wahrheit die gesetzgebende Gewalt getheilt ist. Ich halte es für wichtig, daß das, was ist und sein soll, auch aufrichtig und wahrheitsgemäß ausgesprochen werde. Nach der Wiener Schlußacte soll nur der Fürst, nach den Ansichten der Revolution nur die Landesvertretungen die gesetzgebende Gewalt üben; in dem Lande dagegen, in welchem allein eine wahrhaft constitutionelle Monarchie besteht, erkennt man an, daß das Richtige in der Mitte zwischen beiden gleich anmaßlichen Aufstellungen liegt, nämlich in einer Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen dem Fürsten und der Volksvertretung — King, Lords and Commons-Legislature —. Ich würde eine wahrhafte Befriedigung darin finden, diese, wie ich annehme, richtigen Grundsätze in dem Staatsgrundgesetz des Herzogthums ausgesprochen zu sehen."

Der bereits in der Redaction begriffene neue Entwurf des Staatsgrundgesetzes enthielt in dieser Beziehung folgende Bestimmungen:

§ 101. Die gesetzgebende Gewalt wird von dem Herzog in Gemeinschaft mit den Landtagen nach Maßgabe der in der Verfassung enthaltenen Bestimmungen ausgeübt.

§ 104. Kein Gesetz ist gültig, welches nicht mit den Beschlüssen des betreffenden Landtags übereinstimmt.

Auch kann ohne Zustimmung des Landtags kein Gesetz von dem Herzog suspendirt, aufgehoben, abgeändert oder authentisch interpretirt werden.

§ 108. Jeder Beschluß eines Landtags bedarf der Bestätigung des Herzogs, um Gesetzeskraft zu erlangen,

entsprach mithin den Ansichten des Prinzen Albert so vollständig, daß es einer Modification desselben nicht bedurfte.

Dagegen gelang es nicht, in Bezug auf die Regulirung der Verhältnisse des Domainenvermögens im Herzogthum Gotha, welches durch die Beilage III des Staatsgrundgesetzes zum „Staatsgut" erklärt worden war, eine Verständigung mit den Agnaten herbeizuführen.

Unter dem 17. September 1851 wurde der ausgearbeitete neue Entwurf eines gemeinsamen Staatsgrundgesetzes, nebst einem Gesetzentwurfe über die Organisation des Staatsministeriums, dem Entwurfe des Einführungsgesetzes für die neue Verfassung und einigen anderen minder wichtigen Gesetzentwürfen der Commission zugefertigt, in dem Erlasse aber mit aller Schärfe hervorgehoben, daß die Staatsregierung in Bezug auf die vollständige Verschmelzung der beiden Landestheile noch

ganz auf dem früheren Standpunkte stehe, und sie, wenn sie denselben dermalen verlasse, lediglich von dem Wunsche geleitet sei, auch in dieser hochwichtigen Angelegenheit thunlichst in Uebereinstimmung mit der Landesvertretung zu handeln.

Bezüglich der Verhältnisse des Domainenvermögens mußte man sich darauf beschränken, in dem Entwurfe des Einführungsgesetzes zu bestimmen, daß es bei der diesfallsigen, in der Beilage III enthaltenen Vereinbarung bis zu einer anderweiten Regulirung dieser Verhältnisse das Bewenden behalte, und in dem Erlasse an die Commission das Einbringen darauf gerichteter Propositionen ausdrücklich vorzubehalten.

Die Commission unterzog sich der Berathung des Verfassungsentwurfes und der damit in Verbindung stehenden sonstigen Regierungs-Vorlagen mit anerkennungswerthem Eifer und legte das Ergebniß derselben, mit dem ich mich als Commissar der Staatsregierung schon im Laufe der Verhandlungen durchweg einverstanden erklären konnte, bereits am 1. November 1851 mit einem dasselbe erläuternden Berichte vor.

In diesem Berichte erkannte es die Commission als zweckmäßig an, daß die Staatsregierung eine gemeinsame Verfassungsurkunde für beide Herzogthümer ausgearbeitet, und bei deren Herstellung zugleich die unvermeidliche Revision der beiden Staatsgrundgesetze mit zur Ausführung gebracht habe, sprach ferner ihre Anerkennung darüber aus, daß die Staatsregierung bei dieser Revision die Grenzen des Nothwendigen nicht überschritten habe, vielmehr ernstlich bemüht gewesen sei, nicht bloß die in der bisherigen Gesetzgebung enthaltenen politischen Rechte, soweit es unter den damaligen Zeitverhältnissen möglich, aufrechtzuerhalten, sondern auch überhaupt in dem neuen Verfassungsentwurf solche Bestimmungen zu treffen, welche dem Wesen der constitutionellen Staatsform entsprächen und möglichst sichere Bürgschaft für das Wohl des Landes darböten, und beantragte schließlich, sowohl das Staatsgrundgesetz als die übrigen von ihr berathenen Gesetzentwürfe nunmehr den beiden Landesvertretungen sobald als möglich vorzulegen und zur Annahme en bloc zu empfehlen.

Seitens der Ständeversammlung zu Coburg erfolgte dann auch diese Annahme auf den diesfallsigen Antrag der Staatsregierung nach einer nur kurzen Verhandlung. Dagegen gab in der Abgeordneten-Versammlung zu Gotha der an sie gerichtete gleiche Antrag zu lebhaften Debatten Veranlassung. Die Majorität derselben fand an dem Staatsgrundgesetze viel zu tadeln, namentlich auch, daß es die Gothaischen Interessen durch eine nicht genügend motivirte Bevorzugung Coburgs verletze, indem z. B.

bei der Zusammensetzung des gemeinschaftlichen Landtags nicht das Bevölkerungsverhältniß beider Landestheile als Maßstab zum Grunde gelegt sei;

bei der Wahl des Ausschusses des gemeinschaftlichen Landtags nicht der freie Wille des letzteren, sondern provinzielle Rücksichten maßgebend sein sollten;

der gemeinschaftliche Landtag verfassungsmäßig genöthigt werden solle, seine Sitzungen abwechselnd in Gotha und in Coburg zu halten;

die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags zur Wahrung Coburgischer Partikular-Interessen in unzweckmäßiger Weise beschränkt werden solle, x.

Alle diese Bedenken mochten mehr oder weniger begründet erscheinen, wenn es sich um eine gänzliche Verschmelzung beider Herzogthümer, namentlich auch in finanzieller Beziehung, gehandelt hätte; bei der lediglich beabsichtigten partiellen Vereinigung mußte sie aber die Staatsregierung als gänzlich unbegründet zurückweisen.

Die endliche Abstimmung führte indeß gleichwohl zur Ablehnung sämmtlicher Vorlagen und in deren Folge zur alsbaldigen Auflösung der Versammlung.

Nach erfolgter Anordnung der Neuwahlen fand der Herzog sich veranlaßt, eine unmittelbare Ansprache an die Bewohner des Herzogthums Gotha zu richten*). Noch bevor die Einberufung der neuen Abgeordneten-Versammlung zu ermöglichen war trat ein Zwischenfall ein, der die Gefahr nahe rückte, daß die Staatsregierung von anderer Seite an einem weiteren Fortschreiten auf dem von ihr eingeschlagenen Wege werde gehindert werden.

In Gemäßheit eines von dem — inzwischen reactivirten — Bundestage am 23. August gefaßten Beschlusses war von der Bundesversammlung ein Ausschuß niedergesetzt und demselben der Auftrag ertheilt worden, seine Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß die mit den Grundgesetzen des Bundes nicht im Einklang stehenden, in der neueren Zeit, namentlich seit dem Jahre 1848 in einzelnen Bundesstaaten erlassenen gesetzlichen Bestimmungen wieder in die nothwendige Uebereinstimmung mit jenen gebracht würden.

Der Auftrag war demnach zweifellos mit gegen das Gothaische Staatsgrundgesetz vom 25. März 1849 gerichtet und daher schon an sich zu besorgen, daß der Ausschuß früher oder später seine Aufmerksamkeit auch den hiesigen Verfassungsverhältnissen zuwenden werde. Diese Besorgniß mußte sich wesentlich steigern, als bei den mit der aufgelösten Abgeordneten-Versammlung gepflogenen Verhandlungen klar zu Tage trat, daß der eigentliche Grund ihrer Ablehnung der Regierungsvorlagen nicht in der Besorgniß einer Verletzung der Gothaischen Interessen oder der Abneigung gegen eine engere Verbindung der beiden Herzogthümer, sondern in allgemeinen politischen Rücksichten, namentlich in dem Bestreben, die Errungenschaften des Jahres 1848 dem Herzogthum Gotha ungeschmälert zu erhalten zu suchen sei, und man darüber, daß dieser Umstand auch dem bundestäglichen Ausschuß nicht unbekannt und von ihm nicht unbeachtet geblieben sei, um so weniger im Zweifel sein konnte, als die Angelegenheit in den öffentlichen Blättern wiederholt zum Gegenstand der Erörterung gemacht worden war.

Dazu kam noch, daß auf die von mehreren Rittergutsbesitzern im Herzogthum Gotha an die Staatsregierung gerichteten Petitionen um Gewährung einer Entschädigung für die ihnen durch die neuere Gesetzgebung, namentlich durch die Auf-

*) Die bei dieser sowie bei allen folgenden hier berührten Gelegenheiten gehaltenen Reden und Proklamationen sind im II. Bde. S. 106—113 mitgetheilt.



hebung der Lehnsherrlichkeit, der Frohn- und Dienstgelder, des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden rc. verursachten Vermögensnachtheile eine abfällige Bescheidung erfolgen mußte, und nunmehr zu erwarten stand, daß die Petenten den Rechtsbestand des ganzen damaligen Verfassungszustandes und damit zugleich den der erwähnten Gesetze bekämpfen und sich deshalb, den günstigen Zeitpunkt benutzend, an die Bundesversammlung wenden würden.

Es war daher für die Staatsregierung keineswegs überraschend, daß der Herzogliche Bundestags-Gesandte am 13. März 1852 zu ihrer Kenntniß brachte: es liege in der Absicht des für die Verfassungs-Revisionen eingesetzten Ausschusses, von ihr über den Stand der Verfassungs-Angelegenheit des Herzogthums Gotha eine Erklärung zu erfordern und damit unter Umständen ein Inhibitorium zu verbinden.

Die Ausführung dieser Maßregel unterblieb jedoch zunächst, weil der dem Ausschuß als Mitglied angehörende Königlich Preußische Bundestags-Gesandte — der jetzige Reichskanzler, Fürst Bismarck — zu der Zeit von Frankfurt abwesend war und die übrigen Ausschußmitglieder sich vorher seiner Mitwirkung zu versichern wünschten. Inzwischen wurde aber auch bekannt, daß der Staatsrath Hannibal Fischer — der später durch die im Wege der Versteigerung bewirkte Auflösung der deutschen Flotte eine traurige Berühmtheit erlangte — von dem Fürsten Hohenlohe und mehreren Rittergutsbesitzern im Herzogthum Gotha beauftragt worden sei, „wegen ungesetzlicher und unrechtmäßiger Aufhebung der landschaftlichen Verfassung des Herzogthums Gotha und rechtswidriger Entziehung landständischer Rechte“ Beschwerde bei dem Bundestage zu erheben, und gelang es in dessen Folge dem herzoglichen Bundestags-Gesandten der ihm ertheilten Instruction gemäß, den Ausschuß durch Hinweisung auf die zu erwartende Reclamation zu bestimmen, sich nicht ex officio in die Angelegenheit einzumischen und jedes weitere Vorschreiten in derselben bis zum Eingang der Reclamation zu beanstanden.

Dieser erfolgte jedoch erst am 25. Mai, während die neugewählte Abgeordneten-Versammlung auf Berufung der Staatsregierung bereits am 19. April zusammentrat und sich alsbald mit den ihr gemachten Vorlagen beschäftigte.

Die Herzogliche Ansprache erfüllte ihren Zweck auf das Vollständigste; schon am 1. Mai erklärte die Versammlung mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität zu dem gemeinschaftlichen Staatsgrundgesetze, so wie zu den übrigen Vorlagen in ihrer Gesammtheit ihre verfassungsmäßige Zustimmung.

Das Staatsgrundgesetz vom 3. Mai 1852 trat nun in das Leben.

Behufs der Erlangung des agnatischen Consenses war dem Prinzen Albert bereits der Entwurf des Staatsgrundgesetzes nebst den übrigen Vorlagen mitgetheilt worden, darauf aber eine Antwort erfolgt, welche die künftige Verweigerung des Consenses in Aussicht stellte und damit motivirt wurde, daß nach dem Entwurfe des Einführungsgesetzes die das Domainenvermögen zum Staatsgut erklärende Beilage III des bisherigen Staatsgrundgesetzes bis auf Weiteres aufrecht erhalten bleiben solle. In dem Erklärungsschreiben, mittelst dessen die Abgeordneten-Versammlung die er-

44*

folgte Genehmigung des neuen Staatsgrundgesetzes zur Anzeige brachte, war jedoch ausdrücklich beantragt worden, „daß nunmehr der Consens Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albert zu dem Inhalte des neuen Staatsgrundgesetzes unverweilt eingeholt werden möge".

Man versuchte daher in einem an den Geschäftsträger des Prinzen, Hofrath Briegleb, gerichteten ausführlichen Schreiben den Nachweis zu führen, daß die Verweigerung des Consenses vom rechtlichen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen sein werde, und stützte denselben in der Hauptsache darauf, daß aus dem Staatsgrundgesetz alle die agnatischen Rechte verletzenden Bestimmungen entfernt worden seien. Wenn daher im Jahre 1849 dieses Staatsgrundgesetz dem Lande von dem Herzog verliehen, dabei aber zugleich das in der Beilage III in Betreff des Domainen-Vermögens getroffene Abkommen in dasselbe mit aufgenommen worden wäre, so würde der agnatische Protest lediglich gegen diesen Theil des Staatsgrundgesetzes zu richten und keine Veranlassung vorhanden gewesen sein, denselben auch auf den übrigen, die agnatischen Rechte nicht verletzenden Inhalt auszudehnen. So wenig nun aber damals der Prinz das Recht in Anspruch genommen haben würde, den Protest weiter, als auf das in der Beilage III getroffene Abkommen zu erstrecken, so wenig könne auch jetzt für ihn ein Rechtsgrund vorliegen, die Zustimmung zu dem die Rechte der Agnaten durchgängig beachtenden Inhalte des neuen Staatsgrundgesetzes zu versagen.

Prinz Albert glaubte jedoch diese Argumentation mit Rücksicht auf den Unterschied, welcher zwischen der rechtlichen Lage eines protestirenden und eines um seinen Consens angegangenen Agnaten bestehe, nicht gelten lassen zu können, erklärte sich aber bereit, den Consens zu ertheilen, sobald die Domainenfrage zu einer befriedigenden Lösung gebracht sei.

Die Staatsregierung erachtete sich für verpflichtet, dem gemeinschaftlichen Landtage bei dessen erstem Zusammentritt von dieser Sachlage Kenntniß zu geben, worauf derselbe in seinem Erklärungsschreiben vom 25. Mai 1853 seine Ueberzeugung dahin aussprach, daß die Erlangung des Consenses des Prinzen Albert höchst wünschenswerth sei, und damit das Ersuchen verband, nunmehr weitere Schritte zu thun, um das in der Beilage III des Staatsgrundgesetzes liegende Haupthinderniß der Ertheilung des fraglichen Consenses durch zweckentsprechende Vereinbarung mit dem Landtage des Herzogthums Gotha zu beseitigen. Nachdem diese Vereinbarung erzielt war, erfolgte denn auch alsbald die Zurücknahme des eingelegten Protestes. Noch vorher aber handelte es sich darum, das kaum erlassene Staatsgrundgesetz gegen die bei der Bundesversammlung erhobene Beschwerde zu vertheidigen.

Nach den Vorgängen in anderen Staaten mußte man sich bei der damals herrschenden reactionären Strömung darauf gefaßt halten, daß die Bundesversammlung in der Angelegenheit rasch und mit Entschiedenheit vorgehen werde. Die Reclamations-Commission — denn dieser, nicht dem Revisions-Ausschuß, war die Beschwerde zur Vorprüfung überwiesen worden — erstattete jedoch erst in der Plenarsitzung vom 20. Januar 1853 ihren darauf bezüglichen Vortrag, in welchem sie

1. die Competenz der Bundesversammlung auf Grund des Art. 56 der Wiener Schlußacte: „die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden,“ nach dem Vortrage der Reclamanten im Allgemeinen als begründet anerkannte, ohne jedoch dadurch den besonderen Einwendungen, die etwa gegen die Anwendung dieses Satzes auf den vorliegenden Fall erhoben werden könnten, vorgreifen zu wollen,

2. die Frage über die Legitimation der Beschwerdeführer nach dermaligen Sachlage ebenfalls bejahte, dagegen

3. die von den Reclamanten beantragte Erlassung eines Inhibitoriums um so weniger für zulässig erklärte, als zu einer vollen durchgreifenden Beurtheilung des Falles die vorgängige Erklärung der Herzogl. Regierung unerläßlich sei, und

4. ihren Antrag dahin formulirte:

„die Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaische Regierung, unter Mittheilung der Beschwerdeschrift vom 27. April und des Nachtrags hierzu vom 29. September v. J. um ihre Erklärung über diese Beschwerde zu ersuchen; von diesem Beschlusse den Mandatar der Beschwerdeführer, Dr. H. Fischer, mit dem Anfügen in Kenntniß zu setzen, wie man mißbilligen müsse, daß in der Eingabe vom 27. April nicht überall die gegen die Herzogl. Landesregierung schuldigen Rücksichten*) beobachtet worden seien; und den Herzogl. Bundesgesandten zu ersuchen, die obigen Beschlüsse zur Kenntniß der Herzogl. Regierung zu bringen.“

Der letztere beschränkte sich darauf, der Herzogl. Regierung alles Weitere vorzubehalten und vorläufig nur zu bemerken, daß die abzugebende Erklärung mannigfache Berichtigungen der factischen Angaben der Reclamanten enthalten werde.

Nachdem die Beschlüsse der Staatsregierung mitgetheilt worden, erachtete sie behufs der von ihr erforderten Erklärung für geboten, in einer ausführlichen Staatsschrift den Ungrund der erhobenen Beschwerde vom Rechtsstandpunkte aus nach allen Richtungen hin nachzuweisen. Die Ausarbeitung derselben nahm einen längeren Zeitraum in Anspruch. Im November 1854 wurde die Abgabe der Erklärung von dem Vorsitzenden der Reclamations-Commission in Erinnerung gebracht, worauf dieselbe am 12. Juni 1855 unter Beifügung der erwähnten Staatsschrift erfolgte. In Bezug auf die rechtliche Beurtheilung der Frage, ob die dermalen in anerkannter Wirksamkeit bestehende Verfassung des Herzogthums Gotha für ungiltig zu erachten sei, wurde lediglich auf die Staatsschrift Bezug genommen und nur das Endergebniß derselben dahin resumirt: „daß es den Beschwerdeführern an jeder persönlichen Befugniß zur Beschwerdeführung gebricht, daß dem Herzog einseitig das Recht der Aenderung der vormaligen Gothaischen Verfassung zustand, daß zu der

*) Dieser Mangel an Rücksichten bestand in so unziemlichen, direct gegen die Person des Herzogs gerichteten Auslassungen, daß sie nach der Ueberzeugung des Staatsministeriums den Thatbestand der Majestäts-Beleidigung involvirte. Vgl. Bd. II S. 44.

stattgehabten Verfassungs-Aenderung überdies die vormaligen Stände ihre Einwilligung gegeben haben, und daß jedenfalls die anerkannte Wirksamkeit, in der die gegenwärtige Verfassung des Herzogthums Gotha steht, die Competenz der Bundesversammlung zu einem Einschreiten gegen dieselbe ausschließt."

Man hätte sich vielleicht hierauf beschränken können, da bei der endlichen Beschlußfassung über die erhobene Beschwerde doch nur der Rechtspunkt die entscheidende Norm hätte abgeben dürfen; der Herzog erachtete es aber, und gewiß mit Recht, den Verhältnissen entsprechend, daß dem Bundestage auch seine Auffassung der politischen Seite der Angelegenheit mitgetheilt werde. Auf den Wunsch des Dr. Tabor, der als Bevollmächtigter der Reclamanten an die Stelle des Dr. Fischer getreten war, wurde demselben mit Zustimmung der Herzogl. Regierung ein Exemplar der gedruckten Staatsschrift mitgetheilt. Er versuchte, in einer längeren Eingabe die Richtigkeit der in derselben enthaltenen thatsächlichen Angaben und daraufhin auch das Zutreffende der rechtlichen Deductionen zu bestreiten, wodurch die Staatsregierung sich veranlaßt fand, das zur vollständigen Beurtheilung der obwaltenden rechtlichen Verhältnisse dienende urkundliche Material zusammenzustellen und diese Zusammenstellung in gedruckten Exemplaren, mittelst einer anderweiten, die Rechtsfrage nochmals beleuchtenden Erklärung, unter dem 4. October 1857 an den Herzogl. Bundestagsgesandten gelangen zu lassen, um dieselbe gleich der früheren Denkschrift mündlich zu Protokoll der Bundesversammlung zu geben.

Einige Monate zuvor hatten sowohl die Fürsten Hohenlohe, als die bei der Reclamation betheiligten Rittergutsbesitzer in zwei verschiedenen Eingaben ihre Geneigtheit erklärt, die erhobene Beschwerde durch ein vergleichsweises Abkommen zu erledigen.

Es wurde ihnen darauf eröffnet, daß die Staatsregierung, obwohl für sie, bei der feststehenden rechtlichen Ueberzeugung von der Unstatthaftigkeit der erhobenen Beschwerde, keine besondere Veranlassung vorliege, die weitere Verfolgung derselben durch ein vergleichsweises Abkommen zu beseitigen, doch einem Versuche, die Angelegenheit auf diesem Wege zur Erledigung zu bringen, principiell nicht abgeneigt sei, daß sie aber für erforderlich erachte, zuvörderst für die zu pflegenden Vergleichsverhandlungen eine solche Basis zu gewinnen, die einen befriedigenden Abschluß als wahrscheinlich erscheinen lasse, und sie es daher den Beschwerdeführern überlasse, zunächst der nur gedachten Voraussetzung durch in die Sache eingehende, speciellere Propositionen Genüge zu leisten.

Dieser Aufforderung entsprechend wurden von den betheiligten Rittergutsbesitzern in einer Eingabe vom 15. März 1858 specielle Vorschläge gemacht. Da jedoch an die Spitze derselben die Forderung gestellt war, daß den Mitgliedern der früheren ritterschaftlichen Curie corporative Rechte, mit der Befugniß an den Landtagsverhandlungen Theil zu nehmen, verliehen würden, so konnte darin unmöglich eine geeignete Basis erkannt werden, auf deren Grund weitere Verhandluugen mit der Aussicht auf ein befriedigendes Resultat hätten gepflogen werden können. Der Vorschlag wurde daher zurückgewiesen, obwohl der damals hier accreditirte Königl. Preuß.

Gesandte, Graf Redern, in einer an mich gerichteten vertraulichen Zuschrift den proponirten Ausgleich im Namen seiner Regierung dringend zur Annahme empfohlen hatte.

Eine gleiche Zurückweisung erfuhren die von den Fürsten Hohenlohe in einer Eingabe vom 23. März 1858 gemachten Propositionen, die mit denen der Rittergutsbesitzer im Wesentlichen zusammentrafen.

Dagegen glaubte die Staatsregierung einen zweiten im October 1860 gemachten Vorschlag derselben, welcher darin bestand, daß ihnen in dem Landtag eine Virilstimme mit Vertretungsbefugniß verliehen und auch den übrigen großen Grundbesitzern eine angemessene Vertretung im Landtage eingeräumt werde, nicht von der Hand weisen zu sollen und mindestens den Versuch zu machen, zunächst den gemeinschaftlichen Landtag zur Annahme eines auf entsprechende Modification des Wahlgesetzes gerichteten Gesetzentwurfs zu bestimmen. Dieser Versuch mißlang aber vollständig, indem der gemeinschaftliche Landtag den ihm vorgelegten Entwurf einstimmig ablehnte.

Von dem Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg wurde nunmehr im Februar 1862 zugleich im Namen des Fürsten zu Hohenlohe-Oehringen, welcher durch das Aussterben der Linie Hohenlohe-Kirchberg zu einem Viertheil Mitbesitzer der Grafschaft Obergleichen geworden war, die Beschwerde-Angelegenheit, die bis dahin im Bundestage geruht hatte, wieder in Anregung gebracht und von der Reclamations-Commission darüber in der 24. Sitzung desselben Jahres Vortrag erstattet, nach deren Antrag aber beschlossen: dem Dr. Geyger, als Bevollmächtigten des Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, bezüglich der Eingabe vom 10. Februar durch die Bundescanzleidirection eröffnen zu lassen, daß durch die dort Namens des Fürsten Hugo zu Hohenlohe-Oehringen abgegebene Erklärung, Seitens desselben die Reassumtion der Beschwerde seines Rechtsvorgängers im Mitbesitze der Herrschaft Obergleichen nicht als erbracht und derselbe daher nicht als bei der Beschwerdeführung betheiligt angesehen werden könne, daß es vielmehr, um eine solche Betheiligung zu constatiren, einer Erklärung des Fürsten zu Hohenlohe-Oehringen selbst zu den Acten der Bundesversammlung bedürfe.

Da eine solche Erklärung nicht erfolgte, so fand hiermit die unerfreuliche Angelegenheit ihren befriedigenden Abschluß. Die in der Zwischenzeit gemachten Erfahrungen entsprachen aber leider den Hoffnungen nicht, denen sich die Staatsregierung bei dem Erlaß des Staatsgrundgesetzes hingegeben hatte.

Der Mechanismus der Staatsmaschine war nach den Bestimmungen desselben ja allerdings ein schwerfälliger und complicirter; die Staatsregierung hatte sich dies und die damit verbundenen Mängel niemals verhehlt; sie glaubte aber mit Recht erwarten zu können, daß man allseitig bestrebt sein werde, diese Mängel durch ein entgegenkommendes und vertrauensvolles Zusammenwirken in der Praxis minder fühlbar zu machen. In dieser Erwartung fand sie sich jedoch bitter getäuscht, indem man Coburger Seits vielmehr bemüht war, die Competenz des gemeinschaftlichen Landtages in fast allen wichtigeren Angelegenheiten zu bekämpfen, ihm den Speciallandtagen gegenüber eine untergeordnete Stellung anzuweisen, und sogar die Aus-

führung der von ihm innerhalb der Grenzen seiner verfassungsmäßigen Competenz gefaßten Beschlüsse dadurch zu inhibiren, daß man für diesen Fall dem verantwortlichen Chef des Staatsministeriums die Versetzung in Anklagestand wegen verfassungswidrigen Handelns Seitens des Coburgischen Speciallandtags in Aussicht stellte.

Dieses Verfahren versuchte man damit zu rechtfertigen, daß man dasselbe als durch die Staatsregierung selbst verschuldet bezeichnete, indem diese die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags über die verfassungsmäßige Grenze hinaus zu erweitern suche, und wiederholte diesen Vorwurf immer von Neuem, so wenig derselbe auch thatsächlich begründet war. Trotz der häufigen Competenz-Anfechtungen machten die Coburgischen Mitglieder des gemeinschaftlichen Landtags von der in § 115 des Staatsgrundgesetzes getroffenen Bestimmung, nach welcher ein gegen die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags mittelst eines darauf gerichteten Antrags erhobener Zweifel dann, wenn sich nicht die Majorität der Abgeordneten eines jeden der beiden Landestheile für oder gegen die Competenz ausspricht, auf dem Wege schiedsrichterlicher Entscheidung zur Erledigung gebracht werden soll, nur in einem einzigen Falle Gebrauch, und in diesem fiel der Schiedsspruch für die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags aus. Niemals aber war die Staatsregierung in die Lage gekommen, einen von ihr an den gemeinschaftlichen Landtag gebrachten Gegenstand wegen mangelnder Competenz desselben zurückzuziehen oder zurückgewiesen zu sehen, und in dem Speciallandtage zu Coburg wurde zwar dem verantwortlichen Staatsminister wegen seines — angeblich — verfassungswidrigen Verhaltens mit der Versetzung in Anklagestand gedroht, die Erhebung der Anklage aber doch unterlassen, obwohl dieselbe von mir selbst angelegentlich befürwortet wurde, um auf diese Weise die verfassungsmäßige Stellung der Speciallandtage zu dem gemeinschaftlichen Landtage in's Klare zu setzen.

Früher als die Staatsregierung erwartete, mußte sich ihr daher die Ueberzeugung aufdringen, daß der durch das gemeinschaftliche Staatsgrundgesetz geschaffene verfassungsmäßige Zustand kaum mit geringeren Unzuträglichkeiten verbunden sei, als es der durch dasselbe beseitigte Dualismus gewesen war, und jedenfalls der erstere jeder gedeihlichen Entwickelung des constitutionellen Lebens hindernd entgegenstehe.

Noch schärfer aber traten die Inconvenienzen der Organisation des Staatsministeriums hervor. Bei der immer höher anschwellenden Masse der laufenden Geschäfte, bei den mannigfachen Erschwerungen, die sich aus der räumlichen Trennung der beiden Ministerial-Abtheilungen in Beziehung auf die Behandlung und Erledigung dieser Geschäfte und die Erlangung der dem Chef nöthigen Geschäftsübersicht ergaben, und bei den fast perennirend gewordenen Verhandlungen bald mit dem einen, bald mit dem andern der verschiedenen Organe der Landesvertretung, durch welche die Thätigkeit des Staatsministers vorzugsweise in Anspruch genommen wurde, erwies sich die bestehende Einrichtung, nach welcher der letztere sowohl für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, als für die gesammte besondere Staatsverwaltung beider Landestheile ausschließlich verantwortlich gemacht wurde, als eine schlechterdings unhaltbare.

Für die somit gebotene Aenderung derselben ließ sich, unter Voraussetzung der Fortdauer der bestehenden administrativen und finanziellen Trennung der beiden Herzogthümer, keine andere Form finden, als die an sich keineswegs empfehlenswerthe, auch das Staatsministerium in zwei Theile zu zerlegen. Die diesfallsigen näheren Bestimmungen wurden dahin getroffen, daß von den beiden zu bildenden Abtheilungen die eine für die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Coburg, die andere für die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Gotha bestimmt, die Erledigung der das Interesse beider Herzogthümer berührenden Angelegenheiten, insbesondere der im § 75 des Staatsgrundgesetzes erwähnten, der dem Staatsminister unmittelbar unterstellten Abtheilung zugewiesen, dem Staatsminister neben der Leitung der einen Abtheilung zugleich die Oberaufsicht über das Ganze übertragen, an die Spitze der anderen Abtheilung ein besonderer verantwortlicher Vorstand gestellt und dem Herzog vorbehalten wurde, die eine oder die andere Geschäftsbranche von dem Ressort der Abtheilungsvorstände abzuzweigen und einem in derselben Abtheilung zu ernennenden verantwortlichen Departements-Chef zu übertragen.

Der hiernach ausgearbeitete Gesetzentwurf wurde dem neugewählten gemeinschaftlichen Landtage mittelst Erlasses vom 9. April 1857 vorgelegt, in dem letzteren aber der Ueberzeugung der Staatsregierung, daß eine vollständige, auch die Verwaltung und die Finanzen mit umfassende Vereinigung unter den einmal gegebenen Verhältnissen das wahre Interesse der beiden Landestheile am meisten fördern werde, und daß insbesondere, so lange die jetzt bestehende administrative und finanzielle Trennung derselben aufrecht erhalten werde, jede neue organisatorische Einrichtung doch immer nur eine unvollkommene und mangelhafte sein könne, nochmals Ausdruck und damit zugleich dem Landtage Veranlassung gegeben, die Vereinigungsfrage mit in das Bereich seiner Berathungen zu ziehen, auch am Schlusse desselben ausdrücklich hervorgehoben, daß die Staatsregierung auf die Berathung und Annahme des vorgelegten Gesetzentwurfs gern verzichten werde, wenn sich der gemeinschaftliche Landtag zu einem auf die vollständige Vereinigung der beiden Landestheile gerichteten Antrage veranlaßt finden würde.

Noch entschiedener sprach sich über die Stellung der Staatsregierung zu dem Entwurfe bei der am 16. April im Residenzschlosse zu Gotha vorgenommenen feierlichen Eröffnung des Landtags der Herzog selbst in seiner Thronrede aus.

Schon am 24. April erstattete die Commission des Landtags ihren Bericht über den ihr zur Vorberathung überwiesenen Erlaß und zugleich über den inzwischen eingebrachten, ihr ebenfalls zugewiesenen Antrag eines Gothaischen Abgeordneten: „die Herzogliche Staatsregierung zu ersuchen, eine auf die gänzliche Vereinigung der beiden Herzogthümer sich beziehende Vorlage baldigst an den Landtag gelangen zu lassen."

Die Majorität der Commission, bestehend aus vier Gothaischen Mitgliedern derselben, erklärte sich für den Antrag, eine Minorität, vertreten durch den Abgeordneten Oberländer, den Bürgermeister Coburgs, in einer von Uebertreibungen strotzenden Rede gegen denselben, während eine zweite Minorität, bestehend aus einem Gothaischen und einem Coburgischen Abgeordneten, sich dahin aussprach, daß der Landtag sich

nur bereit erklären möge, auf eine engere Verbindung der beiden Herzogthümer gerichtete Vorlagen der Staatsregierung der verfassungsmäßigen Berathung und Beschlußfassung zu unterziehen.

Im Laufe der Verhandlungen war auch bei dieser Gelegenheit die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags Coburgischer Seits — namentlich von dem Abgeordneten Oberländer — mehrfach angefochten worden. Es erschien daher, um späteren Weiterungen vorzubeugen, nöthig, sich über die Tragweite dieser Anfechtungen Gewißheit zu verschaffen, und richtete deshalb der Präsident des Landtags an den Abgeordneten Oberländer die Frage, ob es in seiner Absicht liege, einen nach § 115 des Staatsgrundgesetzes zu entscheidenden Competenzconflict herbeizuführen, worauf derselbe erwiderte, daß er sich nicht veranlaßt finde, auf eine derartige „Gewissensfrage" eine Antwort zu geben. Da auch die übrigen Coburgischen Abgeordneten, von denen die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags bestritten worden war, sich zu einer weiteren Erklärung nicht herbeiließen, so wurde Gothaischer Seits in Antrag gebracht, durch Beschluß des Landtags festzustellen, daß nur dann ein nach § 115 des Staatsgrundgesetzes durch Schiedsspruch zur Erledigung zu bringender Zweifel über die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags als erhoben angesehen werden könne, wenn ein bestimmter Antrag darauf gerichtet werde.

Bei der Abstimmung über diesen Antrag gaben die Coburgischen Abgeordneten, mit alleiniger Ausnahme des der zweiten Minorität der Commission Angehörigen das widrige Schauspiel, daß sie unter Führung des Abgeordneten Oberländer ihre Sitze verließen und sich an der Wand des Saales, den Rücken der Versammlung zugekehrt, aufstellten.

In dieser Stellung — durch die wohl symbolisch documentirt werden sollte, daß sie die zu fassenden Beschlüsse als für sie nicht existirend betrachten würden, — beharrten dieselben auch bei der nun folgenden Abstimmung über den von der Majorität der Commission befürworteten Hauptantrag, der unter diesen Umständen gegen nur drei Stimmen, zwei Gothaische und eine Coburgische, zur Annahme gelangte.

Man beeilte sich nach Möglichkeit, die dem Ersuchen des Landtags entsprechenden Vorlagen auszuarbeiten, die dann auch, bestehend in dem Entwurf eines neuen, die vollständige Union bezweckenden Staatsgrundgesetzes, nebst dem Entwurfe eines darauf bezüglichen Einführungsgesetzes, und dem Entwurf eines Gesetzes, die anderweite Organisation des Staatsministeriums betreffend, bereits unter dem 30. April, mittelst eines dieselben erläuternden und motivirenden Herzogl. Erlasses, eingebracht werden konnten.

Die Hauptgrundzüge des darin aufgestellten Unionsprojectes waren die folgenden:

Die Vereinigung der beiden Herzogthümer soll eine vollständige, die politischen, administrativen und finanziellen Beziehungen mitumfassende, jedwede Sonderstellung des einen oder des andern Landestheils ausschließende sein.

Es soll demnach künftig nur ein Landtag bestehen, zu welchem Coburg 11, Gotha 19 Abgeordnete stellt; den Ort des Zusammentritts desselben hat der Herzog zu bestimmen.

Dem Landtag werden alle diejenigen Rechte, welche nach dem dermaligen Staatsgrundgesetze von den drei verschiedenen Landtagen zu üben sind, in völlig gleichem Umfange wieder verliehen; überhaupt soll das bestehende Staatsgrundgesetz lediglich insoweit eine Umgestaltung erfahren, als daraus die auf die jetzige Triplicität der Landesvertretung Bezug habenden Bestimmungen aus demselben entfernt werden sollen.

Der dermalige Verwaltungs-Organismus soll möglichst vereinfacht werden, insbesondere sollen die noch bestehenden Mittelbehörden in beiden Landestheilen aufgehoben und der Wirkungskreis derselben, unter sachgemäßer Erweiterung der Competenz der Behörden erster Instanz, mit dem des Staatsministeriums verbunden werden. Das letztere soll ein einheitliches sein, in mehrere Departements mit verantwortlichen Chefs getheit werden und seinen Sitz in Gotha erhalten, dem Herzog jedoch vorbehalten bleiben, die Geschäfte des Departements für die Haus- und Familien-Angelegenheiten auch in Coburg behandeln zu lassen. Auch in Bezug auf die Finanzen soll eine vollständige Verschmelzung eintreten, mithin die Staatsschuld beider Landestheile künftig eine gemeinschaftliche werden; sämmtliche Staatseinnahmen ohne Ausnahme sollen in eine Staatskasse fließen und aus dieser wiederum sämmtliche Staatsausgaben ohne Unterschied bestritten werden.

Der gemeinschaftliche Landtag erklärte nach ziemlich lebhaften Debatten — gegen die Stimmen der Coburgischen Abgeordneten — mit nur einigen unwesentlichen Modificationen seine Zustimmung zu den Entwürfen.

Nach § 112 des Staatsgrundgesetzes mußten aber die Beschlüsse des gemeinschaftlichen Landtags zu ihrer Gültigkeit auch noch die Sanction der Speciallandtage erlangen.

Der Gothaische ertheilte dieselbe auf Antrag seiner Verfassungs-Commission einstimmig ohne vorgängige Debatte.

Dagegen lag die Besorgniß nahe, daß der Coburger Speciallandtag, dessen Mitglieder sich in dem gemeinschaftlichen Landtage insgesammt gegen die Annahme der Vorlagen ausgesprochen hatten, seine verfassungsmäßige Zustimmung versagen werde.

Es wurde daher für sachgemäß erachtet, dem Herzogl. Erlasse, mittelst dessen die Entwürfe an den Speciallandtag in Coburg gebracht wurden, zur Widerlegung der Bedenken, die Coburgischer Seits in dem gemeinschaftlichen Landtag gegen die Vorlagen geltend gemacht worden waren, eine ausführliche Denkschrift beizufügen.

In derselben sollte insbesondere der Nachweis geliefert werden, daß ein überwiegender sachlicher Grund, durch den der Widerstand Coburgs gegen die beabsichtigte Union gerechtfertigt erscheinen könnte, nicht vorhanden, dieser vielmehr auf unbegründeten oder doch im höchsten Grade übertriebenen, namentlich aus dem Uebergewicht Gothas in dem vereinigten Landtag geschöpften Besorgnissen, auf Mißverständnissen aller Art und ganz vorzugsweise auf einer Selbsttäuschung bezüglich der Finanzlage Coburgs beruhe.

Vielleicht hätte dieser Nachweis noch schärfer und schlagender geführt werden

können; bei einer unbefangenen und vorurtheilsfreien Prüfung der Vorlagen würde er gleichwohl seinen Zweck erfüllt haben.

Bei der Leidenschaftlichkeit und Voreingenommenheit, mit der man an die Berathung herantrat, konnte aber leider von einer solchen Prüfung nicht die Rede sein, und war es daher nach dem Verlaufe der erregten Verhandlungen noch für Viele ein überraschendes Ergebniß, daß der von der Commission gestellte Antrag:

„die Versammlung wolle, in Erwägung, daß sie sich weder für befugt noch für dazu gewählt erachte, eine neue Verfassung, welche einen der Vertragstheile in seiner Existenz beseitigt, zu beschließen, so wie in weiterer Erwägung, daß weder in politischer, noch administrativer, noch finanzieller Hinsicht eine Nothwendigkeit zu einer totalen Vereinigung der beiden Herzogthümer für das Herzogthum Coburg vorliegt, ja daß sogar in diesen drei Beziehungen eine vollständige Vereinigung dem Herzogthum Coburg noch Nachtheil bringen werde,"

nur mit einer geringen Majorität zur Annahme gelangte.

Dennoch wurde durch diesen Beschluß, der bestehenden Verfassung gemäß, das ganze Unionsproject zum Scheitern gebracht und die Staatsregierung in die Nothwendigkeit versetzt, mindestens zunächst von einer weiteren Verfolgung desselben abzustehen und auf den dem gemeinschaftlichen Landtage unter dem 9. April eventuell proponirten Gesetzentwurf, die Organisation des Staatsministeriums betreffend, zurückzukommen.

In seiner ursprünglichen Fassung enthielt derselbe die Bestimmung, daß eine Abänderung des § 2, insoweit darin als Sitz für die Coburger Abtheilung die Stadt Coburg, und für die Gothaische die Stadt Gotha bezeichnet war, nur mit Zustimmung der Speciallandtage erfolgen könne.

Inzwischen war jedoch der Zweifel, ob der gemeinschaftliche Landtag ausschließlich competent sei, über den Sitz einer gemeinschaftlichen Behörde zu beschließen, durch richterlichen Schiedsspruch in Bezug auf den Appellhof für die Competenz entschieden worden. Die Staatsregierung erachtete sich daher für verpflichtet, diese auf verfassungsmäßigem Wege herbeigeführte Entscheidung als Norm für ihr weiteres Verhalten anzunehmen, und beseitigte demnach jene Bestimmung aus dem Entwurfe, den sie nunmehr dem gemeinschaftlichen Landtage anderweit vorlegte.

Coburgischer Seits wurde jedoch die Anwendbarkeit der schiedsrichterlichen Entscheidung auf den vorliegenden Fall bestritten und in Folge eines von dem Abg. Oberländer gestellten Antrags von dem Landtag beschlossen, von dem Oberappellationsgericht zu Jena einen Schiedsspruch darüber einzuholen, ob zur Gültigkeit der Beschlüsse des gemeinschaftlichen Landtags über das vorliegende Gesetz, insbesondere über § 2 desselben, erforderlich sei, daß die Landtage beider Herzogthümer ihre Zustimmung dazu geben.

Das Oberappellationsgericht in Jena, bei dem von den beiderseitigen Abgeordneten Deductionsschriften eingereicht worden waren, verneinte die Frage unter ausführlicher Motivirung seiner Entscheidung. Da der gemeinschaftliche Landtag für diesen Fall den Gesetzentwurf bereits durch Majoritäts-Beschluß unverändert ange-

nommen hatte, so hätte derselbe nun alsbald zur Publication gebracht werden können.

Die Staatsregierung glaubte jedoch annehmen zu dürfen, daß der Coburgische Landtag jetzt, nachdem der eingeholte Schiedsspruch zu Ungunsten Coburgs ausgefallen war, geneigter sein werde, auf das Unionsproject einzugehen, und erachtete es deshalb um so mehr für ihre Pflicht, demselben Gelegenheit zu geben, auf seinen in der Angelegenheit gefaßten Beschluß zurückzukommen, als sie sich nur ungern und durch die Umstände gedrängt dazu entschlossen hatte, zu der proponirten Spaltung des Staatsministeriums ihre Zuflucht zu nehmen und damit den bestehenden Dualismus in die Regierungssphäre selbst zu übertragen.

Mittelst Herzogl. Erlasses vom 13. November 1857 wurde der Landtag in Coburg — unter Beifügung einer eingehenden Widerlegung der Gründe, auf welche die Verfassungs-Commission ihren zurückweisenden Antrag gestützt hatte — zu einer nochmaligen Prüfung seines früheren ablehnenden Beschlusses aufgefordert. Aber auch diesmal errang der Coburgische Hyper-Particularismus, wenn auch nur mit der Majorität einer Stimme, den Sieg.

Das Ministerialorganisationsgesetz wurde nunmehr publicirt, und die veränderte Organisation des Staatsministeriums trat mit dem 1. Januar 1858 in das Leben.

So wenig auch der damit geschaffene Zustand den Wünschen und Intentionen des Herzogs entsprach, so konnte man sich doch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine Wiederaufnahme des Unionsprojectes nicht zum Ziele führen werde, vielmehr für eine solche zuvor der Eintritt eines günstigen Zeitpunktes abzuwarten sei.

Mit der im Jahre 1866 erfolgten Vereinigung der Mehrzahl der deutschen Staaten zu dem Norddeutschen Bunde schien dieser Zeitpunkt gekommen zu sein.

Schon bisher stand die dreifache Gliederung der Landesvertretung mit der Größe des Landes in einem augenfälligen Mißverhältniß. Nachdem aber nunmehr in dem Reichstage ein neues, den sämmtlichen Staaten des Norddeutschen Bundes gemeinsames Organ der Landesvertretung mit ausgedehnten, nicht allein in die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags, sondern auch in die der Speciallandtage tief eingreifenden Befugnissen geschaffen worden war, trat dieses Mißverhältniß in der That mit einer solchen Schärfe hervor, daß es unseren Verfassungszuständen den Stempel der Lächerlichkeit aufzudrücken drohte.

Neben dieser politischen Erwägung fielen aber auch finanzielle Rücksichten schwer in's Gewicht.

In Folge der neuen Bundesverfassung, namentlich der bezüglich des Militairwesens darin getroffenen Bestimmungen, erhöhte sich der diesfallsige Aufwand der Herzogthümer dergestalt, daß sich die Abtheilung des Staatsministeriums für Coburg außer Stande erklärte, den nach der bestehenden Verfassung auf Coburg fallenden schlüsselmäßigen Beitrag aus dortigen Mitteln aufzubringen, daß aber auch die Deckung des gesammten Mehraufwands aus gemeinschaftlichen Mitteln für die

Dauer nur dann — ohne die Steuerkraft des Landes allzusehr anzuspannen — möglich erschien, wenn die Staatsverwaltungskosten auf das möglichst geringe Maaß zurückgeführt wurden, eine Möglichkeit, die eben nur dann gegeben war, wenn beide Herzogthümer auch in administrativer Beziehung vereinigt und nach allen Richtungen hin unter eine gemeinsame Verwaltung gestellt wurden.

Es wurde daher wiederum der Entwurf eines neuen auf die gänzliche Vereinigung der beiden Landestheile gerichteten Staatsgrundgesetzes, des Einführungsgesetzes zu demselben und eines die Organisation des Staatsministeriums betreffenden Gesetzes ausgearbeitet, deren Vorlegung an den gemeinschaftlichen Landtag mittelst Herzoglichen Erlasses vom 20. November 1867 folgte.

In dem Verlaufe der mit der Verfassungs-Commission desselben gepflogenen Verhandlungen zeigte sich jedoch bald, daß nunmehr von den Gothaischen Mitgliedern dem Unionsproject ein ebenso entschiedener Widerstand werde entgegengesetzt werden, wie früher von dem Coburgischen, daß aber dieses Widerstreben seinen Grund lediglich darin habe, daß sich — wenn man sich auch Gothaischer Seits über die Nothwendigkeit, unter allen Umständen für Coburg finanzielle Opfer bringen zu müssen, nicht täuschte — doch die Größe der dem Herzogthum Gotha aus der Union erwachsenden Opfer im Voraus nicht übersehen ließ und man sich in dieser Beziehung übertriebenen Befürchtungen hingab.

Diese Befürchtungen hoffte die Staatsregierung mit der Aufstellung eines gemeinschaftlichen Etats, durch welchen möglichst klar nachgewiesen werde, wie sich die finanziellen Verhältnisse der beiden Herzogthümer nach deren Vereinigung der gegenwärtigen Finanzlage gegenüber gestalten würden, auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen und fand sich daher um so mehr veranlaßt, die dem gemeinschaftlichen Landtag gemachte Proposition vorläufig zurückzuziehen, als sich in den Commissions-Verhandlungen ein Ausweg dargeboten hatte, die aus der Finanzlage Coburgs sich ergebenden Schwierigkeiten wenigstens für die nächste Zukunft zu beseitigen.

Die Zusammenstellung der Etats über die Jahres-Einnahmen und -Ausgaben der beiden Staatskassen im Zusammenhalt mit der angefertigten Uebersicht über die Gestaltung des Etats bei einer Union der beiden Herzogthümer ergab nach der Ueberzeugung der Staatsregierung mit voller Evidenz, daß ein fernerer Widerstand gegen das Unionsproject durch finanzielle Bedenken sowohl Coburgischer als Gothaischer Seits nicht mehr werde gerechtfertigt werden können.

Die früheren auf die Union gerichteten Entwürfe wurden daher nunmehr dem gemeinschaftlichen Landtag unter Beifügung der erwähnten finanziellen Nachweisungen anderweit vorgelegt.

Das Kaleidoscop des gemeinschaftlichen Parlamentarismus zeigte aber jetzt weiter ein neues und wesentlich verändertes Bild. Man wußte in dem Landtag natürlich sehr genau, welch hohen Werth die Staatsregierung auf die Durchführung ihres Unionsprojectes lege, und glaubte deshalb, dasselbe als Handelsobject benutzen zu können, um bei dieser günstigen Gelegenheit die Erfüllung verschiedener Lieblingswünsche durchzusetzen. Derartige Lieblingswünsche hegten sowohl Coburgische als Gothaische Mitglieder und

so zeigte sich denn nun das bisher unbekannte Schauspiel, daß die Mitglieder beider Landestheile in vollständiger Harmonie Hand in Hand gingen.

Aus den Commissions-Berathungen entsprang der einstimmige Antrag:
der Landtag wolle

I. beschließen, die Einzelberathung von folgenden Voraussetzungen und Bedingungen abhängig zu machen:

1. daß zunächst ein vollständiger, in Betreff der Verwaltungsbehörden auf einen speciellen Organisationsplan gegründeter Voranschlag für die Staatskasse der vereinigten Herzogthümer, sowie ein Zeitetat über den Domainenhaushalt vereinbart werde,

2. daß rücksichtlich des Aufwandes für Verwaltung weitere Ersparnisse in's Auge gefaßt und mindestens für die Zukunft gesichert werden,

3. daß durch geeignete Einrichtungen, etwa durch Bildung von Kreisgemeinden, die aus der Staatskasse zu unterstützen, mit Fonds zu dotiren oder mit Stiftungen zu verknüpfen sein würden, die Sonderinteressen der beiden Landestheile gewahrt werden,

4. daß die gesammte Grund-, Klassen- und Einkommensteuer contigentirt und nach Maßgabe der Bevölkerungszahl beider Landestheile quotisirt werde,

5. daß eine Vorlage über genaue Regulirung der Verhältnisse der Gothaer Wittwen-Societät gemacht werde,

6. daß eine Revision der Domainen-Abkommen vorgenommen werde, und insbesondere darauf sich richte, daß auch nach Aufhören der Regierung des Herzogl. Gesammthauses ein entsprechender Theil des Domainenabwurfs über die bereits bestehenden stiftungsmäßigen Leistungen hinaus, den Angehörigen der beiden Landestheile erhalten bleibe;

II. die Verfassungs-Commission bevollmächtigen, die in Aussicht genommenen Vorlagen während der Vertagung des Landtags in Berathung zu nehmen,
und dieser Antrag wurde dann auch von dem Landtag und zwar wiederum einstimmig zum Beschluß erhoben.

Bei der Tragweite dieser, mit dem eigentlichen Berathungsgegenstand, theils gar nicht, theils nur sehr entfernt in einem inneren Zusammenhange stehenden Voraussetzungen mußte es der Staatsregierung von vornherein in hohem Grade zweifelhaft erscheinen, daß auf diesem Wege das Ziel werde erreicht werden können. Der Versuch mußte aber doch gemacht werden.

Als diejenige Voraussetzung, auf deren Erfüllung Seitens des Landtags das Hauptgewicht gelegt werde, glaubte man die auf eine anderweite Regulirung der Domainenverhältnisse bezügliche betrachten zu müssen und demnach die Verhandlungen mit der Commission zunächst auf diesen Punkt richten zu sollen.

In Uebereinstimmung mit dem Herzog von Edinburg — dem nunmehrigen nächsten Agnaten — und bezw. in Voraussetzung der Zustimmung auch der übrigen Agnaten, wurden von dem Herzog in dieser Beziehung weitgehende Zugeständnisse gemacht; namentlich wurde zugesichert, daß die bisherigen Beiträge der Domaine

zum Aufwande für die Staatsverwaltung, trotz der durch die beabsichtigten organisatorischen Reformen zu erwartenden Verminderung desselben, ungeschmälert fortbezahlt, und nach dem Aufhören der Regierung des Herzoglichen Hauses, über die bereits bestehenden stiftungsmäßigen Leistungen hinaus, alljährlich 4000 Thaler für das Herzogthum Coburg und 8000 Thaler für das Herzogthum Gotha zu noch zu bestimmenden Stiftungszwecken verwendet werden sollten.

Die Verfassungs-Commission erachtete jedoch diese Zugeständnisse nicht für ausreichend und legte ihrerseits der Staatsregierung „Grundzüge" für die beantragte Revision der Domainen-Abkommen vor, nach denen dem Staat ein Theil der Domainen-Grundbesitzungen in den Grundbüchern als Eigenthum überwiesen, die bestehenden Domainen-Grund-Etats aufgehoben, die Allodialrente wieder hergestellt werden sollte, und noch verschiedene andere Unmöglichkeiten gefordert wurden.

Da diese Basis nicht sowohl auf eine Revision, als auf eine vollständige Umgestaltung der Domainen-Abkommen abzweckte, so konnte man sich nicht veranlaßt finden, auf Grund derselben in weitere Verhandlungen einzutreten, und da andererseits die Commission erklärte, daß, wenn nicht weitergehende Zugeständnisse gemacht würden, namentlich nicht eine Vorlage bezüglich der gewünschten vollständigen Revision der Domainen-Abkommen an sie gebracht werde, alle weiteren Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ziele nicht führen würden, so mußte denn auch dieser Versuch, die Vereinigung zu Stande zu bringen, als gescheitert betrachtet werden.

In der Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, hatte die Staatsregierung bisher bei Aufstellung des gemeinschaftlichen Etats kein Gewicht darauf gelegt, in denselben alle diejenigen Positionen aufgenommen zu sehen, die der verfassungsmäßigen Gemeinschaftlichkeit angehörten, und namentlich auch der von dem gemeinschaftlichen Landtag wiederholt beschlossenen Ablehnung der Aufnahme gemeinschaftlicher Einnahme-Positionen keine solche Bedeutung beigemessen, um daraus Veranlassung zu einem Conflict mit der Landesvertretung zu nehmen.

Nachdem sie jedoch bei der Erfolglosigkeit der bisherigen Versuche die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß ihr die Durchführung des Unionsprojectes nicht gelingen werde, auch inzwischen der Kreis der gemeinschaftlichen Angelegenheiten in Folge der allgemeinen deutschen Gesetzgebung sich wesentlich erweitert hatte, mußte sie es um so mehr für ihre Pflicht erachten, nunmehr die Gemeinschaftlichkeit der beiden Landestheile in demjenigen Umfange, welcher nach den Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes für dieselbe in Anspruch zu nehmen war, zur Geltung zu bringen, als nur auf diesem Wege für die Behandlung der Geschäfte in den beiden getrennten Abtheilungen des Staatsministeriums eine feste und sichere Grenzlinie zu finden war.

Der gemeinschaftliche Etat für die nächste Finanzperiode — pr. 1. Juli 1873/77 — wurde daher streng nach diesem Grundsatze aufgestellt und dem gemeinschaftlichen Landtage zur Prüfung und Beschlußfassung vorgelegt.

Nach § 70 des Staatsgrundgesetzes soll der gemeinschaftliche Landtag in Bezug auf alle diejenigen Verhältnisse, Angelegenheiten und Einrichtungen, welche als gemeinsam für beide Herzogthümer erklärt sind, die der Landes-Vertretung zustehenden

Rechte ausüben, und § 71 erklärt als für beide Herzogthümer gemeinsam unter Nr. 2 „alle Beziehungen der Herzogthümer zu dem deutschen Staatsorganismus".

In der letzteren Bestimmung war, in der Hoffnung, daß die damalige Bundesverfassung doch früher oder später eine den Wünschen der Nation entsprechende Umgestaltung erfahren werde, mit gutem Vorbedacht nicht auf die bestehende Verfassung hingewiesen, sondern der allgemeine Ausdruck „deutscher Staatsorganismus" gebraucht worden.

Nach Errichtung des Norddeutschen Bundes, bezw. des deutschen Reiches mußte daher diese Bestimmung nach Ansicht der Staatsregierung auch auf alle diejenigen in dem § 71 nicht speciell angeführten Angelegenheiten, deren Regulirung durch die Bundes- bezw. Reichs-Gesetzgebung erfolgte, von dieser Regulirung an ohne Weiteres Anwendung finden.

Diese Auslegung war es namentlich, die sowohl Gothaischer, als Coburgischer Seits mit großer Lebhaftigkeit bekämpft wurde, deren Consequenzen aber doch durch die Aufnahme der auf diese Angelegenheiten bezüglichen Positionen in den gemeinschaftlichen Etat schließlich anerkannt werden mußten.

Nach langen und erregten Debatten wurde derselbe mit verschiedenen Modificationen, jedoch nur auf ein Jahr und mit dem auch von der Staatsregierung gestellten Vorbehalt, daß aus der dermaligen Feststellung des Etats ein Präjudiz für die Zukunft nicht hergeleitet werden solle, genehmigt.

Daneben erlangte aber noch der Antrag: eine aus 7 Mitgliedern bestehende Commission zu wählen, welche im Einvernehmen mit der Herzogl. Staatsregierung die Frage in Erwägung ziehe, ob und wie, mit Ausschluß der Vereinigung der Herzogthümer in Bezug auf das Vermögen und die Steuergesetzgebung, eine Vereinfachung und Verbesserung des Staatsorganismus und seiner Verwaltung herbeigeführt werde, die allseitige Zustimmung der Versammlung.

Die Verhandlungen mit dieser Commission nahmen einen günstigen Verlauf; sie führten zu dem Ergebniß, „daß zwar eine vollständige administrative Vereinigung der beiden Herzogthümer von der Commission abgelehnt, es aber den Verhältnissen entsprechend erachtet wurde, die Union im Anschlusse an den von der Staatsregierung für die Finanzperiode 1873/77 vorgelegten Etat zu erweitern, namentlich also auch die gesammte Justizverwaltung den gemeinschaftlichen Angelegenheiten beizuzählen," und zu dem Anerkenntniß, daß der gemeinschaftliche Etat nicht bloß als ein Voranschlag für die gemeinschaftlichen Ausgaben zu gelten, derselbe vielmehr alle auf die Gemeinschaftlichkeit bezüglichen Positionen in Einnahme und Ausgabe in sich aufzunehmen habe.

In dieser Beziehung wurde jedoch Seitens der Staatsregierung das Zugeständniß gemacht, neue Ausgaben für solche Angelegenheiten, durch die später in Folge der weiteren Entwickelung der Reichsgesetzgebung der Kreis der gemeinschaftlichen Angelegenheiten noch erweitert werden könnte, nur dann in den gemeinschaftlichen Etat einzustellen, wenn sich die Majorität der Mitglieder beider Landestheile dafür erklärt habe.

Auch vereinbarte sich die Staatsregierung mit der Commission darüber, daß der gemeinschaftliche Landtag in Zukunft nicht mehr durch Wahl, sondern durch das Zusammentreten der beiden Speciallandtage gebildet und das Staatsgrundgesetz demgemäß abgeändert werden solle.

Die Staatsregierung legte das Resultat der zwischen ihr und der Commission gepflogenen Verhandlungen mit den von ihr nach Maßgabe derselben aufgestellten, die Competenz des gemeinschaftlichen Landtags wesentlich erweiternden Etat, und zwar diesen zugleich als Basis für künftige Etatisirungen, so wie den auf die Abänderung des Staatsgrundgesetzes gerichteten Gesetzentwurf zunächst dem gemeinschaftlichen Landtag, und nachdem dieser seine Zustimmung erklärt hatte, auch den beiden Speciallandtagen vor, die den Beschlüssen des gemeinschaftlichen durchweg die Sanction ertheilten.

Dies ist der gegenwärtige verfassungsmäßige Zustand des Landes.

Mit demselben ist das Ziel, welches sich der Herzog in der Herbeiführung der vollständigen Vereinigung der beiden Herzogthümer, gewiß im wahren und wohlverstandenen Interesse derselben, gesteckt hatte, trotz aller darauf gewendeten Bemühungen allerdings nicht erreicht, doch aber die Einheit beider Landestheile in einem solchen Umfange zur Anerkennung gebracht worden, daß die Duplicität des Staatsministeriums und die noch fortbestehende Triplicität der Landesvertretung der Regierung ernste Schwierigkeiten nicht mehr bereiten kann.

Register.

(Souveraine und Mitglieder souverainer Familien sind unter den Namen der betreffenden Länder aufgeführt.)





